

D.

D, der vierte Buchstabe des deutschen Abc, welcher gelinde ausgesprochen wird und dadurch vom t verschieden ist. Nur am Ende der Worte lautet er wie t. Das d wird sehr selten verdoppelt. Wird d mit t verbunden, so ist ein e ausgelassen. D in der neuern Musik: die zweite diatonische Klangstufe unsers Ton-systems. Indem das Tonzeichen auf derselben Stufe des Linien-systems stehen bleibt, wird durch Vorsezung eines \sharp oder eines b der Ton im ersten Falle um einen halben Ton erhöht und dann dis, im zweiten Falle um einen halben Ton erniedrigt und des genannt. Beide werden wegen der Schwierigkeiten der Applicatur selten als besondere Tonarten gebraucht. (Vgl. Ton, Tonart.) Das kleine d, oder auch d. m. (dextra manu), bezeichnet beim Clavierspiel die rechte Hand. Die römische Zahl D gilt 500 und soll im Mittelalter aus 10 entstanden sein. Bei römischen Inschriften bezeichnet es Vor- und Beinamen, z. B. Decius, Divus u. a. m.; bei Dedicationen bezeichnet ein dreimaliges D die Formel Dat, Donat, oder Dat, Dicat, Dedicat. Als juristische Abkürzung bezeichnet D die römischen Pandekten (Digesta). dd. bedeutet dedit, bezahlt.

Da capo (da Cap. oder d. C.), von vorn, vom Anfange, verlangt, am Ende der Tonstücke gesetzt, daß der Anfang bis zu einem gewissen Absatze, der durch Finis oder \curvearrowright bezeichnet wird, unverändert wiederholt werden soll. Auch ist es ein Zuruf für den Sänger oder Instrumentisten, das vorgetragene Tonstück zu wiederholen.

Dach, der obere Theil eines Hauses, welcher dasselbe bedeckt. Die breiten und platten Dächer der Morgenländer würden im Norden nicht gut wider den häufigen Regen schützen, und die Last des Schnees wäre ihnen gefährlich; daher sah man sich hier genöthigt, die Dächer schrägliegend und oben spitz zu bauen; doch findet man in England fast nur platte Dächer. Die Dächer sind nicht allein nach den Materialien, sondern auch nach ihrer Bauart verschieden; daher in letzterer Hinsicht z. B. deutsche, alt- und neufranzösische (letzteres Mansardendach oder gebrochenes Dach, s. Mansard), Zeltbad, Pultbad, Kuppel (s. d.) u. s. w. — Dachstuhl heißt in der Baukunst dasjenige Zimmerwerk, welches unter das Sparwerk eines Daches gesetzt wird, um es tragen zu helfen.

Dach (Simon), ein deutscher Liederdichter des 17. Jahrh., geb. zu Memel den 29. Juli 1605, besuchte die Gymnasien zu Königsberg, Magdeburg und Wittenberg, studirte in der erstgenannten Stadt und bekleidete daselbst mehre mühselige, wenig belohnende Schulämter, bis er durch den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dem er sich durch seine Gedichte empfohlen hatte, zum Prof. der Poesie an der dortigen Universität erhoben wurde. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode, den 15. April 1659. D.'s zahlreiche geistliche und weltliche Lieder und Oden sind in verschiedenen Sammlungen und fliegenden Blättern gedruckt, die vorzüglichsten in den Ariensammlungen seines Freundes, des Organisten Heinrich Albert, vereinigt mit den Gedichten dieses Componisten und eines dritten Freundes und Landsmanns, des kurfürstl. Rathes Robert Robert hin. Was u. d. T.: „Simon Dach's poetische Werke“, angeführt wird, ist nur eine Samm-

lung von Gelegenheitsgedichten auf das brandenburg. Haus (Königsb. 1696, 4.). D.'s weltliche Lieder sind leichter und inniger Natur, oft bis zum Kindischen naiv und treuherzig, und in seinen geistlichen Gesängen, deren sich mehre in unsern Gesangbüchern erhalten haben, waltet eine stille, tiefgeföhlte Andacht, ohne feurige Erhebung. Eine Auswahl aus D.'s und seiner beiden Freunde Gedichten liefert der 5. Bd. von Wilh. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.“. Vgl. „Simon Dach und seine Freunde als Kirchenliederdichter“, von A. Gebauer (Tübing. 1828).

Dacien, ehemals, nach Ptolemäus, das heutige Banat, ein Theil von Niederrungarn, gegen Abend zu, bis an die karpatischen Gebirge, Siebenbürgen, die Moldau, Walachei und Bessarabien; Einige rechnen auch noch Bulgarien und Serbien mit Bosnien, oder das ehemalige Ober- und Untermösien dazu. Die Bewohner dieses Landes, Daci, auch Davi, hatten sich lange Zeit den Römern fürchtbar gemacht. Als Trajan im Anfange des 2. Jahrh. Dacien erobert hatte, theilte er es in Dacia Riparia oder Ripensis, das heutige Banat und einen Theil Ungarns, weil es von der Theiß gegen Abend und von der Donau gegen Morgen umgrenzt wurde; Dacia mediterranea, Siebenbürgen, weil es in der Mitte der beiden andern lag, und Dacia transalpina, die Walachei, Moldau und Bessarabien, oder das jenseits der Karpathen, von Siebenbürgen aus gerechnet, gelegene Dacien. Jede dieser 3 Provinzen ließ er durch einen Präfect regieren, legte in denselben Pflanzstädte an und schickte aus andern Ländern des römischen Reichs Colonisten dahin, um den Städten Einwohner und dem Ackerbau arbeitende Hände zu verschaffen. Als Konstantin der Große das römische Reich neu eintheilte, wurde Dacien eine Diöcese der illyrischen Praefectur, und in 5 Provinzen oder Districte abgetheilt. Mit dem Verfall des römischen Kaiserthums ward es nach und nach von den Gothen, Hunnen, Gepiden und Avaren erobert. Von dieser Zeit an gehören die fernern Schicksale Daciens, dessen Name auch aufhörte, in die besondere Geschichte der Provinzen, aus welchen es ehemals bestand.

Dacier (André), geb. zu Castres in Oberlanguedoc den 6. April 1651, von protest. Ältern, studirte zu Saumur unter dem protest. berühmten Tanneguy Le Fevre, dessen Tochter Anna mit Eifer und Geschmaç die alten Sprachen trieb. Nach dessen Tode, 1672, ging er nach Paris. Der Herzog von Montansier, dem seine Gelehrsamkeit bekannt wurde, ertheilte ihm den Auftrag, den Pompejus Festus zum Gebrauch des Dauphins (in usum Delphini) zu erläutern. Gleiche Neigung zu den Wissenschaften knüpfte zwischen ihm und Anna Le Fevre 1683 das Band der Ehe, und 2 Jahre darauf gingen Beide zur kathol. Religion über. Sie erhielten vom König ansehnliche Pensionen. 1695 ward D. Mitglied der Akademie der Inschriften und der franz. Akademie. Letztere erwählte ihn in der Folge zu ihrem beständigen Secretair. Auch ward ihm die Aufsicht über das Cabinet im Louvre anvertraut. Er starb 1722. D. hat viele mittelmäßige Übersetzungen griech. und lat. Schriftsteller geliefert. Außer der Ausg. des Pompejus Festus und der „Oeuvres d'Horace en Latin et en Français“, nebst den „Nouveaux éclaircissements sur les oeuvres d'Horace“ und der „Nouvelle traduction d'Horace“ mit krit. Anmerk., sind bekannt: seine Ausg. des Valerius Flaccus; seine Übersetz. des Marc Antonin, des Epiktet, der Poetik des Aristoteles mit Anmerk., der Lebensbeschreibungen des Plutarch, des Sophokleischen Odispus und der Elektra, der Werke des Hippokrates, und mehrerer Dialogen des Platon.

Dacier (Anna le Fevre), Gattin des Vorhergehenden, geb. 1651 zu Saumur, begab sich nach dem Tode ihres gelehrten Vaters, der sie unterrichtet und ihr Talent gebildet hatte, nach Paris, wo ihre Gelehrsamkeit durch eine Ausg.

des Kallimachus (1675), welche sie dem Huetius, damaligem Unterhofmeister des Dauphins, zueignete, so bekannt wurde, daß ihr der Herzog von Montansier die Bearbeitung mehrer Ausg. der alten Schriftsteller zum Gebrauche des Dauphins auftrug. Zuerst bearbeitete sie den Florus (s. d.). Auch nach ihrer Verheirathung setzte sie ihre gelehrten Arbeiten fort. Besonders machte ihre schwache Übersetzung des Homer Aufsehen und gab Veranlassung zu einem Streite zwischen ihr und la Motte, in welchem sich zeigte, daß Madame D. noch weit weniger Logik verstand, als la Motte die griechische Sprache. In ihren „*Considérations sur les causes de la corruption du goût*“ vertheidigte sie den Homer mit dem Scharfsinne eines gründlichen Commentators, la Motte aber antwortete ihr mit den Waffen des Witzes und der Sanftmuth; weshalb man damals sagte: la Motte habe wie eine geistreiche Frau, Madame D. hingegen wie ein gelehrter Mann geschrieben. La Motte sandte sie der Königin Christine zu. Diese war es, welche sie auch zum Uebertritt zur kathol. Religion veranlaßte. Ebenso wenig schonte sie in ihrem „*Homère défendu*“ den Pater Har道in, der eine spöttelnde Lobrede dieses Dichters geschrieben hatte; man sagte, sie habe gegen den Verächter Homer's mehr Beleidigungen ausgestoßen, als dieser selbst allen seinen Helden in den Mund gelegt. Ferner nennen wir ihre Übersetzung des Terenz, zu welcher sich die franz. Sprache schon mehr eignet, und dreier Stücke des Plautus, in deren Vorrede sie mit Einsicht von dem Ursprunge, der Ausbildung und den Veränderungen der dramatischen Poesie redet. Als die erste Übersetzung des komischen Dichters der Griechen verdient ihre „*Traduction du Plutus et des Nuées d'Aristophane*“ billige Nachsicht. Ihre „*Traduction d'Anacréon et de Sappho*“, mit welcher eine Vertheidigung der Lyktern verbunden ist, machte zu ihrer Zeit Glück. Sie schrieb auch Anmerk. über die heil. Schrift, welche sie aber nicht herausgab. Ihr Leben war ganz den Wissenschaften und ihrem häuslichen Wirkungskreise gewidmet, und endete 1720. Gleich achtungswerth durch ihren Charakter und durch ihre Talente, gewann sie ebenso viel Bewunderer durch ihre Tugend, ihre Standhaftigkeit und ihren Gleichmuth, als durch ihre Schriften. Sie wurde Mitglied mehrer Akademien. — Dacier (Ben. Joseph), geb. 1742, gest. 182..., beständiger Secretair der franz. Akademie der Inschriften seit 1782, schrieb die Geschichte derselben, mehrer Eloges des Académiciens, und gab ihre Mémoires heraus.

Dädalus (Daidalos), Dädalien (Daidalien, Dädali), ganz gegliederte Figuren oder Bilder, die mit den Füßen in fortschreitender Bewegung sind. Woher sie diese Benennung haben, darüber ist man nicht einig. Winkelmann, dem Paláphatus und Diodor folgend, sagt: „Dädalus fing an, die untere Hälfte der Hermen in Gestalt der Beine völlig von einander zu sondern, und von ihm sollen die ersten Statuen den Namen Dädali bekommen haben“. Auch ist die gewöhnliche Meinung, daß Dädalus zuerst an den Statuen die Schenkelbeine fortschreitend und abge sondert gestellt habe (woraus sich die Sage erklärt, seine Statuen hätten sich bewegt), da alle frühern Bildhauer die Bildsäulen mit niederhängenden, von den Seiten und in der Mitte nicht abgetheilten Armen und Füßen gebildet hatten, wie die mumienartigen Statuen der Aegypter. Nach Pausanias erhielt Dädalus seinen Namen von jenen Statuen (der Name dieser käme dann von *daidalos*, d. h. künstlich ausarbeiten). Böttiger (in s. „Vorlesungen über die Archäologie“, Dresden 1806) vermuthet, daß Dädalus nicht ein Eigennamen, sondern ein Gemeinname aller ersten Architekten, Metallurgen und Bildschnitzer in der griechischen Vorwelt sei, also überhaupt einen Kunstmenschen bezeichne, sowie *dädalisch*, das Kunstreiche, Künstliche. Jede Kunst pflanzt sich im Anbeginn nur im Familienkreise fort, und die Schüler werden ebenfalls Söhne genannt. So kennen die Alten eine Künstlerfamilie (Kunstschule) des

Dädalus: Talos, Perdir, Dipónos, Skillis u. A. Nach der gewöhnlichen Meinung lebte er 3 Menschenalter vor dem trojanischen Kriege und war ein Künstler von ausgezeichneten Talenten in Architektur, Bildhauerei, Steinschneidekunst, auch Erfinder mehrerer dazu nöthigen Werkzeuge, z. B. Art, Nichtwage. Als Bildhauer arbeitete er meistens in Holz und war der Erste, der seinen Bildern geöffnete Augen gab. Dies that er in Athen, welches er, weil er seinen Schüler Talos eifersüchtig getödtet hatte, verlassen mußte. In Kreta erbaute er das Labyrinth, verfertigte für Ariadne eine Gruppe Tänzer und Tänzerinnen aus weißem Stein, aber auch für Pasiphaë die berühmte hölzerne Kuh. Mit seinem Sohne Ikarus eingekerkert, sann er auf Mittel zur Flucht. Die Flügel aus Leinwand, nach Doid aus Federn mit Wachs befestigt, die dem allzu hoch strebenden Ikarus den Tod brachten, wodurch das Ikarische Meer den Namen erhalten haben soll, sind bekannt. Dädalus selbst gelangte nach Sicilien, an dessen südlicher Küste ein Ort von ihm Dädalium benannt wurde. Auch wurde zu Böotien, besonders zu Platäa, ein bekanntes Fest (Dädala oder Daidalea), Bilderfest, gefeiert. Man darf mit ihm einen spätern Bildhauer Dädalus aus Sycon nicht verwechseln. Daß hier aus mehreren Sagen ein Ganzes zusammengefloßen sei, wozu die Dädali, Kunstmenschen, Veranlassung gaben, ist nur allzu-glaublich. dd.

Daendels (Hermann Wilhelm), niederländischer General, geb. 1762 zu Hattam im Geldrischen, nahm an den in Holland 1787 eingetretenen Unruhen im Sinne der sogenannten Patrioten einen so bedeutenden Antheil, daß er mit vielen andern seiner gleichgesinnten Landsleute eine Freistadt in Frankreich suchen mußte, wo er sich in Dünkirchen mit Handels speculationen beschäftigte. Bei der Wendung, welche der Revolutionskrieg nahm, ward er 1793 in der neuerrichteten Freilegion, Franc-étranger, als Oberst angestellt, und leistete Dumouriez in seinem Zuge gegen Holland bedeutende Dienste. Noch größere leistete er Pichegru in dem Feldzuge von 1794, der diesen zum Meister von ganz Holland machte. D. trat nun als Generalleutnant in die Dienste der batavischen Republik, und hatte von jetzt an auf die Regierungs- und Verfassungsveränderungen einen bedeutenden Einfluß. 1799 befehligte er die batavische Armee, als die Engländer und Russen in Holland landeten. Bei der Thronbesteigung Ludwig Bonaparte's ward er von diesem zum Generalgouverneur von Batavia ernannt. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich rief ihn Napoleon von diesem wichtigen Posten zurück. Im Sommer 1812 traf D. wieder in Europa ein, befehligte darauf eine Division in Rußland, und vertheidigte Modlin. 1814 ward er vom König der Niederlande zur Besiznahme und neuen Einrichtung der wieder erworbenen Besitzungen auf der Küste von Afrika ernannt. Auch hier bewies er seine bekannte Energie; er ward Friedensvermittler zwischen benachbarten Negerstaaten, beförderte die Anlegung neuer Pflanzungen nach westindischer Manier und störte den Sklavenhandel, bis ihn der Tod ereilte. Sein „Compte rendu“ über seine Verwaltung in Java (1808 — 11, 4 Bde., Fol.) hat über die Statistik und den Zustand dieses Landes viel Licht verbreitet.

Dagobert I., wegen seiner Kriegsthaten der Große genannt, König der Franken aus dem Merovingischen Geschlechte, folgte 628 seinem Vater Clotar II., welcher das getheilte fränkische Reich wieder vereinigt hatte. Er kriegte glücklich gegen die Slawonier, Sachsen, Gasconner und Bretagner, aber er besaß seinen Ruhm durch Grausamkeit, rohe Willkür und ungezügelter Wollust. Nach Besiegung der Sachsen, so wird erzählt, ließ er alle Diejenigen hinterrichten, deren Wuchs die Länge seines Degens überstieg. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er den Franken bessere und vollständigere Gesetze geben ließ. Er starb 638 zu Epinay in einem Alter von 32

Jahren und ward zu St. Denis beerdigt, welches er 6 Jahre vorher gegründet hatte.

D'Aguesseau (Henry François), ausgezeichnet in den Jahrbüchern der französischen Gesetzgebung und Beredsamkeit, war geb. zu Limoges 1668. Er zeigte früh die glücklichsten Anlagen. Sein Vater, Intendant von Languedoc, war sein erster Lehrer. Der Umgang mit Racine und Boileau bildete sein Talent zur Dichtkunst. Er wurde 1691 in Paris Generaladvocat, und in einem Alter von 32 Jahren Generalprocurator des Parlaments. In diesem Posten bewirkte er viele Verbesserungen der Gesetze und Rechtspflege und nahm sich besonders der Verwaltung der Hospitäler an. Bei einer Hungersnoth im Winter 1709 wandte er alle seine Macht an, um das Elend zu mildern. Als standhafter Vertheidiger der Rechte der Nation und der gallicanischen Kirche verwarf er die Beschlüsse Ludwigs XIV. und des Kanzlers Boissin zu Gunsten der päpstlichen Bulle Unigenitus. Unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans ward er Kanzler (1717), fiel aber, weil er sich Law's unheilbringendem Finanzsysteme widersetzte, 1718 in Ungnade und zog sich auf sein Landgut zu Fresnes zurück. Hier genoß er, wie er selbst sagte, die schönsten Tage seines Lebens; er beschäftigte sich mit dem Lesen der Bibel, mit dem Plane einer Gesetzgebung und dem Unterrichte seiner Kinder. Mathematik, Ackerbau, Künste und Wissenschaften füllten seine Muße aus. Als 1720 Law das Mißvergnügen von ganz Frankreich erregt hatte, glaubte man eines Mannes wie d'Aguesseau, der die Liebe des Volks befaß, nöthig zu haben, um das allgemeine Murren zu stillen: d'Aguesseau ward also in seine vorige Würde wieder eingesetzt. Dieser Zeitraum in seinem Leben erscheint für seinen Ruhm weniger glänzend: denn er nahm aus Law's Hand seine Stelle wieder an und gab seine Einwilligung zu gewissen unhaltbaren und verderblichen Planen, die das Parlament jedoch verwarf; er duldete auch am Ende sogar, daß eben dieses Parlament nach Pontoise verwiesen wurde. Nichtsdestoweniger ward er 1722 zum zweiten Male verwiesen, weil er sich dem Cardinal Dubois widersetzt hatte, ward zwar 1727 vom Cardinal Fleury abermals zurückberufen, erhielt aber sein Amt erst 1737 wieder. Er hatte die Absicht, Einheit in die Vollziehung der alten Gesetze zu bringen, ohne ihre Grundlage zu erschüttern, und das Mangelnde hinzuzusetzen. Allein diese Arbeit überstieg die Kraft eines einzelnen Menschen. Er starb 1751, nachdem er 1750 die Kanzlerwürde niedergelegt hatte. „Seine durch mehre Ausgaben verbreiteten Schriften“, sagt Bouquerel, „sind Muster der wahren Beredsamkeit in ihrer Art: geistreich, verständig, prunklos, zierlich, und doch kraftvoll, immer dem Gegenstande angemessen und voll vortrefflicher Lehren, besonders für Diejenigen, die sich zu Staats- und Justizmännern bilden wollen. Vortrefflich sind die Vorträge, mit welchen er die Sitzungen des Parlaments eröffnete.“ — Sein Enkel, der Marquis D'Aguesseau (Henry Cardin Jean Baptiste), seit 1814 Pair von Frankreich, seit 1789 Mitglied der Akademie der Wissenschaften (gest. zu Paris den 22. Jan. 1826), war Rechtsgelehrter, Mitglied der ersten Nationalversammlung und unter Napoleon Senator; dann ein treuer Anhänger des Königs.

Dahl (Johann Christian), Landschaftsmaler, seit 1820 Mitglied der dresdner Akademie, dann Professor, geb. den 24. Febr. 1788 zu Bergen in Norwegen, sollte anfangs Theologie studiren, hatte aber dazu weder Neigung noch die Mittel; daher wurde er in seiner Vaterstadt bei einem Malermeister in den Unterricht gegeben. Hier arbeitete er an allerlei Schildereien, Zimmerverzierungen u., lernte jedoch wenig, außer daß er den Drang nach dem

Höher deutlich in sich wahrnahm. Als 1809 seine Lehrzeit vorüber war, übte er sich selbst, nach eigener Lust und Laune, 2 Jahre lang, bald an Theaterdecorationen, bald im Portrairen, bald in Landschaften. Vorzüglich zeichnete er gern nautische Gegenstände; er studirte Schiffe, das Meer und Norwegens Natur. 1811 ging er nach Kopenhagen, wo er, von Kunstfreunden ermuntert, in der dortigen Akademie seine Anlage für die heroische Landschaftsmalerei, durch die Darstellung norwegischer Naturscenen und eigne Compositionen zu technischer Fertigkeit ausbildete. Zu den Ausstellungen in Kopenhagen, 1814 und 1815, gab er mehre Bilder. 1818 ging er über Berlin nach Dresden. Hier erregten seine norwegischen Felsenküsten und Schiffe, die mit den Wellen kämpften, die Aufmerksamkeit der Kenner. Er malte mit großer Leichtigkeit, vieler Wahrheit und Kraft. Seine Vorgründe: Felsmassen, Baumgruppen, Pflanzenwuchs und Wasserstücke, waren trefflich ausgeführt. Das erste große Bild von ihm, eine norwegische Felsenlandschaft mit einem Wasserfalle, das 1819 in Dresden ausgestellt war, kaufte der Erbprinz Christian von Dänemark. Zwei andre von demselben Jahre kehrten ebenfalls in sein Vaterland zurück. 1820 reiste D. durch Tirol nach Italien. Hier brachte er 7 Monate in Neapel zu, meist im Gefolge des Erbprinzen Christian. Er malte den Landsitz, den der Prinz bewohnte, und sein fürstlicher Gönner überreichte dieses Bild dem Könige von Neapel. Dann war er 6 Monate in Rom, wo ihm Thorwaldsen, Prof. Bronstedt und der preuß. Generalconsul Bartholby mehre Arbeiten auftrugen. Im Sommer 1821 kehrte er durch Tirol, dessen pittoreske Natur ihn mächtig anzog, nach Dresden zurück. Viele Bilder haben nicht bloß das Verdienst der Wahrheit nach der Natur, sondern auch das der dichterischen Veredlung des individuellen Charakters jener Gegenden, die ihm den Stoff zu seinen Compositionen darboten. Unter seinen vielen Skizzen von Italiens und Tirols Naturschönheiten sieht man wahre Musterbilder von den Bewohnern der Länder, die er besuchte. Auch von Dresdens Umgebungen hat er einige gut dargestellt. Nicht minder glücklich hat D. seine Kunstkraft in Erfindungen geübt. So zeugen von seinem Reichthum an trefflichen Studien sein Felsenbild mit einem Wasserfalle, in der Mitte die Ruine eines Bergschlosses; mehre Seestücke mit Schiffen im Sturm u. a. vom J. 1820; ferner vom J. 1822: eine Winterlandschaft mit einer Eiche, im Abend, und das Bild der Ruhe, eine Mondnacht am Meeresufer mit ausgespannten Fischernezen. Größeres noch darf man von dem bescheidenen Künstler hoffen. D. ist ein Sohn der rauhen nordischen Natur, welcher am Golf von Neapel und auf den Höhen Roms den reizenden Farbenton des Südens sich anzueignen strebte und den höhern Kunststyl in sich ausbildete, der eine kühne und feurige Einbildungskraft und ein tiefes Gefühl für das Erhabene und Große befreundet.

20.

Dahomé (Dahomey), Königreich an der Sklavenküste von Guinea, bisher den Europäern nur durch den Sklavenhandel bekannt, weshalb sich daselbst, namentlich zu Sida, englische, französische und portugiesische Forts und Factoreien befinden. Genauere Nachrichten von diesem mächtigen Negerstaate der Affantis, mit der Hauptstadt Abomeh (24,000 E.), gab Leob's „Voyage to Africa“ (Lond. 1820; franz. von Gauttier, Par. 1821). Alle Gewächse, Zuckerrohr und alle tropische Früchte gedeihen hier auf das üppigste. Viele Bäume sind so groß, daß man aus ihnen Canots verfertigt, in welchen 70 — 100 Menschen Platz haben. Eine Frucht, die wie eine reife Caffeebohne aussieht und anfänglich keine besondere Süßigkeit zu haben scheint, läßt auf der Zunge so viel von diesem Eindrucke zurück, daß ein Glas Essig darauf wie süßer Wein, und die

sauerste Citrone wie eine reife Orange schmeckt. Die Wirkung dieser wunderbaren Beere (*Cerasus oxyglycus*), welche Alles dem Gaumen zuckerhaft macht, verliert sich nicht eher, als bis man verschiedene Male gegessen hat. — Die Regierung ist völlig despotisch. Der König hat 3—4000 Weiber, von denen eine Anzahl bewaffnet und geübt ist; diese bilden seine Leibwache. Auf den Gräbern der Ahnen des Königs werden jährlich eine Menge Menschen, meistens Gefangene, geopfert, theils um die Gräber zu besuchen, theils um diesen Ahnen allerlei Bediente in die andre Welt zu schicken. Es wird für eine Ehre gehalten, wenn der König selbst bei solchen Gelegenheiten den Scharfrichter abgibt. Zu diesem Feste werden die europäischen Consuln eingeladen, und während der Hinrichtung singen die Neger in Kreistänzen Lieder zum Lobe ihres Monarchen. Tritt einer von ihnen fehl, so wird er mitten in den Haufen der Opfer geführt und ebenfalls hingerichtet. Will der König irgend einem seiner Ahnen eine frohe Nachricht zukommen lassen, so fertigt er den ersten besten seiner Hofbedienten an ihn ab, indem er ihm, nach Mittheilung des Auftrags, den Kopf abhaut. Die Dahomier haben ein sehr treues Gedächtniß, obgleich sie Nichts von Schrift wissen. Ihre Sprache hat nicht so viel Nasen- und Kehltöne wie die der weiter westwärts wohnenden Nationen. Ihre Gesänge sind ziemlich wohlklingend, und sie wissen ihre plumpen musikalischen Instrumente gut zu behandeln. Wenn sie tanzen, so geschieht es meistens bei Mondschein, unter einem großen Baume, wo sie sich höchst fantastisch gebärden.

20.

Daire oder Dairo, s. Japan.

Daktyliographik, die Steinschneidekunst (s. d.).

Daktyliothek, griech., eine Sammlung von geschnittenen Steinen.

Nirgends war die Steinschneidekunst zu höherer Vollkommenheit geblieben als in Griechenland, wo man geschnittene Steine nicht bloß in Ringen trug (daher der Name von *δακτύλιος*, der Ring), sondern auch zum Siegeln gebrauchte und Prachtgefäße damit verzierte. Weit hinter den Griechen blieben in dieser Kunst die Römer zurück; reiche Römer aber waren die Ersten, welche von solchen Steinen Sammlungen anlegten. Scaurus, des Sylla Stiefsohn, machte den Anfang (Plinius, „Hist. nat.“, 37, 5); der große Pompejus brachte des Mithridates Sammlung nach Rom und stellte sie im Capitol auf; eine ungleich größere César im Tempel der Venus Genitrix, und unter August nachher M. Marcellus im Tempel des palatinischen Apollo. In neuern Zeiten wetteiferten die Fürstenthümer Italiens, auch diese Kunstschatze um sich zu versammeln. Das Haus Gonzaga legte die erste Daktyliothek an, ihm folgte das Haus Este zu Modena, das Haus Farnese, und in Florenz, aus dem Hause Medici, Lorenzo der Prachtige. Die Steine, die er besaß, sind noch kennbar, indem er die Gewohnheit hatte, sie mit Lor., oder Lor. de M., oder auch bloß M. bezeichnen zu lassen. Seine Sammlung wurde zerstreut, von den Medici aber eine neue angelegt, der Grund zur jetzigen florentinischen, der beträchtlichsten von allen: denn sie enthält gegen 4000 Steine. In Rom entstanden erst unter Julius II. und Leo X. unbedeutende Sammlungen. Maria Piccolomini, ein römischer Prälat, hatte hier die beste, und Lucio Ddescalchi, nachher Duca di Bragiani, erbt die der Königin Christina von Schweden. Späterhin hatte Rom die Sammlungen in der vaticanischen Bibliothek (mehr durch Zufall als Plan zusammengebracht), in den Palästen Barberini und Strozzi (Meisterwerke enthaltend, jetzt in St.-Petersburg), und noch jetzt zeichnen sich die dem Prinzen Piombino gehörige Ludovisische Sammlung und die des Cardinals Borgia zu Belletri, berühmt durch ihre ägyptischen Steine und Scarabäen, aus. Neapel hat schöne geschnittene Steine im Cabinet zu Por-

tici und zu Capo di Monte. Zu Catania in Sicilien brachte der Prinz Piscari eine große Sammlung von lauter einzeln in Sicilien gefundenen Steinen zusammen. In Frankreich wurde die erste bereits unter Franz I. angelegt, in den bürgerlichen Kriegen aber zerstreut. Der Grund zu der jetzigen sehr merkwürdigen, des Antikencabinetts der königl. Bibliothek, legte Louvois unter Ludwig XIV. Eine gute Sammlung war die des Herzogs von Orleans, die ihm als Erbschaft aus der Pfalz zuviel. Außerdem mehrte Privatsammlungen. In England sind die Sammlungen der Herzoge von Beaufborough, Devonshire, Carlisle, Bedford und Marlborough am bekanntesten. Auch Deutschland besitzt solche Sammlungen. In Sanssouci sind mehr vereinigt, unter diesen die durch Winkelmann's Beschreibung so berühmte von Muzel Stofch. Wien hat ein eignes Gemmencabinet; die dresdner Sammlung ist nicht unbedeutend; einige gute Steine besitzt die Rathsbibliothek zu Leipzig. Die Sammlung zu Kassel ist zahlreich, aber unbedeutend; schöne Stücke besitzt München. Außerdem gibt es noch manche Privatsammlung. In den Niederlanden ist das Cabinet des Königs bedeutend. Im königl. Schlosse zu Kopenhagen sieht man einige Gefäße mit eingelegten geschnittenen Steinen, und Petersburg hat außer der kaiserlichen, deren Grundlage die des berühmten Steinschneiders Natter war, an der des Grafen Poniatowski eine der reichsten. Um die zierlichen und sinnreichen, oder auch bloß merkwürdigen Bildwerke solcher Steine zu vervielfältigen, bedient man sich des Kupferstichs und des Abdrucks oder Abgusses (s. d.). So sind nicht nur einzelne solcher Bildwerke, sondern auch alle Bildwerke von Einer Art zusammen, oder die eines ganzen Cabinets durch den Kupferstich bekanntgemacht worden. Bildwerke einer gewissen Art stellten zusammen: Bellori, Bildnisse von Philosophen u. A.; Chifflet, Abraras (s. Gnosie); Gori, Steine mit Sternen; Ficoroni, Steine mit Inschriften; Stofch, Steine mit den Namen der Künstler. Abbildungen ganzer Sammlungen lieferten Gori in dem Museum florentinum, Vicar und Mongez in der Galerie von Florenz, Mariette von der ehemaligen franz., Leblond und Lachaux von der des Herzogs von Orleans, Eckhel von der wiener. Außerdem gehören hierher das Muséum d'Odescalchi, die Cabinette von Gravelle, Stofch, Bossi, des Herzogs von Marlborough. Wie schön aber auch mehr dieser Abbildungen sind, so gebührt doch den Abdrücken der Vorzug. Sammlungen solcher Abdrücke nennt man ebenfalls Daktyliotheken, z. B. die Lippert'sche aus 3000 Stücken bestehende Daktyliothek. Sie sind ein wichtiges Hülfsmittel für das Studium dieses Zweigs der Antike. (S. Pafte.)

Daktylogie oder Daktylonomie ist die Kunst, an den Fingern zu rechnen; im weitern Sinne die Fingersprache oder die Kunst, durch die Finger seine Gedanken auszudrücken.

Daktylus, daktylisch, s. Rhythmus.

Dalai=Lama, s. Lama.

Dalayrac (Nicolas), oder D'Alayrac, geb. zu Muret in Languedoc den 13. April 1753, stammte aus einer adeligen Familie und kam 1774 nach Paris, wo er bei der Garde Dienste nahm. Aus Neigung für Musik und dramatische Kunst besuchte er die Vorstellungen der Opern von Grétry, die in ihm die Lust, seine Kräfte in ähnlichen Arbeiten zu versuchen, erregten. Unter L'Angle's Leitung erlernte er die Grundsätze der Composition. In seinen Werken findet man weniger Originalität als in denen von Monsigny und weniger komische Einfälle als in denen von Grétry; aber durch Naivetät, Anmuth und Zartheit der Empfindung zeichnet er sich vor Weiden aus. Einzig ist er in den anmuthigen Melodien seiner Canzonetten, Couplets, Vaudevilles. 1782 debutirte er auf dem Theater der

komischen Oper mit der „Eclipse totale“. Unter seinen 56 Opern erhielten den meisten Beifall, auch auf deutschen Theatern: „Die beiden kleinen Savoyarden“; „Adolph et Clara, oder die beiden Gefangenen“; „Azémia, oder die Wilden“; „Raoul de Créqui“; „Maison à vendre“ (der Hausverkauf); „Zwei Worte im Walde“; „Gulistan“; „Nina“ u. A. In der Composition der letztern Oper wurde er jedoch von Paesiello, in der Composition des „Sergino“ und der „Camilla“ von Paer übertroffen. Durch die Vernachlässigung eines Katarths zog sich Dalayrac den 27. Nov. 1809 den Tod zu. Er hinterließ das Stück: „Le poète et le musicien“. Die Schauspieler der komischen Oper stellten seine Büste von Cartellier in ihrem Foyer auf. Seine Compositionen waren zum Theil für die 3 Lieblingschauspieler der komischen Oper, des sogenannten Théâtre Feydeau, berechnet, für Elleviou, Martin und Mad. St.-Aubin. Von diesen mußte man seine Operetten sehen und hören. Sein Leben von Pixerecourt erschien Paris 1810.

Dalberg (Geschlecht der Freihn. von), auch Dalburg. „Ist kein Dalberg da?“ so mußte ehedem bei jeder deutschen Kaiserkrönung der kaisert. Herold rufen, und der anwesende Dalberg beugte sein Knie vor der neugekrönten Majestät und empfang von ihm den Ritterschlag als erster Reichsritter. So groß waren die Verdienste der Urahnen der jetzigen Dalberge, der alten Kämmerer von Worms, und ihr Ansehen! Mit dem Erlöschen der deutschen Kaiserwürde (1806) schien auch dieses Vorrecht nur noch im Andenken an die Ehrwürdigkeit vergangener Zeiten fortzuleben; aber Napoleon erinnerte an dieses Herkommen, indem er festsetzte: daß der Ritterschlag der Dalberge künftig ein Attribut der franz. Kaiserwürde sein, und vor Frankreichs Throne getragen werden solle: „Ist kein Dalberg da?“ — Die Dalberge stammen von denen von Leyen ab. Godebald III. von Leyen erbaute um 1170 die Burg Dalberg. Sein Stamm erlosch 1315 mit Anton v. Dalberg. Die Güter fielen an Johann, Kämmerer von Worms, der Namen, Schild und Helm von Dalberg dem seinigen beifügte. Die Familie erhielt die reichsfreiherrl. Würde im 17. Jahrh. Das Geschlecht ist gegenwärtig getheilt in die Dalberg-Hernsheim er (von dem Pfarrdorfe Hernsheim bei Worms, mit einem Schloß, wo sich das Dalberg'sche Archiv befindet, und einem Garten) und die Dalberg-Dalberg'sche Linie. Vom Schlosse Dalberg sieht man die Ruinen bei dem Dorfe Dalberg bei Stromberg in Rheinpreußen. Als Beschützer der deutschen Literatur und Kunst sind berühmt: Johann v. Dalberg (Dalburg), Kämmerer und 1482 Bischof von Worms, geb. 1445, gest. 1503 (s. G. W. Zapf, „über J. v. D.'s Leben und Verdienste“, Augsb. 1789, umgearb. Aufl. 1796, nebst Nachtrag, Zürich 1798), der auch auf Veranlassung des Konrad Celses die Societas literaria Rhenana s. sodalitas Celtica, welche zu Heidelberg ihren Hauptsitz hatte, stiftete, und ihr Vorsteher war; Wolfgang v. Dalberg, Kämmerer von Worms, 1582 Erzbisch. und Kurf. von Mainz, starb 1601 (s. dessen Leben von D. Heim); Adolf, Freih. v. Dalberg, gefürst. Abt zu Fulda, welcher 1734 eine kathol. Universität zu Fulda gründete; der vormal. Großherz. Karl (s. d. folg. N.) und dessen Brüder: 1) Wolfgang Heribert, Reichsfreih. v. Dalberg, bekannt durch dramat. Arbeiten, kurpfalzbaier. Ober-Appellations-Gerichtspräsident, zuletzt badischer Staatsminister, war geb. 1750, und starb zu Manheim d. 27. Sept. 1806; 2) der 1813 gest. Joh. Friedr. Hugo, Freih. v. Dalberg, Domcapitular zu Trier, Worms und Speier; beide waren Freunde und Beschützer der Wissenschaften und Künste; letzterer ausgezeichnet als Tonsetzer und Schriftsteller über die Musik, auch Alterthumsforscher. Von Wolfgang Heriberts Kindern nennen wir: Emmerich Joseph (s. d.).

Dalberg (Karl Theodor Anton Maria, Reichsfreih. von), Kämmerer von Worms, ehemaliger Kurfürst zu Mainz und Erzkanzler, dann Fürst Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, endlich Erzbischof zu Regens-

burg und Bischof zu Worms und Konstanz, Mitgl. des franz. Nationalinstituts, geb. d. 8. Febr. 1744 zu Hemsheim bei Worms auf dem Stammhause des Dalberg'schen Geschlechts, manheimer Linie. Sein Vater war kurfürstl. mainzischer Geh.-Rath, Statthalter von Worms und Burggraf zu Friedberg. Er erhielt eine treffliche Erziehung und widmete sich in reifern Jahren dem geistlichen Stande, hielt sich abwechselnd theils in Worms auf, theils zu Mannheim und Mainz, und machte verschiedene Reisen. Bald wurde er Capitularherr bei dem Erzstifte Mainz und Domherr in den Hochstiftern Würzburg und Worms. 1772 ernannte ihn der Kurfürst zum wirkl. Geh.-Rath und Statthalter zu Erfurt. Er unterzog sich während seines vielfährigen Aufenthalte daselbst allen Geschäften mit musterhaftem Fleiße, seltener Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, und zeigte durch seine hellen Ansichten und tiefen Blicke in das Wesen jedes Geschäfts, daß er ganz zur Leitung wichtiger Geschäfte gemacht sei. Dabei befeelte ihn eine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe und ein unerschütterlicher Muth in Behauptung Dessen, was er für recht und gut erkannt hatte. Wissenschaft und Kunst waren diejenigen Gegenstände, denen er seine ganze Neigung widmete. Er unterstüzte Gelehrte und Künstler, zog sie in seine Nähe, suchte jedem aufblühenden Talente seine Entwicklung zu erleichtern, und hielt zu dem Ende in seinem Hause Versammlungen, an denen jeder Gebildete Antheil nehmen konnte. Die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, deren Präsident er wurde, erhielt durch ihn neues Leben; er arbeitete selbst viele gelehrte Abhandlungen und scharfsinnige Werke aus und wußte durch Theilnahme an der Wirksamkeit der Künstler und Gelehrten sich ihr Zutrauen und ihre Verehrung zu erwerben. 1787 wurde er Coadjutor des Erzstifts und Kurfürstenthums Mainz, sowie des Hochstifts Worms, und 1788 Coadjutor von Konstanz und Erzbischof von Tarsus. 1800 gelangte er zur Regierung des Hochstifts Konstanz, und 1802 wurde er nach dem Tode des Kurfürsten von Mainz Kurfürst und Erzkanzler des deutschen Reichs. Durch die neue politische Gestaltung Deutschlands 1803 kam er in den Besitz von Regensburg, Aichach und Wehlar. Seit 1806 ward er des heil. Stuhls zu Regensburg Erzbischof und Primas, Fürstprimas des rheinischen Bundes, souverainer Fürst und Herr von Regensburg, Aichach, Frankfurt a. M. und Wehlar. In Regensburg errichtete er dem berühmten Kepler das erste Denkmal. 1810 trat er das Fürstenthum Regensburg an Bayern ab, und erhielt dagegen einen beträchtlichen Theil der Fürstenthümer Fulda und Hanau, und ward Großherzog. 1813 verzichtete er freiwillig auf alle seine Besitzungen als Landesherr und zog sich in den Stand eines Privatmanns zurück; nur seine geistlichen Gerechtsame als Erzbischof behielt er sich vor. Er wählte zu seinem Aufenthalte seine ehemalige Residenzstadt Regensburg. Besonders ließ dieser höchst wohlthätige Fürst die Unterstützung der Armen, für die er eine noch blühende Anstalt stiftete, und die Verbesserung der Schulanstalten sich angelegen sein. Als Großherzog von Frankfurt befand er sich in schwierigen Verhältnissen; denn durch den neuen Regenten verlor der kleine Staat seine Selbständigkeit und ehemalige Verfassung. Dies schon machte, daß man ihm nicht überall mit Liebe entgegen kam. Indessen verdankt ihm Frankfurt die schönen Anlagen um die Stadt. Das Fürstenthum Aichach, auch Wehlar, besitzen bleibende Erinnerungen an D. Vorzüglich ließ er sich das Personal des ehemaligen Reichskammergerichts empfohlen sein. Als Erzbischof verrichtete D. an Festtagen den Gottesdienst in der Hauptkirche zu Regensburg, seines hohen Alters ungeachtet, persönlich, sowie er jedes andre Geschäft seines Amtes mit strenger Gewissenhaftigkeit versah, und seinen Untergebenen stets als

Muster der Frömmigkeit und Sittenreinheit vorleuchtete, ohne deshalb streng oder unduldsam zu sein. Dem Hochstifte Konstanz nützte er durch einen Schulentwungsplan, durch Unterstützung der milden Stiftungen, sowie durch Anordnungen zu besserem Feld- und Weinbau. Ebenso ermunterte er die wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichen durch Aussetzung von Preisen für die besten Arbeiten, die in ihr Fach einschlugen. Als Privatmann so sparsam als möglich, behielt er immer Etwas für Arme und Hilfsbedürftige übrig. Als Gelehrter und Schriftsteller gehörte D. unter die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Ohne einer entschiedenen Lieblingsmeinung zu hulbigen, nahm er an allen Bestrebungen in der gelehrten Welt Antheil. Sein Umgang mit Herder, Göthe, Wieland, Schiller u. A. befruchtete seinen Geist immer mit neuen Ideen und Ansichten. Seine Schriften betreffen meistens Gegenstände des philosophischen Nachdenkens und empfehlen sich durch Gründlichkeit der Forschung und durch eine gewinnende Beredsamkeit. Wir nennen darunter die „Betrachtungen über das Universum“ (5. Aufl. 1805); die „Grundsätze der Ästhetik“ (Erlangen 1791); und „Perikles, über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück“ (Erfurt 1806). Mehrere Schriften dieser Art hat er in franz. Sprache abgefaßt. Außerdem ist er Verfasser juristischer Abhandlungen, z. B. einer Disputation, wodurch er Doctor der Rechte wurde. „Der deutsche Merkur“, „Das deutsche Museum“, „Die Horen“ enthalten manchen schätzbaren Aufsatz von ihm. Obgleich er als ein kräftiger Denker sich gern mit theoretischen Untersuchungen beschäftigte, so zog ihn doch das Praktische, unmittelbar ins Leben Eingreifende, noch mehr an; daher waren seine Lieblingswissenschaften, außer der Kunstphilosophie, die Mathematik, Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie, technologische Landwirthschaft u. s. w. D. starb den 10. Febr. 1817. Seine letzten Augenblicke waren heiter und still wie die eines Weisen und Christen, der den Tod als den Übergang zum schönern Leben kennt. Vgl. Krämer's „Gedächtnißschrift auf Dalberg“ (Gotha 1817), und dessen biographische Schilderung D.'s, im 23. Hefte der „Zeitgenossen“. Sein Neffe, der Herzog von Dalberg, Pair von Frankreich, ließ ihm 1824 im Dom zu Regensburg ein Denkmal setzen, das der Venetianer Luigi Zandomeneghi aus cararischem Marmor verfertigt hat. Es zeigt seine Büste und einen Genius, der D.'s letzte Worte: „Liebe, Leben, Gottes Wille“, aufschreibt.

Dalberg (Emmerich Joseph, Herzog von), Pair von Frankreich, Neffe des ehemaligen Fürsten Primas und Sohn des als Vorsteher des Theaters zu Mannheim bekannten Schriftstellers Wolfgang Heribert Freiherrn v. Dalberg, geb. den 31. Mai 1773 zu Mainz. Seine ersten Schritte im öffentlichen Leben that er theils unter seines Oheims Augen in Erfurt, theils im bairischen Staatsdienste, bis er 1803 Gesandter des Markgrafen von Baden in Paris ward. Er trat hier in eine enge Verbindung mit dem Fürsten von Benevent (s. Talleyrand = Perigord), der ihn 1807 mit Fräulein von Brignolles, aus einem angesehenen genuesischen Hause, vermählte. Während des Feldzugs von 1809 übernahm er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Baden, ohne seinen gesandtschaftlichen Posten in Paris aufzugeben. Nach dem Frieden kam er nach Frankreich zurück, wo er das französische Staatsbürgerrecht erhielt, und darauf zum Herzog und Staatsrath erhoben ward. Nach Napoleons Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise, bei welcher Gelegenheit D. die vorläufigen Unterhandlungen mit dem Fürsten Schwarzenberg eröffnet haben soll, erhielt er eine Dotation von 4 Mill. Franken auf das Fürstenthum Vaireuth, worüber Frankreich nach den Bedingungen des wiener Friedens zu verfügen hatte, und der König von Baiern bezahlte beinahe die ganze Summe. Als der Fürst von Benevent in Ungnade fiel,

zog sich D. mit seinem Gönner zurück und trat in die Reihen der Mißvergnügten. Im April 1814 machte Talleyrand, an der Spitze der provisorischen Regierung, den Herzog zu einem der 5 Regierungsglieder, welche die Restauration des Hauses Bourbon beförderten. Dem wiener Congresse wohnte D. als bevollmächtigter franz. Minister bei und unterzeichnete 1815 auch die Aichtserklärung gegen seinen ehemaligen Gebieter und Wohlthäter. Napoleon setzte dagegen nach seiner Rückkehr ihn unter die 12 Verbannten, deren Güter eingezogen wurden. Nach der zweiten Wiederherstellung der königl. Herrschaft erhielt D. das Verlorene zurück, ward Staatsminister, Pair, erhielt eine Gesandtschaft an den turiner Hof und lebt jetzt in Paris. 26.

Dalekarlien, s. Schweden.

Dalin (Dlof oder Dlaus von), der Vater der neuern schwedischen Literatur des 18. Jahrh. Er wirkte auf das größere Publicum durch seine Zeitschrift: „Der schwedische Argus“ (1733—34), aber noch mehr durch seine geistvollen Poesien, namentlich Satyren (1729), durch ein herrliches Gedicht auf die schwedische Freiheit (1742), viele Lieder, Epigramme, Fabeln. (Die beste Ausgabe seiner poetischen Werke, Stockholm 1782—83, in 2 Bänden.) Ein gleiches Verdienst erwarb er sich um die kritische Behandlung der Landesgeschichte (Stockholm 1777, 3 Bde., 4.; deutsch von Benzelsfierna und Dähnert, Greifswald, 4 Bde., 4.), weswegen er auch zum Historiographen des Reichs ernannt wurde (1756), sowie er auch an der Stiftung der Akademie der schönen Wissenschaften durch Ulrika Eleonora (1753) Antheil hatte. Er war geb. auf der Propstei Winberga in Halland 1708, und starb als schwedischer Hofkanzler 1763.

Dalmatica, ein langes, weißes Oberkleid mit weiten Ärmeln, dergleichen sonst die Dalmatier trugen; dann das Oberkleid, welches die Diakonen in der römischen Kirche seit Papst Sylvester I. über die Alba und Stola tragen. Dergleichen auch ein Stück der kaiserlichen Krönungskleidung, die in Nürnberg verwahrt und in Frankfurt angelegt ward.

Dalmatien, östreichische Provinz mit 4 Kreisen: Zara, Spalatro und Macarsca, Ragusa, Cattaro; ein Küstenland am adriatischen Meere, das an Kroatien, Bosnien und Albanien grenzt, und zu welchem verschiedene Inseln gehören. Seit 1814 ist es, mit Ausnahme des türkischen Antheils, ganz dem Kaiser von Osterreich wieder unterworfen und zählt auf 273 □ Meilen 323,110 E. in 22 St., 33 Fl. und 914 Dörfern. Auch der District Poglizza (18 □ M., 15,000 Einw.) ist eine östreich. Besizung; er hatte vormals besondere Freiheiten. Dalmatien, ehemals ein ansehnliches Reich, wurde den Römern erst unter Augustus unterworfen. Nach dem Verfall des abendländischen Kaiserthums stand es anfangs unter der Herrschaft der Gothen, dann der morgenländischen Kaiser. In der ersten Hälfte des 7. Jahrh. eroberten es die Slawen und errichteten hier ein Königreich, welches bis 1030 dauerte, da es zum Theil mit Ungarn, unter König Ladislaus dem Heiligen, vereinigt wurde; ein anderer Theil begab sich unter den Schus der damals mächtigen Republik Venedig, um gegen die Anfälle der Türken gesichert zu sein, doch entrißen die Letztern in der Folge den Venetianern einen Theil desselben. Durch den Frieden zu Campo Formio (17. Oct. 1797 kam der venetianische Antheil von Dalmatien, sowie Venedig selbst, unter östreich. Herrschaft. Aber im preßburger Frieden 1805 ward es an den franz. Kaiser abgetreten, der es zwar zum Königreiche Italien, hierauf 1810 zu Illyrien zog, jedoch das Land durch einen General-Proveditore regieren ließ. — An der schwachen Bevölkerung dieses fruchtbaren, aber wenig angebauten Landes sind Schuld der übermäßige Gebrauch hitziger Getränke, schädliche Ausdünstungen der Sümpfe,

häufige Auswanderungen und die in das 3. und 4. Glied fortbauende Blutrache. Es gibt undurchdringliche Waldungen und mit Sümpfen bedeckte Gegenden. — Die Dalmatier oder Dalmatiner sind ein schöner Menschenschlag, kühne Seelente und gute Soldaten, wenn sie gut angeführt werden. Venedigs ehemalige militairische Kraft beruhte ganz auf dieser Provinz. Man gibt den Dalmatiern überhaupt, und wol nicht mit Unrecht, einen hinterlistigen Charakter und Raubbegierde Schuld; Streben nach Unabhängigkeit ist fast allgemein; ein eigenthümlicher Zug ihres Charakters ist, daß Viele von ihnen den Heldentod (wie sie ihn nennen) am Spieße einem natürlichen im Schoße ihrer Familien vorziehen. Sie reden eine slawische Mundart. Die Morlacken (Morlachen), welche in dem Innern des Landes und in den Gebirgsgegenden, auch im türkischen Sandschak Hersek, wohnen, machen nur einen Theil der Nation aus. Sie sind vortreffliche Soldaten, haben aber ebenfalls einen entschiedenen Hang zu Räubereien und zum Trunke, doch sind sie gafffrei, wohlthätig und gewissenhaft in Erfüllung ihrer Versprechen. Bei ihrer Abneigung gegen jede Unterwürfigkeit leben sie in einer Art von Naturzustand. Aber sie sind auch deswegen stets eine gute Schutzwehr gegen die Angriffe der Türken von dieser Seite gewesen. Von den Sitten und Gebräuchen der Bergbewohner (Haiducken) hat die Gräfin Rosenberg in einem, auch ins Deutsche übersezten Werke: „Die Morlacken“, ein interessantes, aber durch Dichtkunst verschönertes, Gemälde aufgestellt. — Die Bewohner der Inseln treiben vorzüglich Fischerei, und gehen als Knechte auf dem festen Lande oder als Matrosen auf Kauffahrteischiffen in Dienste. Die Inseln sind nicht sehr fruchtbar, weil man sie nicht gartenmäßig durch Terrassirung der Höhen, wie doch die Natur und die Lage des Bodens mit sich bringt, bestellt; verschiedene haben gute Häfen, und bringen viel Schiffbauholz hervor, daher auch viele Schiffe da gebaut werden. Die Bewohner des festen Landes treiben Ackerbau und Gewerbe sehr nachlässig, mehr noch Viehzucht und einigen Handel; vorzüglich widmen sie sich dem Seeleben. So lange der Boden nicht mehr hervorbringt als jetzt, so lange kann der Bewohner weder Gewerbsleiß noch bedeutenden Handel haben, zumal die großen Gemeinheiten nach bisherigem dalmatischen Herkommen weder getheilt, noch die übergroßen liegenden Gründe der einzelnen Besitzer unter mehre Erben vertheilt zu werden pflegen. Die Dalmatier führen Unschlitt, Hasenfelle (welche letztere erst aus Bosnien bezogen werden), etwas Öl, Feigen, Wein, Branntwein, Wachs und eingesalzene Fische in verschiedene Häfen aus, und nehmen dagegen Leinwand, Tücher, Caffee und Zucker, aber nur in geringen Quantitäten, sodas der Vortheil des Tauschhandels auf ihrer Seite ist. Die Gold-, Eisen- und Steinkohlengruben des Landes liegen unbenutzt. Zara, Hptst., Sitz des Statthalters und Hafen, hat 6000, Spalatro 7500 Einwohner. Dort sind römische Ruinen; hier, im alten Salona, Diocletian's Palast und eine römische Wasserleitung. Zu Dalmatien wird der ebenfalls unter österreichischer Herrschaft stehende, ehemals zu Albanien gehörende District von Cattaro, der in bogenförmiger Gestalt um den Meerbusen liegt, gerechnet. Die 13 berühmten Buchten (Bocche di Cattaro) bilden den sichersten Hafen im adriatischen Meere und gewähren malerische Ansichten. Die Einwohner (30,000) sind vortreffliche Seelente und waren unter der nachlässigen venetianischen Regierung zur Räuberei, besonders auf dem Meere, geneigt; zu Lande sind sie durch ihre Entschlossenheit und Keckheit die gefährlichsten Feinde der Türken. Bei einem Kriege Österreichs mit der Pforte ist wahrscheinlich die zwischen den alten und neuen Besitzungen Österreichs eingeklemmte Theil des türkischen Reichs, bestehend aus Kroatien, Bosnien, Serbien und Dalmatien, und das illyrische Ge-

birge, unfähig, wie vormals, Widerstand zu thun. Das steile, rauhe und unfruchtbare Felsengebirge von Montenegro (s. d.) umschließt bogenförmig einen Theil dieser Provinz. — Der türkische Antheil von Dalmatien, welcher sich von Bosnien bis Albanien erstreckt und zu Bosnien gehört, enthält die Landschaft Herzogewina und die Städte Scardona und Treviso. Vgl. die besonders in naturhistorischer Hinsicht lehrreiche „Reise nach Dalmatien und Ragusa“, von E. F. Germar (Leipzig 1817). Des Generals Dejean Prachtwerk über Dalmatien (Paris 1825) stellt den Insektenreichtum Dalmatiens dar.

Dal segno, d. h. vom Zeichen an. In der Musik zeigt dieser Ausdruck an, daß man wieder von der frühern Stelle an spielen soll, wo das nämliche Zeichen steht.

Damasceus (Joannes), Joh. von Damascus, später auch Johannes Chrysothoas genannt, Urheber des ersten Systems der christlichen Theologie in der morgenländischen Kirche, oder Stifter der wissenschaftlichen Dogmatik. Er versuchte nämlich zuerst die in der griechischen Kirche bisher bloß auf Veranlassung kirchlicher Streitigkeiten im Einzelnen bearbeitete Dogmatik als ein Ganzes, gegründet auf Vernunft und Bibel, systematisch darzustellen. Seine Auseinandersetzung des orthodoxen Glaubens in 4 Büchern hat in der griechischen Kirche ein classisches Ansehen genossen. Auch schrieb er eine Dialektik nach Aristotelischen Grundsätzen, eine Sammlung philosophischer Stellen aus ältern Schriften in alphabetischer Ordnung u. A. Die beste Ausgabe seiner griechischen Werke ist von P. Mich. Lequien (Paris 1712, 2 Bde., Fol.). Er stand in Diensten bei einem Khalifen, wurde dann Mönch im Kloster Saba bei Jerusalem, und starb um 760. Er ist mit Nicolaus von Damascus nicht zu verwechseln.

Damaſciren, **damaſcirter Stahl**. Durch Zusammenschweißen von Eisen und Stahlstäben pflegt man den sogenannten Damascenerstahl oder damaſcirten Stahl zu fertigen und diesen zu Gewehrläufen und Säbelklingen anzuwenden, theils um den Arbeiten ein schöneres Ansehen zu geben, theils um die Zähigkeit des Stahls zu vermehren, ohne der Härte und Elasticität Abbruch zu thun. Bei dem Damaſciren müssen die anzuwendenden Eisen- und Stahlstäbe möglichst dünn ausgereckt und von ganz vorzüglicher Güte sein. Das Verhältniß des Eisens zum Stahl hängt theils von der Beschaffenheit beider, theils von dem Gebrauche ab, der von dem Stahle gemacht werden soll; je zäher derselbe sein soll, desto mehr Eisen muß genommen werden. Die zusammengeschweißten und im Feuer mit Thon oder Sand bedeckten Stäbe werden gewunden, der Länge nach zerschrotet, umgebogen, die einzelnen Stücke wieder zusammengeschweißt u. s. w. Die Zeichnungen selbst kommen erst durch das Weizen und Äsen zum Vorschein, weshalb jede damaſcirte Arbeit geätzt werden muß. — Von dieser echten Damaſcirung ist die falsche, lediglich durch Äsen hervorgebrachte, zu unterscheiden. Die Kunst, damaſcirte Arbeiten zu verfertigen, ist uralte und wahrscheinlich in Damascus zuerst betrieben worden.

Damaſk, Hauptstadt des Paschaliks gl. N., welches den südlichsten Theil vom alten Syrien, Phönizien und ganz Palästina umfaßt, und jetzt höchstens 900,000 Menschen zählt, da im Alterthume hier mehre Millionen sich sammelten. Die Stadt liegt am Barady in einer herrlichen fruchtbaren Ebene, die der Geograph Abulfeda, dessen Geburtsort Damaſk ist, für das erste der vier irdischen Paradiese hält, und zählt noch jetzt mehr als 200,000 Einw., gegen 200 Moscheen, mehre christliche Kirchen für etwa 20,000 christliche Bewohner, 2 katholische Klöster, viele Bazars und Khans,

reizende Caffeehäuser, wo sich die arabischen Märchenerzähler versammeln. Unter den Straßen ist die von St.-Paul, der hier gewohnt haben soll, die größte, geradeste und schönste. Der Pascha von Damast ist als Emir al Hadshi der Begleiter und Bertheidiger der heiligen Caravane, die unter seiner Bedeckung von hier jährlich nach Mekka abgeht. Die Einwohner unterhalten mehre Manufacturen, besonders in Messer- und Säbelklingen, welche von dieser Stadt den Namen Damascenerklingen führen, in seidenen und baumwollenen Zeuchen und eingelegten Arbeiten, treiben auch beträchtlichen Handel. — Die Damascenerpflaume, eine große vorzügliche Art, stammt aus der Gegend dieser Stadt, ist aber jetzt durch das ganze mittägliche Europa verbreitet. — Damascenerrosen (*rosa Damascena*) ist eine Rosengattung, deren Stock 8 — 10 Fuß hoch wird, und die sehr angenehm riecht; daher auch Muscatrose. — Damascenertrauben nennt man diejenigen Trauben, die am Stocke getrocknet werden, indem man den Stiel einkerbt; sie geben die besten großen Rosinen.

Damast, ein künstlich gewebter Zeug, dessen Grund ein glänzender Boden ist, in welchen man Ranken, Blumen und Figuren einwebt. Anfangs gab es bloß seidene Damaste, nachher machte man sie aber auch aus Leinen und Wolle, z. B. damastenes Tischzeug. Nach Einigen soll diese Art zu weben von den Babyloniern, nach Andern später von den Einwohnern zu Damascus erfunden worden sein; letztere Stadt hat ihr den Namen gegeben. Die eigentlichen Damaste sind von einer einzigen Farbe: werden sie bunt gewebt, so verändern sie Namen und Einrichtung und werden *ras de Sicile* (sicilianischer Rasch) genannt. Zu dem seidene Damaste gehört auch der Damast von Flor oder Gaze. In den neuern Zeiten haben zuerst die Italiener und Holländer Damast verfertigt, und noch im 17. Jahrh. erhielt man ihn nur aus Italien, besonders aus Genua. Die Franzosen folgten aber bald nach und übertreffen jetzt die Italiener. Auch aus Indien und China bekommen wir Damast, den die Engländer besonders gut nachmachen. Jetzt wird Damast in Deutschland in Menge verfertigt, vorzüglich in Böhmen und in der sächs. Oberlausitz bei Zittau. Nach den drei verschiedenen Arten, wie er in Deutschland gewebt wird, unterscheidet man holländischen, französischen und italienischen Damast.

Damiat, Damiette, Handelsstadt in Niederägypten am seichten östlichen Hauptarm des Nil, 2 Meilen von dessen Mündung, in einer fruchtbaren Gegend; sie hat 14,000 Einwohner, 12 Moscheen, und ist der Sitz eines koptischen Bischofs. Ihre Halbseidenzeug-Fabriken, der Handel mit Leinwand und Leinsamen, mit Baumwolle, syrischer Seide, Reis (von welchem europäische Kaufleute jährlich auf 500 Fahrzeugen 600,000 Säcke, dem Werthe nach für 1½ Mill. Thaler, ausführen), Caffee, Salmiak und Getreide sind sehr beträchtlich. Bei Damiat mußte König Ludwig IX. (s. d.) von Frankreich in dem Kreuzzuge, 1250, sich mit einem Theile seines Heeres den Saracenen gefangen geben.

Damiens (Robert François), berüchtigt durch sein meuchelmörderisches Unternehmen gegen Ludwig XV., geb. 1715 in dem Dorfe Dieuloy, im ehemal. Artois, der Sohn eines armen Pächters, übte schon als Knabe so boshafte Streiche aus, daß man ihn Robert-le-diable nannte. Er ließ sich 2 Mal als Soldat anwerben und war nachher Bedienter im Jesuitencollegium zu Paris, verließ aber 1738 diesen Dienst, um sich zu verheirathen. Dann diente er in verschiedenen Häusern der Hauptstadt, vergiftete einen seiner Herren mit einem Lavement, stahl 240 Louisdor und nahm die Flucht. Darauf lebte er 5 Monate lang in St.-Omer, Dünkirchen und

Brüssel, und äußerte sich allenthalben auf eine ausschweifende Weise über die Streitigkeiten zwischen König und Parlament. Zu Poperingue, einer kleinen Stadt bei Ypres, hörte man ihn sagen: „Wenn ich nach Frankreich komme, werde ich sterben, aber der Vornehmste des Landes wird auch sterben, und ihr werdet von mir sprechen hören“. Er war in einer Art von Geistesverwirrung als er zu Ende 1756 nach Paris zurückkehrte. In den ersten Tagen des folgenden Jahres ging er nach Versailles, nahm 2 oder 3 Tage lang Opium, und bereitete sich zu der That vor, die er den 5. Jan. vollzog. Als Ludwig XV. in den Wagen steigen wollte, um von Versailles nach Trianon zu fahren, versetzte er mit einem Messer dem Könige, obgleich dieser von den Großen des Hofes umgeben war, einen Stich in die rechte Seite. Der Mordmörder wurde ergriffen. Mit den graufamsten Martern, die er standhaft ertrug, war es nicht möglich, ihm das geringste Geständniß zu entreißen, welches hätte vermuthen lassen, daß er Mitschuldige gehabt. Er behauptete, daß er das Verbrechen nicht würde begangen haben, wenn man ihm so reichlich, wie er es verlangt, zur Aber gelassen hätte, und daß er geglaubt habe, ein verdienstliches Werk zu thun. Er ward verurtheilt, von Pferden zerrissen zu werden, und das Urtheil wurde den 28. März 1757 auf dem Greveplaze zu Paris vollzogen.

Dämmerung, das schwache Licht, welches die Sonne schon einige Zeit vor ihrem Aufgange und noch nach ihrem Untergange in dem Luftkreise verbreitet. Der Luftkreis fängt nämlich mit Hülfe der Dünste und Wolken die Sonnenstrahlen auf, bricht sie und wirft sie auf die unbeleuchteten Theile der Erde. Die Morgendämmerung fängt an, und die Abenddämmerung hört auf, wenn die Sonne eine Tiefe von etwa 18° unter dem Horizonte erreicht hat. Diese 18° machen nämlich den Sehungsbogen der kleinsten Sterne aus, d. h. wenn die Sonne diese Tiefe hat, so sind die kleinsten Sterne einem gewöhnlichen guten Auge sichtbar, oder es ist völlig dunkel. Die Dauer der Dämmerung ist verschieden. In den Ländern unter dem Aequator währet sie an den Tagen der Nachtgleiche 1 St. 12 Min., und wird desto länger, je mehr sich die Sonne vom Aequator entfernt. Unter den Polen der Erde, wo 6 Monate lang Tag und 6 Mon. lang Nacht ist, dauert die Dämmerung fast 2 Mon., sodasß dadurch ein großer Theil der halbjährigen Nacht erleuchtet wird. Sie ist doppelt wohlthätig, indem sie die Nacht abkürzt und zugleich die schädliche Wirkung der schnellen Abwechslung des Lichts und der Finsterniß auf unsere Augen verhindert. Vergl. Vode's „Anleitung zur allgem. Kenntniß der Erdkugel“ (Berl. 1803).

Dämmerungskreis, in der Naturlehre der Kreis, welcher die Grenze der Dämmerung (s. b.) bezeichnet, und in einer Tiefe von 18° unter dem Gesichtskreise, mit diesem gleichlaufend, beschrieben wird.

Dämmerungsvögel, s. Schmetterlinge.

Damon und Pythias, zwei edle Syracusaner, berühmt als seltene Muster unerschütterlicher Freundschaft. Pythias war unschuldig von Dionysius, dem Tyrannen, zum Tode verurtheilt worden, erhielt aber auf die Bürgerschaft seines Freundes Damon die Erlaubniß, seine Angelegenheiten in einem benachbarten Orte persönlich in Ordnung bringen zu dürfen. Dagegen war dieser ins Gefängniß gegangen und hatte versprochen, für Pythias den Tod zu leiden, wenn er zur bestimmten Zeit nicht zurückgekehrt sein würde. Unerwartete Hindernisse verzögerten dessen Rückkunft; schon wandelt Damon getroffen, und fest überzeugt von der Treue seines Freundes, dem Richtplaze zu; schon beginnt das Volk zu murren und den leichtgläubigen Damon zu beklagen, als plötzlich Pythias durch die Haufen des Volkes seinem Freunde in

die Arme stürzt. Bei dem edelsten Wettkampfe unter Weiden, da Jeder für den Andern sterben will, zerfließen alle Anwesende in Thränen, und Dionysius selbst tritt hinzu, begnadigt sie und bittet, ihn als den Dritten in diesen Freundschaftsbund aufzunehmen. Wer kennt nicht Schiller's treffliche Ballade: „Die Bürgschaft“, zu welcher diese Geschichte den Stoff hergab?

Dämon, Dämonologie (griechische und orientalische). Heilsames und Schädliches, Weisheit und Thorheit, Religiosität und Aberglaube hat sich an den Geiserglauben geknüpft. Der Name Dämonen (*δαίμονα*, *δαίμονες*, genii), unter welchem wir jene Geister, welche Einfluß auf die Schicksale der Menschen haben sollen, öfter genannt finden, weist uns zunächst auf Griechenland. Schon bei Homer finden wir Dämonen. Aber bei ihm heißen die Götter Dämonen; sie selbst reden sich mit dieser Benennung an, und dämonisch ist so durchaus gleichbedeutend mit göttlich, daß die Ableitung des Wortes Dämon von Daëmon, d. i. höchst einsichtig, weise, allwissend, eine Bestätigung dadurch zu erhalten scheint. Wie ganz anders schon bei Hesiodus:

Drei Myriaden ja sind der Unsterblichen rings um den Erdbreis,
Heilige Diener des Zeus, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schönen Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich.

Daß unter diesen Unsterblichen Dämonen zu verstehen seien, geht aus Plutarch hervor, welcher sagt, Hesiodus habe bestimmt vier Classen vernünftiger Wesen angenommen: Götter, eine Menge Dämonen, Heroen und Menschen. Hesiodus selbst sagt in der Stelle von den Zeitaltern (Op. et Dies 121 — 126) von den Menschen des goldenen Alters: nach ihrem Tode

Werden sie fromme Dämonen der obern Erde genennet,
Gute, des Wehs Abwehrer, der sterblichen Menschen Behüter,
Welche die Obhut tragen des Rechts und der schönen Vergehung,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich.
Seher des Wohls: dies ward ihr königlich glänzendes Schramt.

Hier zeigen sich also unzweideutige Spuren einer schon ausgebildeten Dämonenlehre. Eigentliche Classification findet sich aber erst später, nachdem der Volksglaube durch die Schulen der Philosophen gegangen war. Aristoteles unterscheidet die Unsterblichen in Götter und Dämonen, die Sterblichen in Heroen und gewöhnliche Menschen. In der griechischen Philosophie spielten diese Dämonen schon früh eine bedeutende Rolle. Thales und Pythagoras, Sokrates und Xenophon, Empedokles und die Stoiker dichteten viel von ihnen, Jeder auf seine Weise; Alle jedoch überfliegt der dichterische Platon. Im „Gastmahl“ erklärt sich Diotima über die Dämonen also: „Alles Dämonische ist zwischen Gott und dem Sterblichen, und seine Verrichtung ist, zu verdolmetschen und zu überbringen den Göttern, was von den Menschen, und den Menschen, was von den Göttern kommt; der Einen Gebete und Opfer und der Andern Befehle. In der Mitte zwischen Gott und Mensch ist das Dämonische, also die Ergänzung, damit nun das Ganze in sich selbst verbunden sei. Durch dies Dämonische geht auch alle Weissagung, und die Kunst der Priester in Bezug auf Opfer, Weihungen, Besprechungen und allerlei Wahrsagung und Bezauferung. Denn Gott verkehrt nicht mit Menschen, sondern aller Umgang und Gespräch der Götter mit den Menschen geschieht durch die Dämonen, sowol im Wachen als im Schlafe. Solcher Dämonen oder Geister giebt es viele und vielerlei“. An andern Stellen berichtet er uns von ihnen, sie seien in Luft gekleidet, wandeln über dem Himmel, schweben über den Sternen und verweilen auf der Erde; sie schauen unversehrt in die Geheimnisse der Zukunft und verwalten sie nach Gefallen; jeder Sterbliche erhalte mit jedem neuen Leben einen eigenthümlichen Dämon, der

ihn bis ans Ende begleite und seine Seele zu dem Orte der Reinigung und Strafe führe. Im Allgemeinen dachte sich das Volk unter ihnen die Gottheit, sofern sie die menschlichen Schicksale lenkt, und man theilte sie, in Beziehung auf die Wirkungen, die ihnen zugeschrieben wurden, in gute und böse Geister, in Agathodämonen und Kakodämonen. Die Römer bildeten die griechische Dämonologie in ihrem eignen, weniger poetischen Charakter, und vermischte mit etruskischen Vorstellungen, weiter aus. Ihnen bedeutete der Genius den Geist des individuellen Lebens. In diesem Allen erkennt man die ursprüngliche Idee: Wo eine unerklärliche Macht wirkt in Natur oder Freiheit, da ist etwas Dämonisches; diese Idee ward ausgebildet durch Philosophie, welche den Volksglauben berichtigen und die Vernunft mit diesem Glauben versöhnen wollte. Um die Idee der Gottheit in ihrer Reinheit darzustellen, mußte man die mythologischen Ansichten allmählig zurückdrängen, und dies konnte nicht unvermerkt als durch die Anwendung der Dämonen geschehen. Obgleich aber griechische Philosophen dies für Griechenland thaten, so darf man darum doch nicht glauben, daß auch diese Ideen, wie das Wort Dämon, griechischen Ursprungs seien; vielmehr ist es glaublich, daß die ganze Dämonenlehre nach Griechenland nur verpflanzt sei. Ihr eigentlicher Ursprung ist in den Religionen des Orients zu suchen. Die Hindu zählten außer dem höchsten Wesen, Parama, 33,000 Götter und eine unaussprechliche Zahl von Götterdienern. Den höchsten Rang unter jenen Göttern behauptete die Dreieinigkeit, Brama, Wischnu und Rudhren, die in ewigem Wechsel schaffen, erhalten und zerstören. Wenn des Zerstörers Anbeter sterben, so sendet er seine Diener, daß sie dieselben zu ihm bringen, damit er ihnen seine Seligkeit zu genießen gebe. Die Dämonen sind hier die Dweta's. Systematischer ausgebildet finden wir diese Lehre in der Religion Zoroaster's oder dem chaldäisch-persischen Magismus, der unstreitig als eine Hauptquelle der Dämonologie anzusehen ist. Um die Entstehung des Übels zu erklären, nahm Zoroaster neben einem guten noch ein böses Princip an, als Quellen alles Guten und alles Übels, und bildete diese Idee also aus: Es gibt ein Reich des Lichts und ein Reich der Finsterniß; in jenem herrscht Ormuzd, der Urheber und Verbreiter alles Guten, in diesem Ahriman, der Quell alles Übels, des moralischen wie des physischen. Um den Thron des Ormuzd stehen die sieben Amshaspands (Erzengel), die Fürsten des Lichts, unter denen er selbst der erste ist. Ihnen sind untergeordnet die Izeds, die Genien von Allem, was gut ist, von welcher Art es auch sei; diesen die Feruers. Auf gleiche Weise ist das Reich der Finsterniß unter Ahriman eingerichtet. Sein Thron wird umgeben von den obersten sieben Divs, den Fürsten des Bösen, und eine zahllose Menge niederer Divs stehen unter ihnen, wie die Izeds unter den Amshaspands. In unaufhörlichem Streite unter einander sind beider Reiche; aber einst wird Ahriman besiegt; das Reich der Finsterniß hört gänzlich auf. Heeren hat darzuthun gesucht, daß diese Ideale nach den Verfassungen gebildet seien, die den asiatischen Monarchien eigen sind, aber Alles augenscheinlich modificirt nach dem Orte, wo, und den Zeitumständen, unter welchen der Gesetzgeber und Religionsstifter auftrat. Letzterer blieb indeß nicht bloß bei diesen allgemeinen Begriffen stehen, sondern übertrug sie auch auf einzelne Gattungen von Wesen. Alle vernünftige und unvernünftige, lebende und leblose Wesen gehörten zu einem jener Reiche; die reinen Menschen, Thiere und Gewächse zu Ormuzd's; die unreinen (giftigen, schädlichen) zu Ahriman's Reiche. Auf diese Weise war die Dämonologie im Parsismus zu einer Ausdehnung geblieben und in einen systematischen Zusammenhang gebracht, wie man sie anderwärts nicht kannte. Ob Horn („Biblische Gnosis“)

Recht habe, daß die Ägypter ihre Vorstellung von Dämonen von den Parsen entlehnt haben, verdient eine nähere Prüfung. Zwar finden wir bei den Ägyptern den Kreis des Mondes, Wasser, Erde und Luft mit Dämonen angefüllt, den Elementen und Körpern vorstehend, Steine, Metalle und Pflanzen unter ihrem Einfluß, und die Menschenseelen in ihrer Macht, allerdings also ein weit verbreitetes Reich der Dämonen; aber nicht jenen so auffallenden Dualismus und Parallelismus des Zoroaster'schen Systems. Wären nun aber auch ägyptische und persisch-chaldäische Dämonologie nicht aus Einer Quelle geflossen, so berührten sie sich doch späterhin in einem Punkte, um gemeinschaftlich eine neue zu gestalten. Obschon nämlich die Dämonenlehre auf verschiedenen Wegen über Vorderasien nach Griechenland kam, so war doch Ägypten die Hauptquelle für die höhere Dämonologie der Griechen, unter denen sie durch die Orphiker und die Mysterien verbreitet, und von den Philosophen, bis nach Christi Geburt herab, ausgebildet wurde. Während sie aber auf solchem Wege zu den Griechen kam, erhielten sie die Hebräer auf zwei verschiedenen andern Wegen. Zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft schöpften sie unmittelbar aus der Quelle des chaldäisch-persischen Magismus, und wenn sie auch früher Elohim und Engel gekannt haben sollten (merkwürdig ist, daß die letztern zuerst in der Geschichte des Chaldäers Abraham vorkommen, und daß ihrer in den frühern Propheten gar nicht gedacht wird, bei Daniel hingegen desto mehr), so wurde doch die Lehre von ihnen erst in und nach der babylonischen Gefangenschaft ausgebildet. Derselbe Dualismus, den wir in Zoroaster's System bemerken, thut sich nun auch hier hervor; es gibt gute und böse Dämonen; sie werden classificirt und bekommen eigne Namen. Es sind sieben gute Dämonen, welche den Staatsrath Jehovah's ausmachen, und immer vor seinem Throne stehen (Job. 12, 15). Von der andern Seite kam diese Nation unter den Seleuciden und Ptolemäern auch mit Ägypten und den Griechen, besonders in Alexandrien, in lebhaftem und dauerndem Verkehr, und zu den aus dem Magismus oder Parsismus aufgenommenen Vorstellungsarten gesellten sich ägyptisch-griechische, welchen Zusammenfluß man hauptsächlich im neuen Testamente wahrnimmt. Unmöglich war es, das Eindringen griechischer Philosopheme abzuwehren. Unter Esra und Nehemia verhallte bereits die Stimme der Propheten; an die Stelle der Lehrer traten Gelehrte; Studien und Gräubelei begannen, Volksglaube und Philosophie trennten sich, und die Philosophen selbst theilten sich in mehre Sekten. Den altgläubigen Pharisäern standen gegenüber die Sadducäer und Essäer, und kein Hoherpriester, kein Sanhedrin vermochten zu verhindern, daß nicht auch das Volk (dem schon die Samaritaner gegenüberstanden) in diese Parteien sich getheilt hätte. So stand es, als Christus auftrat. Pythagoräische und Platonische Philosophie, mit Orientalismen verschmolzen, hatten bereits den Keim entwickelt, der in der hellenistischen Philosophie der Juden sich ausbildete, und ein Kabbalismus stand, von den feinsten Köpfen der Nation gehegt, neben der Rabbinen-Philosophie. In Hinsicht auf die Geisteslehre bemerkt man, daß der Ausdruck Dämon und dämonisch im Sinn eines bösen plagenden Geistes bestimmter hervortritt. Hieraus entsprangen nun jene Begriffe von Dämonen, als Geistern böser Menschen, die in den Leib derselben fahren und sie plagen, und von den Mitteln dagegen, z. B. von Wunderkräutern, wodurch man diese Dämonen austreiben könne. So erscheinen die Dämonen als Untergeister eines (persischen) Satanas, eines leidenschaftlichen, feindseligen, böshaften, menschenfolternden Plagegeistes. Andernseits war ein Ausspruch Christi (Matth. 28, 10) Veranlassung zur Annahme des Sages, daß ein Engel jedem Menschen als Schütz-

geist beigegeben sei. Die christlichen Schriftsteller machten jene böse Bedeutung von Dämonen zur herrschenden, sodas die Dämonen den Engeln entgegenesetzt wurden. In dieser Entgegensetzung bildete sich nun die Geisterlehre aus zur Angelologie, d. i. zur Lehre von guten Engeln, und Dämonologie, Lehre von bösen Engeln. Bei dieser weitem Ausbildung aber verschmolz in dem Christianismus jüdische und griechisch-philosophische Vorstellungsart oft wunderbar in einander. Wie Platon's Mythos eine unerschöpfliche Quelle für die Neu-Platoniker, so wurde er es auch für die Kirchenväter; und die christliche Dogmatik, die man hier mit Recht vom Christenthume unterscheidet, wurde der Punkt, in welchem alle Zweige der Dämonologie des Orients und Occidents sich vereinigten. (S. Engel, Teufel, Genien und Sabalis.)

Dampf. Wenn man Körper, vorzüglich flüssige, einem ihrer Natur entsprechenden Grade von Hitze aussetzt, so dehnen sich ihre sämmtlichen Theile in einen weitem Raum aus und erhalten zugleich einen höhern Grad von specifischer Elasticität. Ihre Bestandtheile vereinigen sich mit dem Wärmestoffe und bilden in dieser Vereinigung Dasjenige, was man Dämpfe, wenigstens im gemeinen Leben, eigentlicher aber Dünste (s. d.) nennt, indem der Dunst sich erst durch Entziehung einer gewissen Menge von Wärmestoff zu Dampf verdichtet. Die auf diese Weise aus den Körpern abgetriebenen elastischen Stoffe sind von zweierlei Art. Einige bleiben, wenn sie auch wieder erkalten, elastisch, heißen daher permanent-elastische Flüssigkeiten, Luft- oder Gasarten (s. Gas); diejenigen aber, welche durch die bloße Wirkung der Kälte ihre elastische Form wieder verlieren, werden insbesondere Dämpfe und elastische Dünste genannt. Die Erzeugung derselben kann man schon bei einem gewöhnlichen Theekessel wahrnehmen; besser aber noch bei der Wind- oder Dampfugel (Äolopile), d. i. einer metallenen, mit einer offenen Röhre versehenen Kugel, in welcher Wasser zum Sieden gebracht wird. Bei einem gewissen Grade der Wärme fängt das Wasser, oder welche Flüssigkeit man sonst nimmt, zu kochen an, und verwandelt sich in ein höchst elastisches und flüssiges Wesen, in Dämpfe, die aus der Röhre oder Windugel wie ein heftiger Wind ausströmen, und, in ein Gefäß von gleicher oder noch stärkerer Hitze aufgenommen, die Durchsichtigkeit, Elasticität und alle übrige mechanische Eigenschaften der Luft haben und beibehalten. Treffen aber diese Dämpfe außer dem Gefäße die atmosphärische kältere Luft an, so erscheinen sie darin als ein Nebel, vermischen sich mit derselben und verschwinden endlich unvermerkt. Stoßen sie an die Oberfläche eines kalten Körpers, z. B. eines Glases, Steines u., so verdichten sie sich in Tropfen, die ein Theil der im Gefäße enthaltenen Flüssigkeit sind. Die Elasticität der Dämpfe ist außerordentlich; nach den Versuchen der Physiker entstehen aus 1 Kubikzoll Wasser 1470 Kubikzoll Dämpfe. Diese Dämpfe nun, wenn sie in einem engen Raume eingeschlossen werden, der ihrer Ausdehnung Widerstand entgegensetzt, bringen unglaubliche Wirkungen hervor, wie wir bei Vulkanen und Erdbeben sehen. Diese Eigenschaft ist zu wichtigen Erfindungen, z. B. der Dampfmaschine, des Dampfboots u. s. f., benutzt worden; sowie andrerseits der außerordentliche Hitzgrad, den Wasserdämpfe anzunehmen fähig sind, die Veranlassung zu ihrer Anwendung beim Dampfkochapparat, Papinian-Topfe u. gegeben hat. Auch weiß man die Farben mittelst der Dämpfung auf Zeichen zu befestigen; man bedient sich nämlich der Wasserdämpfe in der Tuchmanufactur, um nach der Presse dem Tuche die letzte Zurichtung zu geben. So kam das Dampfkrumpfen (s. Decativ) in Gebrauch. (S. G. Fischer's „Darstellung und Kritik der Verdunstungslehre“ (Berlin 1810).)

Dampfbad oder Dunstbad, in der Heilkunst, die Erwärmung kranker Glieder durch den Dampf oder Dunst heißer Arzneimittel, welchen man an dieselben steigen läßt, um sie in Schweiß zu bringen. Dann auch so viel als Schwitzbad: die Erwärmung des ganzen Körpers in einer sehr stark geheizten Stube. Die russischen Dampfbäder kamen in Deutschland zuerst in Berlin 1818 zu Stande, und wurden seitdem auch in andern Städten angelegt. (S. Bäder.) Eine wichtige Erfindung scheinen die Schwefeldampfbäder zu sein, welche ein französischer Arzt, Galé, im Hospital St.-Louis zu Paris, mit Erfolg anwendet. Sie sind nicht allein weit minder kostbar als die gewöhnlichen Schwefelbäder und selbst als der Gebrauch der Schwefelsalzen, sondern sollen auch von ungleich größerer Wirksamkeit, besonders bei Hautkrankheiten, als Krätze u., sein. Noch ist zu bemerken, daß mittelst einer Vorrichtung von der Erfindung des D. Galé, der durch Wärme verflüchtigte Schwefel, bei der Cur, zwar den ganzen Körper gleichmäßig umgibt, das Gesicht aber frei bleibt und von dem erstickenden Dunste durchaus nicht beschwert wird. — In der Scheidekunst heißt Dampfbad der Dampf des kochenden Wassers, um einen Körper darin aufzulösen, und die dazu nöthige Vorrichtung.

Dampfboot, s. Dampfmaschine.

Dämpfer (franz. *sourdine*, ital. *sordina* oder *sordino*), eine Vorrichtung an den rauschenden musikalischen Instrumenten, besonders an den Saiteninstrumenten (sonst aber nur an den Hörnern, Pauken und Trompeten), um ihnen das Schreiende des Tons zu benehmen, und den Ton sanfter und schwächer zu machen (zu dämpfen). Bei den Geigeninstrumenten kommt diese Vorrichtung am häufigsten vor und besteht am zweckmäßigsten aus einem hölzernen (vorzüglich burbaumenen, auch wol elfenbeinernen oder metallenen) Kamm, von dessen Zacken der Steg fest umklammert wird. Das Aufsetzen der Dämpfer wird durch die Worte *Con sordini*, das Wegnehmen derselben durch die Worte *Senza i sordini*, *Si levano i sordini*, oft nur durch die Buchstaben *S. S.* bezeichnet; auch das Pianoforte hat Dämpfer.

Dampfgeschütz. Ein Franzose, General Chasseloup, soll 1805 zuerst die Möglichkeit gezeigt haben, Dampfgeschütz zu verfertigen und es in den festen Plätzen einzuführen. 1814 verfertigte ein franz. Ingenieurofficier Geschütz dieser Art. Der Dampfkessel, auf einer Art von Lafette ruhend, verfab zugleich 6 Artilleriestücke mit Dampf. Man brauchte nur einen Hahn zu drehen, um die 6 Kanonen mit Dampf und mit Kugeln zu laden. Diese Maschine bereitete 150 Schüsse in einer Minute. Napoleon gab der Erfindung Beifall; allein die zur Vertheidigung von Paris bestimmten Maschinen dieser Art wurden auf höhern Befehl an dem Tage vernichtet, an welchem die Allirten die Werke von Paris angriffen. Später erneuerte und vervollkommnete der Amerikaner Perkins diese, wie es scheint, ihm unbekannt gebliebene Erfindung. (S. Dampfmaschine und Perkins.)

Dampfkochen, Dampfkochmethode. Die bei den Engländern schon lange übliche Methode, die Speisen in heißem Wasserdampfe über dem kochenden Wasser gar zu machen, ohne sie mit demselben in Berührung kommen zu lassen, ist in Deutschland noch wenig im Gebrauch. Wahrscheinlich hat zu dieser Kochmethode der Papin'sche Topf (s. Papin) Veranlassung gegeben, in welchem das Wasser, vermittelst der eingeschlossenen und erhitzten Dämpfe, einen so hohen Wärmegrad und eine so starke Pressung erhält, daß man darin nicht nur das zähste Fleisch, sondern auch Knochen weich und mürbe kochen kann. Das frei kochende Wasser kann nur einen bestimmten Wärmegrad, nicht über 212 Gr. Fahr. (s. Sieden) annehmen, weil jeder höhere Grad das Wasser in Dampf verwandelt; dagegen nimmt der

Wasserdampf, wenn man seiner Ausbreitung Schranken setzt, eine sehr heftige Hitze an, und er dringt, in verschlossenen Räumen, vermöge seiner großen Elasticität, viel leichter in die thierischen und vegetabilischen Körper ein, die man seiner Einwirkung unterwirft, vermindert den Zusammenhang ihrer Theile und löst ihre Säfte besser und schneller auf, als kochendes Wasser vermag. Auf diese Erfahrungen gründet sich das sehr zu empfehlende Kochen der Speisen im Wasserdampfe. So kocht man bereits die Kartoffeln in einem Topfe mit sehr wenig Wasser auf dem Boden, sodaß der übrige Raum mit Kartoffeln ohne Wasser angefüllt, und die Mündung des Topfs mit einem Deckel verschlossen wird. Auf solche Weise gekochte Kartoffeln sind gleichmäßiger erweicht und von besonderm Wohlgeschmack. Es kommt nun bloß auf einige Vervollkommnung dieser Kochart bei ihrer Anwendung auf andre Speisen an. Dazu kann das bekannte Dämpfen des Rindfleisches in flachen, mit Deckeln versehenen Töpfen dienlich sein, welches eine unvollkommene Anwendung der hier in Rede stehenden Kochart ist. Solche Töpfe sind nämlich, hinsichtlich ihrer Form, die bequemsten für diesen Zweck; auch irdene Tiegel mit schließenden Deckeln sind gut zu gebrauchen. Außerdem bedarf man zum Dampfkochen einiger, wie ein Durchschlag durchlöcherter cirkelförmiger Scheiben von verschiedener Größe aus gut verzinnem Eisenbleche, welche zu Dampfböden dienen, worauf die Speisen über dem Wasser zu liegen kommen. Bei gewöhnlichen Töpfen und Tiegeln, welche sich nach unten trichterförmig verengen, lassen sich diese Dampfböden von der erforderlichen Größe im Verhältniß zu den Töpfen, für welche sie bestimmt sind, ohne weitere Vorrichtung, einige Zoll hoch über dem Topfboden wagerecht legen. Bei mehr cylindrischen Gefäßen hingegen, oder in dem Falle, wenn ein Dampfboden für einen bestimmten Topf zu klein ist, bedarf es noch eines hölzernen oder blechernen Kreuzes, oder eines Dreiecks von Blech, welches an den Ecken mit (etwa $\frac{3}{4}$ oder $1\frac{1}{2}$ Zoll hohen) Füßen versehen ist, zur Unterlage für den Dampfboden. Mit diesem einfachen Apparate kann man den Zweck dieser Kochart, eine kräftigere, mithin auch gesündere Zubereitung der Speisen, vollständig erreichen. Sie ist jedoch nur bei saftigen Speisen, welche fest genug sind, um von dem Dampfboden gehalten zu werden, also bei Fleisch, grünen Gemüsen und frischem Obst, anzuwenden; saftlose oder getrocknete Gegenstände, z. B. trockene Hülsenfrüchte, sind nicht dazu geeignet, es sei denn, daß man sie zuvor eine Zeitlang im Wasser weichen ließe. Das Feuer muß vorzüglich auf den Boden wirken, wodurch das wenige Wasser über dem Boden leicht ins Kochen zu bringen und noch leichter kochend zu erhalten ist. Wer daher noch keinen Sparherd besitzt, bei welchem ohnehin das seitwärts beschränkte Feuer bloß auf den Boden der Gefäße wirkt, bedient sich eines Dreifußes; auch eine Bratröhre oder die Röhre eines Kochofens ist zu diesem Zwecke dienlich. Die Speisen bedürfen, bevor man sie auf den Dampfboden bringt, fast nur der gewöhnlichen Vorbereitung; Fleisch und Gemüse werden gewaschen, letztere auch, wie gewöhnlich, klein geschnitten; zu beiden thut man das nöthige Salz, beim Fleische ist das Einreiben mit Salz noch vorzüglicher. Alle fernere Zubereitung nach dem Garkochen, z. B. das Schmelzen der Gemüse, geschieht wie gewöhnlich. Auch Bouillon (Fleischbrühe) wird bei dieser Kochart gewonnen. Der heiße Wasserdampf durchbringt das Fleisch und löst dessen Kräfte noch vollkommener auf, als es das siedende Wasser vermag. Nicht nur das Fett, sondern auch die Gallerte des Fleisches, als der Hauptbestandtheil der Brühe, wird im Dampfe zum Theil verflüssigt und dem Wasser unter dem Dampfboden mitgetheilt, welches dadurch in eine kräftige Bouillon verwandelt wird. Nur muß man bei Gegenständen, die längere Zeit zum Garkochen erfordern,

bisweilen etwas heißes Wasser nachgießen, um dadurch dem völligen Verdampfen zuvorzukommen. Auch auf das Braten ist diese Kochart anwendbar, nur muß man für lange Gegenstände, z. B. Hasen, dazu dienliche Bratpfannen besitzen; sie müssen höher als die gewöhnlichen, mit einem Deckel und daher an der Mündung mit einem Falz versehen sein. Das Bräunen des Bratens kann man auf zweierlei Weise bewerkstelligen. Beibehält man sich einer Bratröhre, so braucht man zuletzt nur den Deckel von der Pfanne wegzunehmen, um die verschlossene heiße Luft auf das Fleisch einwirken zu lassen; geschieht aber das Braten auf dem Herde, so bedarf es dazu eines Bräunungsdeckels von schwarzem Blech, auf welchen man glühende Kohlen legt, deren Hitze in kurzer Zeit gleiche Wirkung hervorbringt. Die anderweitige Behandlung des Bratens ist die gewöhnliche. Die Vorzüge des Kochens und Bratens im Wasserdampfe vor der gewöhnlichen Art sind folgende: das Fleisch, und besonders die Gemüse, werden weicher und wohlschmeckender; die Speisen in kürzerer Zeit gar, und man bedarf dazu eines kleinern Feuers, da man nur eine unbedeutende Wassermasse zum Sieden bringen muß. Die Dampfkochart ist überdies weniger mühsam als die gewöhnliche, denn die Speisen bedürfen nicht des Umrührens, und die Braten in den meisten Fällen nicht des Begießens. Man kann auch jedes Feuerungsmittel dazu anwenden, ohne befürchten zu dürfen, daß dessen Geruch sich den Speisen mittheile. Kleinen Haushaltungen, welche in der Stube zu kochen pflegen, wird diese Kochart ganz vorzüglich zu statten kommen. Übrigens ist bei derselben Hauptregel, daß man überflüssige Wärme vermeide, besonders gegen die Seiten der Gefäße. Man feue nicht stärker, als nöthig ist, das Wasser unter dem Dampfboden ins Kochen zu bringen und gleichmäßig darin zu erhalten.

Dampflugel, s. Dampf. — Dampfkatze. Eine solche wurde 1829 bei London versucht. Sie führte 24 Personen und legte in einer Stunde 15 engl. Meilen zurück.

Dampfmaschine. Mit der Erfindung dieser durch die Kräfte des Dampfes in Bewegung gesetzten Maschine beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Mechanik; mit der Einführung derselben beginnt eine neue Zeitrechnung in der Geschichte der Industrie; und die unabsehbaren Folgen, welche diese Erfindung für die allgemeine Civilisation haben muß, sichern ihr eine bedeutende Stelle in der Geschichte der Menschheit. Die Erfindung, erste Anwendung, sowie auch die meisten Verbesserungen der Dampfmaschine verdanken wir den Engländern. Die erste Maschine lehrte Savary um 1700 kennen, sie fand aber noch keine technische Anwendung und diente nur zu künstlichen Wasserwerken in Gärten. Bedeutender waren die Leistungen der Newcomen'schen Maschine (1705); doch auch sie fand noch fast ausschließlich in Bergwerken Eingang, und nur bei den Kohlengruben, wo die Kosten weniger in Anschlag kamen, verbreitete sich sie ziemlich allgemein. An 70 Jahre verfloßen, bis Watt und Boulton diesen Maschinen eine ungleich vollkommnere Einrichtung gaben, sie zum Betreiben der mannigfaltigsten technischen Operationen brauchbar machten. Allein spät erst erkannten die Engländer die ganze Wichtigkeit der Dampfmaschinen, welche ihnen, den Besitzern der reichen Kohlenschätze, allein das Mittel gewähren, ihrer Industrie die bisherige Überlegenheit auch ferner zu sichern. Sie wenden sie daher jetzt ungleich häufiger an als sonst. In Colebrookdale hebt eine Maschine so viel Wasser beständig 100 Fuß hoch, daß dieser Strom in 3 Fällen ebenso viel Räder treibt; eine Mühle (die Albionmühl), die größte, welche man kennt, wird durch eine einzige D.-M. in Bewegung gesetzt; eine andre treibt 8 Münzwerke, die in einer Stunde 30,000 Metallstücke ausprägen und zugleich die Zainen strecken, ausstückeln u. s. w. Ersäufte

Bergwerke wurden durch diese Maschinen in kurzer Zeit wiederhergestellt. In Redruth in Cornwall sind neuerlich von Woolf 3 Maschinen erbaut worden, die zusammen die Kraft von 900 Pferden haben; eine andre hat allein die von 600 Pferden. Nicht allein Wasserpumpen, sondern auch Gebläse, Walzwerke, Dreh-, Bohr- und Spinnmaschinen, Webestühle, Gattendruckerwalzen, Papiermühlen, Buchdruckerpressen u. s. w. werden durch die D.=M. bewegt; sie verrichten verschiedene Dienste in Brauereien, Brennereien, Zuckersiedereien u. dgl. Tragbare D.=M. versehen bereits die Dienste lebender Pferde bei allerlei Constructionen; andre beim Straßenbau zerschlagen Steine; manche dienen beim Landbau, indem sie Dresch- und andre Maschinen in Bewegung setzen; noch andre, wahre Dampfpferde (Dampfwagen) sieht man hier und da eine Reihe Lastwagen ziehen. Viele sind beim Schiffbau, beim Aus- und Einladen in Thätigkeit, oder sie dienen zum Fortziehen. Viele endlich setzen Schiffe in Bewegung, und von Jahr zu Jahr vermehrt sich die Zahl der Dampfboote. Wie mit der Vervollkommnung; Maschinen, so beschäftigen sich immer Mehre auch mit ihrer Vervollkommnung; von 130 Patenten, die bis Ende 1821 für Erfindungen in diesem Fache in Großbritannien ertheilt wurden, fallen 100 auf die letztern Jahrzehende. So ward insbesondere der ökonomische Effect allmählig vermehrt. Die Maschine von Savary hob mit 1 Buschel (88 Pfund) Steinkohlen nur 2 bis 3 Millionen Pfund Wasser 1 Fuß hoch; die von Newcomen hob schon 8 bis 9 Mill. Pf., die besten Maschinen von Watt und Boulton 20 bis 30 Mill. Pf., die Woolfschen und andre von hoher Pressung 50 und mehre Mill. Pf., und die neuerlich von Perkins erfundene Maschine soll sogar einen Nutzeffect von 100 Mill. Pf. erwarten lassen. Die Zahl der Dampfmaschinen in Großbritannien beläuft sich auf 10,000, welche einer Gesamtleistung von wenigstens 300,000 Pferden oder $1\frac{1}{2}$ bis 2 Mill. Menschen gleichkommen. Auf dem Continente scheinen bis zum Anfange dieses Jahrh. nur sogenannte atmosphärische oder Newcomen'sche D.=M. bekannt gewesen zu sein, seit Anfang dieses Jahrh. aber vermehrte sich ihre Anwendung außerordentlich, besonders in Frankreich, in den Niederlanden und in der preussischen Monarchie; in Frankreich sollen mehr als 300 vorhanden sein. Viele Maschinen wurden aus den besten Fabriken Englands bezogen, viele auf dem Continente erbaut. Nächste England haben die Verein. St. die meisten Dampfmaschinen; ebenso findet man sie auf Trinidad, in Peru, auf Ceylon, in Ostindien u. s. w. — Savary's Maschine besteht aus einem Saug- und Druckwerke, worin mittelst Öffnung und Schließung der Hähne der Dampf in Gefäße gelassen wird, aus denen er das Wasser unmittelbar in die Höhe treibt; neuerlich ist diese Maschine von Pontifer verbessert worden.

Indem man den Dampf nach verschiedenen Principien wirken zu lassen versuchte, entstanden, abgesehen von allen übrigen Abänderungen in der Construction, gewisse Grundverschiedenheiten, die man als ebenso viele verschiedene Systeme von Dampfmaschinen ansehen kann. Bis jetzt jedoch kommen fast alle Maschinen, die sich durch die Erfahrung als vortheilhaft erwiesen haben, darin überein, daß man den Dampf zunächst in einen hohlen Cylinder treten und auf einen darin beweglichen fest anschließenden Kolben wirken läßt, sodaß dessen Stange eine hin- und hergehende Bewegung erhält, die dann entweder als solche benutzt oder mittelst einer Treibstange und Kurbel in eine rotirende verwandelt wird. Alle späterhin erfundenen Dampfmaschinen sind daher Kolbenmaschinen, und die Verschiedenheit der Systeme gründet sich auf die abweichende Art, wie jener Kolben durch den Dampf in Bewegung gesetzt wird. Nach dem ersten Systeme hat die Bewegung des Kolbens auf folgende Weise statt: Aus dem Dampfessel dringt der Dampf durch einen geöffneten Hahn oder ein Ventil in den Cylinder unter den Kolben, welcher nun bis zu einer gewissen Höhe steigt, worauf sich der erste Hahn schließt und sich ein zweiter öffnet, durch welchen kaltes Wasser in den Cylinder gespritzt wird. Diese Injection

bewirkt eine Condensirung des Dampfs, der zu Wasser wird. Die Atmosphäre drückt nun auf die Kolbenfläche und macht, daß dieser herabsinkt und die Last hebt. Ist der Kolben gesunken, so wird das Wasser durch einen dritten Hahn abgelassen und durch den ersten von neuem Dampf eingelassen u. s. f. Diese Einrichtung haben die von Newcomen und Cawley 1705 erfundenen D.-M. — Bei dem zweiten System ist der Dampfzylinder unten und oben verschlossen, sodas die Luft keinen Zugang hat. Ist nun der erste Hahn offen und die 3 andern sind zu, so strömt Dampf über den Kolben und drückt denselben nieder. Darauf wird der erste Hahn geschlossen und der zweite geöffnet, sodas der Dampf durch eine Communicationsröhre unter den Kolben treten kann, der aber durch ein Gegengewicht wieder in die Höhe gezogen wird; in dem Augenblick wird durch einen dritten Hahn Wasser eingespritzt, die Dämpfe werden zu Wasser verdichtet, welches durch einen vierten Hahn abläuft, worauf das Spiel der Maschine durch Öffnung des ersten Hahns und durch neues Einstömen von Dämpfen über dem Kolben von neuem beginnt. Dieses Princip der Kolbenbewegung liegt der ersten D.-M. des berühmten W a t t zum Grunde, welche um 1774 entstand. Die Condensirung geschah auch nicht in dem Cylinder selbst, sondern in einem besondern Apparate, dem Condensator. Bei diesem zweiten System wird einfacher Dampf, d. h. solcher angewendet, dessen Druck ungefähr jenem der gewöhnlichen Luft gleichkommt; bei dem dritten System aber wird der Kolben durch erhöhte Dampfkraft, d. h. durch Dampf, dessen Pressung einem mehrfachen Luftdrucke gleichkommt, bewegt. Der Cylinder ist unten offen, sodas die Luft freien Zutritt unter den Kolben hat; es tritt durch einen ersten Hahn Dampf, dessen Elasticität 2, 3 oder mehr Mal größer als die der Luft ist, über den Kolben und drückt ihn hinab; darauf schließt sich der erste Hahn, der zweite öffnet sich, und der Dampf strömt in die freie Luft aus. Der Kolben wird alsdann durch ein Gegengewicht wiederum in die Höhe gezogen, und das Spiel beginnt von neuem. Diese 3 Systeme bilden die erste Classe der Kolbendampfmaschinen. Sie haben die gemeinschaftliche Eigenschaft, daß der Druck auf den Kolben nur von einer Seite stattfindet, weshalb sie einfach wirkende Maschinen heißen. — Eine zweite Classe bilden die von Watt erfundenen doppelwirkenden D.-M., bei denen immer Dampf, niemals die Luft oder ein Gegengewicht, die Bewegung des Kolbens, und zwar Beides, das Aufsteigen und das Niedergehen desselben, bewirkt. Es gibt wiederum mehre Systeme doppelwirkender D.-M. — Viertes System: doppelwirk. D.-M. mit einfacher oder niedriger Pressung der Dämpfe. Das Princip ist folgendes: Der Dampf strömt, während die beiden ersten Hähne offen stehen, unter den Kolben und drückt ihn, da über ihm Verdünnung stattfindet, mit Gewalt aufwärts; es schließen sich nun die beiden ersten Hähne, und die beiden letzten öffnen sich. Durch den dritten wird der Dampf unter dem Kolben mit dem Condensator in Verbindung gesetzt, durch den vierten dringt zugleich der Dampf in den obern Theil des Cylinders und drückt ebenso gewaltsam den Kolben herab. Der Dampf strömt also fast ununterbrochen in den Cylinder, aber wechselsweise bald in den obern, bald in den untern Raum. Da die Bewegung der Kolbenstange sehr regelmäßig ist, so kann eine Dreiflange an dem andern Arme des Balanciers leicht eine Kurbel in Bewegung setzen, wodurch mit Beihülfe eines Schwungrades eine gleichförmige rotirende Bewegung erhalten wird, weshalb die doppelwirkenden Maschinen auch rotirende genannt werden, um diese so wichtige Erhöhung ihrer Brauchbarkeit zu bezeichnen. — Zu einem fünften und sechsten System rechnen wir die doppelwirkenden Maschinen mit hoher Pressung. Sie unterscheiden sich von einander dadurch, daß die einen mit einem Condensator versehen sind, und die andern nicht. Beide haben indessen gleiche wesentliche Einrichtung, und der Unterschied liegt nur darin, daß die Dämpfe bei der einen in den Condensator und bei der andern in die freie Luft geführt werden,

weshalb die Construction der letztern einfacher ist. — Siebentes System. So wirksam sich auch solche Maschinen mit hoher Pressung erweisen, so verliert man doch bei beiden Systemen einen bedeutenden Theil der Dampfkraft, oder man läßt sie unbenutzt entweichen. Der Dampf hat nämlich, nachdem er gewirkt und nun den Cylinder verläßt, noch beinahe die volle Tension, wie beim Eintritt in denselben. Um nun auch diejenige Kraft zu benutzen, die verdichteter Dampf während seiner Expansion oder seiner Abspannung, bis zu einer viel geringern Dichtigkeit zu äußern vermag, hemmt man entweder den Zubrang des frischen Dampfes aus dem Kessel, wenn der Kolben erst einen Theil seines Laufs vollendet hat; oder man läßt den verdichteten Dampf, nachdem er in einem Cylinder gewirkt, nicht sogleich entweichen, sondern in einen zweiten (oder dritten) viel größern Cylinder übergehen, in welchem er noch ein Mal durch seine Expansion wirken kann. Die erste Art dieser Expansionsmaschinen unterscheidet sich von den vorigen Maschinen bloß durch eine besondere Einrichtung der Steuerung, wodurch nämlich eine Hemmung des Dampfes eintritts oder eine frühere Absperrung bewirkt wird, bevor der Kolben seinen ganzen Lauf vollendet hat. Dahin gehören namentlich die Maschinen des Amerikaners *Libert Evans* und des verst. *Freund* zu Berlin. — Das Princip der Expansionsmaschinen mit mehren Dampfeylindern, welche das achte System bilden, hat mehre Unterarten, indem 1) sie auch entweder mit oder ohne Condensator arbeiten können, und 2) indem man zuweilen eine besondere Erwärmung der sich expandirenden Dämpfe anbringt, wodurch ihre Spannkraft während der Expansion verstärkt wird, oft aber diese Erwärmung wegläßt. — Als ein neues System dürfen wir endlich die von dem jetzt in London angesiedelten Amerikaner *J. Perkins* erfundene D.-M. erwähnen. Das Eigenthümliche dieser Maschine besteht hauptsächlich in einer vorher noch nie versuchten Methode, den Dampf zu erzeugen. Das Wasser wird nämlich in einem damit vollkommen angefüllten und verschlossenen Gefäße erhitzt, bis es eine Temperatur erlangt hat, bei welcher der Dampf die Kraft von 30, 40 oder mehr Atmosphären hat. Dies starke cylindrische Gefäß nennt *Perkins* den Generator oder Erzeuger. Hat das Wasser einmal diese Temperatur erreicht, so läßt man durch ein Ventil beständig kleine Portionen dieses Wassers entweichen, welche sich sogleich in Dampf verwandeln. Ebenso wird aber stets das entweichende Wasser wieder durch andres, mittelst einer Druckpumpe ersetzt. Der Erzeuger bleibt daher immer angefüllt, und da er in einem lebhaften Feuer steht, so wird das Wasser in demselben fortbauend auf derselben hohen Temperatur, und hiermit bei der gleichen großen Tension erhalten. Der augenblicklich und in einem fort sich bildende Dampf wird unmittelbar in einen Cylinder geleitet, dessen Kolben er in Bewegung setzt. Bei dieser ganz neuen Dampfbildungsmethode kann die Maschine nicht nur einen ungleich kleinern Raum einnehmen, sondern sie gewährt eine bewundernswürdige Ersparung an Brennmaterial. Die von *Perkins* erfundenen Dampfgeschütze beruhen auf demselben Dampferzeugungsprincip. Außer dem Dampfeylinder mit seinem Kolben, gehören zu einer Dampfmaschine noch eine Menge andrer Theile, von denen einige sich auf die Erzeugung, andre auf die Verwendung des Dampfes beziehen; letztere machen die D.-M. im engeren Sinne aus. — Der Dampferzeugungsapparat, der gewöhnlich einen besondern Raum einnimmt, besteht aus dem Kessel und dem Ofen. Der erstere muß eine hinlängliche Größe und Festigkeit haben, gefüllt und geleert, fortbauend mit Wasser gespeist, und zuweilen gereinigt und ausgebessert werden können. Man muß beobachten können, wie hoch das Wasser im Kessel steht, wie heiß es ist, wie stark der Dampfdruck. Der Dampf muß in den Cylinder strömen, nöthigenfalls aber auch in die Luft entweichen können. Der Ofen muß feuerfest und vor Allem so construirt sein, daß mit demselben Quantum Kohlen oder Holz die größtmögliche Menge Dampf erzeugt werde. Der Heizstoff muß vollkommen verbrennen,

die Hitze aufs beste benutzt werden; es müssen Züge und ein hoher Rauchfang vorhanden sein. Zugleich aber muß die Stärke des Feuers beständig so geleitet werden, daß die Erzeugung des Dampfes stets dem wechselnden Dampfbedarf angemessen sei. — Die eigentliche Dampfmaschine erfordert, außer dem Cylinder, zuvörderst einen Apparat, wodurch der Dampf in dem Cylinder gehörig vertheilt werde; der Dampf muß nicht nur regelmäßig einströmen und wieder entweichen, sondern es muß auch die Menge desselben, um einen gleichförmigen Gang zu erlangen, genau regulirt werden können. Auch dieses künstliche Spiel von Hähnen oder Klappen muß die Maschine selbst und aufs pünktlichste verrichten. Der Dampfcylinder erfordert große Festigkeit; er muß oben und unten wohl verschlossen sein. Die Ueberung des Kolbens muß dauerhaft und dampfdicht sein und dabei wenig Reibung verursachen. Zur Verwandlung der geradlinigen Hin- und Herbewegung der Kolbenstange in eine kreisförmige sind gewöhnlich ein großer Hebel oder Balancier und eine Treibstange nebst Kurbel und Wellbaum erforderlich. Eine eigne Vorrichtung muß dann der Kolbenstange die Verticalität erhalten. Ein großes Schwungrad an dem Wellbaume muß die Unregelmäßigkeiten der Kurbelbewegungen ausgleichen. Soll endlich der entweichende Dampf, wie gewöhnlich, condensirt werden, so muß er zu dem Ende nicht nur in einen eignen Apparat gelangen, sondern eine Pumpe muß beständig kaltes Wasser schöpfen und dem Condensator zuführen, und eine zweite, eine Art Luftpumpe, muß das Condensationswasser wieder wegschaffen. So muß die Maschine 3 Pumpstangen in Bewegung setzen; außer den eben genannten nämlich noch die, welche fortwährend den Kessel speist.

Die Idee, Schiffe durch die bewegende Kraft einer D.-M. vorwärts zu treiben, kam bald nach der ersten Verbreitung der D.-M. in Vorschlag, jedoch gelang es erst 1807 dem Amerikaner Fulton, mit einem Dampfboote den Hudsonfluß zu befahren. Es hatte eine Wattsche Maschine von 20 Pferdekräften und machte 5 Meilen in einer Stunde. Diese Dampfschiffe vermehrten sich bald; 1821 segelten auf dem Mississippi, Ohio und Missouri 376 Dampfschiffe von 300 bis 400 Tonnen Last. Das größte war der „Kanzler Livingston“ von 500 Tonnen. Es kommt dieses Schiff einem großen Linienschiffe nahe; nicht selten soll es an 800 Personen an Bord und für die Hälfte Betten haben; das unlangst erbaute Packetboot „Robert Fulton“ soll aber ein Schiff von 700 (?) Tonnen sein. Es soll regelmäßig von Newyork nach Charlestown und der Havana gehen, gut bewaffnet sein und wo es landet, neuen Vorrath an Brennstoff finden. Das erste Dampfboot, welches das atlantische Meer beschiffte, war die „Savanna“ von 350 Tonnen. Es kam in 20 Tagen von Newyork nach Liverpool und hatte fast den ganzen Weg mit Hilfe des Dampfes zurückgelegt; seitdem machte ein solches Schiff diesen Weg sogar in 15 Tagen und 7 Stunden. Die Amerikaner waren endlich auch die Ersten, welche die D.-M. zu einer neuen Art von Kriegs- oder Vertheidigungsschiffen zu gebrauchen suchten. Die erste 1814 erbaute Dampffregatte besteht aus zwei 66' langen Booten, wovon das eine die Kessel, das andre die D.-M. trägt. Zwischen beiden ist das Ruderrad, zugleich ist es mit Masten und Segeln versehen und mit 4 Steuerrobern, damit es vor- und rückwärts steuern kann. Das Hauptverdeck enthält 30 Stück 32pfündige Canonen; es schleudert glühende Kugeln, welche in dem Dampfsofen gegläht werden, und kann 60 Tonnen siedendes Wasser auf den Feind gießen, der zu entern wagt. In Europa baute 1811 Dawson das erste Dampfboot, und 1812 wurde der Clyde in Schottland zuerst mit einem Dampfboot von 40' Länge und 10½' Breite, mit einer D.-M. von 3 Pferdekräften befahren, es ging als Wasserdiligence von Glasgow nach Greenock. 1813 sah man das erste Dampfboot auf der Themse. Bald darauf wurden indessen mehre und weit größere Fahrzeuge erbaut und wie die amerikanischen mit einer ausgesuchten Eleganz und allen Bequemlichkeiten aus-

gerüfset. Anfangs erschwerte die heftige Erschütterung die Anwendung großer Maschinen, doch bald wurde auch dieses Hinderniß durch die Einführung der Maschinen mit 2 Cylindern gehoben. Allmählig wagten sich auch europ. Dampfschiffe auf das Meer; die Reise von Dublin nach London und zurück wurde damit gemacht. Im März 1816 kam das erste Dampfboot nach Paris, in demselben Jahre kam ein andres nach Rotterdam und nach Köln, ein drittes nach Hamburg. Ein Jahr früher schon entstand zu Berlin eine Dampfschiffahrtsgesellschaft für die Fahrt zwischen Berlin und Charlottenburg, zwischen Berlin und Hamburg und zwischen Magdeburg und Hamburg, jedoch löste sich diese Gesellschaft nach einigen Jahren wieder auf. 1818 kam eine regelmäßige Dampfpost zwischen Greenock und Belfast zu Stande, mehre Schiffe gingen zwischen England und Irland, eins zwischen England, Spanien und Portugal. Mehre Schiffe verkehren jetzt zwischen Venedig, Triest und Pavia; mehre zwischen Petersburg und Kronstadt; einige Bugtriböte im Hafen von Stockholm. 1821 befanden sich schon 6 zu Bordeaux; seit 1818 wird die Donau damit befahren; besonders werden die Dampfschiffe auf diesem Flusse als Bugtriböte angewendet. Seit einigen Jahren findet man die Dampftriböte auf dem Genfer- und auf dem Bodensee, seit 1825 auf dem Rheine; das Packetboot „Hylon-Tolliffe“ macht eine regelmäßige 14tägige Fahrt zwischen London und Hamburg, und gewiß wird die Dampfschiffahrt zwischen England und Ostindien zu Stande kommen. Im Aug. 1825 ging das erste Dampfschiff, die „Enterprize“ (mit 2 Maschinen, jede mit der Kraft von 60 Pferden, und mit 600 Tonnen Last) von England nach Ostindien, kam aber nicht so schnell an, als man gehofft hatte. Seit 1825 besteht in London eine allgemeine Dampfschiffahrtsgesellschaft, die Dampftriböte kauft, erbaut und verkauft. Diese läßt 2 Dampfschiffe zwischen London und Ostende regelmäßig hin und hergehen; diese Fahrt dauert etwa 15 Stunden. In Rotterdam besteht eine niederländische Dampfbootgesellschaft. Auch die kölnische Handlungskammer hat mit der mainzer eine preuß. rheinische Dampfschiffahrtsgesellschaft gebildet. — Für die Dampfschiffahrt sind Maschinen mit hoher Pressung weit vorzüglicher als andre. Sie erfordern viel weniger Raum, besonders auch, weil sie ungleich weniger Kohlen bedürfen. Die Bewegung ist ferner, wo viele Kraft erfodert wird, weit sanfter; namentlich haben sie den Vorzug, daß sie allein eine sehr große Abänderung der Wirkung zulassen, was bei der Schiffahrt oft höchst wichtig wird. Leider wollte der Zufall, daß auf einigen der ersten Dampfschiffe mit hoher Pression Unglücksfälle sich ereigneten, die natürlich von ihrem Gebrauch auf lange abschreckten, während die Amerikaner sich immer allgemeiner und mit vollem Vertrauen solcher Maschinen bedienen, da sie bei ihnen noch keinen Unfall veranlaßten. — Die gewöhnliche Einrichtung eines solchen Dampfboots ist folgende. Im Vorder- und Hintertheile des Fahrzeugs befinden sich Kajüten für Reisende, wenn es als Packetboot gebraucht wird, oder leerer Raum für die Waaren. In der Mitte ist die D.-M. Der Dampfessel steht, wenn man von dem hinteren Theile des Bootes nach vorn sieht, rechts, der Cylinder und das Schwungrad links. Durch das Herauf- und Heruntergehen des Kolbens wird an jeder Seite des Bootes, oder auch in der Mitte zwischen Kessel und Cylinder, mittelst eines mit einer Kurbel versehenen Arms, ein senkrecht, den unterschlächtigen Wasserrädern gleichendes Rad mit Schaufeln umgedreht, deren jedes ungefähr 11' im Durchmesser und $3\frac{1}{2}$ ' Breite hat, und dessen Kränze aus Gußeisen, die Schaufeln aber aus dickem Eisenblech bestehen. Von diesen Rädern ist der vierte Theil des Halbmessers unter dem Wasser; dieser untere Theil und jede Schaufel, die in die unterste Stelle kommt, dient statt des Ruders. Um das lärmende Getöse zu verhüten, welches durch das Eintreten der Schaufeln in das Wasser verursacht werden könnte, gibt man diesen eine solche Stellung, daß sie gegen die Aue schief stehen. Durch das sehr schnelle Umdrehen der Schaufelräder wird der geschwinde Gang des Schiffs oder Bootes

bewirkt. Der Rauch aus dem Ofen, welcher aus Backsteinen zusammengesetzt ist, die durch eiserne Bänder zusammengehalten werden, wird durch eine weite Röhre aus starkem Eisenblech, die zugleich als Mastbaum dient, abgeführt.

Was endlich die Dampfmaschinen betrifft, so werden diese durch Dampfkraft auf eisernen Schienenwegen bewegt, an welchen die Lastwagen angehängt sind. 1814 war schon ein solcher Dampfmaschinenwagen zwischen Leeds in England und den unweit dieser Stadt liegenden Steinkohlenbergwerken im Gange, welcher folgende Einrichtung hatte. Die Eisenbahn oder der Schienenweg unterschied sich von den gewöhnlichen darin, daß an der einen Seite desselben vorstehende Rämme angehängt sind. Der Wagen, auf dem die Dampfmaschine ist, und der in Größe und Form einem Weinwagen mit einem einzelnen Fuhrfasse gleichkommt, hat auch 4 niedrige gußeiserne Räder, wie die hinten angehängten Kohlenwagen; aber er hat noch ein fünftes, in der Mitte zwischen dem linken Hinter- und Vorderrad umlaufendes Stirnzahnrad, welches in die Rämme greift und durch 2 kleinere Stirnräder, die an 2 mit Kurbeln versehenen Wendelbäumen angebracht sind, herumgetrieben wird. Diese 2 Kurbeln erhalten ihre Bewegung unmittelbar von den auf- und niedergehenden Kolbenstangen in den 2 Dampfzylindern, die sich in dem blechernen oder gußeisernen Dampfkeffel selbst befinden und nur so weit herausragen, als es die Disposition der Mähne, die durch die Kolbenstangen selbst vermittelt eines einfachen Mechanismus zur Zulassung des Dampfes geöffnet und geschlossen werden, nothwendig machte. In dem Kessel selbst befindet sich auch der Ofen, um mit wenigem Feuer die größte Menge Dampf hervorzubringen. Das Ganze ist mit hölzernen Dauben, von eisernen Reifen gebunden, eingefast, um das Zerspringen des Kessels mehr zu verhüten. An dem hintern Boden des Kessels ist das Loch zur Feuerung angebracht, und an dem vordern das gekröpfte, 16 Fuß in die Luft ragende Ramin. Wegen Mangels an Raum zur Mitführung des Wassers, und um die Maschine zu vereinfachen, ist kein Condensator angebracht, und die Maschine gehört daher zum dritten System mit hoher Pressung der Dämpfe. Dieser Dampfmaschinenwagen zog 23 Wagen, jeden mit 60 Etr. Steinkohlen beladen. Außer Leeds gibt es auch zu Newcastle, Killingworth, Newhaven in England, zu Königshütte in Schlesien und zu Saarbrück bei den dortigen Steinkohlenbergwerken solche Dampfmaschinen. Einige weichen von dem oben beschriebenen dadurch ab, daß die Schienenwege keine Rämme haben und die Räder des Wagens unmittelbar durch die Wendelbäume herumgetrieben werden. Vgl. Biot's „Lehrb. d. Experimentalphysik“, 3te A., deutsch durch Fechner (Leipz. 1825, B. 4, S. 301 fg.). Viele in Journalen zerstreute Notizen macht Gren's „Grundriß der Naturlehre“, herausg. von Kästner (Halle 1820), S. 346, namhaft.

Dampfmesser, Vorrichtungen, durch welche man die Expansivkraft der Dämpfe nach Graden zu bestimmen sucht.

Dampfmaschinen, s. Dampfmaschine.

Dampier (William), ein engl. Seefahrer, geb. 1652, aus einer angesehenen Familie in der Grafschaft Somerset, machte 3 Reisen um die Welt. Die erste endigte er 1691; die zweite wurde am 14. Jan. 1699 angefangen; er kam 1701 nach England zurück, unternahm aber 1704 neue Streifzüge, die er 1711 beendigte. Bei seinen Expeditionen verheerte er die spanischen Besitzungen und bereicherte sich außerordentlich. Er gab 1699 zu London eine Sammlung seiner Reisen von 1673 bis 1691 heraus. Sie ist wegen der darin befindlichen nützlichen Beobachtungen für die Schifffahrt und Bereicherungen der Erdbeschreibung mehrmals übers. und aufgelegt worden. D. untersuchte die Westküste von Neuholand, beschrieb Neuguinea, entdeckte die nach ihm benannte Straße zwischen Neuguinea und Neubritannien, und gab der letztgenannten großen Insel, die diese Meerenge westlich bildet, ihren Namen.

Danaë, die Tochter des Königs Acrisius von Argos, ward von ihrem Vater in einen ehernen Thurm verschlossen, weil ein Drakelspruch ihm geweissagt hatte, daß ein von seiner Tochter geborener Sohn ihn ums Leben bringen werde. Allein Jupiter, von Liebe entbrannt für die reizende Jungfrau, stieg, in einen goldenen Regen verwandelt, durch die Öffnung des Dachs in ihren Schoß. Als Acrisius erfuhr, daß seine Tochter Mutter geworden, gab er sie sammt ihrem Kinde in einem Nachen den Wellen preis. Aber die Meerergöttinnen, besorgt für die Erhaltung des Göttersohns, geboten den Wogen, das Fahrzeug unversehrt an Seriphos, eine der cykladischen Inseln, zu tragen. Der Beherrscher der Insel, Polydektes, oder vielmehr dessen Bruder Diktys, nahm sie auf und erzog das Kind, welches den Namen Perseus bekam (s. d.).

Danaiden, die funfzig Töchter des Danaus. Dieser war ein Sohn des Belus und bewohnte anfangs mit seinem Bruder Aegyptus, der funfzig Söhne hatte, Libyen. Beide entzweiten sich, und Danaus floh mit seinen Töchtern nach Argos. Die funfzig Söhne des Aegyptus folgten ihm dahin, boten Verführung an und verlangten von Danaus seine Töchter zur Ehe. Dieser willigte aus Zwang ein; da er aber den Söhnen seines Bruders nicht traute und überdies durch ein Drakel belehrt worden war, daß einer seiner Eidame ihn tödten werde, verband er seine Töchter durch feierlichen Schwur, ihre Männer in der Brautnacht umzubringen. Alle thaten dies, ausgenommen Hypermnestra, welche ihren Gemahl, Lynkeus, am Leben ließ. Zur Strafe für ihr Verbrechen waren sie in der Unterwelt verurtheilt, in ein durchlöcheretes Gefäß unaufhörlich Wasser zu schöpfen. Schon die Alten gaben dieser Sage die historische Erklärung: die Danaiden hätten in dem wasserleeren Argolis Brunnen entdeckt und Eisernen angelegt.

Dancourt (Florent Carton), ein franz. Schauspieler und Schauspiel-dichter, geb. 1661 zu Fontainebleau, und aus guter Familie. Sein Lehrer, Vater La Rue, ein Jesuit, hoffte den talentvollen Knaben für den Orden zu bilden. Aber D. zog die Rechtswissenschaften vor, die er aber im 23. Jahre, aus Liebe zu einer Schauspielerin, mit der Bühne vertauschte. Obgleich er die ersten Rollen im höhern Lustspiel darstellte, gelang ihm, als Schriftsteller, doch vorzugsweise das Niedrigkomische. Er hatte ein besonderes Talent, Bauern sprechen zu lassen, sodaß auch fast alle seine eignen Stücke ländliche Gemälde bilden; doch muß man seinen „Chevalier à la mode“ davon ausnehmen, der 1687 gespielt wurde und als sein Hauptstück anzusehen ist. In allen seinen Stücken ist der Dialog ungezwungen, lebhaft, doch geschwätzig. Besonders besaß er eine große Geschicklichkeit, Lächerlichkeiten, die zu seiner Zeit begangen wurden, aufs Theater zu bringen. Ludwig XIV. liebte ihn, und D. mußte ihm oft seine Stücke, ehe sie gespielt wurden, vorlesen. Er verließ das Theater 1718, und starb 1726. Eine gute Ausg. s. sammtl. Schriften erschien 1760 in 12 Bdn. 12.

Dänemark, das kleinste der nordischen Reiche. — Die ältesten Bewohner Dänemarks waren Deutsche, muthvolle, kühne Menschen, die sich von dem furchtbarsten aller Elemente, dem Meere, nährten, und die hohe Kraft ihres Geschlechts bis auf späte Zeiten bewahrten. Einer ihrer Stämme, die Cimbern, bewohnte die jütländische Halbinsel, der Römer Chersonesus cimbrica. Er wurde den Römern zuerst durch den großen Heereszug furchtbar, den er in Gemeinschaft mit den Teutonen in die schönen Provinzen Galliens unternahm. Späterhin drängten sich, unter Anführung des räthselhaften Odin, die Gothen in die skandinavischen Länder und gaben sowol Dänemark als Norwegen und Schweden Regenten aus ihrem Volke. Skjold wird als der Erste genannt, der über Dänemark herrschte; indes ist seine und seiner Nachkommen Geschichte mit so vielen Fabeln vermischt, daß man diesen Zeitraum den fabelhaften nennt; man weiß nur, daß Dänemark damals in viele kleine Staaten zerstückelt war, daß seine Bewohner ihren vorzüglich-

ften Erwerb in der Seeräuberei suchten und auf allen Meeren, wohin sie kamen, auf allen Küsten des Oceans gefürchtet wurden. Als die Römermacht zu zerfallen anfing, da ward auch im Süden der Name der Dänen und Normänner bekannt, weil manche dieser Seeheiden jetzt an solchen Küsten und Flussmündungen landeten, die ehemals die Wachtschiffe der Römer beschützt hatten. Normänner (unter diesem allgemeinen Namen begriff man Dänen, Schweden und Norweger) landeten in England 832 und stifteten daselbst 2 Reiche, ließen sich unter Kollo 911 auf der franz. Küste in der Normandie nieder, bevölkerten die Färöer, die Orkaden, die Shetlands, Island und einen Theil von Irland, und zogen nach Spanien, Italien und Sicilien. Wohin sie kamen, verbreitete sich der Ruhm ihrer Waffen, aber auch ihrer Wildheit, ihrer Räubereien. In ihrer Nationalverfassung änderte sich durch diese Streifzüge wenig: sie blieb ein Föderativsystem mehrer Clane oder Stämme, deren jeder sein eignes Haupt hatte, die zusammen unter einem Oberkönige standen. Erst als die deutschen Könige aus dem Stamme der Karolinger sich in ihre einheimischen Angelegenheiten mischen wollten, zogen sich die Stämme enger zusammen, und es schieden sich Norweger und Dänen in 2 abgefonderte Staaten. Gorm der Alte unterwarf zuerst 863 Jütland und verband bis 920 alle kleine dänische Staaten unter seinem Scepter. Sein Enkel Sven, ein kriegerischer Fürst, bezwang 1000 einen Theil Norwegens, und 1014 England; sein größerer Sohn Knud vollendete 1016 nicht nur die Eroberung von England, sondern besiegte auch einen Theil von Schottland, und unterwarf sich 1030 ganz Norwegen; unter ihm stieg die Macht Dänemarks auf ihren höchsten Gipfel. Staatsklugheit bewog ihn zur Annahme der christlichen Religion und zur Einführung des Christenthums in Dänemark, das eine völlige Umwandlung der Nation hervorbrachte. Knud, der 1036 starb, hinterließ seinen Nachfolgern ein mächtiges Reich, aber schon 1042 ging England, und 1047 Norwegen verloren. Das dänische Reich fiel, durch innere Unruhen entkräftet, in die tiefste Dnmacht. Mit Sven Magnus Estrifson bestieg 1047 eine andre Dynastie den Thron; aber das durch Sven's und Knud's Kriege gegründete Lehnwesen raubte dem Reiche unter dieser Dynastie, die, außer dem großen Waldemar, dem Throne keinen einzigen würdigen Regenten gab, alle Kraft, und machte die Regenten von der Wahl der Bischöfe und des Adels abhängig, stürzte den Landmann in Leibeigenschaft, ließ den Ackerbau verfallen und gab den Handel ganz in die Gewalt der deutschen Hanse. Die Könige mußten in ihren Handfästninger (die erste 1320) das Wahlrecht der Stände anerkennen; der Reichsrath schränkte ihren Willen ein und vernichtete alles Gute, was von der Krone ausgehen konnte. Mit Waldemar III. erlosch 1376 die männliche Nachkommenschaft der Estrifsiden. Seine staatskluge Tochter Margarethe faßte nach ihres Sohns Olav IV. 1387 erfolgtem Tode das Ruder des dänischen Staats, schwang sich auf die Throne von Schweden und Norwegen und stiftete 1397 die Calmarische Union. Nach dem Absterben der Regenten aus Skiolb's Stamme wählten die Dänen den Grafen von Oldenburg, Christian I., 1448 zum Könige. Dieser Christian ist der Stammhalter der seitdem in ununterbrochener Erbfolge regierenden königl. dänischen Familie, aus welcher Rußland und Schweden in neuern Zeiten Regenten erhalten haben, und welche auch über Oldenburg herrscht. Er vereinigte Norwegen, Schleswig und Holstein mit der Krone, war aber durch seine Capitulation so gefesselt, daß er mehr das Haupt des Reichsraths als der König eines freien Volks zu sein schien. Eine noch härtere Capitulation mußte sein Sohn, König Johann, 1481 in Dänemark beschwören; auch in Norwegen ward seine Macht mehr eingeschränkt; Holstein und Schleswig theilte er mit seinem Bruder Friedrich. Johanns Sohn, König Christian II. (s. d.), der Böse, ein grausamer, aber keineswegs unfähiger Fürst, suchte die erniedrigende Abhängigkeit, worin er von den Ständen gehalten wurde, abzuwerfen,

aber er verlor darüber Schweden, welches 1523 die Salmatische Union zerriß, und bald hernach auch seine beiden andern Kronen. Dänemark und Norwegen erhoben seines Vaters Bruder, Friedrich I., auf den Thron. Unter diesem Prinzen erlangte die Aristokratie völlige Oberhand; die Leibeigenschaft wurde gefeglih, die Reformation eingeführt, und Norwegen 1522 auf ewig mit Dänemark verbunden. Christian III., sein ältester Sohn, theilte Schleswig und Holstein mit seinen Brüdern Johann und Adolf, welcher Letztere der Stifter des Hauses Holstein-Gottorp wurde, legte aber dadurch den Grund zu langwierigen Familienstreitigkeiten. Ihm folgte 1559 König Friedrich II., der die Dithmarschen bezwang und wegen Kiefland in einen Krieg mit den Schweden verwickelt wurde, den der stettiner Friede 1570 endigte. Christian IV., seit 1588 König, mischte sich in den dreißigjährigen Krieg und brach zu zweien Malen mit Schweden, das letzte Mal mit so schlechtem Erfolge, daß Dänemark im brömsebroer Frieden 1645 Jämtland, Herjedalen jenseits dem Gebirge, Gothland und Insel, Provinzen, welche es noch seit der Union behalten hatte, ganz, Halland aber auf 30 Jahre an Schweden abtreten mußte. Die Fehler der dänischen Regierungsform und die Gebundenheit der Krone hatten hauptsächlich das Unglück der dänischen Waffen herbeigeführt. Es verfolgte sie auch in dem neuen Kriege, den König Friedrich III. 1657 mit den Schweden begann; in dem roskildeer und kopenhagner Frieden 1658 und 1660 verlor es Schonen, Blekingen, Bahus und das Eigenthum von Halland; dies bewirkte 1660 die Aufhebung der reichsständischen Verfassung, indem selbst die Nation eine völlig absolute Gewalt mit der Erblichkeit der Krone in des Königs Hände niederlegte. Dasselbe that Norwegen 1661. Der dänische Adel wußte jedoch sich im Besitze der wichtigsten Staatsämter zu erhalten, und der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen von der neuen Staatsform. Christian V. und Friedrich IV. unterlagen in dem nordischen Kriege; doch erlangte Dänemark nach Karls XII. Falle, durch den Frieden zu Friedriehsburg 1720, den Sundzoll von Schweden und behauptete den Besiß von Schleswig. Seit dieser Zeit genoß der Staat einer langen Ruhe, aber die Wunden, die ihm sein Unglück und seine fehlerhafte Regierungsform geschlagen hatten, vermochte das nun angenommene friedliche System nicht zu heilen. Dänemark ist ein Staat, der bei seinen wenigen Hülfquellen nur durch weise Mäßigung und einen streng geordneten Haushalt seine Selbstständigkeit sichern kann; einmal gestört, bedarf die Staatsmaschine, in Folge des kostbaren Militäretats, lange Zeit zu ihrer Herstellung. — 1726 vereinigte Dänemark die Grafschaft Ranzau, 1761 Holstein-Plön und 1773 Holstein-Gottorp mit der Krone; für Letzteres trat es in einem Vergleiche mit Rußland die 1667 erworbenen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst ab. Auf Friedrich IV. war 1730 Christian VI. gefolgt, der 1746 die Krone seinem Sohne Friedrich V. hinterließ. Christian VII. (s. d.) nahm das Scepter 1766; seine Regierung war eine Ministerregierung. (S. Struensee u. Brand.) Der jetzige König Friedrich VI. (s. d.) ward in einem Alter von 16 Jahren für mündig erklärt und am 14. April 1784 seinem gemüthskranken Vater zum Mitregenten gegeben, dem er nach dessen Tode 1808 als König folgte. Zufolge des mit Rußland geschlossenen Schutzbündnisses drang ein dänisches Hülfscorps 1788 in Schweden ohne Widerstand ein; aber auf Englands und Preußens Vorstellungen ward 2 Wochen nach dem Anfange der Feindseligkeiten ein Waffenstillstand geschlossen, welcher diesen fruchtlosen Feldzug endigte, der den ohnehin verfallenen Finanzen 7 Millionen Rthlr. gekostet hatte. Glücklicher behauptete Dänemark seine Neutralität 1792, als die verbündeten Mächte verlangten, daß es an dem Kriege gegen Frankreich Theil nähme. Dagegen verwickelte es sein Beitritt zur nordischen Convention 1800 in einen Krieg mit den Briten, worin die dänische Flotte am 2. April 1801 bei Kopenhagen eine Niederlage erlitt, die Tapferkeit der Dänen aber dem

Feinde solche Achtung einflößte, daß er einen Waffenstillstand anbot, worauf Dänemark der Convention Rußlands mit England vom 20. Juli beitrug, Hamburg und Lübeck, die es besetzt hielt, räumte, und seine Colonien zurück erhielt. Endlich ward der friedliche Staat 1807 in die Wirbel von Napoleons Continentalpolitik hineingezogen. Ein franz. Heer stand an Dänemarks Grenze, Rußland hatte im tilfiter Frieden das Continentalsystem angenommen, und England glaubte dem möglichen Zutritte Dänemarks zu diesem Bunde vorbeugen zu müssen. Es schickte eine Flotte von 23 Linien Schiffen in den Sund (3. Aug.) und verlangte von Dänemark ein Schutzbündniß, oder das Unterpand der Flotte. Beides ward abgelehnt. Darauf landete ein britisches Heer (25,000 M. unter Lord Cathcart) und schloß, nach einem für die auf diesen Angriff unvorbereiteten Dänen nachtheiligen Treffen, am 17. Aug. Kopenhagen ein. Da die Regierung wiederholt sich weigerte, in die britischen Forderungen zu willigen, so wurde die Hauptstadt 3 Tage lang beschossen und 400 Häuser in Asche gelegt, wobei über 1300 Einw. umkamen. Am 7. Sept. ergab sich Kopenhagen auf Capitulation, und die ganze ausgerüstete segelfertige Flotte (18 Linien Schiffe, 15 Fregatten u. s. w.) mußte den Briten ausgeliefert werden, die sie mit allen kriegsgefangenen Seeleuten, die in diesen Tagen mit dem größten Muth gefochten hatten, wegführten. Großbritannien bot jetzt dem Kronprinzen Neutralität oder ein Bündniß an; im erstern Falle wolle es 3 Jahre nach dem allgemeinen Frieden die dänische Flotte zurückgeben, forderte aber die Abtretung der Insel Helgoland. Allein der Kronprinz wies alle Anträge zurück, erklärte im Oct. 1801 an Großbrit. den Krieg und verband sich zu Fontainebleau (31. Oct.) mit Napoleon. Bernadotte besetzte darauf mit 30,000 M. die dänischen Inseln, um eine Landung in Schweden, an welches Dänemark im Apr. 1808 den Krieg erklärte, zu unternehmen. Dieser Plan ward durch den Krieg mit Preußen 1809 gestört, und die Feindseligkeiten mit Schweden in Norwegen hörten in demselben Jahre auf. 1813 aber hatte die Zumuthung des stockholmer Hofes, Norwegen an Schweden abzutreten, einen neuen Krieg mit dieser Krone und ein erneutes Bündniß mit Napoleon (10. Juli 1813) zur Folge. Daher besetzten nach der Schlacht bei Leipzig die wider Frankreich verbündeten nordischen Mächte Holstein und Schleswig; Glückstadt und andre Festungen wurden erobert, und die dänischen Truppen bis jenseits Flensburg zurückgedrängt. Dänemark schloß daher mit England und Schweden am 14. Jan. 1814 den Frieden zu Kiel (s. d.), trat dem Bunde gegen Frankreich bei und stellte ein Truppencorps zum verbündeten Heer; dabei mußte es Helgoland an die Briten, welche ihm die westindischen Inseln zurückgaben, und Norwegen an Schweden überlassen, für welches es durch Schwedisch-Pommern und Rügen entschädigt wurde. Mit Rußland wurde der Friede im Febr. 1814 geschlossen. Am 14. Juni 1815 überließ Dänemark Schwedisch-Pommern mit Rügen an Preußen, und erhielt dafür Lauenburg und eine baare Entschädigung. Am 8. Juni 1815 trat der König mit Holstein und Lauenburg dem deutschen Bunde bei, und erhielt in diesem die 10. Stelle und 3 Stimmen im Plenum, worauf durch Ernennung einer Decemviralcommission vorläufige Veranstaltungen getroffen wurden, in Holstein eine landständische Verfassung einzuführen. Die Erhebung Holsteins zu einem Großherzogthume hat der König nicht angenommen.

Dänemark besteht aus den Inseln Seeland, Fühnen, Langeland, Laaland, Falster, Bornholm und Moen, aus der Halbinsel Jütland und aus dem Herzogthume Schleswig; zum dänischen Reiche gehören noch 2 deutsche Bundesstaaten, die Herzogthümer Holstein und Lauenburg; ferner die Färöer, Island, die Westküste von Grönland, einige Plätze von Guinea, die Stadt und das Gebiet Trankebar in Ostindien. Das eigentliche Königreich mit Schleswig enthält nur 848, Island und die Färöer 1446, die deutschen Staaten 173, Grönlands Küste 200, und die übrigen Colonien 35, das ganze Reich aber mit s. Nebenländern 2702 □ M.,

wovon auf das unweithbare Island mit der Küste von Grönland 1706 □M. kommen. Die Volksmenge vom eigentlichen Dänemark mit Schleswig wird auf 1,495,000, die von Holstein und Lauenburg auf 436,500, die von Island auf 49,400, den Färöern auf 5300 und den übrigen Colonien auf 73,000 berechnet, sodas das ganze Reich 2,005,200 M. zählt. Die Einwohner, theils Dänen, theils Deutsche, reden Dänisch im eigentlichen Dänemark, Norfisch auf Island u. Färöer, und Deutsch in der hochdeutschen, plattdeutschen und friesischen Mundart. Unter den Bauern herrscht keine Leibeigenschaft mehr, aber doch Hörigkeit der Scholle im eigentlichen Dänemark. Die Hauptinsel Seeland (dän. Sjælland) wird durch den Sund (s. d.) von Schweden, die Insel Fühnen (dän. Fyen) durch den großen Belt von Seeland und durch den kleinen Belt von der Halbinsel Jütland (dän. Jydland) getrennt; die 3 Meerengen öffnen den Zugang aus dem deutschen in das baltische Meer. Das Land ist, bis auf einen mäßigen Landrücken, welcher durch die Herzogthümer läuft, völlig eben; die Küsten sind flach, doch meistens gegen das Eindringen des Meers durch Watten u. s. w. geschützt, und bedürfen bloß gegen das deutsche Meer künstlicher Deiche; der Boden besteht theils aus Marschen, theils aus Geest, und ist mäßig fruchtbar. Strichweise finden sich Moräste und einige Waldungen. Durch unvorsichtiges Ausrotten der sektern, welche den nördlichen und nordwestlichen Küsten Jütlands Schutz gegen die Meereswellen gewährten, sind große, vorher urbare Strecken, öde Sandwüsten geworden. Die Kirche zu Skagen, in dem nördlichsten Kirchspiele Jütlands, liegt gegenwärtig fast ganz in dem vom Meere angespülten Flugsande begraben. Erst in neuern Zeiten sucht man durch Anpflanzungen (Tannen, Birken, Pappeln u. s. w., Sandrohr, oder Sandhafer) dieser Verwüstung zu steuern, wodurch bereits ein großer Theil jener Flugsandstrecken wieder in urbaren Stand gesetzt worden sein soll. Das Reich hat, außer dem Grenzstrom, der Elbe, bloß Küstenflüsse (Eider, Suder, Ka); es gibt mehre Binnenseen, wie der Schall- und Raseburgersee, beide im Lauenburgischen, der Plöner- und Selentersee in Holstein, und mehre Meerbusen, worunter der Lymsfiord in Nordjütland der ansehnlichste ist. Der Kattegat oder Skagerrack zwischen der jütländischen und schwedischen Küste wird von Einigen auch als Meerbusen aufgeführt; er hängt durch den Sund und die beiden Belte mit der Ostsee zusammen. Das Klima ist meistens gemäßig, aber sehr feucht. Dänemarks Haupterzeugnisse sind Getreide, Kapsaat, Taback (4 Mill. Pf. größtentheils ins Ausland verkauft) u. s. w.; Hanf und Flachsbefriedigen das Bedürfnis nicht völlig, ebenso der Krapp, der übrigens vorzüglich gut gedeiht, und der Hopfen. Der Gartenbau wird im eigentlichen Dänemark vernachlässigt. See gras wird statt der Pferdehaare zum Polstern genommen. An Waldungen ist Mangel, und das Holz theuer; aber an Tref ist das Land außerordentlich reich, und fast jedes Dorf hat seinen Trefschick. Die Viehzucht allein liefert bedeutende Ausfuhrartikel, z. B. jährlich aus dem eigentlichen Dänemark 16,000 Pferde und 7000 Ochsen. Die Zahl des Hornviehes bestimmt Dlossen ohne die Herzogthümer auf 1,484,000 Stück; die Schafzucht (1,338,000 St., darunter an 20,000 Merinos) sind bedeutend, sowie die Schweine- und die Federviehzucht. Das Wild hat abgenommen; wilde Schweine finden sich nicht mehr. Die Fischerei versorgt einen Theil von Norddeutschland mit Heringen, Schollen, Schellfischen, Austern und Hummern; 1816 gewann Dänemark für Fische 500,000 Thlr. Species. Aus dem Mineralreiche sind Thon, Eisen, Kupfer, Alaun, Kalk bei Segeberg und Salz (nicht hinreichend) aus den ostseher Salzquellen anzumerken. Die wenigen Manufacturen sind größtentheils in Kopenhagen und Altona; die dänischen Handschuhe, die aus Jütland kommen, sind berühmt; aber die Zuckerraffinerien haben in den neuesten Zeiten verloren; Handel, besonders nach Westindien, und Schiffahrt fangen wieder an sich zu heben; der holsteiner Canal verbindet die Ost- und Nordsee. Die Detroi der asiati-

sehen Compagnie wurde 1812 auf 30 Jahre nach dem Frieden verlängert; allein ihre Actien sind im Werthe gefallen.

Dänemark enthält ohne Island und die Färöer 98 Städte, 45 Mfl., 1907 Kirchsp. mit 1099 Edelhöfen und 4985 Dörfer. Das eigentliche Dänemark ist in 7 Stiftsämter: Seeland, Fühnen, Laaland, Natburg, Aarhus, Ribe und Viborg, abgetheilt; die Herzogth. Schleswig und Holstein werden von einem Statthalter, und Lauenburg von einem Landdrosten verwaltet; Island und die Färöer stehen unter einem Stiftsamtmann. Die Monarchie ist uneingeschränkt; ihre Grundgesetze sind die Souverainitätsacte von 1661, das Königsgesetz von 1665 und das Eingeburtsrecht von 1776. Die Krone ist in männlicher und weiblicher Linie erblich. Der erstgeborene Sohn des Königs heißt Kronprinz; die übrigen Prinzen von Geblüt heißen Prinzen von Dänemark. Die Residenz ist Kopenhagen; der Titel seit dem 1. Jan. 1820: König zu Dänemark, der Wendon und Gothen, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Ditmarschen und zu Lauenburg, wie auch zu Oldenburg. Die Ritterorden sind der vom Elefanten und der (1808 neu eingerichtete) vom Danebrog (Reichsfahne), von welchem die Danebrogsmänner die letzte Classe ausmachen; noch gibt es mehre Ehrenzeichen. Stände gibt es im eigentlichen Dänemark nicht. Das höchste Staatscollegium ist der 1660 errichtete Geheime Staatsrath, unter dessen Leitung die gesammten innern Angelegenheiten seit 1814 stehen. Die herrschende Religion ist die lutherische, mit ungekränkter Duldung der übrigen Religionsparteien, auch der Juden. Es gibt 8 Bischöfe; unter diesen stehen die 7 Stiftspröpste und 1057 Prediger. Island hat seinen eignen Bischof; die 3 Herzogthümer haben 2 Generalsuperintendenten, 4 adelige Convente großen Einkommens und 493 Prediger. Für die geistige Bildung gibt es 2 Universitäten (Kopenhagen und Kiel), 1 Kunstakademie, 1 königl. Societät der Wissenschaften, 1 Ritterakad., viele besondere Anstalten und mehre Gelehrtenvereine, 40 gelehrte Schulen, 13 Schullehrerseminarien, an 2000 Schulen des wechselseit. Unterrichts u. s. w. Die Staatseinkünfte betragen 8½ Mill. Thlr., und ihre Aufbringung drückt die Unterthanen, bei der Wohlfeilheit aller Landeserzeugnisse, sehr; der Sundzoll bringt noch jetzt an 500,000 Thlr. ein. Die Staatsschuld beläuft sich muthmaßlich in Silber auf 10 Mill. äußere und 100 Mill. Rbthlr. innere Schuld, mit Einschluß 2 neuer Anleihen in Hamburg und in London. Die Circulationsmasse der Bankzettel betrug 1823 etwas über 21,325,000 Rbthlr.; das Papiergeld steht etwa zu 40 Procent gegen fliegende Münze, und hat der Bankthlr. in Silber 96 Schill., und 1¼ Mark hamb. Banco Werth. Das Vermögen der Bank (die ersten 6 Procent im Werth eines jeden Grundstücks im Reiche Dänemark sind zum Theil von den Schuldnern abgetragen, und werden bis zum Abtrag mit 6¼ Procent der Bank jährlich verzinst) ist sehr ansehnlich. Die Landmacht bestand 1823 aus 30,838 M. ohne die Miliz und Landwehr. Das Seewesen steht unter dem Admiraltäts- und Commissariatscollegium. 1826 zählte die Flotte 4 Linienfch., 7 Freg., 4 Corvetten, 5 Briggs, 1 Schooner und 80 Kanonierschaluppen. S. F. Thaarup's „Statistik der dänischen Monarchie“ (Kopenh. 1812 fg., 6 Th.); dessen „Anleit. z. Kenntn. des dänischen Handelsrechts und Übersicht der Handelsstatistik“ (Kopenh. 1823), und Abramson's „Atlas von Dänemark“ (48 Bl., Kopenh. 1828 fg., Steindruck).

Daniel, der Prophet, Zeitgenosse des Ezechiel, von vornehmem hebräischen Geschlecht, ward in seiner Jugend (600 vor Chr.) gefangen nach Babel geführt und an dem babylonischen Hofe für den Dienst des Königs Nebukadnezar erzogen. Nach 3 Jahren trat er diesen Dienst an, den er ohne Verletzung seines Gewissens und mit Ruhm verwaltete. Eine Verordnung des Königs, der er nach seinen Religionsgrundsätzen keine Genüge leisten konnte, brachte ihn in die Löwengrube. Durch die Vorsehung wunderbar erhalten, lebte er hernach glücklich und angesehen, indem er sich zur Stelle eines Statthalters und ersten Ministers am

Hofe des persifchen Königs Darius aufschwang. Endlich gewährte Cyrus ihm und feinen Landsleuten die Erlaubniß, nach Palästina zurückzukehren. Daniel war ein Mann von hoher Einficht und Rechtschaffenheit; in der Kunst, Träume auszulegen, worauf man in den damaligen Zeiten viel hielt, übertraf er alle Weifen des Reichs. Dabei war er ein Mann, der, mit der Verfassung und Lage der großen Reiche der damaligen Welt bekannt, und von der Gottheit begeistert, die glücklichften Blicke in die Zukunft thun konnte, und eben deswegen den Namen eines Nabi (Sehers) verdient, obgleich ihn die meisten Juden von der Zahl der Propheten ausschließen. Was sein auf die Nachwelt gekommenes und in den hebr. Kanon aufgenommenes Werk betrifft, so rühmt wahrscheinlich nur der 2. Theil desselben von ihm selbst her. Es ist durchaus symbolisch, voll von Träumen und Gesichten.

Daniel (Gabriel), einer der besten Geschichtschreiber Frankreichs, geb. zu Rouen den 8. Febr. 1649, begab sich in s. 18. Jahre in das Collegium der Jesuiten, lehrte an mehren Orten mit vielem Ruhme und starb zu Paris am 23. Juni 1728. Er suchte, wie Bouterwek von ihm sagt, in seiner neuen Bearbeitung der vollständ. Geschichte s. Vaterlandes, welche ihn berühmt gemacht hat („Hist. de France“, in mehren Ausg. seit 1713, besonders Paris 1755—57 in 17 Bden. 4., auch im Ausg. mehrmals und in einer deutschen Übers., Nürnberg. 1756—65, 16 Bde., 4.) den Hof, die Großen und die Geistlichkeit mit der Kunst und den Pflichten der Geschichtschreiber auszuföhnen, indem er mit der Miene der reinsten Unparteilichkeit die Geschichte seines Vaterlandes so erzählte, wie es dem Interesse des Hofes und der Geistlichkeit gemäß war. Man vermist bei ihm oft Quellenstudium und historische Treue; die höhere Kunst historischer Darstellung ist ihm fremd. Seine Gedanken über die Art, wie historische Werke geschrieben werden müssen, hat er in der etwas langweiligen Einleit. zu s. weitläufigen Werke vorgetragen. Bekannt ist noch s. „Histoire de la milice française“, weniger s. „Recueil de divers ouvrages philosophiques, théologiques, historiques etc.“ (1724, 4.), worunter sich s. „Voyage du monde de Descartes“ (früher besonders herausgeg. und ins Engl. und Ital. übers.), eine scharfsinnige satyrische Schrift gegen die Meinungen dieser Philosophen, befindet.

Daniel (Samuel), ein englischer Geschichtschreiber und Dichter, Zeitgenosse Shakespeare's, geb. 1561, erhielt eine Beibienung am Hofe der Königinnen Elisabeth und Anna (der Gemahlin Jakobs I.), lebte aber gewöhnlich auf dem Lande mit literarischen Studien beschäftigt. Als historischer Dichter scheint er Lucan vor Augen gehabt zu haben. Mit vielem Talente suchte er merkwürdige Begebenheiten aus der Geschichte seines Vaterlandes episch zu behandeln. Den meisten Fleiß hat er auf das Gedicht gewandt, welches in 8 Büchern die Bürgerkriege der Häuser York und Lancaster schildert („History of the civil wars between the houses of York and Lancaster“, wieder abgedr. mit den übrigen poetischen Werken des Verf. und einigen Nachrichten von s. Leben in Anderson's „British poets“, Bb. 4). Der poetische Werth desselben besteht, wie bei Lucan, in einer schönen Diction und anziehenden Ausschmückung wirklicher Begebenheiten. Zur Bildung der poetischen Sprache in England hat D. rühmlich mitgewirkt; seine Stenzen, die mit vielem Fleiße den italienischen Octaven nachgebildet sind, haben mehr Würde und Wohlklang als die meisten Verse dieser Art in der englischen Literatur aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. Auch fehlt es ihm nicht an rhetorischer Schönheit und Kraft. Er hinterließ poetische Episteln, 57 Sonette und einige Schauspiele. Die erstern scheinen in England Aufmerksamkeit erweckt zu haben. Was seine historischen Werke anlangt, so schrieb er unter der Regierung der Königin Elisabeth einen Abriss der Geschichte von England bis auf Eduard III.: ein Werk ohne Umfassung und Prunk, lehrreich und klar, nicht ohne pragmatische

Blicke, und wahrscheinlich in der englischen Literatur das erste historische Werk, das eine einfache Erzählung wichtiger Thatsachen mit (vielleicht zu großer) Gedrängtheit und Würde des Stils verbindet. Es wird von den Engländern geachtet. Daniel starb 1619.

Daniels (Heinrich Gottfried Wilhelm), k. preuß. Geh. Staatsrath und erster Präsident des rhein. Appellationsgerichts, geb. d. 25. Dec. 1754 zu Köln, erhielt den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt, widmete sich 1770 auf der dortigen Universität der Rechtswissenschaft, wurde 1776 Advocat und 1781 Mitglied des Appellationscommissariats. 1783 ernannte ihn Kurfürst Maximilian Friedrich zum öffentl. Lehrer der Rechte auf der Akademie zu Bonn, wo er auf das thätigste für die Bildung junger Rechtsgelehrten wirkte. 1786 zum Wirkl. Hofrath, nachher zum Referendar in Hohheitsfachen — ein Geschäftskreis, der ihm die Versorgung der wichtigsten Landesangelegenheiten bei den Reichsgerichten anwies — und 1792 zum Wirkl. Geh. Rath und Mitgl. des Oberappellations- und Revisionsgerichtshofes ernannt, verband er mit den Arbeiten seines Lehrerberufs eine vielumfassende Thätigkeit im Administrationsfache, wobei er zugleich auf den Landtagen zu Bonn die herzogl. arenberg'sche Stimme im Grafencollegium führte und das Landesyndicat im damaligen Herzogthum Arenberg verwaltete. Nach der Auflösung der Universität Bonn, 1797, lebte D. in Köln, bis er im folgenden Jahre zum Lehrer der Gesetzgebung an der dortigen Centralschule ernannt wurde. Er verwaltete dieses Amt bis 1804, wo jene Lehranstalt bei der Errichtung einer besondern Rechtsschule in Koblenz aufgelöst wurde. Nachdem er mehre Anträge zu auswärtiger Anstellung abgelehnt hatte, gab wahrscheinlich die Anwesenheit des Kaisers Napoleon in Köln im Herbst 1804 die Veranlassung, daß D. bei dem öffentl. Ministerium am Cassationshofe in Paris angestellt wurde, wo er gleich seinen Collegen den Titel eines Substitut du procureur général erhielt, an dessen Stelle in der Folge die früher übliche Benennung eines Advocat général trat. Er verwaltete dies Amt bis zum Febr. 1813, wo er zum Generalprocurator bei dem Appellationsgerichte zu Brüssel ernannt wurde. Durch die Kriegsbegebenheiten im Jan. 1814 genöthigt, sich nach Frankreich zurückzuziehen, blieb er in Paris bis zum Mai desselben Jahres, worauf ihm, bei seiner Rückkehr nach Brüssel, die inzwischen von einem Andern besetzte Stelle von der provisorischen Regierung wieder eingeräumt wurde. 1817 trat er in preussische Dienste als Geh. Staatsrath; später wurde er als Präsident des rheinischen Appellationsgerichtshofes angestellt. Er hatte von dem franz. Kaiser den, unter der königl. Regierung eingegangenen Orden de la réunion, vom König der Niederlande den Orden des goldenen Löwen und vom Könige von Preußen 1818 den rothen Adlerorden 3. Classe erhalten. Außer mehren Programmen, Dissertationen und jurist. Gelegenheitschriften (z. B. „Darstellung des unter den Curatoren der Knauth'schen Masse in Hamburg und Friedrich Karl Heimann in Köln obwaltenden Rechtshandels“, Köln 1800, 4.) schrieb er, ohne Namen des Verf., ein „Mémoire sur le droit de relâche appartenant aux villes de Cologne et de Mavence“ (auch ins Deutsche übersetzt), 1804 und 1812. Einige seiner Anträge und Gutachten bei dem Cassationshofe in Paris sind in dem „Repertoire“ des Staatsraths Merlin, in Denever's „Journal des audiences de la cour de cassation“ und in Sirey's „Recueil général des lois et arrêts“ abgedruckt. Auch hat er die franz. Gesetzbücher „Code civil“, „Code de procédure civile“, „Code de commerce“ und „Code d'instruction criminelle“, gleich nach ihrer Erscheinung, ins Deutsche übersetzt.

Dänische Sprache, Literatur und Kunst. Die dän. Sprache ist eine Tochter der niederdeutschen und der im 10. Jahrh. nach Island verdrängten normannischen Ursprache. Auch hat sich gezeigt, daß die angelsächsische Sprache in der That die dänische gewesen, welche die Irländer rein erhalten

haben. Die ersten Dichter dieser Sprache waren wol, wie in Schweden und Norwegen, die Skalden, welche in rein germanischen Mundarten dichteten, und den Fürsten und Führern überall folgend, die Götter und Thaten ihrer Nation in reimlosen Versen sangen. Nach der Einführung des Christenthums (um 1000) dauerten nur noch die historischen Gesänge fort (bis 1265). Zur Einführung desselben in Dänemark, womit zugleich die Schreibekunst bekannt wurde, legte der deutsche Missionair Anshar (s. *Ungar*) den Grund. Knud (Ranut) der Große (1015—1036), vorzüglich durch seine Gemahlin Emma zu großem Eifer für das Christenthum und zur Freigebigkeit gegen die Geistlichen bewogen, schickte angelsächsische Lehrer nach Dänemark, stiftete die Bisthümer Schonen, Seeland und Fühnen, und breitete auch im übrigen Norden das Christenthum aus. Er suchte Handel und Gewerbe zu befördern, ließ neue Münzen prägen und gab bestimmtere Gesetze. Gleich nach dem Christenthum kam, besonders durch franz. Ritterzüge, auch das Ritterthum nach Skandinavien und verbreitete sich leicht bei seinen zu kühnen Unternehmungen und Abenteuern aufgelegten Bewohnern. Am dänischen Hofe waren Ritterspiele etwas so Gewöhnliches, daß jeder Fremdling, der ihn besuchte, mit den Hofleuten eine Lanze brechen mußte. Die Dänen nahmen schon an der ersten Kreuzfahrt Antheil. Dieser neue Geist der Ritterschaft mußte auch auf die Poesie einen günstigen Einfluß haben. Das Älteste, was uns aus der dänischen Poesie noch übrig ist, ist das Epos von den Skjvtingern, welches zuerst Thorvaldin vollständig herausgab („*De Danorum reb. gest. secul. III. et IV. poema dan. dialect. anglosaxon. etc.*“, Kopenh. 1815, 4.). Aus viel späterer Zeit (16. Jahrh.) ist die Sammlung der von Bedel und Syv und zuletzt von Abrahamson, Nyerup und Rahbeck 1812—14 in 5 Theilen herausgegebenen Kämpferweifen und Liebesromane (Kjempeviser und Eiskovsviser), welche der um die nordische Poesie verdiente W. L. Grimm („*Mitdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen*“, Heidelberg 1811) verdeutschet hat. Auch haben Nyerup und Rahbeck eine auserlesene Sammlung ungedruckter dän. Gedichte des Mittelalters mit wichtigen Anmerkungen vor kurzem herausgegeben. Zwar ist ihr poetischer Werth ungleich, aber die meisten enthalten wahre Naturpoesie, und sind volksthümlich. Die neuesten dänischen Dramatiker haben aus dieser Fundgrube manchen Stoff geholt. Unter den Heldenliedern deuten mehre auf den Cyklus unsers alten *Heldebuchs* (s. d.) hin. Die ersten dän. Historiker sind Sueno (Svend) Nagesen (um 1188), und der berühmte Saxo Grammaticus, eigentlich Lang, aus Schonen (st. 1204), welche Beide auf Veranlassung des Erzbisch. von Lund, Absalon, Ersterer eine kurze Geschichte der dänischen Könige von 300—1186 („*Suenonis Aggonis opuscula*“, ed. Stephan. Sora, 1642), Letzterer eine ausführl. Geschichte Dänemarks („*Historiae libb. XVI.*“, ed. Stephanus Sora, 1644; Klotzius 1771, 4.) bis 1186 in 16 Bdn. in einer sorgfältigen latein. Sprache schrieben. Dänemarks Chronik von Saxo Grammaticus hat H. Fr. S. Grundtvig ins Dänische übersetzt (Kopenhagen 1818—22, 3 Thle., 4.). Die Reformation, welche (1527) vom Hofe ausging, mehr aber noch die Ausdehnung des Handels, hatten großen Einfluß auf die dän. Bildung. Durch die Reformation wurde der germanische Charakter der Literatur in Dänemark begründet. Deutsche gewannen entschiedenen Einfluß auf Kirche und Literatur; Dänen studirten in Deutschland; Deutsch war die Sprache des Hofes; Lateinisch die Sprache der Gelehrten. Die schriftstellerischen Versuche in der Landessprache waren noch unbedeutend. Merkwürdig ist eine der luther. nachgebildete Übersetz. des *N. T.* (1524). Erst im 16., mehr noch im 17. Jahrh. bildete sich die dän. Sprache zur Büchersprache und zeichnete sich durch melodische Sanftheit und Wohlklang, ebensowie durch kräftige und entsprechende Bezeichnung des Abstracten aus. Doch scheint auch gegenwärtig die poetische Sprache die Prosa noch weit hinter sich zu lassen. Die erste dänische Sprachlehre wurde von Erich Pontoppidan (Kopenh. 1668) ab-

gefaßt; ihr folgten mehre brauchbare von Jak. Baden u. A., auch gab es schon im 16. Jahrh. einige dänisch-lateinische Wörterbücher (vgl. Dlaf Worm's, eines Dänen, „*Literatura antiquissima*“, Kopenh. 1651, u. A.). Was die dänische Prosa anlangt, so bereicherte zwar Holberg (s. d.), welchen man in gewisser Hinsicht den Vater der neuern dänischen Literatur nennen kann, die dänische Sprache dadurch sehr, daß er sie in mehren Zweigen der Literatur, und besonders auf der Bühne anwendete; allein er schrieb sie noch unrein und unbeholfen. Wohlthätig wirkten auf Bildung des Publicums J. Wielandt (st. 1730), J. Sch. Sneedorf (st. 1764) durch Zeitschriften, und J. Baden (st. 1804), welcher für Reinheit der Sprache arbeitete und das Amt eines Kritikers mit glücklichem Erfolge verwaltete. Auch wurden durch Friedrich V. und Christian VII., unter Einwirkung eines Moltke und Bernstorff, gelehrte Anstalten und Unternehmungen jeder Art gestiftet und unterstützt, welche die vaterländische Literatur beförderten. L. Nothe, P. F. Suhm (dänischer Historiker, st. 1799), der noch jetzt lebende treffliche Prosaist, Knud Lyne Rahbeck (Prof. und Ritter des Danebrogordens, schrieb prosaische Versuche, 1785—93, 3 Thle., aus dramat. Arbeiten und Erzählungen bestehend, übersezt von Tobiesen, und wirkte auf den dänischen Nationalgeschmack als Herausgeber der nordischen *Minerva* und des dänischen Zuschauers ein), J. Ch. Bastholm, Birker, Rasmus Nyerup, Anders Gamborg, Friedrich Münter und Baggesen haben den gerechtesten Anspruch auf den Ruhm lichtvoller, kräftiger und gefälliger Darstellung. In dem Gebiete der praktischen Wissenschaften und in der Naturkunde haben sich die Dänen am meisten ausgezeichnet. Hier ist zu nennen der berühmte Astronom Tycho de Brahe (s. d.) und in der Mineralogie Dlaf Worm (st. 1654). In der neuern Zeit ist besonders durch Stiftung von Erziehungsanstalten (auch für die Gymnastik bestehen nachahmungswerthe Institute, z. B. für Schwimmkunst), Schulen, Universitäten und Gelehrtenvereinigungen, viel für die Bildung in Dänemark geschehen. In der Kanzelberedsamkeit zeigen sich bedeutende Fortschritte. Hier sind Valle, Treschow, Hiort, Holm, Plum, H. G. Clausen und El. Pavelz zu nennen. Noch mehr wird in den Staats- und Kriegswissenschaften gethan. In Hinsicht der ersten Wissenschaft gehört hierher Thomas Bugge (s. d.), der Urheber der ökonom. und geograph. Landmessung in Dänemark, den das franz. Directorium 1798 nach Paris zur Theilnahme an der Festsetzung des metrischen Systems berief. Noch leben mehre von ihm angeregte Gelehrte, wie die Schriften der Gesellschaft der Wissensch. zu Kopenh. (jetzt 24 Bde.; der letzte von „*Det Kongelige Danske Vidensz. Selskaber Skrifter*“, wie der Titel der neuesten Folge heißt, erschien zu Kopenh. 1808, 4.) beweisen. Die durchlebten stürmischen Jahre veranlaßten das eifrige Betreiben der Kriegswissenschaften, in denen man sich alles bedeutendere Fremde aneignete. Doch bleibt Dänemarks Hauptruhm nicht seine Landmacht, sondern sein Seewesen; und nur eine Stimme der Anerkennung gibt es über das Verdienst, welches sich die dänische Admiralität durch die Bekanntmachung der Seecharten unter Paul de Löwenörn's Leitung erwarb, deren Werth noch durch die belehrendsten Erläuterungen erhöht wurde. Anderweitige Verdienste um die Literatur dieses Fachs erwarb sich U. S. Rosenwinge (gest. 1820). Die immer wiederholten Auflagen von Louz's nautischen Schriften gaben Zeugniß für die Fäßlichkeit der dänischen Schriftsteller unter einem Publicum, das alle Theorien verschmäht, wenn sie in die Praxis nicht eingreifen. Die Forschung des vaterländ. Alterthums verdankt viel den zum Theil noch lebenden Gelehrten Wiborg, N. F. P. Grundtvig, Sandtvig, Thorckelin, Thorlacius, Nyerup und Rahbeck. Die beiden Letztern gaben „*Beiträge zur Geschichte der dänischen Dichtkunst*“ (Kopenh. 1800—8, in 4 Thln.) und, mit Abrahamson, die „*Auswahl der Lieder aus dem Mittelalter*“ heraus. Glänzend ist die Poesie von den Dänen in der neuesten Zeit ausgestattet worden. Die neue dänische Poesie

welche von Volksliedern, deren die Dänen sehr viele haben, und geistlichen Gesängen ausging (Pet. Laale bearbeitete dänische Sprüchwörter rhytmisch, und Jak. Thomaus veranstaltete die vollständigste Sammlung geistlicher Lieder), fängt mit Andr. Chr. Arreboe (starb 1637) an. Sein Heraemeron ist äußerst schwerfällig. Andr. Bording (st. 1677) hatte sich nach Dpis gebildet. Er und seine Nachfolger Jens Steno Sehestedt (st. 1698), Paul Pettersen, der patriotische Volksfänger Wilh. Helt (um 1703), Mik. Kingo (starb als Bischof 1703), der die Thaten der dänischen Könige in einem heroischen Gedichte besang, und Georg Lorterap (st. 1722) ermangelten jedoch der poetischen Selbständigkeit. Erst gegen die Mitte des 18. Jahrh. brach eine bessere Zeit mit dem für sein Vaterland begeisterten Ludw. Holberg, eigentlich einem Norweger, an. Besonders verdient er hier als origineller komischer und satyrischer Dichter der Erwähnung. Mehr über seine Werke s. Holberg. Die 1758 gestiftete Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften und des Geschmacks brachte die Arbeiten talentvoller Männer, unter denen sich der originelle und gefühlvolle Ch. B. Tullin (st. 1765) am vortheilhaftesten auszeichnet, in Umlauf. Nun begann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ein regsames literarisches Streben, und viele achtungswerthe Dichter, worunter viele Norweger, versuchten sich glücklich in den verschiedensten Fächern. Doch findet man bis auf die neuesten Zeiten unter ihnen überall Spuren der Nachahmung ausländischer Muster. Unter den neuern Dichtern zeichnen sich aus: der tief sinnige Tragiker und Lyriker Johann Ewald (s. d.), N. Weyer (1788, ein talentvoller Dichter, der zu großen Erwartungen berechtigte, vgl. s. „Poet. Forsög“, Kopenh. 1789), der Lyriker und Dramaturg Rahbeck, die Satyriker und Lustspieldichter Gulberg, Joh. Herm. Wessel (st. 1786), der zweite Lustspiel-dichter nach Holberg, berühmt durch s. Lustspiel: „Liebe ohne Strümpfe“, und viele komische Gedichte. Seine Gedichte gab Rahbeck zum 4. Male 1817 heraus. Ferner P. A. Heiberg, En. de Falsen (st. 1808), die Lyriker und Dramatiker Brun, Th. Thaarup (s. d.), der viel für das Theater schrieb, J. C. Tode, Ch. Lovinus, Sander, Pram, der glückliche Volksdichter Frimann, Rein. Storm (die Letztern sind Norweger), Fr. Brun (s. d.), geb. Münter, geistvolle dänische Dichterin in deutscher Sprache, der originelle Jens Baggese (s. d.), ein lyrischer Dichter voll Begeisterung und Kraft, oft jedoch etwas schwerfällig, welcher auch Wieland's „Deron“ unter d. T. „Holger Danske“ zu einem Singspiel bearbeitete, endlich der geniale Hhenschläger (s. d.), voll echter, nordischer Kraft, gemildert durch südlische Anmuth, gebildet durch die verwandte deutsche Literatur und seine Reisen nach dem Süden, aber eigenthümlich und national. Seine vorzüglichsten Stücke s. „Hakon Jarl“, „Planatole“, „Arel und Walburg“, „Correggio“, „Aladdin“, „Der Hirtenknabe“. Wir freuen uns, die letztgenannten Dichter auch unter die Deutschen rechnen zu dürfen, da sie vorzüglich in deutscher Sprache geschrieben. Mit Hhenschläger theilt sich jetzt vorzugsweise in die Gunst des Publicums B. S. Ingemann (s. d.). Sonst erwähnen wir noch den Dichter J. L. Heiberg, den Erzähler Just Thiele, den Lyriker H. W. Nies. In den letzten Jahren wurde sehr viel aus dem Deutschen übersezt. Ein Epos: „Das befreiete Israel“, 18 Gesänge von J. M. Herz, das von der k. Ges. der schönen Wissenschaften gekrönt wurde, scheint trotz dieser Ehre das Publicum kalt gelassen zu haben. Als ein Zeichen der Zeit sei noch erwähnt, daß Kopenhagen die wahrscheinlich jüngste Schriftstellerin in Europa besitzt. Virgilie Christ. Lund, erst 10 J. alt, hat schon 1820 ein Familiengemälde: „Zwei für Einen“ und neuerlich eine kleine dramatische Darstellung: „Die entdeckte Untreue“, herausgegeben. Auf die dänischen Dichter und ihre Werke beziehen sich vorzüglich N. Fürst's „Briefe über die dänische Literatur“, Wien 1816, 2 Bde. Nirgends aber mehr als in Dänemark bewährt sich die Reizbarkeit der Poeten, die daher in vielfältigen literarischen Fehden sich zu Schuß und Truß fort-

während versuchen müssen. Bei Keinem zeigt sich diese polemische Lebhaftigkeit mehr als bei N. F. Sev. Grundtvig, der durch theologische Arbeiten, besonders durch eine polemisirende Weltchronik schlimm berufen ist, aber durch dichterisches Talent, Unverdroffenheit im Studium altnordischer Geschichte und durch Vaterlandsliebe sich immer einen Kreis von Freunden sichert. Grundtvig gehört zu Denen, die Særo's und Snorro's Chroniken ihren Landsleuten wieder ins Gedächtniß bringen (Kopenh. 1815), und der Eifer, den er für eine vollständige Ausg. Weider anzuregen wußte, hat den Erfolg gehabt, daß schon 2 Quartbände von Dänemarks Chronik von Særo Gramm., ins Dänische übersetzt von N. F. Sev. Grundtvig (Kopenh. 1818 — 19), der Lesewelt übergeben sind. Für Grundtvig's streit-aufregende Dichtungen mögen, wen das nicht geliebt, Thieme's „Heitere Lieder“ entschädigen, der den Schatz dänischer Volksmärchen in originellen Darstellungen (Kopenh. 1818 — 19, 2 Bde.) wieder zu Tage rief.

Die Musik war weniger reich an Hervorbringungen. Für den Ruhm der bildenden Künste wirkte der Stolz seines Vaterlandes, Albert Thorwaldsen (f. d.). Unter seinen Augen bildete sich Freund, ein junger Bildhauer und Medailleur, dessen vielversprechende Versuche schon in Rom Beifall gefunden haben. Pahde gab Thorwaldsen's Werke in Umrissen, als Zeichenübungen, begleitet mit poetischen Erklärungen von Ahlenschläger, 1813, die sich unter der Menge von Anleitungen zum Zeichnen vorzüglich bemerkbar machen. Das Ausland weiß, was Lund und Dahl, ein Norweger, als Künstler im Fache der Malerei bedeuten. So lebt in einem thätigen jungen Geschlechte Das fort, was Wiedeveld (gest. 1802) in der Kunst vorangehend leistete. Sein Denkmal Friedrichs V. und seine Statue der Treue werden lange sein Andenken erhalten, und dauernde Vorwürfe für eine Zeitgenossenschaft bleiben, die einen Künstler seines Werths bis zum freiwilligen Tode aus Armuth vernachlässigte, während die Helferinnen des Luxus mehr hatten, als sie brauchten. Außerdem sind die Historienmaler Hoier und Eckardtberg rühmlich bekannt. Die größere Theilnahme an den Regungen der Kunst und den Bestrebungen der Künstler verdankt Dänemark zum Theil der Vorzüglichkeit seiner Zeitschriften. Sie erhalten den Umlauf der geistigen Nahrungsäfte. Grundtvig's „Danevirke“ trägt die Spuren der Eigenthümlichkeit ihres Herausgebers. Sie sollte ein Wall gegen die deutsche Einwirkung sein, verfehlte aber dadurch schon zum Theil ihren Zweck, daß sie angriff, wo es nicht der Abwehr bedurfte hätte. Chr. Molbech's „Athene“, geschlossen mit dem 9. Bde. durch einen sinnigen Abschied von den Lesern vom 31. Dec. 1817, brachte in den Aufsätzen des Herausg. immer die vollkommensten und besten Mitgaben. Sie ward durch ein „Athenäum“, Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, ersetzt, die alle Polemik ausschloß und so sich wol noch längere Dauer sicherte. Allgemeinen Beifalls erfreut sich die Wochenschrift: „Schilderung von Kopenhagen“, verlegt, herausgegeben und größtentheils auch geschrieben von Salomon Solbin, die 1804 begann und noch 1821 vielverbreitet fortbauerte, weil sie sich einen weitem Kreis der Beziehungen gesteckt hatte, als ihr Titel verspricht. Diese Zeitschriften sind eine im Auslande noch nicht gekannte Fundgrube der Erheiterung und der gründlichsten Belehrung, da Männer von der tiefsten Einsicht ihnen beisteuern. Ihr Einfluß auf die Berichtigung der Vorstellungen ist unverkennbar, und namentlich auf die Richtung der Gemüther aufs Handeln. In gleichem Geiste wirken durch Erhebung und Läuterung der religiösen Begriffe die ehrwürdigen Halle, Münter, J. Möller, deren Lehrvorträge und Gesänge auch dem Auslande nicht fremd bleiben. Gleiches Streben bemerkt man in den Rechtswissenschaften und in dem Studium der Geschichte, das durch L. Baden's reingeschichtliche Untersuchungen sich ehrenwerther Erweiterungen rühmt. Mag es absichtlich gewesen sein, daß Duffen in seinem „Beitrag zu einer Übersicht der Nationalindustrie in Dänemark“ (Kopenh. 1819) Alles übergieng,

was von seinem Volke für diese höhere, geistige Thätigkeit geschah (was um so mehr zu bedauern, da ein so gerechter Beurtheiler der Vorzüge seiner Landsleute doppeltes Stimmrecht gehabt hätte); man vermist dennoch dieses Fehlen empfindlich, weil literarische Betriebsamkeit so genau mit dem Charakter dieses Volkes zusammenhängt. Man empfand aber längst, wie vereinzelt die einseitige Ausbildung nur dänischer Literatur wirke, und wie viel durch Näherung an die schweizerische schwedische gewonnen werden könne. Für diesen Zweck der Vereinigung bildete sich die skandinavische Literaturgesellschaft, die sich seit dem Anfange des 19. Jahrh. an die von Gram gestiftete königl. dänische Societät der Wissenschaften und an die von Langenbeck errichtete königl. Gesellschaft für die vaterländische Geschichte und Sprache angeschlossen. In ihr vereinigten sich die meisten Humanisten in des Wortes altem und echtem Sinne zu einer Näherung des dänischen und schwedischen Schriftwesens, aus der zuletzt eine Vereinigung beider Nachbarvölker erwachsen könnte. Schon sind die Schriften der skandin. Literaturgesellschaft bis zum 16. Bde. (Kopenh. 1819) gebiethen und bieten eine Mannigfaltigkeit der gründlichsten Abhandlungen dar. Für die Alterthümer und Geschichtsdenkmale des Landes wachte außerdem die Urnae-Magnae'sche Commission und die königl. Gesellschaft zur Aufbewahrung der Alterthümer; sowie die Pflege alles Dessen, was Bildung heißt, die Gesellsch. der nordischen Wissenschaften, die Gesellsch. für Ausbreitung der schönen Wissenschaften und des Geschmacks, die medicinische und die Landhaushaltungsgesellschaft bethätigen. Alle diese Bestrebungen der dän. Gelehrten fördert mit der prunklosesten Freigebigkeit die wahrhaft liberale Regierung. Kostlos wurde die wissenschaftlich wichtige Gradmessung von Lauenburg bis Slagen unter Leitung des Prof. Schumacher fortgesetzt. Sie ist die einzige, von der sich Hr. v. Zach Ergebnisse verspricht, weil sie allein nach den Forderungen der strengen Wissenschaft, ohne nationale Charlatanerie, mit vortrefflichen Reichenbach'schen Instrumenten, welche die Regierung erwarb, ausgeführt wird; und so dürfte sie endlich entscheiden, ob man den französischen Messern, oder den englischen unter Nothje glauben dürfe, oder wol keinen von beiden. — Großmüthig unterstützte die Regierung kostspieligere Werke, deren Druck ohne ihre Vermittelung schwerlich zu Stande gekommen wäre, z. B. Moldenhaber's „Anatomie oder Physiologie der Pflanzenlehre“; die „Schriften der dänischen Veterinairgesellschaft“ und der „Kopenh. Gesellsch. für Arzneigelahrtheit“; die „Flora danica“, die jetzt von Hornemann statt des verst. Wahl herausgegeben wird; des Prediger Lynbje Werk über die verschiedenen Tangarten, das in seiner Art vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. Ebenso traten nur durch unmittelbare königl. Unterstützung Thorlacius's und Verlaufs's Ausg. der „Norwegischen Geschichte des Snorro Sturleson“ ins Publicum, und des Königs Magnus „Lagaboters Gulethings Gesetz“, dessen Herausgabe eine eigne Commission besorgte. Die Untersuchungen über den Ursprung der altnordischen Sprachen, den ihr Verf. N a s k (s. d.) bekanntlich am Kaukasus selbst aufsuchte, beförderte die Regierung, welche auch Myerup's „Catal. librorum Sanscritanorum, quos bibl. Univ. Hafniensis vel dedit vel paravit Nath. Willich“ (Kopenh. 1821), alle Förderungen bot. Das Münzcabinet zu Kopenhagen ward durch die Vorsorge des jetzigen Königs zu der Bedeutung gebracht, deren es sich in allen seinen Theilen erfreut, und gleich liberal wurden seinem Vorsteher Ramus Muse Summen gewährt, um den Katalog der alten Münzen (Kopenh. 1816, 2 Bde., 4.) bekanntzumachen. Der Fonds ad usus publicos wurde zur Unterstützung junger Gelehrten auf wissenschaftlichen Reisen verwandt. Leider starb aus ihrer Zahl D. Lemming, ein junger Orientalist aus de Sacy's Schule, während seines Aufenthalts in Madrid.

D a n i s c h m e n d, ein türkischer Geistlicher niedern Ranges, der in einer Dschami den Dienst verrichtet, auch Tassiman.

D a n k, die Belohnung, welche in dem romantischen Mittelalter die in den

Turnieren siegenden Ritter und Sänger gewöhnlich aus den Händen der Damen empfangen. Die den Erstern, nach dem Ausspruche der Kampfrichter, ertheilten Belohnungen bestanden gewöhnlich in goldenen Ketten, Wehrgeherten, Schärpen, Schwertern u. c.; die Dichter und Sänger, welche sich durch Erfindung neuer Gesänge oft im öffentlichen Wettstreit auszeichneten, empfangen als Dank ein Kleid, eine goldene Blume u. c.

Dannecker (Johann Heinrich von), Königl. würtemb. Hofrath und Prof. der bildenden Künste zu Stuttgart, Ritter des Ordens der würtemb. Krone und seit 1825 des Wladimirordens 4. Cl., einer der berühmtesten jetzt lebenden Bildhauer. Geb. zu Stuttgart am 15. Oct. 1758 von unbemittelten Ältern — der Vater war herzogl. Stallbedienter — wuchs der Knabe heran, ohne eine andre Bildung, als Stand und Lage seiner Ältern mit sich brachten. Als der damals regierende Herzog Karl von Württemberg, aus Erbitterung über seine Landstände, die Residenz nach Ludwigsburg verlegte (Oct. 1764), zog auch D.'s Vater dorthin, und der Knabe blieb hier bis in sein 13. Jahr. Ein Drang zu zeichnen war frühzeitig in ihm erwacht; unbemerkt befriedigte er ihn, indem er, in Ermangelung von Papier, die Werkzeuge eines Nachbars, der ein Steinhauer war, mit Zeichnungen anfüllte. Unvernuntheit führte die Vorsehung die Umstände herbei, die dieses große Talent aus der Dunkelheit hervorziehen sollten. Der Herzog Karl hatte eine Militärschule auf der Solitude, einem Lustschlosse in der Nähe von Stuttgart, gegründet, wo auch Musiker u. a. Künstler gebildet wurden. Des Knaben aufgewecktes Äußere mochte den Herzog eingenommen haben. Am Ostertage 1771 kommt D.'s Vater aus dem Stall nach Hause und bringt die Nachricht, daß der Herzog auch Kinder seiner Bedienten in die Militärschule aufnehmen, und sehr verbrieflich hinzu, daß er auf den Knaben sein Augenmerk gerichtet. Ganz anders hatte die Nachricht den Knaben ergriffen; er erklärte rund heraus, daß er noch heutigen Tages zum Herzog gehen wolle. Um dies zu verhindern, sperrte der Vater den Knaben in eine Kammer zur ebenen Erde. Da sammelt er vom Fenster aus Straßensjungen vor seinem Hause, springt aus dem Fenster und geht mit ihnen geradezu auf das Schloß, wo eben das Eierleser, ein Volksfest, den Hof versammelt hatte. Sie melden sich bei der Dienerschaft mit ihrer Bitte: „Wir möchten gern auf die Solitude, in des Karls Schule!“ Der Herzog wird gefragt, und teilt selbst heraus, die kleine Schar zu mustern. Er faßt sie scharf ins Auge, nimmt endlich Einen nach dem Andern aus dem Haufen heraus und stellt ihn sich zur Rechten. Am Ende blieb nur D. mit 2 Andern auf der Linken übrig, und vereinzelt stehen. Die Armen glaubten sich verworfen, und D. wollte vor Scham in die Erde sinken. Aber gerade diese Drei sind es, die der Herzog auswählt hat; die Andern alle werden ausgeschlossen. Nun kehrte D. jubelnd nach Hause, und erzählte, daß er Befehl habe, morgenden Tages auf der Solitude einzutreffen. Der Vater entließ ihn nur unwillig und verbot ihm sogar das älterliche Haus. Die Mutter aber begleitete ihn wehmüthig und in Sorgen. Nach einer vorläufigen Prüfung wurde er zum Künstler bestimmt; er konnte sich jedoch auf jenem Schlosse keiner zweckmäßigen Leitung erfreuen. Die Zöglinge wurden von Subalternen zu Diensten gebraucht, die mit ihrer Bestimmung in keinem Zusammenhange standen, und die Behandlung war knechtisch. Endlich wurde der 15jährige Jüngling für Bildhauerei bestimmt und wanderte in seinem 16. J. wieder nach Stuttgart, wohin die Militärschule verpflanzt wurde. Hier machte er glänzende Fortschritte in seiner Kunst, und schon im folgenden Jahre ward bei der Concursprüfung der Zöglinge ein Milton von Krotona, den er modellirt hatte, preiswürdig erfunden. Rabalen wollten ihm den Lohn entreißen, und der Herzog selbst konnte nicht begreifen, wie ein namenloser und noch so junger Mensch den Preis davon tragen sollte. Aber eine edle und freimüthige Rechtfertigung seines

Lehrers Guibal (sie erschien im Druck) sicherte ihm den wohlverdienten Ehrenlohn. Die Composition jenes Nilon verwirft D. noch auf den heutigen Tag nicht. Im Ubrigen quälte er sich lange zum Theil mit unfruchtbaren Arbeiten für die Herrschaft ab, und füllte den Marmorsaal des stuttgarter Schlosses und das Schloß zu Hohenheim mit Kinderstatuen und Karyatiden, die zum Theil noch vorhanden sind. Doch unterzog er sich gern jeder Arbeit, um sich dadurch die Erlaubniß des Reisens zu erringen. In dieser Akademie schloß D. eine innige Freundschaft mit einem ihrer berühmtesten Zöglinge, mit Schiller, dem seine Kunst in späterer Zeit ein Monument stiftete. Zu gleicher Zeit mit ihm verließ er die Akademie 1780 und wurde vom Herzog als Hofbildhauer mit 300 Gldn. jährl. Gehalt angestellt. Drei Jahre später folgte auch die Vergünstigung, nach Paris zu reisen, jedoch ohne weitere Unterstützung, als daß sein Gehalt für das zweite Jahr in Paris auf 400 Gldn. erhöht wurde. Mit diesen geringen Mitteln reiste D. 1783 zu Fuße nach Paris und traf dort mit einem andern Zöglinge der Karlschule, dem verdienten Hofbildhauer Scheffauer, zusammen. Die Liebe zur Kunst half den jungen Männern die härtesten Entbehrungen fröhlich ertragen, und die Anschauung köstlicher Bildwerke ließ sie oft den Hunger vergessen. D. fand hier an dem berühmten und redlichen Pajou einen treuen Meister. Indessen beschäftigte ihn in Paris mehr das Studium der Natur als das der reinen Form; und eben dieses ließ ihn an eigne Arbeiten noch gar nicht denken. Nur ein einziges Modell, einen sitzenden Mars halb Lebensgröße, sandte er als Zeugniß seiner Studien nach Stuttgart ein. — 1785 verließen D. und Scheffauer gemeinschaftlich Paris und wanderten zu Fuße nach Rom. Anfangs stand hier D. ziemlich allein; in der Folge lernte er Canova (geb. 1757) kennen, der damals schon angefangen hatte, berühmt zu werden, und mit Ganganelli's Monument beschäftigt war. Dieser gewann den deutschen Künstler lieb, war ihm in seinen Studien förderlich, besuchte ihn öfters bei seinen Arbeiten und erfreute ihn mit seiner Kritik. Während Göthe's 2jährigen Aufenthalts in Rom (1786—88) machte D. die erste Bekanntschaft dieses Dichters; auch lernte er hier Herder persönlich kennen. In Rom führte D., von Stuttgart aus beauftragt, seine ersten Arbeiten in Marmor aus, eine Ceres und einen Bacchus. Die Folge dieser in hohem Grade gelungenen Statuen war seine Aufnahme als Mitglied in die Akademien von Bologna und Mailand. So kehrte er nicht ohne Namen 1790 nach 5jährigem Verweilen in Rom nach seinem Vaterlande zurück, wo sein Wohlthäter, der Herzog Karl, ihn zum Professor der bildenden Künste an der seitdem zur hohen Schule erhobenen Karlsakademie mit 800 Gldn. Gehalt ernannte. Eine eheliche Verbindung mit Henrike Rapp, einer Schwester des Geh. Hofraths und Hofbankdirectors von Rapp, gründete das Glück seines Lebens und sicherte seine Subsistenz. Das erste Werk, das der Künstler für einen Begünstiger seiner Jugend fertigte, war ein Mädchen, das um seinen Vogel weint (Modell). Sonst arbeitete er meist Aufgaben, Skizzen und Entwürfe für Herzog Karl; darunter für das Schloß in Hohenheim eine Minerva mit Geseftafeln, und als Idee für das Geheime Cabinet des Herzogs: „Alexander, der seinem Freunde, welcher nach einem Briefe, den der König liest, hinschiel, einen Siegelring auf den Mund drückt“. 1796 begann er wieder in Marmor zu arbeiten, u. A. eine Sappho (jetzt in Montrepos); dann (1797) von Gyps 2 Dpferdienerinnen (in der Favourite zu Ludwigsburg) und viele Studien. Später übertrug ihm der Kurfürst Friedrich II. (nachmaliger König) ein größeres Werk: die trauernde Freundschaft, auf einen Sarg gelehnt, für das Graßmal des fürstlichen Freundes Grafen Zepelin bestimmt, das er (1804) in Marmor ausführte, und das in dem Mausoleum des Grafen im Park zu Ludwigsburg fortwährend bewundert wird. Bei der Modellirung dieser Figur entstand dem Künstler die Idee zu seiner Ariadne. Das

Gefühl der durch diese letztern Werke errungenen Meisterschaft schien die Productivität unsers Künstlers zu steigern. Besonders trat er nun als Portraiteur auf. Schon früher hatte er die Büsten des Herzogs Friedrich Eugen und s. Gemahlin (beide nachher im Besitze der Kaiserin Mutter von Rußland) gefertigt. Dazu kam jetzt eine Büste des Erzherzogs Karl in cararischem Marmor nach dem Leben. Von seinem Freunde Schiller war schon bei dessen Aufenthalt in Stuttgart 1797 eine Büste nach der Natur, in Lebensgröße, entstanden. Eine zweite kolossale, in cararischem Marmor, schuf der Künstler, von Liebe und Schmerz begeistert, nach dem Tode des Sängers. Diese Büste ziert D.'s Atelier, und nur Gypsabgüsse sind davon in die Welt ausgegangen, deren einer die Universitätsbibliothek in Göttingen schmückt. Auch hat er sie für den Grafen von Schönborn-Wiesentheid wiederholt. Eine dritte Büste von Schiller fertigte der Künstler später für den Kronprinzen von Baiern; sie ist zwischen dem kolossalen Maß und Lebensgröße. Für denselben arbeitete er späterhin die Büste Gluck's und Friedrichs des Siegreichen ebenfalls in Marmor, und für den verst. Großherzog von Baden die Büste seines Vorgängers und Großvaters. Im J. 1808 drohte ein sehr vortheilhafter Ruf nach München den Künstler seinem Vaterlande zu entreißen, aber die Liebe zu diesem und den Seinigen hielten ihn, bei einer mäßigen Entschädigung von Seiten des Staates, zurück. Nach mancherlei Zwischenbeschäftigungen ward endlich Ariadne als Bacchusbraut auf dem Panther reitend, in Marmor angefangen (1809), und 1816 an den Hrn. v. Bethmann in Frankfurt abgesandt, der es würdig aufgestellt hat. Zu der Wasser- und Wiesennympe am Bassin des obern Sees der stuttgarter Anlagen in Sandstein verfertigte D. 1809 bloß das Modell. Das für den Grafen Zechin verfertigte Basrelief: die tragische Muse, welche sich auf die Muse der Geschichte stützt (3 F. 4" hoch, 1' 10" breit), hat er 1825 wiederholt. — Zu einem neuen Werke veranlaßte den Künstler König Friedrich etwa 1812. Ein Amor, dessen Stellung der Monarch so angab: das Haupt zur Erde gesenkt, sollte der kleine Gott, nach geleertem Köcher mit abgspanntem Bogen in sinnender Verlegenheit dargestellt werden. Aber der Künstler dachte sich den Moment poetisch und legte, ohne der Aufgabe ungetreu zu werden, eine idealere Bedeutung in das Bild. Unter seinem Meißel ward es der himmlische Amor, dargestellt in dem Augenblicke, wo Psyche das glühende Öl auf seine Schulter hat fallen lassen. Der englische General Murray sah dieses köstliche 1814 in Marmor fertig gewordene Bildchen, und wünschte es für sich in Marmor wiederholt. Statt diesen Wunsch zu erfüllen, erbot sich D., ihm einen Pendant zu verfertigen. So entstand seine Psyche, in der er die himmlische Unschuld, ein rein-sittlich-sinniges Wesen — nach seinem eignen Ausdruck — darstellen wollte. Dies Marmorbild ward später von D. für den regierenden König von Würtemberg wiederholt. — Zu D.'s gelungensten Büsten gehören noch 2 vom verst. König Friedrich, die sprechend ähnliche von Lavater, die des Prinzen Paul von Würtemberg, ein echter Antikenkopf, die der verwitweten Großherzogin von Baden, Stephanie, und die 3 Büsten der Königin Katharina von Würtemberg (für den Herzog von Oldenburg, für ihre Söhne und für ihre Töchter), wozu das Modell nach dem Leben am 13. Sept. 1818 angefangen ward. Nicht minder glücklich ward die Büste des Königs Wilhelm von W. ausgeführt, und die des russ. Generals Freih. v. Benkendorf, Gesandten am würtemb. Hofe, sowie die der verst. Gemahlin desselben. Seitdem verfertigte D. eine Figur für das Grabmal des verst. Herzogs von Oldenburg, ersten Gemahls der verew. Königin Katharina. — Was aber das Herz, die Phantasie und das Studium des Künstlers 8 Jahre lang ausschließlich in Anspruch genommen hat, ist sein Christus, dessen Urbild der Künstler einem begeisterten Traumgesichte verdankt, und wozu die kleine thönerne Skizze 1816 entstand. Dieses kolossale Marmorbild ward 1824 vollendet und nach

St. = Petersburg an die Kaiserin Mutter von Rußland abgeschickt, die es dem Kaiser Alexander als Geschenk gab. D. wollte in diesem Werke den Mittler zwischen Gott und den Menschen darstellen. Sollte Christus überhaupt ein Gegenstand für die plastische Kunst sein, so mußte das Menschliche seiner Natur vorherrschen, das Göttliche konnte nur angedeutet werden. D. hat dies besonders in Hauptform und Stirnwölbung gelegt und dadurch den Ausdruck der Gottmenschlichkeit so glücklich wiedergegeben, daß der antike Jupiterskopf, dagegen gehalten, unwillkürlich an vergöttlichte Thierheit und an einen aufgerichteten Löwenkopf erinnert. Das Mittlerthum aber ist ungemein tief und geistig durch das Emporwinken mit der Linken, während die Rechte auf die Brust zeigt, und durch das leichte Emporstreben aller Falten des Gewandes angedeutet, das bei seiner großen Einfachheit, und obgleich es den ganzen Körper umhüllt, doch sehr weich und unkörperlich erscheint. Das Nackte wollte der Künstler vermeiden, weil es ihm mit der sittlichen Würde Christi und seiner Religion unvereinbar schien; er ließ sich selbst durch die Bemerkungen Thorwaldsen's, der das Modell in D.'s Werkstatt betrachtete, nicht von der schwierigen Aufgabe, die er sich im Faltenwurf des langen herabfließenden Leibrockes gesetzt, abschrecken. Übrigens ging der Arbeit ein fortgesetztes Studium der h. Schrift zur Seite, und er benutzte jede Stelle, die eine Andeutung über die äußere Gestalt des Herrn zu enthalten scheint; so bestimmte ihn der Bericht des Evangeliums, daß Christus sein Kreuz nicht selbst tragen konnte, den Bart, der zu kraus und kräftig mit flammenden Lichtern auf dem Gypsmodell ausgebrückt ist, im Marmor weit weicher und flaumiger zu geben. Auch die Augen sind quellender, die Lippen bereiteter geworden. Es ist kein Zweifel, daß er auf dieses Werk am meisten Studium, Zeit und, wenn wir so sagen dürfen, Frömmigkeit verwendet hat. Seitdem beschäftigte ihn 1825 die 7 F. hohe Statue des Evangelisten Johannes (für die königl. Capelle auf dem Rothenberg). Auch wiederholt er sein Christusbild in derselben Größe von weißem Marmor. So arbeitet D. unermüdet vom frühen Morgen bis zum Abend mit Jünglingskraft im Dienste der Muse fort. Einfach in Motiven und Composition, das Sinnreiche dem Phantasiereichen vorziehend, voll Wahrheit, Natur und Leben, ist sein Genius dem der Alten verwandt zu nennen, an deren Studium er sich emporgebildet hat, und die Nachbarschaft des königl. Antikensaal's, der in seiner Wohnung befindlich ist, wirkt nicht störend und beschämend auf die Werkstätte des Künstlers. Unter seinen Schülern nennen wir Wagner und Zwirger in Rom. Das Vaterland hat D.'s Verdienst anerkannt. König Friedrich erteilte ihm den Civilverdienstorden, König Wilhelm ernannte ihn zum Hofrath und schmückte ihn mit dem Orden der würtemb. Krone. Die Kindlichkeit seines Charakters macht ihn Nahen und Fernen lieb, und seine äußeren Verhältnisse sind so ungetrübt, daß Canova ihm noch vor wenigen Jahren mit wehmüthigem Lächeln den Beinamen *il beato* erteilt hat.

74.

Dante (eigentlich Durante), I. Alighieri. Dieser älteste und größte unter den Dichtern der neuern ital. Poesie, dessen kühner Geist die Mittagshöhe erreichte, während kaum die Morgenröthe der Wissenschaften in Europa angebrochen war, wurde den 27. Mai 1265 zu Florenz geboren. Von seiner Bildungsgeschichte wissen wir wenig mehr, als daß er, wie er selbst („Hölle“, XV, 8 fg.) sagt, ein Schüler des Brunetto Latini, eines als Dichter, Gelehrter und Staatsmann berühmten Florentiners, war. Früh weckte die Liebe zu Beatrice Portinari (st. 1290) seinen Geist und näherte ihn durch sein ganzes Leben. Er studirte zu Florenz, Bologna und Padua Philosophie, später zu Paris die Theologie, und war zugleich in der latein. Literatur bewandert. Aber während er sich mit Kenntnissen zu bereichern bemüht war, widmete er sich dem Dienste seines Vaterlandes als Krieger und Staatsmann. 1289 focht er bei Campalino gegen die Aretiner, und 1290 bei Caprona gegen die Pisaner. Außerdem ging er als Gesandter seiner

Republik nach Rom und an die Höfe verschiedener Monarchen. Er verheirathete sich um 1291 mit Gemma, der Tochter des Manetto Donati, mit der er mehrere Kinder zeugte. Diese Ehe war nicht glücklich, und Gemma trennte sich von ihm. D. wurde 1300 zu dem ehrenvollen Amte eines der Prioren oder obersten Magistratspersonen seiner Vaterstadt erhoben; jedoch zu seinem Unglück. Florenz war damals durch die Parteien der Bianchi und Neri (der Weißen und Schwarzen) entzweit. Die Erstere, als die schwächere, suchte Hülfe bei dem Papst Bonifaz VIII. Dieser beschloß, den sich damals in Rom aufhaltenden Bruder Philipps IV. von Frankreich, Karl von Valois, nach Florenz zu schicken, um die dortigen Unruhen beizulegen. D. widersetzte sich als Prior diesem Vorhaben, weil er davon gefährliche Folgen für die Freiheit des Staats fürchtete; und ward dafür 1302, sammt den Häuptern der Bianchi, verwiesen und s. Güter beraubt, da er die ihm auferlegte Geldstrafe von 8000 Lire nicht bezahlen konnte. Sein Leben war nun eine fast ununterbrochene Kette von Widerwärtigkeiten. Er und seine Unglücksgefährten traten, wie Einige behaupten, auf die Seite der Gibellinen oder Anhänger des Kaisers, durch dessen Hülfe allein sie hoffen konnten, in ihr Vaterland zurückzukehren. Beweise davon sind zahlreiche Stellen in s. Gedichte, welche die bittersten Angriffe auf das Oberhaupt der Kirche enthalten. D. lebte zunächst einige Zeit in Arezzo; erst als 1304 der Versuch der Bianchi, ihre Rückkehr nach Florenz zu erzwingen, fehlgeschlagen war, verließ er Toscana und nahm seine Zuflucht zu Alboin della Scala in Verona, der sich durch die ausgezeichnete Unterstützung, welche Talent und Verdienst bei ihm fanden, unter seinen Zeitgenossen den Namen des Großen erworben hatte. Aber D.'s Gemüth, in steter Unruhe und Erwartung seiner Zurückberufung, konnte, wie Petrarca erzählt, seinen Unmuth und seine Bitterkeit selbst vor seinen Wohlthätern nicht verbergen, und darin scheint der Grund zu liegen, daß er nirgends eine bleibende Stätte fand. Daher scheinen über die Ehre, daß die „Divina commedia“ in ihren Mauern entstanden sei, mehre Städte Italiens streiten zu können. Außer verschiedenen ital. Orten besuchte er auch Paris. Er versuchte endlich, durch Kaiser Heinrich VII. wieder nach Florenz zu gelangen, weshalb er ein Werk über die Monarchie („De monarchia“, Basel 1559, und im 4. Bde. der venet. Ausg. seiner Werke) schrieb; aber auch diese Hoffnung schlug fehl. Seine letzten Jahre verlebte er zu Ravenna bei Guido Novello da Palenta, Herrn dieser Stadt, der als ein Freund der Musen ihm gern Schutz gewährte. Hier starb er am 14. Sept. 1321 und ward in der Kirche der Minoriten begraben, wo ihm der venetianische Patrizier, Bernardo Bembo, Vater des bekannten Cardinals, 1483 ein prächtiges Denkmal errichten ließ. Die Florentiner, die ihren großen Mitbürger ausgestoßen und verfolgt hatten, beiferten sich jetzt, ihr Unrecht zu sühnen, indem sie seinem Andenken die Verehrung erwiesen, die sie ihm selbst versagt hatten. Sie stellten sein von Giotto gemaltes Bild öffentlich auf, foderten, wiewol vergeblich, seine Asche von den Ravennaten, und besoldeten einen Gelehrten, um öffentliche Vorlesungen über sein Gedicht zu halten. Boccaccio schilderte ihn in s. „Vita di Dante“ als einen Mann von ernstem, aber sanftem und leutseligem Charakter; ganz anders dagegen Giovanni Villani. Von 6 Kindern, die D. hinterließ, haben seine beiden ältesten Söhne, Pietro und Jacopo, sich als Gelehrte bekanntgemacht und u. A. einen Commentar über das Gedicht ihres Vaters geschrieben, der jedoch nicht ans Licht getreten ist. Dieses große Gedicht, welches seit 1472 gegen 60 Ausgaben erlebt und eine Menge von Commentatoren gehabt hat, umfaßt gewissermaßen das Alt der Welt, und ist, wie dieses, unendlich und unergründlich. D.'s ernstes Gemüth, genährt von dem Geiste der Alten, von Aristoteles in die Tiefen des Scholastik eingeweiht, durchdrungen von dem reinsten Feuer der Liebe, die es schon früher in s. „Vita nuova“ (übers. von Friedr. v. Synhausen, Epz. 1824), in der in Prosa abgefaßten Geschichte seiner ersten Jugendliebe

und in s. „Amoroso convivio“ ausgeströmt hatte, sang in frommer Begeisterung, wie das Irdische, geläutert durch Christenthum, in den ewigen Urquell alles Geschaffenen zurückkehrt. In 3 Theilen ruht das ganze Gedicht: der Hölle, dem Fegefeuer und dem Paradies, von denen man richtig den ersten plastisch, den zweiten malerisch und den dritten musikalisch genannt hat. Denn wie in der Hölle alle Gestalten mit unerschöpflicher, selbst das Äußere nicht scheuender Kühnheit ausgebildet und gerundet sind, sodaß nur des Dichters ordnende Seele durch das Dunkel hinzieht, so schließt sich im Fegefeuer das Reich der Farben auf, bis im Paradiese Alles im reinen Lichte strahlt. An das Irdische hingegeben, ja angebannt, der Erbscholle sich nicht entwindend, liegt die menschliche Natur in dem ersten; ihr freier Trieb und ihre Schöpferkraft erschüttert eine Welt im zweiten, und im dritten Theile genießt sie der ruhigen Vollendung, wie die Homerischen Götter im Olymp. Meinhardt („Versuche über den Charakter der ital. Dichter“, 1. Bd.), Schlegel (in den „Horen“ von Schiller) und Bouterwek („Gesch. der schönen Wissensch.“, Bd. 1, S. 61 fg.), welcher Letztere mit einer gewissen eigensinnigen Parteilichkeit gegen das Gedicht eingenommen ist, indem er auf höchst prosaische Weise nur seine Seltsamkeit hervorhebt, haben fortschreitende Inhaltsanzeigen des Ganzen geliefert. Die Benennung „Commedia“ gründet sich auf eine Vorstellung D.'s von den Formen der Wohlthätigkeit, welche ihm, wie er in seinem, zuerst wahrscheinlich lateinisch geschriebenen Werke: „De vulgari eloquentia“, angibt, tragisch, komisch und elegisch war, sodaß, was er Tragödie nannte, anfangs wunderbar und ruhig, zuletzt aber grausend und schrecklich wird; was ihm Komödie hieß, von einem rauhen Beginn zu einem glücklichen Ausgang fortschreitet. Diesem angemessen sollte auch der Styl sein, und seine Umbildung der Sprache mochte mithin, wie die Führung des Stoffes, diese Benennung veranlassen, welche nun nicht mehr befremden wird, wenn man sie gegen eine Stelle im Paradiese hält, wo er das Gedicht ein heiliges nennt, an welches Himmel und Erde Hand gelegt haben. Das Beiwort divina aber wurde später von Andern hinzugefügt; in den ältesten Ausgaben wird der Dichter selbst mit dem Beiworte „il divino“ oder „il teologo“ belegt. Unwürdig scheint es uns übrigens, in D.'s äußerer Lage die erste Veranlassung zu diesem Gedichte aufzusuchen. Beiläufig ist hier auch die schon von Bottari (1753) vertheidigte Behauptung zu erwähnen, daß D. bei seinem Werke die Vision Alberico's, eines Mönchs, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. im Kloster Monte Casino in Neapel lebte, benutzt habe. Solcher Visionen gab es seit der frühesten Zeit des Christenthums sehr viele, die sich alle sehr ähnlich waren, wie denn Matthäus Paris in s. Geschichte von England (beim J. 1196) der Vision eines engl. Mönchs erwähnt, welche mit D.'s Dichtung noch weit mehr zusammentrifft als Alberico's Vision, die Cancellieri („Osservazioni intorno alla questione sopra la originalità della divina Commedia di Dante“) 1814 zu Rom mit Anmerk. abdrucken ließ; ferner auch die Vision des Ritters Eudali aus Irland, welche ebenfalls in die erste Hälfte des 12. Jahrh. fällt. Es ist daher wol möglich, daß D. hier oder da einen Gedanken oder ein Bild aus jenen Visionen entlehnt habe, ohne daß ihm dies zum Vorwurf gemacht werden dürfte, da ja die Erinnerungen großer Geister nur Funken sind, die mächtige Flammen erzeugen. Wol kein Dichter trägt das Gepräge seiner Zeit so sichtbar an sich und steht zugleich so hoch über ihr, als D. Mit Recht betrachten ihn die Italiener als den Schöpfer ihrer poetischen Sprache und Vater ihrer Poesie; denn, von seinem bildenden Geiste behandelt, gewann jene zuerst eine reinere und würdigere Gestalt. Die Terzine erscheint zuerst bei ihm in ihrer Vollkommenheit, weshalb man ihn irrigerweise sogar für den Erfinder derselben angesehen hat. Die besten Ausg. der „Divina commedia“ sind von Lombardi (Rom 1791, in 3 Bdn., 4.), und die mailändische von 1804, 3 Bde. Von ersterer erschien 1815 — 17 eine 2. sehr verm. Ausg. in 4 Bdn. zu Rom bei

Romano de' Romanis, worin Alberico's Vision gleichfalls abgedruckt ist. 1821 gab Luigi Fantoni die „Divina commedia“, angeblich nach einer von Boccaccio verfertigten Handschrift, heraus. Ein ital. Sprachlehrer zu Paris, B. Bagiosi, gab 1818 fg. die „Divina commedia“ nach der Crusca heraus, nebst einem guten Commentar (3 Thele.). D.'s sammtl. Werke sind erschienen, Venedig bei Zatta, 1757—58, 5 Bde., 4. K. L. Kannegießer hat eine Übers. und Erklärung der göttlichen Komödie, in 3 Bdn. (Leipzig 1814—20), geliefert, welche er zum zweiten Male bearbeitet, 1825 herausgab. Streckfuß fing seine Übersetzung seit 1824 an herauszugeben. Früher hatte A. W. Schlegel am angef. Orte Proben einer metrischen Übersetzung geliefert, und lange vor ihm Bachenschwanz eine vollständ. Übers. in Prosa. Ganz in D.'s Leben verflochten sind seine herrlichen lyrischen Gedichte, Sonette und Canzonen, und des Dichters nicht minder würdig. Zu nennen ist noch sein in einer männlichen Prosa geschriebenes Gastmahl („Il convito“), ein Werk, von welchem selbst Bouterwek sagt, es sei werth, den bessern Werken des Alterthums an die Seite gestellt zu werden. Es enthält den Kern seiner gesammten Kenntnisse und Ansichten und erläutert dadurch seine Poesie und sein übriges Leben. Von diesem „Convito“ besorgte 1826 der Marchese Trivulzio in Mailand eine neue Ausg. Zu den gründlichsten neuern Forschungen über D. gehören die Aufsätze des D. Witte im „Hermes“ und in den „Schles. Provinzialblättern“ 1825. 1826 erschien eine deutsche Übersetzung sammtl. kleinern Gedichte D.'s von Karl Ludw. Kannegießer, Wilh. von Lüdemann und Karl Witte (Leipz.), begleitet von einem Commentar. — II. Pietro Vincenzio aus dem Geschlechte der Rainaldi, erhielt den Namen D a n t e, weil er in der Poesie diesem nachzuahmen strebte. Er und seine Familie sind in der Mathematik berühmt geworden. — Wahrscheinlich gehört in dieselbe Familie III. Gio. Battista D a n t e von Perugia, auch unter dem Namen Dádalus, wegen seiner großen mechanischen Geschicklichkeit bekannt. Er machte schon im 15. Jahrh. den Versuch zu fliegen, und flog einige Mal über den See von Perugia.

M.

D a n t o n (George Jacques), geb. zu Arcis sur Aube den 26. Oct. 1759, enthauptet den 5. April 1794, war früher Advocat, dann von der Revolution ergriffen, einer von den Kotiphäen derselben. Ein geborener Volksredner, stiftete D. den Clubb der Cordeliers und beherrschte bald die Versammlung. Sein Äußeres war ungewöhnlich und auffallend, sein Wuchs kolossal, seine Umrisse athletisch, seine Züge hart, stark und wirrig; seine Stimme erschütterte das Gewölbe des Sitzungssaals; seine Beredsamkeit war heftig, seine Witber und seine Einbildungskraft waren ebenso riesenmäßig wie seine äußere Gestalt, vor welcher Jedermann zurückschreckte, und, wie St.-Just sich ausdrückte, selbst die Freiheit zitterte. Man nannte D. den Tribun der Revolution. Nach Ludwigs Verhaftung zu Varennes präsidirte er in der Versammlung des Marsfeldes, wo die Entthronung des Königs verlangt wurde. Im Nov. ward er zum Gehülfen des Procurators der pariser Gemeinde ernannt. Sein Ansehen in der Hauptstadt wuchs 1792; er half die Ereignisse des 20. Juni anstiften und leitete die vom 10. Aug. ein. Nach Ludwigs XVI. Sturze ward D. Mitglied des einstweiligen Vollziehungsraths, erhielt das Justizdepartement und riß die Ernennung der Agenten bei den Heeren und in den Departementen an sich, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich viele Creaturen zu verschaffen. Das Geld floss von allen Seiten in die Hände des Ministers, und aus diesen wieder verschwenderisch als Sold für Verbrecben und Werbegeid für Parteigänger zurück. Man beschuldigte ihn gewiß nicht mit Unrecht, aus Fanatismus die Septemberblutscenen vorbereitet zu haben. Er bediente sich der Achtung, um durch Schrecken jeden Gedanken des Widerstandes von Seiten der Royalisten niederzuschlagen. Den 3. Sept. verbreitete der Einmarsch der Preußen in die Champagne allgemeine Bestürzung in der Hauptstadt, und Besorgniß unter den

Conv.-Ber. Siebente Aufl. Bd. III. †

Regierungsmitgliedern. Alle Minister, die ausgezeichnetsten Deputirten, und Robespierre selbst, der damals Brissot fürchtete, versammelten sich bei D., der allein Muth behielt, das ganze Ruder der Gewalt an sich riß, die Vertheidigungsmaßregel, welche alle waffenfähige Franzosen an die Grenze gegen die Feinde trieb, anordnete und die Verlegung der Versammlung jenseits der Loire verhinderte. D. zeigte hier einen erhabenen Muth. „Betrachtet mich“, rief er aus, „die Natur hat mir das finstere und derbe Antlitz der Freiheit gegeben. Ich habe in meinem Gehirn Hülfsmittel, die den Erdkreis zittern machen können. Das Vaterland ist in Gefahr; um es zu retten, gilt es Kühnheit, immer Kühnheit und nichts als Kühnheit“. Von diesem Zeitpunkte schreibt sich der eingewurzelte Haß her, den Robespierre gegen ihn nährte; er konnte ihm nie die Überlegenheit verzeihen, die D. damals über ihn an den Tag gelegt hatte. Genöthigt, Rechenschaft von den geheimen Ausgaben seines Ministeriums abzulegen, behauptete er, daß sich in Revolutionszeiten die Ausgaben nur in Masse berechnen ließen. Er stimmte für die Todesstrafe gegen die zurückgekehrten Ausgewanderten, und übernahm die Vertheidigung des Gottesdienstes. Der Kampf zwischen der Gironde und der Bergpartei nahm mit jedem Tage einen ernstern Charakter an. D. schien die Folgen dieser Spaltung zu fürchten. Den 26. Nov. 1793, bei Gelegenheit der Vernehmungsfeste, bei denen die Hebertisten die erste Rolle spielten, erklärte er sich von Neuem gegen die unzeitigen Angriffe auf die Diener des Gottesdienstes, und schloß sich später an Robespierre an, um Hebert und dessen Anhänger auf das Blutgerüste zu bringen. Ihre Vereinigung war aber nicht von langer Dauer; die verborgene Feindschaft, welche zwischen ihnen herrschte, fiel gleich in die Augen. D. wollte den Despotismus, welchen Robespierre in den Ausschüssen ausübte, zu Boden treten, und der gewandtere Robespierre trachtete ihn zu stürzen, um sich einen gefährlichen Nebenbuhler von der Seite zu schaffen. St.-Just stattete gegen ihn einen Bericht in dem Wohlfahrtsausschusse ab, und D. ward in der Nacht vom 31. März 1794 mit denen, die man seine Mitschuldigen nannte, verhaftet. Im Palais Luxembourg in Verwahrung gebracht, zeigte er eine gezwungene Heiterkeit und gestand Lacroix, daß er von seiner Verhaftnehmung im voraus unterrichtet gewesen sei, aber nicht daran habe glauben können. Als er in die Conclergerie gebracht wurde, verfinsterte sich seine Miene, und er schien sich zu schämen, der Betrogene Robespierre's gewesen zu sein. Bei seinem Verhör antwortete er mit voller Ruhe: „Ich bin Danton, bekannt genug in der Revolution; meine Wohnung wird bald das Nichts sein, und mein Name wird leben im Pantheon der Geschichte“. Man gestattete ihm keine Vertheidigung. Den 5. April verdamnte ihn das Revolutionsgericht zum Tode, als Mitschuldigen einer Verschwörung zur Wiederherstellung der Monarchie, und confiscirte seinen beträchtlichen Nachlaß. Er stieg mit Muth und ohne Widerstreben auf den Unglückskarren; sein Kopf war gehoben und sein Blick voll Stolz. Doch erinnerte er sich seiner Familie und war einen Augenblick gerührt. „O meine Frau, meine Zärtlichgeliebte“, rief er aus: „so soll ich dich denn nicht mehr sehen!“ Darauf unterbrach er sich schnell: „Danton, keine Schwachheit!“ und bestieg das Blutgerüste. D. war einer der merkwürdigsten Charaktere, die sich in der französischen Revolution entwickelt haben: ein höchst eigenthümliches Gemisch von Größe, Kraft und Muth, mit Grausamkeit, Eigennutz und Schwäche.

Danzig, Handelsst. und Festung am westl. Ufer der Weichsel, eine Meile von der Ostsee, im Regierungsbezirke gl. N. in der preuß. Provinz Westpreußen, 67 Meilen von Berlin, nebst dem Hafenorte Neufahrwasser, welchen das Fort Weichselmünde vertheidigt. Sie hat eine höchst anmuthige Lage in einer schönen Gegend, und die Vorstädte abgerechnet, etwas über eine halbe Meile im Umfang, ist weder regelmäßig noch schön gebaut, hat jedoch mit den Vorstädten 5172 H.,

54,756 E., wovon 2148 Juden. Ihr schöner Hafen und ihre vortheilhafte Lage verschafften ihr einen großen Einfluß auf den Land- und Seehandel; sie war daher ein bedeutendes Mitglied der alten Hansa und hieß die Kornkammer des Nordens. Ihr Name kommt schon im 10. Jahrh., Gedance (Gedansk) geschrieben, vor. Lange wechselte sie mit dem Lande, in welchem sie liegt, die Besitzer. Dänen und Schweden, Pommern und die deutschen Ritter stritten um sie. 1310 kam sie unter die Herrschaft des deutschen Ordens. Die Thätigkeit der Einwohner stellte den durch öftere Kriege verminderten Wohlstand bald wieder her und gab der Bürgerschaft ein Kraftgefühl, sodaß sich D. 1454 für unabhängig vom deutschen Orden erklärte und von der Republik Polen bald als selbständig anerkannt wurde. Die Stadt hatte ihr eignes Gesetzbuch, welches die danziger Willkür hieß, und erwarb sich ein bedeutendes Gebiet. Die Gewalt des Königs von Polen repräsentirte ein Glied des Stadtraths, das wechselte und der Burggraf genannt wurde. Die Stadt schlug ihre eigne Münze mit des Königs von Polen Bildnisse, hielt in Warschau ihren Secretair und gab bei Reichstagen und Königswahlen ihre Stimme durch Abgeordnete. D. hatte nach der Landseite große schwerfällige Befestigungen; nach der Weichsel zu ist sie durch Wälder und Moräste beinahe unzugänglich, und die Niederung kann leicht unter Wasser gesetzt werden. Ihr Gebiet enthielt 33 sehr wohlhabende Dörfer und die danziger Höhe, eine sandige Erdzunge mit dem Städtchen Hela, die den Meerbusen, das Paukerwieck, bildet. Dies Alles gab ihr einen politischen und militairischen Werth. Jenen verlor sie mit der Annäherung von Preußens Grenzen; dieser wurde ihr um so gefährlicher. Seit 1772 war die Stadt gleichsam vom preuß. Gebiet umschlossen; die Weichsel und das Fahrwasser in preußischer Gewalt; die starken Bälle drückten sie schwer. Handel, Kunstfleiß und Bevölkerung sanken, und der letzte König von Polen erklärte, daß er D. seinem Schicksale überlassen müsse. Als daher Preußen dessen Unterwerfung verlangte, mußte der vernünftiger Theil der Einwohner, dem dieser Schatten von Unabhängigkeit lästiger war als ihr gänzlicher Verlust, leicht über die wenigen Familien Meister werden, die bis jetzt registert hatten. Vertragsmäßig besetzten die Preußen am 28. Mai 1793 die Außenwerke. Das Volk griff zu den Waffen, und ein kurzer Kampf erhob sich, endigte jedoch nach wenigen Tagen mit der Unterwerfung der Stadt, die unter Preußens Herrschaft wieder aufblühte und vielfältiges Glück genoß, bis zum Ausbruche des preussisch-französischen Krieges. Am 7. März 1807 ward D. von dem Corps des Marschalls Lefebvre umringt, und die Einschließung auf der Landseite durch Wegnahme der Mehrung am 20. vollendet. Obwol die Besatzung bei den Ausfällen vom 21. und 26. großen Muth bewies, so konnten diese Anstrengungen doch nicht verhindern, daß sich der Belagerer, am 1. April, auf dem Ziganenberge festsetzte und die Bousmardschanze, oder vielmehr ihre Trümmer, am 13. eroberte. In der Nacht vom 23. zum 24. April begann das Bombardement und dauerte mit Zwischenräumen bis zum 21. Mai fort; während dem versuchte der General Kamenskoj vergebens, sich mit 5000 M. Verstärkung in die Stadt zu werfen, und eine englische Corvette, welche die nöthigen Kriegsvorräthe, Geld ic. zuführen sollte, und mit vollen Segeln die Weichsel heraufzog, gerieth auf den Grund und ward von den Belagerern genommen. Es begann jetzt an Pulver zu mangeln, der Feind hatte sich im bedeckten Wege des fast ganz zerstörten Hagelbergs festgesetzt und beabsichtigte einen Hauptsturm, dessen Ergebnis bei seiner Überlegenheit (50,000 gegen eine Besatzung von 7000 M.) nicht zweifelhaft war; da gab endlich der Gouverneur, Graf von Kalkreuth, den wiederholten Aufforderungen Gehör und schloß am 24. Mai eine Capitulation auf dieselben Bedingungen, die er dem General d'Yvré d. 22. Juli 1793 bei der Übergabe von Mainz bewilligt hatte. Die Besatzung verließ am 27. die Festung mit Kriegesehren und der Verpflichtung, 1 Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen.

Der Marschall Lefebvre erhielt zur Belohnung den Titel eines Herzogs von Danzig; unter ihm hatten General Lariboissiere als Chef der Artillerie, Chaffeloup und Kirchener als Directoren des Geniewesens die Belagerung geleitet, während welcher in der Stadt 600 Häuser mehr oder weniger zerstört, einige 60 Bürger getödtet und verwundet worden waren. Eine Kriegssteuer von 20 Mill. Franken ward der Stadt mit Bewilligung allmäliger Abzahlung aufgelegt. Durch den tilfsiter Frieden ward D. als freie Stadt mit einem Gebiete von 2 Lieues, die durch die willkürliche Erklärung Napoleons auf 2 deutsche Meilen ausgedehnt wurden, unter Frankreichs, Preußens und Sachsens Schutz anerkannt; es konnte aber, als franz. Waffenplatz, seiner Unabhängigkeit niemals froh werden, da fortwährend ein franz. Gouverneur, General Rapp, in Garnison daselbst blieb, da 1808 der Code Napoleon eingeführt und durch das Continentalsystem der Hauptnahrungsweig, der Handel mit England, verkümmert ward. Unter so drückenden, allen Wohlstand vernichtenden Verhältnissen nahte das J. 1812, und mit ihm, wegen des russischen Krieges, neue schwere Lasten; am 31. Dec. wurde die Festung in Belagerungsstand erklärt. Es gelang den franz. und polnischen Truppen des 10. Armeecorps, sich beim Rückzuge in die Stadt zu werfen, ebenso langten noch Verstärkungen aus Spandau und Magdeburg an, sodas die Garnison 30,000 M. betrug, als gegen Ende Jan. 1813 das russische Einschließungscorps, aus 6000 M. Kosacken bestehend, erschien, welches jedoch bald durch ein Corps von 7000 M. Infanterie und 2500 M. Cavalerie mit 60 Feldgeschützen, unter dem Generallieut. v. Loewis, abgelöst ward. Die blutigsten Ausfälle und Angriffe fanden statt am 4. Febr., 5. März, 27. April, 9. Juli u.; am 1. Juni wurden die Belagerer durch 8000 M. preuß. Landwehren unter Oberst Graf Dohna, verstärkt. Den Oberbefehl hatte, nach dem Waffenstillstande (24. Aug.), der Herzog von Württemberg übernommen; dieser lieferte den Belagerten bei Ausfällen und durch Angriffe auf Außenposten die hitzigen Gefechte vom 28. und 29. Aug., 1., 7. und 17. Sept. und 1. Nov.; ein englisches Geschwader nahte sich von der Seeseite und beschloß gemeinschaftlich mit den Landbatterien die Stadt vom 1. Sept. an, unter andern auch mit Congreveschen Raketen; die zweite Parallele war eröffnet, als endlich am 17. Nov. eine Capitulation zu Stande kam, nach welcher die Garnison am 1. Jan. 1814 die Waffen strecken und mit der Verpflichtung, binnen einem Jahre nicht gegen die Verbündeten zu dienen, nach Frankreich geschickt werden sollte; diese Bedingungen erhielten jedoch die Genehmigung des Kaisers Alexander nicht, und der Gouverneur, General Rapp (der wahrscheinlich viele Geräthe und Kriegsbedürfnisse heimlich hatte vernichten lassen, und deshalb zu einer längern Vertheidigung keine hinreichende Mittel besaß), mußte sich bequemen, die Festung so zu übergeben, das am 1. Jan. alle Polen und Deutsche in ihr Vaterland entlassen wurden, am 2. aber alle Franzosen ausrückten, um als Kriegsgefangene in das Innere des russischen Reichs geführt zu werden. Während dieser 11monatlichen Einschließung und Belagerung waren in der Stadt 309 Häuser und Speicher niedergebrannt, 1115 Gebäude beschädigt, 90 Menschen notorisch verhungert. Am 3. Febr. 1814 kehrte D. unter Preußens Regierung zurück. Am 6. Dec. 1815 litt sie durch das Aufspringen eines Pulverthurms großen Schaden. Die Stadt hat außer nicht unbedeutenden Manufacturen in goldenen und silbernen Worden, Tuch, wollenen Zeuchen und Corduan, beträchtliche Färbereien, Zuckersiedereien, Branntwein- und Liqueurbrennereien, Vitriolfabriken, Pottasche- und Salpetersiedereien, Waid- und Waidaschenfabriken u. s. w. Ein Haupthandelszweig für D. war und ist z. Th. noch der Verkehr mit Getreide, welches aus Polen auf der Weichsel zugeführt und nach England, Holland und den Hansestädten weiter gesandt wurde. Andre Ausfuhrgegenstände sind Holz, Leder, Wolle, Pelzwerk, Butter, Talg, Wachs, Honig, Pottasche, Hanf und Flachse. —

Bemerkenswerth sind: die Oberpfarrkirche zu St.-Marien, mit dem jüngsten Gericht von van Eyck; die Synagoge; das akad. Gymnasium; die naturforschende Gesellschaft mit einer Sternwarte (diese Gesellschaft feierte am 2. Jan. 1826 ihren Stiftungstag zum 84. Male, auch gibt sie Denkschriften heraus); das königl. Schiffahrtsinstitut. 1823 sind 747 Schiffe ein- und 758 ausgelaufen u. s. w. Im S. der Stadt zwischen der Weichsel und Mogat ist der fruchtbare Werder, eine Insel; ferner das Kloster Oliwa (s. d.). Über die letzte Belagerung s. m. des Capitain Artois „Relation de la défense de Danzig en 1813“ (Paris 1820), die „Histoire militaire. Zeitschrift“, 1825, 8. und 9. Heft, und Napp's „Mémoires“.

Daphne, eine Tochter des Flußgottes Peneüs, wurde von Apollo, durch dessen List ihr Geliebter, Leucippus, umgekommen war, mit Liebe verfolgt. Die unempfindliche Nymphe flehte endlich die Erde (nach Andern ihren Vater Peneüs) an, sie in ihren Schoß aufzunehmen. Ihre Bitte wurde erhört; in dem Augenblick, als Apollo sie mit ausgestreckten Armen umfassen wollte, ward plötzlich ihre Flucht gehemmt, die Füße wurzelten in die Erde, die Arme wurden zu Zweigen, und Apollo umarmte statt ihrer den ihm fortan geheiligten Lorbeerbaum.

Daphnis. Die sicilische Hirtenfage preist ihn, des Hermes und einer Nymphe Sohn und von den Nymphen erzogen, als Erfinder des bukolischen Gedichts, und wegen seines Spieles auf der Hirtenflöte. Er weidete seine Kühe am Atna. Eine Nymphe, Echenais, die der schöne Jüngling liebte, drohte ihm mit Blindheit, wenn er je eine Andre liebe. Von einer sicilischen Fürstentochter in Wein berauscht, vergaß er sich, und zog sich die gedrohte Strafe zu. Einige lassen ihn vor Gram sterben, Andre durch die Nymphe in Stein verwandelt werden. Alle Nymphen beweinten seinen Tod, und Hermes erhob ihn in den Himmel. An der Stelle, wo er gestorben, floß ein Quell, an dem die Sicilier nachmals jährlich opferten.

Darcet (Jean Pierre Joseph), ein trefflicher praktischer Chemiker, der die Entdeckungen in seiner Wissenschaft für das Aufkommen des franz. Gewerbwesens auf das fruchtbarste benutzt hat, geb. 1787 zu Paris. Die Chemie war ein Erbe theil seiner Familie; sein Vater, Jean D., der den 13. Febr. 1801 als Oberaufseher der Porzellanmanufaktur zu Sevres starb, zeichnete sich gleichfalls als praktischer Chemiker aus, und sein Großvater war der berühmte Rouelle, der Wiederhersteller der Chemie in Frankreich. D. trat früh, als er durch das Studium der Mathematik und Naturwissenschaften den Grund zu seiner Ausbildung gelegt hatte, in die praktische Laufbahn. Nachdem er in seinem 24 J. Münzwardein geworden war und u. a. bei der Pulverbereitung ein neues Verfahren im Großen ausgeführt hatte, machte er Versuche mit der Zusetzung des Seesalzes, und kam dahin, die Bereitung des Hydrats vom Prototyp des Barytmetalls im Großen zu bewirken. Diese Versuche führten zu neuen Entdeckungen über die Wahlverwandtschaften; aber von der größten Wichtigkeit für das Gewerbwesen war die Zerlegung des Seesalzes, welche, im Großen wiederholt, endlich zur Anlegung von Manufacturen künstlichen Natrums (Soda) führte. Unter seinen übrigen Entdeckungen zeichnen wir aus: die Auffindung des Verfahrens beim Härten der alten Waffen und bei den Legirungen von Kupfer und Erz; die Ausziehung von Kali aus Kastanien und die Bereitung des Kastanienzuckers; die Gewinnung der Gallerte aus Knochen mittelst einer Säure. — Das Ludwigspsital zu Paris verdankt ihm musterhafte Einrichtungen zu Wädern und Räucherungen, sowie er auch ein Mittel angab, die in Spitätern durch Mercurialsalben verunreinigte Wäsche zu bleichen. Von großer Wichtigkeit war eine andre Entdeckung, wozu ein Preis von 3000 Fr. anregte, den der würdige Navro Demjenigen bestimmt hatte, der ein Mittel fände, die Vergolder gegen die ungesunden Quecksilberdünste zu sichern. D.'s Entdeckung, die

den Preis gewann, erfüllte den Zweck vollkommen, und es hat dieser Zweig der franz. Industrie dadurch sehr an Bedeutung gewonnen. Auch hat er eine, die Gesundheit der Arbeiter sichernde Vorrichtung bei der Bereitung des Berlinerblaus angegeben.

26.

Dardanos (Dardanus), der Stammvater der trojanischen Könige, Sohn des Zeus und der Elektra, des Atlas Tochter, wanderte aus Samothrake, nach Andern aus Arkadien, Kreta u. s. w., in Phrygien ein, und ließ sich in der Gegend, die nachher Troas hieß, nieder. Hier erbaute er eine Stadt, nach ihm Dardanum oder Dardanus benannt. Er zeugte mit Batea, des Teukros Tochter, der schon früher aus Attika hier eingewandert war, den Erichthonius. Seine Nachkommen hießen bei den Dichtern Dardaner. Nach neuer Ansicht ist dieses der Name eines arkadischen Stammes, dessen Geschichte man in der Fabel vom Dardanus erzählt.

Dardanarius, ein Kornjude, Kornwucherer, der Getreide aufkauft und bis zur höchsten Theuerung liegen läßt, oder auch ein solcher, der die Käufer durch falsches Maß und Gewicht betrügt. Daher heißt Dardanariat das unerlaubte Vertheuern der Lebensmittel und insbesondere die Verheimlichung und Zurückbehaltung des Getreides wider das ausdrückliche Staatsverbot, auch der Gebrauch falschen Maßes und Gewichts.

Dardanellen, die 4 festen Schlösser, welche an dem Hellespont auf der europäischen und asiatischen Küste einander gegenüber erbaut sind und jene Meerenge oder die 12 Stunden lange Dardanellenstraße beherrschen, sodaß sie als der Schlüssel von Konstantinopel angesehen werden. Ihren Namen haben sie wahrscheinlich von der alten Stadt Dardanum. Der erste Eingang des Hellespont wird durch 2 Schlösser vertheidigt, welche die neuen Schlösser heißen, weil sie erst in der Mitte des 17. Jahrh. unter Mohammed IV. angelegt wurden, um den türkischen Flotten gegen die Venetianer Schutz zu gewähren. Die Entfernung des einen Schlosses von dem andern beträgt beinahe 2000 Klftr. Vier Stunden nördlicher liegen die alten Schlösser, die Mohammed II. gleich nach der Eroberung Konstantinopels erbauen ließ, und die nicht über 750 Klafter aus einander liegen. Mehr vorwärts wird der Canal schmaler, und anderthalb Stunden von den alten Schlössern nähern sich 2 hervorspringende Erdspitzen auf 375 Klafter und bilden jene durch Leander's nächtliche Überfahrten zur Hero (s. d.), durch Xerxes's Brücke und durch Soliman's Überfahrt auf einem bloßen Flosse berühmt gewordene Meerenge, welche, mit keiner Befestigung versehen, in ein weites offenes Meer führt, wo 60 Meilen weiter die Hauptstadt des osmanischen Reichs an einem andern Canale liegt, der das schwarze Meer mit dem Meere von Marmora verbindet. Den 3. März 1810 schwammen Lord Byron, der Dichter, und der britische Lieutenant Eckenhead, oberhalb des Schlosses Sestos, von Europa nach Asien bis unterhalb des Forts Abydos in einer Entfernung von 4000 Klafter. Die sorglosen Türken hatten, im Vertrauen auf den Ruf der Dardanellenschlösser, dieselben so wenig im Vertheidigungsstand erhalten, daß sie 1770 gänzlich verfallen waren, und auf der asiatischen Seite nur noch eine einzige Batterie bestand, die zur Hälfte verschüttet war. Als daher am 26. Juli d. J. das aus 3 Linien Schiffen und 4 Fregatten bestehende Geschwader des russischen Admirals Elphinstone in der Verfolgung zweier türkischen Linien Schiffe vor den ersten Schlössern erschien, feuerten zwar die türkischen Batterien, aber aus Mangel an Kriegsvorrath nur ein Mal mit jedem Stücke, und Elphinstone konnte vorbeisegeln, ohne auch nur von einem Schusse getroffen zu werden. Da ihm aber die übrigen Schiffe nicht folgten, so begnügte er sich weiter zu segeln, würdigte die türkischen Batterien keines Schusses, ging in dem Canal vor Anker und kehrte, nachdem er mit Pauken- und Trompetenschall mehr die eigne Furcht verborgen als die Ohnmacht der Osmanen verspottet hatte, ungeachtet des widrigen

Windes zu den Seinigen zurück. Durch dieses unerwartete Ereigniß gewarnt, nahm die Pforte das Gebiet des Baron Tott (s. d.) an, die Schlösser wiederherzustellen, der sie auch bald in einen unbedinglichen Zustand versetzte. Allein die Schlawheit der Türken hat sie nicht darin erhalten, und schon 1798 urtheilte Eton, der als englischer Resident lange in der Türkei gewesen war, in einer Schilderung dieses Reichs, daß eine Flotte leicht die für so furchtbar gehaltenen Dardanellen passieren könne. Auf jedem Ufer, so erzählt er, stehen 14 große Kanonen, die man mit Haubitzengranaten ladet, sie liegen fast mit der Oberfläche des Wassers gleich, in gewölbten Schießlöchern mit eisernen Thüren, welche man öffnet, wenn man sie abfeuern will; die Kugeln reichen von der einen Seite des Canals bis zur andern. Diese ungeheuren Stücke liegen nicht auf Lavetten, sondern auf dem Erdboden, mit dem Hintertheile gegen eine Mauer; sie können nicht gerichtet werden, sondern der Kanonier muß warten, bis das Schiff, das er beschießen will, der Mündung gegenüber kommt; man braucht eine halbe Stunde, um eins derselben zu laden. Daß diese Schilderung richtig war, bewies die am 19. Febr. 1807 von dem engl. Admiral Duckworth mit 8 Linien- und 4 Fregatten nebst mehren Brandern und Bombardierbooten ausgeführte Durchfahrt durch die Dardanellen, die er ohne Verlust bewerkstelligte, und in deren Folge am 20. zum ersten Male eine feindliche Flotte im Angesicht von Konstantinopel erschien. Sie sollte die angeknüpften Unterhandlungen unterstützen, richtete aber Nichts aus; vielmehr waren die Türken, während der Unterhandlungen, unter der Leitung des franz. Gesandten Sebastiani, so eifrig beschäftigt, Konstantinopel gegen einen Angriff zu sichern und die Dardanellenschlösser in Vertheidigungsstand zu setzen, daß Duckworth am 2. März nicht ohne Verlust zurückfahren konnte, was ihm, seinem eignen Geständnisse zufolge, 8 Tage später überhaupt nicht mehr möglich gewesen wäre. Im J. 1829 wurden die Dardanellen von einer russischen Flotte, mit Englands Zustimmung, gesperrt.

Darjes (Joachim Georg), Philosoph in der Mitte des 18. Jahrh., geb. zu Güstrow am 23. Juni 1714, studirte zu Rostock und Jena, in welchem letztern Orte er, von 1738 an, durch seine philosophischen und juristischen Vorlesungen solchen Beifall fand, daß Friedrich II. ihn 1763 als Geh.-Rath und Prof. der Philosophie nach Frankfurt berief. Hier stiftete er die königl. Akademie der Wissenschaften und beförderte durch Lehren und Wirken bis an seinen Tod, den 17. Juli 1791, das Ansehen dieser Universität aufs eifrigste. In seinen philosophischen Ansichten wich er sehr von dem herrschenden Wolfianismus ab, und näherte sich seinem Zeitgenossen Crusius. Sein Verdienst bestand in einem deutlichen und lebhaften Vortrage seiner Gedanken und in einer seinem Zeitalter angemessenen Bearbeitung der philosophischen Wissenschaften durch lat. und deutsche Handbücher, vorzüglich des Naturrechts und der Logik. Auch nahm er die Cameralwissenschaft unter die Gegenstände des akademischen Unterrichts auf.

Darius, der Name mehrer persischen Könige; nach Andern der Königstitel selbst. Merkwürdig sind: 1. **Darius**, vierter König von Persien, der Sohn des Hystaspes, Statthalter von Persis, trat der Verschwörung gegen den Pseudosmerdis bei, der sich des persischen Throns bemächtigt hatte. Nachdem es den Verschworenen gelungen war, jenen aus dem Wege zu räumen, setzten sie unter einander fest, daß sie am nächsten Morgen zu Pferde vor Sonnenaufgang zusammenkommen wollten, und daß Derjenige von ihnen König sein sollte, dessen Pferd die aufgehende Sonne zuerst wiehern begrüßen werde. Da nun der Stallmeister des D. von dieser Verabredung hörte, führte er in der Nacht das Pferd seines Herrn an dem bestimmten Orte mit einer Stute zusammen, und durch diese List geschah es, daß am folgenden Morgen des D. Pferd zuerst wieherte. D. wurde als König begrüßt, und das Volk billigte die Wahl. Seine Regierung wurde durch große Ereignisse merkwürdig. Die Stadt Babylon empörte sich, theils

weil die Einwohner zu schwere Abgaben bezahlen mußten, theils weil die königl. Residenz, noch unter Cyrus, von dort nach Susa verlegt worden war. D. belagerte sie beinahe 2 Jahre ohne Erfolg und war im Begriff abzuziehen, als Zopyrus, einer seiner Feldherren, ihn durch heldenmüthige Selbstaufopferung in den Besitz der Stadt setzte. Zopyrus verstümmelte seinen Körper selbst auf das grausamste, ging zu den Babyloniern über und gab vor, daß er diese Mißhandlung von D. erfahren habe, und daß er die schrecklichste Rache dafür an dem Tyrannen zu nehmen wünsche. Die Babylonier gaben ihm eine Befehlshaberstelle, und da er durch mehre glückliche Ausfälle ihr Vertrauen gewann, so vertrauten sie ihm endlich die ganze Stadt an, die er jetzt ohne Verzug dem D. überlieferte. Nach der Unterwerfung Babylons zog D. mit 700,000 M. gegen die Scythen an der Donau (513 v. Chr.), die ihn durch verstellte Flucht so tief in ihr unwirthbares Land hineinlockten, daß er mit großem Verlust sich und seine Krieger rettete. Einen Theil seines Heeres ließ er unter der Anführung des Megabyzus in Thrazien zurück, um das Land nebst Macedonien zu erobern; er selbst ging mit dem andern Theile nach Asien, um in Sardis sein Heer zu ergänzen. Darauf wandte er seine Waffen gegen Indien, das er zum Theil sich unterwarf (508 v. Chr.). 501 verursachten Unruhen auf Naros, in welche sich die Perser gemischt hatten, einen Aufstand der ionischen Städte, welchen Athen beförderte, D. aber durch die Wiedereroberung und Bestrafung von Milet (496) dämpfen ließ. Um sich an den Atheniensen zu rächen, sandte er den Mardonius mit einem Heere durch Thrazien und Macedonien gegen Griechenland, und eine Flotte sollte die Küsten angreifen. Allein ein Sturm zerstörte und zerstreute die Flotte, als sie das Vorgebirge Athos umsegelte, das Heer aber wurde von den Thraziern überfallen und größtentheils niedergebauen. Jetzt versammelte D. ein Heer von 500,000 M. und rüstete eine Flotte von 600 Schiffen aus. Naros wurde erobert, und Eretria auf Eubda geplündert. Von da ging das Heer unter Datis und Artaphernes nach Attika über und wurde von Hippias in die Ebenen von Marathon geführt. Vorgebens hatten die Athenienser bei ihren Nachbarn Hülfe gesucht; ihr eigener Muth nur konnte sie retten. 10,000 M. stark, rückten sie unter Miltiades dem persischen Heere entgegen und trugen, begeistert von dem Gedanken, für Freiheit und Vaterland zu sechten, einen vollständigen Sieg davon (490 v. Chr.). Jetzt beschloß D., sich selbst an die Spitze eines neuen Heeres zu stellen; doch innere Unruhen hielten ihn auf, und er starb 485 v. Chr. Dieser Fürst hatte die größten Verdienste um die innere Einrichtung seines Reichs. Er ließ seinen Admiral Skylax (aus Karyanda in Kleinasien) (508) den Indusstrom untersuchen, überhaupt beförderte er Künste und Gewerbe durch zweckmäßige Gesetze und Anstalten. Sein Nachfolger war Xerxes (s. d.). II. Darius III. oder Sodomannus, ein Sohn des Artanes und der Syngambis, der Urenkel Darius II. oder Dchus (regierte 424 bis 404), war der zwölfte und letzte König Persiens. Er kam zur Regierung (336 v. Chr.), als das Reich durch Schwelgerei und Satrapenherrschaft unter seinen Vorgängern schon entkräftet, dem Andrang eines kühnen Eroberers nicht mehr widerstehen konnte. Dieser war Alexander von Macedonien. Das von D. ihm entgegengesandte Heer wurde am Granikus in Kleinasien geschlagen. Darauf rückte D. selbst mit 400,000 M. in die Ebenen Mesopotamiens vor. Hier drangen die griechischen Miethvölker in ihn, den Feind zu erwarten, um in der Ebene seine Macht mit Vortheil ausbreiten zu können; allein D. eilte nach dem bergigen Cilicien, dem Alexander entgegen. Die Pracht dieses Zuges beschreibt Curtius. Hier bei Issus ward D. zum zweiten Male (333) geschlagen. Er selbst entkam unter dem Schutze der Nacht in die Gebirge. Seine Mutter, seine Gemahlin und 3 seiner Kinder fielen dem Sieger in die Hände, der sie auf das edelmüthigste behandelte. Mit der Beute, die Alexander hier und

in Damascus machte, belästigte er 7000 Kameele. D. war durch diese Niederlage so wenig gedemüthigt, daß er an Alexander einen stolzen Brief schrieb, worin er ihm ein Lösegeld für die Gefangenen und eine neue Schlacht anbot, wenn er es nicht vorziehen möchte, nach Macedonien zurückzukehren. Alexander belagerte indeß Tyrus. Jetzt schrieb ihm D. einen zweiten Brief, worin er ihm nicht nur den früher versagten Königstitel gab, sondern ihm auch 10,000 Talente Lösegeld, alle Länder Asiens bis an den Euphrat und seine Tochter Statira zur Gemahlin anbot. Aber diese Vorschläge fanden keinen Eingang, Alexander unterwarf sich Aegypten, und D. sah sich gezwungen, nochmals ein Heer zu versammeln, welches die meisten Schriftsteller auf eine Million angeben. Mit diesem ging er von Babylon nach Ninive, während Alexander über den Tigris feste. Zwischen Arbela und Gaugamela trafen beide Heere zusammen, und nach einem blutigen Kampfe (331 v. Chr.) sah sich D. zur Flucht gezwungen. Alexander bemächtigte sich der Hauptstadt Susa, eroberte Persepolis und ganz Persien. D. aber war in Ekbatana in Medien eingetroffen, wo er noch ein Heer von 30,000 M. hatte, darunter 4000 Griechen, die ihm bis ans Ende treu blieben; außerdem 4000 Schleuderer und 3000 Reiter, welche Bessus, der Statthalter von Baktrien, anführte. Mit diesen wollte er sich dem Sieger entgegenstellen, als eine Verschwörung des Nabarzanes und Bessus seine Pläne vereitelte. Der edelmüthige Fürst wollte der ihm davon zugekommenen Nachricht nicht glauben, und erklärte, daß er nicht früh genug sterben könne, wenn seine Unterthanen ihn des Lebens für unwürdig hielten. Bald darauf bemächtigten sich die Verräther seiner Person, führten ihn gefesselt nach Baktrien, und als sich D. weigerte, ihnen zu folgen, durchbohrten sie ihn mit ihren Pfeilen und überließen ihn seinem Schicksale. Ein Macedonier, Polystratus, erblickte den Wagen des D. und hörte, indem er an einer nahen Quelle seinen Durst löschen wollte, das Seufzen eines Sterbenden. Er eilte herbei und fand den König mit dem Tode ringend. Dieser bat ihn um einen Labetumpf, den Polystratus ihm reichte, worauf er ihm anempfahl, dem Alexander für die Großmuth zu danken, mit der er den gefangenen Fürstinnen begegnet habe. Kaum hatte D. nach diesen Worten den Geist ausgehaucht, als Alexander herbeikam. Bei dem Anblick des Leichnams vergoß er Thränen. Er ließ ihn einbalsamiren und schickte ihn der Sygambis, um ihn neben den andern persischen Monarchen beizusetzen. D. starb (330 v. Chr.) im 50. Jahre seines Alters mit dem Ruhme eines milden, friedliebenden und gerechten Fürsten.

Darlehn (*mutuum*), ein Vertrag, wodurch der eine Theil (der Darleiber, *creditor*) eine bestimmte Quantität verbrauchbarer Dinge (*res fungibiles*, z. B. Getreide, gemünztes Geld u. dgl.) einem Andern (dem Schuldner, *debitor*) als Eigenthum überläßt, um solche beliebig zu verbrauchen, seiner Zeit aber ebenso viel von derselben Art zurückzugeben. Dieser Vertrag gehört zu den Realverträgen, d. h. er wird vollständig, *perfect*, durch den wirklichen Empfang der dargeliehenen Summe, und unterscheidet sich sowol von dem Vertrage über ein künftig zu gebendes Darlehn, als auch von dem Leihvertrage (*commodatum*), bei welchem letztern die geliehene Sache nicht zu verbrauchen, sondern nur zu gebrauchen und in Natur zurückzugeben ist. Wer nicht die freie Verwaltung seines Vermögens hat, kann weder ein gültiges Darlehn geben (die gegebenen Gelder werden für ihn sogleich in Natur zurückgefodert) noch empfangen (hat er die Gelder verbraucht, so ist keine Verpflichtung zum Ersatz vorhanden), und die römischen Gesetze (das *Senatusconsultum Macedonianum*, aus den Zeiten des K. Claudius) erklären ein Darlehn, welches einem in väterlicher Gewalt stehenden jungen Manne gegeben wird, für unverbindlich, d. h. der Darleiber hat gar kein Zurückforderungsrecht gegen den Schuldner, obwol er Das, was ihm darauf wirklich ge-

zahlt wird, auch nicht wieder herauszugeben schuldig ist, und die Schuld durch eine spätere Anerkennung gültig werden kann. Aus dem Darlehnsvertrage an sich folgt nur die Verbindlichkeit zur Zurückgabe des Empfangenen, in gleicher Art und Zahl; es können aber mancherlei Nebenbestimmungen hinzugefügt werden, als: die Entrichtung von Zinsen, die Sicherheitsleistung durch Pfand und Bürgschaft, und die schriftliche Form des Vertrags. Die Zinsen waren im alten Rom sehr hoch (centesimae, d. i. 12 Procent, waren erlaubt), das kanonische Recht erklärte sie für sündlich, und sie wurden daher auch in weltlichen Gesetzen verboten, wovon aber die Folge war, daß sie unter andre Geschäfte und Namen (Verkauf oder Verpfändung von Grundstücken mit Nutzungsrecht für den Gläubiger und Einlösungsrecht für den Schuldner, Gälten und Rentenkauf u. dgl.) versteckt wurden. In der neuern Zeit sind die Zinsen, ohne welche Niemand leicht sein Geld verleihen würde, wieder erlaubt worden; man hat sie aber in Deutschland durch Reichsgesetze, welche in die Landesgesetzgebung übergangen, auf 5 Proc. beschränkt, und nur für gewisse Geschäfte, z. B. Wechsel, 6 Proc. gestattet. Allein im Handel werden unter dem Namen des Disconto viel höhere Zinsen genommen. (Vgl. § in s. n.) Die schriftliche Form des Vertrags, d. h. die Ausstellung eines Schuldscheins, gehört nicht zum Wesen des Vertrags (sie kann aber in einen eignen Vertrag, den Literalcontract, übergehen), sondern sie erleichtert nur den Beweis. Im römischen Rechte kam es nach mancherlei wechselnden Bestimmungen über die Beweiskraft der Schuldscheine endlich unter Justinian dahin, daß man 2 Jahre lang nach Ausstellung einer Schuldverschreibung das Recht hat, gegen die Gültigkeit derselben aus dem Grunde zu protestiren, daß man das darin anerkannte Darlehn nicht empfangen habe (quere-la, und *exceptio non numeratae pecuniae*), nach 2 Jahren aber damit nicht mehr gehört werden solle, selbst wenn man beweisen wollte, daß man das Geld nicht bekommen habe. Dies ist noch jetzt gemeines Recht, aber auf Wechsel z. B. nicht anwendbar. In dem neuern europäischen Rechte ist etwas Andres hinzugekommen, nämlich einestheils, daß man den Urkunden, wenn sie vor einem öffentlichen Beamten aufgenommen und mit einem öffentlichen (königlichen, fürstlichen, kirchlichen u.) Siegel beglaubigt, auch, was gewöhnlich noch dazu gehörte, ein deutliches und bestimmtes Bekenntniß enthielten und mit einem Executionsbefehl versehen waren (was Alles zusammen *guarentigia* genannt wurde), die Kraft beilegte, daß sie ohne Proceß sogleich Execution nach sich zogen. Dies macht noch in England und Frankreich die Grundlage des geltenden Rechts aus, wonach ein Notariatsinstrument sofort Execution bewirkt (als *titre authentique et exécutoire*). In Deutschland aber kam andertheils vor dem J. 1495 hinzu, daß man klare Brief und Siegel (bekenntliche Schulden), wobei nicht auf öffentliche Autorität oder die sogenannte *guarentigia* gesehen wurde, durch Selbsthilfe vollstrecken konnte. Man griff den Schuldner an, wo man ihn fand, hielt sich an seine Person oder Güter, und machte sich bezahlt. Als nun im ewigen Landfrieden (1495) diese Privatpfändungen (wobei man oft auch nicht den eigentlichen Schuldner, sondern dessen Landsleute angriff) verboten wurden, setzte man nach dem Muster des in Italien üblichen Verfahrens ein kürzeres Verfahren an ihre Stelle, woraus sich der *Executio process* (s. d.) gebildet hat.

Darm, Darmcanal, Gedärme, der lange Schlauch, in welchen sich der Magen an seinem linken Ende durch den Pförtner (einen innern wulstigen Muskelring) öffnet, und der in vielen Windungen den größten Theil des Unterleibes einnimmt. Er ist aus 3 durch Zellgewebe unter einander verbundenen Häuten (die Muskularhaut, die nervöse oder Zellstoffhaut und die Zottenhaut), welche verschiedene Bestimmungen haben, gebildet. Der obere und engere Theil des Darmcanals, welcher an den Krümmungen des Gedärms befestigt ist, wird der dünne Darm genannt (*intestina tenuia*); diesen theilt man in den Zwölffinger-

darm (duodenum), den leeren Darm (jejunum) und den Krummdarm (ileum). Den untern, weitern Theil des Darmcanals nennt man den dicken Darm, und diesen theilt man in den Blinddarm (caecum), nebst dem wurmförmigen Anhang, den Grimmdarm (colon) und den Mastdarm (intestinum rectum), das Ende desselben. Die Gedärme (so nennt man den ganzen Darmcanal) sind, wie der Magen und die Speiseröhre, mit vielen kleinen Schleimdrüsen versehen, welche, gegen den Mastdarm zu, immer größer und gedrängter werden und den Darmschleim absondern, welcher die innere Wand der Gedärme umgibt.

Darmsaiten, zum Behufe der Geigeninstrumente und Harfen, werden, besonders in Rom und Neapel, aus sorgfältig ausgesuchten Gedärmen der Schafe, Lämmer, Ziegen und Katzen, verfertigt, und auf einem Darmhaspel und Seilerlade zusammengebret. Die Zurichtung der Gedärme zu diesem Zwecke ist sehr mühsam. Zu den feinsten Violinsaiten nimmt man 3, zu den stärksten 7 Därme zu den größten Basssaiten 120. Es gibt im Königreich Neapel, woher die besten, sogen. romanischen Saiten kommen, große Darmsaitenfabriken. Die groben Darmsaiten, z. B. zu den Wippen der Drechsler, verfertigen die Seiler.

Darmstadt, oder **Hessen-Darmstadt**, s. **Hessen** (Großherzogthum).

Darmstadt, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogs von Hessen, im Fürstenthume Starkenburg, hat 1279 H. (darunter 53 öffentliche) und über 21,000 E. (darunter 532 Juden), ohne Militair. Sie ist der Sitz der höchsten Staatsbehörden und eines Oberappellationsgerichts (seit 1818 zugleich für Hohenzollern), hat ein Museum, e. Bibliothek, e. Zeichenschule, e. Pädagogium und Gymnasium, e. Sperrhaus ic. Das große Exercirhaus hat 319 Fuß Länge, 157 F. Breite, 83 F. Höhe. In der Nähe der Landstr. Karlehof ic.

Darmstädtische landständische Verfassung, s. **Hessen** (Großherzogthum).

Darmstädter Handelscongrèß. Bei Gelegenheit des wiener Ministerialcongresses 1820, welcher die Schlußacte des deutschen Bundes zur Folge hatte, trafen Baiern, Württemberg, Baden, Hessendarmstadt, die großherzogl. sächsischen Häuser, Nassau und die fürstl. reußischen Häuser eine Übereinkunft, vermöge welcher sie ihre wechselseitigen Handels- und Zollverhältnisse durch einen vollständigen gemeinschaftlichen Vertrag ordnen wollten. Später traten Kurhessen, Waldeck, die fürstl. hohenzollerischen und schwarzburgischen Häuser dieser Verabredung bei, indem jede deutsche Regierung, welche den Grundsatz der Verkehrsfreiheit begünstigt, sich zu jeder Zeit dieser Verbindung anschließen kann. Seit dem Sept. 1820 hatten sich die Bevollmächtigten der genannten Staaten periodisch zu Darmstadt versammelt, ohne daß aber eine feste Grundlage ihres Vertrages zu Stande gebracht wurde. Nach der zu Wien geschlossenen Übereinkunft weiß man, daß die Aufgabe des darmstädter Congresses nicht bloß in Herstellung eines wechselseitigen freien Verkehrs im Innern der Vereinstaaten, nach dem Geiste des 19. Art. der deutschen Bundesacte, sondern auch in Herstellung einer solchen Mauthordnung gegen das Ausland bestand, welche einerseits dem gemeinsamen nationalwirtschaftlichen Zwecke des Vereins, andererseits aber auch den finanziellen Bedürfnissen der einzelnen Vereinstaaten entsprechen sollte. Die Hindernisse, welche schon an sich die Erreichung dieses zwiefachen Zweckes erschwerten, wurden noch bedeutender durch die verschiedenen Verhältnisse der einzelnen Staaten in Hinsicht ihrer Lage, Größe, Bedürfnisse, bisherigen Handels- und Zollsysteme und anderer besondern finanziellen Interessen. Der deutsche Handelsverein hatte sich gleich nach dem Beginnen des Congresses angelegen sein lassen, demselben durch abgeordnete Bevollmächtigte nicht nur die Wünsche und Bitten um eine zureichende Hälfte zur Minderung der aus dem Handelsdrucke entstehenden

deutschen Volksnoth, sondern auch zweckmäßige Materialien vorzulegen. Dadurch sowol als durch die Anträge der bairischen, württembergischen und badischen Landstände, daß ihre Regierungen sich durch finanzielle Rücksichten von Verfolgung des gemeinschaftlichen Zweckes nicht abhalten lassen möchten, trat zwar einige Erleichterung für den Gang der Unterhandlungen auf dem Congresse ein; der zu besetzenden Schwierigkeiten aber, besonders rücksichtlich Baierns, Württembergs und Badens, waren allzu viele, als daß sich eine volle Befriedigung der Wünsche und Hoffnungen, welche laut genug ausgesprochen wurden, erwarten ließ. Es schien vielmehr der zu Wien von mehren süddeutschen Staaten ausgesprochene Grundsatz des freien Verkehrs unter ihren Völkern das nämliche Schicksal zu haben, welches das 1815 ebendasselbst verkündete Princip der Rheinschiffahrtsfreiheit seit 10 Jahren erfahren mußte. Die meisten Hindernisse zeigten sich auf dem darmstädter Congresse auf Seiten der bairischen Regierung, die dem Ausspruche des Princips der Handelsfreiheit zu Wien früher beigetreten zu sein scheint, als sie die Folgen der Aufhebung ihres alten Mauthsystems im Detail berechnet hatte. Wären nicht die Erklärungen ihrer Landstände dazwischen getreten, so würde sich vielleicht der Congreß schon auf unbestimmte Zeit vertagt haben, und nur in dieser Rücksicht schien das bairische Finanzministerium sich etwas mehr dem gemeinschaftlichen Ziele nähern zu wollen, obschon es immer eine schwierige Aufgabe blieb, wie es des Ertrages der 2½ Mill. Gulden Zolleinkünfte nach geschlossnem Vertrage gesichert seyn könnte. — Um über den Grad der Wahrscheinlichkeit einer völligen Herstellung des freien Verkehrs in Süddeutschland und einer gemeinschaftlichen Mauthanfalt der vereinigten Staaten urtheilen zu können, muß man sowol die geographischen und mercantilschen Verhältnisse als die erforderlichen Mittel zu Erreichung ihres Zweckes in Erwägung ziehen. — Gegen sie befinden sich die großen Nachbarstaaten in einem mercantilschen Kriegszustande. Mehre deutsche Lande nahmen an dem Vereine entweder keinen Antheil oder suchten sich für die Folge eine neutrale Stellung zu geben. Selbst die freie Stadt Frankfurt, in der Mitte der unterhandelnden Staaten gelegen und von deren Gebieten von allen Seiten umschlossen, war dem Congresse zu Darmstadt noch nicht beigetreten. Noch ist die Schweiz in Hinsicht des zu ergreifenden Systems getheilt. Das Gebiet jener Vereinstaaten beherrscht keine Strommündungen noch Seeküsten, und es können daher deren Nachbarn den wechselseitigen Verkehr mit der Handelswelt auf mannigfache Art beschränken. Preußens strenge Mauthordnung ist auch auf seine Rheinprovinzen ausgebehnt, und dadurch der Verkehr mit den Vereinstaaten größtentheils vernichtet. Frankreichs Douanen und Handelsgesetze, die keinem Gegenstande deutschen Gewerbflusses Ein- oder Durchgang verstatten, die einseitige und feindselige Handelspolitik der niederländischen Regierung in Hinsicht des Transito der Colonialwaaren auf der Rheinstraße, sowie der Einfuhr deutscher Waaren, Osterreichs scharfe Douanengesetze auf seinen südsüd. Straßen nach den italienischen Staaten, und Englands hohe Auflagen auf die Niederlage deutscher Producte und Fabricate, zeigen uns die schwierige Stellung des beabsichtigten Vereins zu den deutschen Nachbarstaaten und dem Auslande. Einzig im Westen mit der Schweiz und im Osten mit Sachsen hat der süddeutsche Handel mit keinen unnatürlichen Hindernissen zu kämpfen. — Es war nicht zu verkennen, daß der Zusammentritt von 14 deutschen Staaten, die auf einem Flächenraume von beiläufig 3000 □M., bei einer Bevölkerung von 8 Mill. Seelen, viele Reichthümer des Bodens, vielen Gewerbleiß und intellectuelle wie politische Entwicklung ihrer Bewohner aufzuweisen haben, den feindseligen Factionen einen wirklichen Widerstand entgegengesetzt haben würde. Allein es gehörte dazu ein sehr kräftiger Wille, eine in Deutschland bisher seltene Übereinstimmung in der Wahl der zu ergreifenden Mittel ohne alle Berücksichtigung des speciellen mercantilschen,

politischen oder finanziellen Interesses, sowie eine ungewöhnliche Ausdauer des Fortschreitens auf dem betretenen richtigen Wege, wenn er auch einige Zeit einzelnen Vereinstaaten die zu erwartenden Früchte nicht bringen sollte. Wären aber auch diese unentbehrlichen Vorbedingnisse eines abzuschließenden, wirksamen, leicht auszuführenden Vertrags in der That auf dem Congresse vereint vorhanden gewesen, so hätte es dennoch, bei so verschiedenartigen Ansichten über die Anwendung der erforderlichen Mittel, an Stoff zu Streitfragen nicht gefehlt. — Welches der verschiedenen Mauthsysteme der Vereinstaaten sollte als Grundlage der gemeinschaftlichen Zollvereinrichtung angenommen werden? Dies war die erste noch nicht zu definitiver Entscheidung gelangte Frage. Baiern machte und hatte, unterstützt von manchen triftigen Gründen, den Anspruch, sein Zollsystem als Grundlage geltend zu machen. Auch uns schien vorzüglicher zu sein, ein bereits geschaffenes System mit angemessenen Modificationen anzunehmen, als ein neues ohne Gewähre der Erfahrung zu versuchen. Das bairische Mauthsystem hat zwar mehr die Befriedigung des finanziellen Interesses als den Schutz der Gewerbe und des Handels zum Zweck; allein es würde nicht schwierig gewesen sein, es zu Erreichung des von den unterhandelnden Staaten bezzielten zwiefachen Zweckes tauglich zu machen. Später haben das Großherzogthum Hessen, dessen Regierung sich schon im Juli 1823 von der fernern Theilnahme an jenen Verhandlungen lossagte, und andre Staaten sich dem preussischen Mauthsystem angeschlossen. Sollte man den Grenzstaaten und unter diesen besonders Baden, das nach Verhältnis die meiste Grenze gegen Außen hat, eine Befreiung des Aus- und Eingangszolles von der gemeinschaftlichen Zollbelegung für alle seine wirthschaftlichen Erzeugnisse und rohen Producte des Bergbaues zugestehen? Dies war die zweite Hauptfrage, in deren Erörterung sich um so mehr Zündstoff für die Discussionen auf dem Congresse finden mußte, als die Grenzstaaten der Consequenz gemäß sich auch die Befugniß vorbehalten haben würden, die von der gemeinschaftlichen Zollanstalt auszunehmenden Gegenstände zum ausschließlichen Vortheil ihrer Finanzen zu belasten. Schwerlich hätten sich daher die Vereinstaaten verstehen wollen, einer solchen Forderung, an der besonders Baden festzuhalten scheint, wenigstens in der angetragenen Ausdehnung, zu ihrem eignen Schaden zu entsprechen. — Die Bestimmung der Höhe der gemeinschaftlichen Zollsätze war für den Congrèß eine nicht minder schwierige Aufgabe; denn es konnte bei den verschiedenen Interessen der Vereinstaaten nicht bloß entweder der finanzielle oder nationalökonomische Zweck allein, sondern es hätten beide gemeinschaftlich und mit gleich getheilten Rücksichten verfolgt werden müssen. Denn ein gemeinschaftliches Zollsystem soll nicht bloß eine ergiebige Finanzquelle öffnen, sondern es soll auch die Gewerthätigkeit des Inlandes wecken und gegen das Ausland schützen, sowie den Transit- und Zwischenhandel erhalten. — Endlich kann man fragen: Wie haben sich die Regierungen zu benehmen, um dem Zwischenhandel den nöthigen Schutz zu gewähren? Soll man das Stückvergütungs- oder das Lagerhausystem annehmen? Für ersteres sind natürlich die Staaten, welche viele Grenze nach dem Auslande haben, für letzteres die rückwärts liegenden gestimmt. — Schon diese Hauptfragen, an die sich mehre aus ihnen hervorgehende anreihen, genügen, um sich nicht nur von den vielen Schwierigkeiten, welchen die darmstädter Congrèßverhandlungen unterworfen gewesen sind, zu überzeugen, sondern auch um die geäußerten Zweifel über endliche, den allgemeinen Wünschen ganz entsprechende Resultate zu rechtfertigen. — Wie auf Mittelwegen die Hauptschwierigkeiten der darmstädter Unterhandlungen zum Theil beseitigt werden konnten, zeigte des Freih. von Meseritz „Abhandlung über die gegenwärtige Volksnoth in Deutschland und die Mittel zu deren Abhülfe etc.“ (Stuttgart 1822). — Obgleich nun der darmstädter Handelscongrèß, ungeachtet der persönlichen Bemühungen seiner Mitglieder, unter welchen

sich die Bundestagsgesandten Freiherr von Aretin (seitdem verstorben) und Baron von Wangenheim (seitdem außer Thätigkeit) am meisten auszeichneten, ohne Resultate zu erlangen, weit hinter dem zu erstrebenden Ziele zurückgeblieben ist, so wurde doch in einer Hinsicht Etwas gewonnen. Es hat sich nämlich unter mehreren deutschen Regierungen ein Gemeingeist zu Ergreifung regressiver Maßregeln gegen das feindselige Ausland entwickelt, der nach und nach zu Erreichung des Zieles führen kann. Frankreich verstärkte ihn zu seinem eignen Nachtheile, indem es im April 1822 durch sehr erhöhte Auflagen auf den Eingang des gemästeten Schlachtviehes den letzten Rest von Deutschlands Productenhandel zu vernichten suchte. Es schien wie in der Vorzeit darauf zu rechnen, daß in Süddeutschland keine gemeinschaftlichen Maßregeln zu Stande kommen können; sonst würde es schwerlich, um 3 bis 4 Mill. Fr. an der Einfuhr des Viehes zu gewinnen, eine Ausfuhr von 30 bis 40 Mill. für seine Weine und Fabricate auf das Spiel gesetzt haben. — Baden, Württemberg und Baiern, welche am meisten durch die erhöhte Auflage auf das Vieh verlieren, ergriffen ungewöhnlich schnell starke Retorsionsmaßregeln; doch nach verschiedenen Ansichten, indem erstes das Prohibitiv-, beide letztere aber das erhöhte Zollsystem annahmen. Diesem traten auch noch einige kleinere zu dem Vereine gehörige Staaten bei. Indirect ist also dieser, obwohl nicht ganz gleichartige, gemeinschaftliche Schritt gegen Frankreich dem Darmstädter Congresse zu danken, ungeachtet sich auch hier wieder zeigt, wie schwer es hält, eine gänzliche Übereinstimmung in der Wahl der Mittel auch nur unter 5—6 der Vereinstaaten zu Stande zu bringen. Indes hat dieser erste Versuch Baiern und Württemberg, sowie die mitteldeutschen Staaten von dem Bedürfnisse überzeugt, sich mittelst einer gänzlichen Verschmelzung ihrer Maßregeln ihre gemeinschaftliche Bedrängniß zu erleichtern. Vielleicht gelingt es ihnen, in Verbindung mit der Schweiz einen geschlossenen Handelsstaat zu bilden und entweder nach Englands Princip sowohl den vortheilhaften Ankauf der rohen Stoffe als den Absatz der Fabricate in dem Vereingebiete zu sichern, oder wenigstens nach Ostrichs und Preußens altem Beispiele den letztern Zweck in seinem ganzen Umfange zu verfolgen. — Im Febr. 1823 wurden die Conferenzen der zum Handelscongresse in Darmstadt bevollmächtigten Commissarien der deutschen Regierungen zu Frankfurt a. M. gehalten; auch zu Arnstadt traten die bei dem beabsichtigten Vereine bethelligten Staaten zusammen, um einen gemeinschaftlichen Beschluß zu fassen. Endlich gab auch Kurhessen die Theilnahme an dem darmstädter Congresse auf und ordnete sogar gegen das Großherzogthum Hessen, dessen Regierung eine dem Verkehr mit allen Nachbarstaaten allerdings lästige Verbrauchssteuer 1825 bei sich eingeführt, jedoch dabei zum Abschluß eines allgemeinen Zollvereins bereit zu sein erklärt hatte, statt zu einem solchen Vereine die Hand zu bieten, Retorsionszölle (27. Dec. 1825) an, wodurch die großherzogl. hessische Regierung ebenfalls bewogen wurde, d. 1. Mai 1826 ähnliche Retorsionsmaßregeln gegen Kurhessen zu ergreifen. Dagegen hatten die sämtlichen großherzogl. und herzogl. sächs., fürstl. reußischen und schwarzburgischen Häuser zu Arnstadt schon 1823 einen solchen Verein unter sich zu Stande gebracht, und Kurhessen zum Beitritt eingeladen. Jener hessische Zollkrieg aber bewog wahrscheinlich das Großherzogthum Hessen, mit Preußen in einen Zollverband zu treten, worauf in Kassel 1828 der mitteldeutsche Zollverein (s. d.) zu Stande kam.

Darstellung, überhaupt die Handlung, durch welche man etwas Inneres (Gedachtes) mittheilt und zu einem Gegenstande der äußern Anschauung macht, oder für Andre zur Erscheinung bringt. Wenn aber von ästhetischer Darstellung die Rede ist, so ist sie diejenige Behandlung eines ästhetischen Stoffes, wodurch er eine durch sich selbst gefallende Form für die Anschauung erhält. Dieser Stoff ist immer eine ästhetische Idee, die

in dem Künstler entsteht, er weiß selbst nicht wie. Aber seine ganze Seele wird dadurch aufgeregt, alle seine geistigen Kräfte werden dadurch in jenes lebendige Spiel versetzt, vermittelt dessen sie mit außerordentlicher Leichtigkeit und ohne Bewußtsein von Absicht und Regeln eine unendliche Menge angemessener Vorstellungen hervorrufen und aneinanderreihen; kurz, er ist im Zustande der Begeisterung (s. d.). Aber hier unterscheiden wir zwei Punkte: 1) des Empfangens oder Auffassens des Gegenstandes, durch dessen Vorstellung die Kräfte des Künstlers zu außerordentlicher Thätigkeit angeregt werden, und 2) die Ausbildung der Vorstellung des Gegenstandes durch Erhöhung, Erweiterung, bildliche Vergegenwärtigung und Anknüpfung entsprechender Vorstellungen. In diesen 2 Punkten zeigt sich vorzüglich das ästhetische Genie. Was Wunder nun, wenn den Künstler jetzt eine unaussprechliche Liebe für den Gegenstand seiner Begeisterung ergreift, der noch nicht wirklich, sondern erst als Keim in ihm vorhanden ist! Hier ist die Grenze, wo der Mensch von bloßem Schönheitsgefühl und der Künstler sich ganz scheidet. Während jener mit seiner Liebe sich rückwärts wendet, wo sie zu Sehnsucht wird nach etwas Unerreichbarem, wendet des Künstlers Liebe sich vorwärts, sie wird Trieb, Das, was in ihm lebt, auch außer sich zu verwirklichen. Erfüllt von diesem Gedanken, unterwirft er nun die Schöpfung seiner Einbildungskraft dem kältern Urtheil, das Gesetzlose erhält Gesetz, durch Verstand und Vernunft. Dies ist der dritte Moment des richtigen Denkens, Ordnen, Durchschauens, der förmlichen Entwerfung des Plans, welchen dann ein vierter begleitet, der Moment der Darstellung, wo die ästhetische Idee in die Wirklichkeit tritt, und das Gedachte zur Anschauung wird. Alle Darstellung ist demnach Veräußerung des Innern, sie bringt etwas Inneres zur äußern Anschauung. Der Darstellungstrieb des Künstlers äußert sich aber nicht unbestimmt und wirkt nicht blind. Es ist dem Künstler nicht bloß darum zu thun, daß er darstelle, sondern er will etwas Bestimmtes darstellen, den Gegenstand seiner Begeisterung, welcher ihn in den Zustand eines lebhaft ergreifenden Gefühls versetzt. Von diesem Gegenstande will und erwartet er, daß er, wenn er nun in die Wirklichkeit getreten, und ein Gegenstand der Anschauung für Andre geworden ist, den Beschauer in einen gleichen Zustand versetze, was ihm nur unter der Bedingung gelingen kann, wenn das der äußern Anschauung gegebene Nachbild dem Urbild in seiner Seele gleicht. Dies wird ihm aber nur in dem Maße gelingen, als er Talent und Geschick hat in Anwendung der Mittel, durch welche seine Kunst sich ausdrückt; und nur dann schreibt man ihm ein Darstellungsvermögen zu (welches aus mehren innern Fähigkeiten und äußern Fertigkeiten besteht, vorzüglich aber auf der Phantasie und Urtheilskraft beruht). Alle schöne Kunst ist ein Reden des Geistes zum Geiste durch Mittheilung mittelst des Sinnes; wer sich durch den Sinn nicht mitzutheilen versteht, kann den Geist nicht aussprechen. Wie wichtig ist deshalb die Darstellung! Durch sie erreicht oder verliert der Künstler seinen Zweck. Man hüte sich aber, sie mit der bloßen mechanischen Behandlung, mit der Ausarbeitung zu verwechseln, die nur das Mittel zur Darstellung ist, in welcher der Geist in allen Punkten das Werk der Hand der Idee des Geistes unterwirft. Ein Sinnlich-Anschaubares soll eine bestimmte Idee des Geistes ausdrücken und einen dieser Idee gemäßen Gefühlszustand hervorbringen. Dies ist die Forderung. Erwägt man nun diese genau, so findet man, daß Anschaulichkeit und Objectivität, Idealität und Totalität die Bedingungen sind, unter denen dieses allein bewirkt werden kann, und daß die Täuschung (Illusion) in gewissen Künsten die unmittelbare Folge davon ist. Indem Objectivität (Gegenständlichkeit) zur ersten Bedingung aller Darstellung gemacht wird, springt in die Augen, daß es eigentlich nur die bildenden Künste sind, und unter diesen wieder vornehmlich die Plastik, welche darstellen können, d. h. Etwas als wirklichen, raumerfüllenden Gegenstand den dafür empfänglichen äußern

Sinnen hinstellen; denn diese Künste bringen Gestalten im eigentlichen Sinne hervor. Diese sinnlichste Vergegenwärtigung vermag keine von den übrigen Künsten zu erreichen. Gleichwol sollen und dürfen auch sie der sinnlichen Vergegenwärtigung nicht entbehren, ja neuere Kunsttheoristen müthen ihnen sogar auch plastische (rein objective) Darstellung zu. Wie wird dies anders möglich sein als durch Täuschung? Freilich nicht eine solche Täuschung, daß wir etwas Falsches für wahr, oder etwas Wahres für falsch hielten, sondern eine solche, wodurch unsere Vorstellungen uns wirkliche Dinge zu sein scheinen, wodurch wir etwas in uns als etwas außer uns Befindliches betrachten, und Bilder, die wir selbst schaffen, durch die Sinne wahrzunehmen glauben. „Es gibt“, sagt Klopstock, „wirkliche Dinge und Vorstellungen, die wir uns davon machen. Die Vorstellungen von gewissen Dingen können so lebhaft werden, daß diese uns gegenwärtig und beinahe die Dinge selbst zu sein scheinen. Diese Vorstellungen nenne ich fast-wirkliche Dinge. Wer sehr glücklich oder sehr unglücklich, und lebhaft dabei ist, der wird wissen, daß ihm seine Vorstellungen oft zu fast-wirklichen Dingen geworden sind. Wie dieser die Gegenstände sich selbst darstellt, so stellt sie der Dichter Andern dar. Der Zweck der Darstellung (besser: die Wirkung) ist Täuschung. Die Darstellung des Dichters ist täuschender als die des zeichnenden Künstlers. Der Sinn entscheidet bei der letztern, und dieser untersucht das Gesehene, weil er länger daran haftet, genauer, als der Geist das Gedachte, und kann daher leichter entdecken, daß er getäuscht wird“. Nach der beherzigenswerthen Bemerkung, daß nicht alle Gegenstände darstellbar seien, spricht Klopstock von den Mitteln der Darstellung in der Poesie. Er zählt folgende auf, von denen, der Beschaffenheit oder dem Inhalt gemäß, mehr oder weniger beisammen sein können. 1) Zeigung des Lebens, welches der Gegenstand hat; 2) genau wahrer Ausdruck der Leidenschaft; 3) Einfachheit und Stärke; 4) Zusammendrängung des Mannigfaltigen; 5) die Wahl kleiner und doch vielbestimmender Umstände; 6) die Stellung der Gedanken, daß jeder da, wo er steht, den tiefsten Eindruck macht; 7) Innerlichkeit oder Heraushebung der eigentlichen innersten Beschaffenheit der Sache; 8) Ernst. Der Dichter hat eine solche Überzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit seiner Gegenstände, daß man sieht, er rede vielmehr um ihretwillen als aus Neigung zu gefallen, und er nimmt herzlichem Antheil an Dem, was er sagt. Die weitere Ausführung — goldene Worte! — lese man bei ihm selbst („Über Sprache und Dichtkunst“, Hamb. 1779, S. 243 fg.). Zum Schluß theilt er noch 2 Bemerkungen mit, die wir, um der Forderung der Totalität und Idealität willen, mittheilen: „1) Auch die beste Darstellung in diesem und jenem Theile eines Gedichts verliert etwas, manchmal nicht wenig, von ihrem Einbrücke, wenn das Ganze nicht durch Wahrscheinlichkeit, Ebenmaß, Absteckendes, gehaltenen Hauptton und Zweck ein schönes Ganzes ist. Ein solches Ganze stimmt die Seele für die Wirkungen des dargestellten Einzelnen, und erhält sie in dieser Stimmung. 2) Wenn der Dichter, die Wagschale in der Hand und mit dem reinen Gefühle des Eindrucks, den er hervorbringen will, von dem Angeführten immer so viel, und dies in so genauen Abstufungen vereint, als der jedesmaligen Beschaffenheit der Gegenstände gemäß ist, so erhebt er seine Darstellung bis zum Vollendeten“. Wer diese Auseinandersetzung des großen Künstlers und Kenners gehörig erwägt, dem wird es leicht sein, den Grund zu finden, warum man in der Poesie gewisse Arten vorzugsweise die darstellenden nenne. Unter den darstellbaren Gegenständen behaupten die den ersten Rang, welche viel Handlung in sich begreifen; aber Handlungen lassen sich auch ganz eigentlich darstellen. Daher die Dichtungsarten, welche Handlungen oder Ereignisse zum Gegenstande haben, vorzugsweise darstellende heißen. (S. Poesie.) Die besondere Anwendung auf die Kunst des Schauspielers ergibt sich nun von selbst; der Schauspieler hat darstellende Poesie

und zwar die Hälfte, wiewfern er Mimiker ist, in der Form der bildenden Kunst zu verfinnlichen. Die handelnde Person, die er aus dem Drama des Dichters vorstellt, soll er nicht bloß vorstellen, d. h. er soll nicht bloß einen Schein haben, als ob er jene Person sei, sondern soll sie darstellen, d. h. er soll jenen Schein bis zur Täuschung erheben, als sehe man wirklich jene Person. Die meisten Schauspieler sagen daher nur zu richtig, daß sie Vorstellungen, und nicht, daß sie Darstellungen geben. (E. Menschen darstellung.)

Daru (Pierre Antoine Noel Bruno, Graf), Pair von Frankreich, geb. 1767 in Montpellier, einer der ersten Staatsmänner Frankreichs aus der Schule der Revolution und Napoleons, seit 1828 Mitgl. der Akad. der Wissensch. Er trat im 16. J. in die militairische Laufbahn, nachdem er eine ausgezeichnete Schulbildung erhalten hatte. Beim Ausbruch der Revolution gab er sich, wie alle junge Männer von Geist, den Grundsätzen derselben völlig hin, weil sie ihm zugleich in der Kriegsverwaltung eine glänzende Laufbahn eröffnete. Die Beschäftigung mit Poesie und Literatur verließ ihn nie, weder im Lager noch unter den fremdartigsten Arbeiten. Seinen Ruf als Dichter setzte er durch eine meisterhafte Übersetzung des Horaz fest, eine Übersetzung für Weltleute, welcher keine andre Literatur etwas Gleiches entgegenstellen kann (1. Ausg. 1800; 6. A., 2 Bde. in 18., Paris 1823). Um dieselbe Zeit erschien s. „Cléopélie“ oder Theorie der literarischen Reputationen, ein Gedicht voll Geist und feiner Wendungen. Napoleon mit seinem Scharfblicke fand ihn aus dem Haufen bald heraus und wendete ihm besondere Gunst zu, wogegen D. nicht minder diesem ausgezeichneten Manne mit unbegrenztem Eifer ergeben war. Es wurden ihm die wichtigsten Geschäfte vertraut, die er jedes Mal im Interesse Frankreichs und seines Kaisers mit der größten Genauigkeit vollzog, wodurch er sich freilich von andern Seiten ebenso großen Haß als unrichtige Beurtheilung zuzog. Dies gilt insbesondere von seiner Verwaltung als Generalintendant 1805, 1806 und 1809 in Oestreich und in Preußen. Als Mitglied des Staatsraths erwarb sich D. den Ruhm, mit dem Kaiser der fleißigste und thätigste Arbeiter desselben zu sein. Es gibt fast keinen Posten in der höhern Verwaltung, den D. nicht bekleidet hätte, und die erste Restauration fand ihn im Besitz des Portefeuilles der allgemeinen Kriegsverwaltung. Blücher glaubte ihm seinen Haß durch eine Sequestration seiner Besitzungen bei Meulan empfinden lassen zu müssen: eine Maßregel, die zu unbillig war, um nicht gleich, sobald sie zur Kenntniß der Monarchen gekommen, aufgehoben zu werden. 1818 ward er von Ludwig XVIII. in die Kammer der Pairs gerufen. Schon seit 1805 war D. Mitglied des Nationalinstituts. Von Staatsämtern seit der Restauration entfernt, widmete sich D. vorzüglich geschichtlichen Studien, und wir verdanken ihm: „Das Leben Sully's“ und „Hist. de la répub. de Venise“ (7 Bde., 1819; 2. Ausg., 8 Bde., 1821; 3. A., 1825; 4. A., 1828): eine der wichtigsten Erscheinungen der neuern Literaturgeschichte im Gebiete der Historie. S. *Notions statistiques sur la librairie, p. s. à la discussion des lois sur la presse* (Paris 1827, 4.) haben ein allg. staatswirthschaftl. Interesse. Als Mitglied der Pairskammer ist D. einer der eifrigsten Vertheidiger der Grundsätze, welche die Revolution herbeigeführt und die königl. Verfassungsurkunde sanctionirt hat.

Darwin (Erasmus), engl. Arzt, Naturforscher und didaktischer Dichter, geb. d. 12. Dec. 1731 zu Elston bei Newark in der Graffschaft Nottingham, lebte zuletzt in Derby, wo er d. 10. April 1802 starb. Er ist Verf. folg. Werke: 1) „Zoonomie, oder Geseze des organischen Lebens“ (deutsch von Brandis, 1795—99; ital. von Rasori). 2) „Phytologia, or the philosophy of agriculture and gardening, with the theory of draining morasses and with an improved construction of the drillplough“. Dieses Werk kann als Seitenstück zu seiner Zoonomie angesehen werden (deutsch von Hebenstreit zu Leipzig). Ferner hat D. *Lime's*

„Systema vegetabilium“ ins Englische übers. Auch schrieb man ihm ein Buch über die Erziehung der Töchter zu: „A plan for female education in boarding-schools“ (London 1797, 4.), das wahrhaft philosophische Ideen über die Erziehung des weiblichen Geschlechts enthält. Der Verf. der Makrobiotik, Staatsrath D. Hufeland, hat es für Deutschland bearbeitet („Anleit. zur phys. u. moral. Erziehung des weibl. Geschl. Nach Darwin mit vielen Zusätzen“, Leipzig 1822). 3) „Der botanische Garten, oder die Liebe der Pflanzen“ („The botanic garden etc.“, London 1788): ein Gedicht voll philosophischer Ideen, das eine glühende Einbildungskraft zeigt. Das Linné'sche Sexualsystem dient zur Grundlage seiner Gemälde. Doid verwandelte Menschen in Pflanzen, D. hingegen die Pflanzen in schöne Frauen und Männer. Er gibt ihnen unsere Empfindungen, unsere Leidenschaften, unsere Verirrungen; er leiht ihnen selbst menschliche Gestalten und personificirt die Stoffe, welche zu ihrer Ernährung thätig sind. Professor Crome hat „Abhandl. u. Bemerk. über verschiedene naturwissenschaftl. Gegenstände aus D. & Botanic garden“ herausgeg. (Hanover 1810). Hieran schließt sich (1789, 4.) „The temple of nature, or the origin of society“ („Der Tempel der Natur“, 1808 von Kraus), ein ebenso originelles Lehrgebicht. Miß Seward hat „Memoiren über Darwin's Leben“ 1804 herausgegeben.

Daschkoff (Katharina Romanowna, Fürstin), geborene Gräfin Woronzoff. Diese edle und berühmte Frau, früher Katharinas vertraute Freundin, war geb. 1744 und wurde im 18. Jahre Witwe. Sie arbeitete an Katharinas Thronbesteigung, zugleich aber auch an einer gesetzlichen Beschränkung der kaiserl. Macht. In Uniform und zu Pferde führte sie einen Theil der Truppen Katharinen entgegen, die sich hierauf selbst an die Spitze stellte und ihren Gemahl vom Throne stürzte. Der Fürstin D. Verlangen, als Oberster im kaiserl. Garderegiment zu commandiren, ward abgeschlagen. Sie konnte nicht in Katharinas Nähe bleiben. Wissenschaft war ihre Lieblingsbeschäftigung. Den hohen Geist des Alterthums hatte sie durch das Studium der Griechen und Römer ganz in sich aufgenommen. Nach ihrer Rückkehr aus dem Auslande ward sie 1782 Director der Akademie der Wissensch. und Präsident der neu errichteten russischen Akademie. Sie hat Mehres in russ. Sprache geschrieben, Lustspiele u. a. m. Auch beförderte sie thätig die Erscheinung des „Wörterb. der russ. Akademie“. Sie starb zu Moskau 1810.

D a t a r i a, die päpstliche Kanzlei in Rom, in welcher alle Bullen (s. d.) ausgefertigt werden. Sie hat diesen Namen von der gewöhnlichen Unterschrift: Datum apud S. Petrum, d. h. im Vatican, erhalten. (Bergl. Römische Curie.)

Datteln, s. Palmen.

Datum, der Tag, oder überhaupt die Zeit, da eine Sache ausgefertigt wird. Unter den römischen Kaisern bemerkten die, welche die kaiserl. Befehle in die Provinzen zu überbringen hatten, mit diesem Worte den Tag, da ihnen solche übergeben worden, oder sie dieselben überbracht hatten. Unter den ersten fränkischen Königen, den Merovingern, kam der Gebrauch auf, dieses Wort unter die Urkunden zu setzen.

Daubenton, oder D'Aubenton (Jean Louis Marie), Naturforscher und Arzt, geb. d. 29. Mai 1716 zu Montbar, ist berühmt wegen s. Antheils an seines Jugendfreundes Buffon Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, welche ihm den mit bewundernswürdiger Genauigkeit, mit Klarheit und Scharfsinn ausgearbeiteten anatomischen Theil verdankt. Er verlagte seine Theilnahme in der Folge, da er es für eine Beleidigung ansah, daß Buffon eine Ausgabe des Werks mit Hinzugewöhnung des anatomischen Theils veranstaltet hatte. Das Cabinet der Naturgeschichte in Paris, dessen Director er seit 1745 war, wurde durch seine und Buffon's vereinigte Bemühungen zu einer der merkwürdigsten Anstalten der Haupt-

Stadt erhoben. Als Mitglied der Akad. der Wissensch. seit 1744, bereicherte er die Denkschriften dieser Gesellschaft durch eine Menge anatomischer Entdeckungen und durch Untersuchungen über die Thiergattungen und ihre Unterschiede, über die Veredlung der Wolle und die Behandlung der Thierkrankheiten. Die Mineralogie, die Pflanzenkunde und die Ökonomie verdanken ihm vieles Licht. Er machte eine neue Methode bekannt, die Mineralien einzutheilen. In der Encyclopädie hat er den naturhistorischen Theil bearbeitet. Außerdem ist er Verf. einer Menge gemeinnütziger Schriften, z. B. „Instruction pour les bergers“, 3. Aufl. 1796 (deutsch von H. Wichmann); „Mémoire sur les indigestions“ (N. Aufl. 1798) u. a. Frei von Buffon's Hypothesen, war er der treueste Beobachter der Natur. In der Schreckenszeit der Revolution hatte er ein Zeugniß seines Bürgerfinns nöthig, und wurde seiner Section als ein Schaffhirt vorgestellt, der sich damit beschäftigte, die spanischen Schafe in Frankreich einzuführen. Nun durfte er ruhig seine Studien fortsetzen. Mit einem von Natur schwachen Körper erreichte er durch Mäßigkeit und Heiterkeit ein Alter von 84 Jahren. Er wohnte am 31. Dec. 1799 zum ersten Male der Sitzung des Senats bei, als ihn ein Schlagfluß traf, und er bewußtlos in die Arme seiner Freunde sank.

Daun (Leopold Joseph Maria, Reichsgraf von), östr. Feldherr, geb. 1705, starb 1776. Sein Großvater und Oheim hatten dem kais. Hofe als Generalfeldmarschälle gedient; gleichen Ruhm erwarb sich sein Vater, dessen glänzendste Periode in den spanischen Erbfolgekrieg fällt. Leopold Joseph verdunkelte den Glanz seiner Vorfahren. Er errang die ersten Lorbern in dem Türkenkriege von 1737—39 als Generalmajor und trug im östreich. Erbfolgekriege zur Belagerung Prags, zur Eroberung Baierns und zur Vertreibung der Franzosen bis über den Rhein viel bei. Sein kluges Venehmen bei einem Zuge über den Rhein und seine Verheirathung mit der Gräfin von Fur, einer Günstlingin Marien Theresiens, verschafften ihm die Stelle eines Generalfeldzeugmeisters, und endlich 1757 die eines Generalfeldmarschalls. In dieser Eigenschaft befehligte er die östreichischen Heere im siebenjähr. Kriege. Er zog dem Könige von Preußen, welcher Prag belagerte, bis Kolin (s. d.) entgegen und lieferte hier die Schlacht (d. 18. Juni 1757), wodurch er den König zwang, die Belagerung aufzuheben und Böhmen zu räumen. Ungeachtet er mit höchster Klugheit und Vorsicht handelte, so erlitt er dennoch bei Leuthen, Torgau und mehren Orten empfindliche Niederlagen. Außer der Schlacht bei Kolin ist sein größtes Unternehmen der Überfall bei Hochkirchen, in der Nacht vom 14. Oct. 1758. Hier würde er das ganze preuß. Heer vernichtet haben, wenn nicht der Prinz von Durlach mit seiner Colonne zu spät angekommen wäre. Bei Torgau (3. Nov. 1760) ward ihm der schon gehoffte Sieg in Folge seiner Verwundung und durch Ziethen's Entschlossenheit entrisen. Auch zwang er den preuß. General Fink am 21. Nov. 1759, bei Maren sich mit 11,000 M. gefangen zu ergeben. Man hat D.'s zögernde, nur selten eine große Entscheidung wagende Art, Krieg zu führen, getadelt; allein sie hatte weder Unkunde noch Unentschlossenheit zum Grunde, sondern entsprang aus der richtigen Beurtheilung seines großen Gegners. Einem Feldherrn wie Friedrich, der, ohne einem Höhern zur Rechenschaft verpflichtet zu sein, die kühnsten Unternehmungen, bei denen sein hoher Geist nur die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges erkannte, wagen durfte und mußte, dem diese Kühnheit gewissermaßen abgenöthigt wurde durch die Menge seiner Feinde, denen er nur dadurch widerstehen konnte, daß er sie, ohne bei jedem Einzelnen viel Zeit zu verlieren, schnell nach einander besiegte, konnte der in seinem Wirkungskreise abhängige D. nicht besser widerstehen, als wenn er sich gleich einem zweiten Fabius Cunctator gegen ihn benahm. Friedrich selbst erkannte, welchen gefährlichen Gegner er an D. habe. Begründeter ist der Tadel, daß D. nicht immer die erfochtenen Vortheile in ihrem ganzen Umfange zu benutzen und den Feind nach gewonnenem

Schlacht durch Verfolgung zu vernichten verstand. Manche Verbesserung der östl. Infanterie wird ihm zugeschrieben. Maria Theresia verlieh ihm das erste Kreuz des zum Andenken der Schlacht bei Kolin gestifteten Maria-Theresien-Ordens, und stets achtete die edle Monarchin D.'s rechtschaffenen Charakter.

Daunou (Pierre Claude François), Deputirter des Depart. von Finisterre in der franz. Kammer, Hauptredacteur des „Journal des savans“ und Prof. der Geschichte am Collège de France, geb. 1761 zu Boulogne, war beim Ausbruch der Revolution Mitglied der Congregation des Oratoriums und leistete den von der constituirenden Versammlung den Geistlichen vorgeschriebenen Eid. Dann wurde er Deputirter im Nationalconvent und stimmte hier, als das Schicksal Ludwigs XVI. entschieden werden sollte, für Gefängniß, so lange der Krieg dauern würde, dann für Verbannung. Dies stellte ihn auf die Seite der Girondisten, und er entging den Verfolgungen nicht, welche diese Partei traf. Im Rathe der 500 war D. der erste Präsident. Nach dem 18. Brumaire wurde er Tribun; da er aber die Verfassung gegen die Eingriffe des Machthabers verteidigte, so traf auch ihn jene Willkür Bonaparte's, durch welche er die freiheitsliebenden Männer aus dem Tribunate stieß und dies eine Elimination desselben nannte. Von da an war D. Bibliothekar des Pantheons, später wurde er Reichsarchivar, verlor aber diese Stelle nach der Restauration der Bourbons. In der Kammer gehört er zu den Rednern der Liberalen. Unter seinen Werken nennen wir f.: „Essai sur les garanties individuelles“ (3. Aufl., Paris 1821) und f. „Essai historique sur la puissance temporelle des Papes et sur l'abus qu'ils ont fait de leur ministère spirituel“ (4. U., Par. 1828, 2 Bde.).

Dauphin, der Titel des jedesmaligen Kronprinzen von Frankreich. Der kinderlose Humbert II., Dauphin von Viennois, trat sein Land, das Delphinat, 1349 dem Könige Philipp von Valois unter der Bedingung ab, daß der älteste Sohn des Königs von Frankreich künftig Dauphin sein und das Land regieren sollte. Der Dauphin behielt indeß bloß den Titel; das Land selbst ward mit der Krone vereinigt. Stirbt der Dauphin, so erbt der älteste seiner Söhne, wenn er aber keinen Sohn hat, der älteste seiner Brüder, diesen Titel. Hat der König keine Söhne, so ruht der Titel Dauphin, welches unter Ludwigs XVIII. Regierung der Fall war; denn dem nächsten Prinzen von Geblüt und vermuthlichen Thronerben, wenn er auch des Königs Bruder wäre, wird er nie beigelegt. Die Gemahlin des Dauphins heißt Dauphine.

Davenant (Sir William), ein feuchtbarer englischer Dramatiker, geb. zu Orford d. 28. Febr. 1605, erhielt nach Ben Johnson's Tode die Stelle eines Hofpoeten, kam aber durch die engl. Revolution in höchst wunderbare Lagen. Er gerieth 2 Mal in die Gefangenschaft der Rebellen. Milton rettete ihm durch seine Vermittlung das Leben. Darauf trat er als Director musikalischer Unterhaltungen und als Schauspieldirector auf. Er versuchte die dramat. Declamation mit Musik zu verbinden, wodurch eine Art von Darstellung, welche sich der Oper annäherte, hervorging, verbesserte die Einrichtung der Bühne und ließ die weiblichen Rollen nicht mehr von Knaben, sondern durch Frauenzimmer darstellen. Seine Theaterstücke zeichnen sich vor den übrigen seiner Zeit durch Lebhaftigkeit und Correctheit aus. Obgleich er selbst nach seinem Tode (7. Apr. 1668) durch ein Begräbniß in der Westminsterabtei geehrt wurde, so hat sich doch keins seiner 30 Schauspiele auf dem Theater erhalten. Noch größern Ruhm hoffte er durch sein episches Gedicht „Gundibert“ zu erwerben. Dieses und einige andre Gedichte findet man in Anderson's „British poets“, Bd. 4. Seine Werke erschienen London 1673, Fol.

David, König in Israel, der jüngste Sohn Isai's, eines angesehenen Mannes zu Bethlehem, vom Stamme Juda, that sich durch Klugheit, Muth und Entschlossenheit, sowie durch tapfere Thaten, z. B. die Überwindung Goliath's,

des riesenhaften Philisters, u. A. m. so hervor, daß Samuel, der Hohepriester, ihn noch bei Lebzeiten Saul's durch die Salbung zum künftigen König weihte. Zu Hause besorgte er die Herden seines Vaters, dabei war er in den Wissenschaften damaliger Zeit und selbst in der Tonkunst wohl unterrichtet. Saul, der ihn als seinen Gegner betrachtete, verfolgte ihn, woraus ein bürgerlicher Krieg entstand, der bis zu Saul's Tode dauerte. Jetzt bestieg D. den Thron von Juda; die übrigen Stämme hatten Saul's Sohn, Isboseth, zu ihrem Könige erwählt, nach dessen Ermordung erst D. zum Besitze des ganzen Reichs gelangte, von 1055 — 1015 v. Chr. Seine erste Unternehmung war ein Krieg gegen die Jebusiter, mitten in Palästina. Er eroberte die Burg Zion, machte Jerusalem zur Residenz und die Burg zum Wohnorte des Allerheiligsten. Hierauf unterjochte er die Philister, Amalekiter, Edomiter, Moabiter, Ammoniter und besonders die Syrier. Sein Reich erstreckte sich vom Euphrat bis an das Mittelmeer und von Phönizien bis an den arab. Meerbusen. Es war von mehr als 5 Mill. Menschen bewohnt. D. beförderte auch Schiffahrt und Handlung und suchte sein Volk durch die Künste, namentlich die Baukunst, zu verfeinern. Er erbaute sich zu Jerusalem einen prächtigen Palast und machte den Gottesdienst feierlicher, besonders durch die Anstellung der heiligen Dichter und Sänger. Der prächtige Tempel, zu dessen Bau er Vorkehrungen traf, kam erst unter seinem Nachfolger zu Stande. Er selbst erhob die lyrische Dichtkunst in seinen Psalmen (s. d.) zu dem höchsten Grade der Vortrefflichkeit, den sie unter den Israeliten erreicht hat. Auch verbesserte er das Kriegs-, Justiz- und Finanzwesen. Indes verleiteten ihn seine Ausschweifungen in der Liebe zu manchen Grausamkeiten, die durch seine Reue nicht hinlänglich entschuldigt werden, und die Eifersucht unter den Söhnen der verschiedenen Mütter gab endlich zur Empörung in seiner eignen Familie Veranlassung. Sein Sohn Absalon suchte ihn vom Throne zu stürzen und kam in dem darüber entstandenen Kriege um. Durch die Zählung der streitbaren Männer, die D. in der Trunkenheit seines Kriegsglücks befahl, konnte die Ruhe eben nicht allgemein hergestellt werden; sie ließ Eroberungspläne fürchten. Auch ließen die Philister den König bald fühlen, wie er dadurch vom Gesetze abwich. D. übergab noch bei seinem Leben das blühende israelitische Reich seinem Sohne Salomo. Vgl. Chandler's „Krit. Lebensgeschichte David's“, übers. mit Anmerk. von Diderich's (Bremen 1777 — 80, 2 Bde.); Niemeyer's „Charakteristik der Bibel“, 4 Bd.; Hesse's „Biognomik David's“ (Gena 1784).

David (Jacques Louis), der erste Maler und Stifter der neuen französ. Schule, die er zu dem Studium der Natur zurückrief, welche ihm aber nichts Andres war als das ideallische Schöne. D., geb. zu Paris 1750, ging 1774 nach Rom und widmete sich vorzüglich der großen Historienmalerei. Seine Talente für diese Gattung entwickelten sich bald. Als er 1784 abermals nach Rom kam und sein Meisterstück, den Schwur der Horatier, welches ihm Ludwig XVI. nach einer Scene aus den Horatiern des Corneille zu entwerfen aufgetragen hatte, ausführte, behaupteten Kenner und Liebhaber, daß dieses Stück unübertrefflich sei und den Geist eines Rafael athme. In demselben Jahre malte er noch den Belshazzar; 1787 den Tod des Sokrates, und 1788 Paris und Helena. Sein Ruhm stieg dadurch in Paris ungemein, und D., der auch als Portraitmaler Aufsehen zu machen anfing, würde sehr glänzend haben leben können, wenn er nicht an der Revolution thätigen Antheil genommen hätte. Vom Feueereifer für dieselbe hingerissen, führte er 1789 ein großes Gemälde aus: Brutus, der seine Söhne zum Tode verdammt. Auch gab er die meisten Ideen zu den zahlreichen Denkmälern und republikanischen Festen jener Zeit an. Er wurde 1792 Wähler von Paris, darauf Deputirter beim Nationalconvent und Mitglied des Sicherheitsausschusses; während der Schreckensregierung war er einer der wüthendsten Jakobiner und ganz Robespierre ergeben. Er schlug vor, aus den Trümmern der Königsstatuen auf

dem Pontneuf ein Denkmal zu errichten, welches das Volk als Niesen vorstellte. Im Proceffe Ludwigs XVI. stimmte er für dessen Tod. Im Jan. 1794 präsidirte er selbst im Convente. Nach Robespierre's Sturze war er in großer Gefahr, und nur sein Ruf als Maler rettete ihn vom Blutgerüste. Zu den Revolutionscenen, welche D. durch seinen Pinsel zu verewigen suchte, gehören: die Ermordung von Marat und Pelletier, vorzüglich aber der Schwur im Ballhause und Ludwigs Eintritt in die Nationalversammlung vom 4. Febr., welches Gemälde er 1790 dem gesetzgebenden Körper verehrte. 1799 stellte er seine Sabinerinnen (der Culminationsspunkt seines Talents) aus, zeigte sie mehre Jahre für Geld und soll sich damit 100,000 Fr. erworben haben. 1804 ernannte ihn der Kaiser zu seinem ersten Maler und gab ihm den Auftrag zu 4 Gemälden, worunter die Darstellung der Kaiserkrönung Napoleons sich auszeichnet. Auch gehören zu seinen berühmtesten Werken aus dieser Zeit mehre Abbildungen des Kaisers, besonders wie er als Consul auf dem Bernhardsberge zu Pferde den Truppen die Bahn zum Ruhme zeigt. 1814 malte D. den Leonidas, sein letztes Gemälde in Paris. Mit diesem Bilde entfemte er sich wieder von seinem frühern Kunstsystem. Als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, ernannte er D. zum Commandanten der Ehrenlegion. Nach Ludwigs XVIII. zweiter Einsetzung ward er in dem Decrete von 1816 begriffen, welches alle Regiciden aus Frankreich verbannt. Er ließ sich in Brüssel nieder; auch wurde er bei der neuen Einrichtung des Instituts im April 1816 davon ausgeschloffen. In Brüssel malte er den Amor, welcher Psyche's Armen entschlüpft. Sein neuestes, 1824 in Brüssel ausgeführtes Gemälde: Mars, den Venus, Amor und die Grazien entwaffnen, fand in Paris den größten Beifall. D. starb zu Brüssel in der Verbannung den 29. Dec. 1825. Die Urtheile über diesen Künstler sind verschieden. Aber einstimmig hat man ihm das Lob der correctesten Zeichnung und eines glücklichen Colorits zuerkannt. Den Stoff zu seinen Darstellungen fand er in der Geschichte seiner Zeit, an deren Bewegungen er lebhaften Antheil nahm. S. auch Göthe's „Winkelmann u. f. Jahrb.“ Der Kupferstecher Moreau hat die besten seiner Werke ganz in seinem Geiste durch den Grabstichel verewigt. Die vorzüglichsten seiner Gemälde, wie der Schwur der Horatier, die Sabinerinnen, sind von der franz. Regierung angekauft und in der Galerie des Palastes Luxembourg aufgestellt.

David (Giacomo), einer der berühmtesten Tenoristen unserer Zeit, geb. zu Bergamo. Stärke, Umfang und Gewandtheit des Organs bei einem fast übermäßig verzieren Vortrage sind die Haupteigenschaften seines Gesanges, durch welche er in Italien, Frankreich, England und Deutschland (er war 1822 mit Barbaja in Wien) glänzte. Wie die meisten großen Sänger Italiens hat er den Contrapunkt studirt. Er soll übrigens in dem Kirchengefange ebenso groß sein als in der opera seria. Der berühmte Nozzari ist sein Schüler.

Davila (Arrigo Caterino), geb. 1576, ein italien. Staatsmann und Geschichtschreiber, der Sohn eines Cypriers von angesehener Familie, kam durch seinen Vater, der nach der Eroberung von Cypren durch die Türken 1571 nach Venedig flüchtete, in Verbindung mit dem franz. Hofe, wurde hier Page, trat dann in franz. Militärdienste und zeichnete sich rühmlich aus, kehrte aber auf Verlangen seines Vaters 1599 nach Italien zurück, nahm venetian. Dienste, stieg von einer Stufe zur andern und bekleidete endlich die Stelle eines Gouverneurs in Dalmatien, Friaul und auf der Insel Candia, und galt zu Venedig für den ersten Mann nach dem Doge. Er ward auf einer Reise, auf Veranlassung eines unbedeutenden Streits, meuchelmörderisch erschossen (1631). Am meisten ist er berühmt durch seine Geschichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich, von 1559—98 („Storia delle guerre civili di Francia“, Bened. 1630, auch in fremde Sprachen übersetzt), welche neben Guicciardini's und Machiavelli's Werken einen Platz behauptet.

Davis (John), ein englischer Seefahrer, geb. zu Sandridge in Devonshire,

widmete sich früh dem Seebienste und ward 1585 mit 2 Fahrzeugen abgeschickt, die nordwestliche Durchfahrt zu entdecken. An der Spitze von Grönland konnte er vor dem Eise nicht landen. Er wandte sich daher nordwestlich und erblickte unter 64° 15' N. Br. in Nordosten ein mit grünen Inseln umgebenes Land, dessen Einwohner ihm zu erkennen gaben, daß im N. und W. ein großes Meer sei. Unter 66° 40' N. Br. erreichte er ein Land, das ganz von Eis frei war, und an dessen Küste er bis zur südlichsten Spitze, die er das Vorgebirge des Erbarmens nannte, hinfuhr. Er kam darauf in eine 20 Stunden breite Meerenge, wo er eine Durchfahrt vermuthete. Da ihn aber widrige Winde hinderten, kehrte er nach England zurück. Diese Meerenge (Davisstraße, zwischen der südwestl. Küste von Grönland und der südöstl. Küste des Baffinlandes) hat nachher s. Namen erhalten. D. machte noch 2 Reisen in gleicher Absicht, ward aber jedes Mal durch das Eis an der Erreichung s. Zwecks, durch dessen Verfolgung sich Baffin später so berühmt machte, gehindert. 1605 ward er in Indien von japanischen Seeräubern getödtet.

Davoust (Louis Nicolas), Herzog von Auerstädt und Fürst von Eckmühl, franz. Marschall, seit 1819 Pair von Frankreich, geb. 1770 zu Annou im ehemaligen Burgund, aus einer angesehenen Familie, studirte zu gleicher Zeit mit Bonaparte auf der Militärschule zu Brienne. 1785 war D. Unterlieutenant im Cavalerieregiment Royal Champagne, 1790 Chef des dritten Freiwilligenbataillons der Donnie. Er zeichnete sich unter Dumouriez in den Schlachten von Femappe und Neerwinden durch kühne Tapferkeit aus. Als Dumouriez nach der Schlacht von Neerwinden mit Koburg unterhandelte, entwarf D. das kühne Unternehmen, sich des Erstern, in der Mitte seiner Armee, zu bemächtigen, und es fehlte wenig, daß er es ausführte. Im Juni 1793 ward er zum General ernannt, aber durch das Decret, das alle ehemalige Adelige außer Thätigkeit setzte, genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Der 9. Thermidor rief ihn wieder zu den Fahnen, in der Moselarmee bei der Belagerung von Luxemburg, dann unter Pichegru bei der Rheinarmee; er ward in Mannheim gefangen, aber bald ausgewechselt, und zeichnete sich bei dem Rheinübergange 1797 durch kluge Anführung sowohl als durch persönliche Tapferkeit aus. In den italien. Feldzügen unter Bonaparte fesselte ihn sein Eifer an diesen mit unauslöschlichen Banden. Er begleitete ihn nach Agypten, zeichnete sich auch hier durch Muth und Kühnheit aus (er war es, der nach dem Treffen von Abukir das Dorf angriff und eroberte) und schiffte sich nach der Convention von El-Arisch mit Desaix in Alexandria ein, um nach Frankreich zurückzukehren. Sie erblickten schon die hierischen Inseln, als sie von einer englischen Fregatte aufgebracht und nach Livorno zum Admiral Keith geführt wurden. Dieser behandelte sie als Kriegsgefangene, und erst nach einem Monate erhielten sie die Erlaubniß zur Abreise nach Toulon. Bonaparte ernannte D. zum Divisionsgeneral und übertrug ihm den Oberbefehl der Cavalerie der italien. Armee. Nach der Schlacht von Marengo ward er zum Chef der Grenadiere der consularischen Gardien ernannt, die in dieser Schlacht den Namen der Granisäulen erworben hatten. Nach der Thronbesteigung Napoleons (1804) zum Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion, auch Generaloberst der kais. Grenadiergarde ernannt, gehörte D., sowie einige Andre, als Mortier, Bessières, Soult, zu denen, die diese Würde nicht sowohl ihrem Range in der Armee als der Gunst des Kaisers und ihrer unwandelnbaren Anhänglichkeit an seine Person zu verdanken hatten. In dem Feldzuge von 1805 rechtfertigte er seine Erhebung, namentlich in der Schlacht von Austerlitz, wo er den rechten Flügel des Heeres befehligte. Nach dem presburger Frieden blieb er mit seinem Corps in Deutschland stehen. Der im Oct. 1806 ausgebrochene Krieg mit Preußen versetzte dasselbe nach Sachsen, auf das Schlachtfeld bei Auerstädt, wo er mit dem rechten Flügel des Heers so viel zur Entscheidung des Tages beitrug. Da er die vom Schlachtfelde bei Jena ganz getrennte Schlacht von Auerstädt durch seine geschickten Maßregeln allein gewann,

so ernannte ihn Napoleon nach dem Frieden von Tilsit zum Herzoge von Auerstädt. Er blieb in Warschau, ging dann nach Breslau und ward, da die große Armee aufgelöst wurde, zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee erhoben. Bei dem Wiederausbruche des Kriegs mit Oestreich, 1809, waren seine Märsche durch die Oberpfalz an die Donau und die Tage von Regensburg eine sehr gefährliche Aufgabe. Er hatte wesentlichen Antheil an dem Siege bei Eckmühl. An der Schlacht von Aspern konnte nur eine seiner 4 Divisionen Antheil nehmen, deren General, St.-Hilaire, mit dem größten Theile seiner Truppen an dem linken Donauufer umkam. In der Schlacht von Wagram befehligte D. den rechten Flügel, dessen Bewegungen hauptsächlich den Rückzug der Oestreicher bewirkten. Nach dem Frieden erhob ihn Napoleon zum Fürsten von Eckmühl, und 1811 zum Generalgouverneur der hanseat. Depart. Am 20. Nov. ließ er den Rath Becker (s. d.) in Gotha aufheben. In Rußland 1812 erlitt er mit seiner Heerdivision, auf dem Rückzuge von Moskau, eine Niederlage. Im März 1813 sprengte er die Eisbrücken zu Meissen und Dresden; im Sommer d. J. rückte er mit 50,000 M. Franzosen und Dänen in Mecklenburg, so geringe Streitkräfte ihm auch entgegenstanden, nur bis Schwerin, Walsleben gegenüber, vor, zog sich aber bald hinter die Stecknitz zurück. Es war für Hamburg (s. d.) und die hanseatischen Depart. ein Unglück, daß er, obgleich Generalgouverneur derselben, die Erhaltung des Militärs über alle Beachtung der großen Leiden jener Districte und besonders Hamburgs setzte; doch wurde er von der zahlreichen Belagerungsarmee nicht sehr gedrängt, verlor aber an Wunden und Krankheiten 11,000 M. Aus seiner Vertheidigungsschrift, die er 1814 in Paris erscheinen ließ, erfieht man, daß die grausame Behandlung der besetzten Stadt keine Untersuchung wider ihn veranlaßt hatte. Er blieb damals unangestellt. Nach der Rückkehr Napoleons nach Paris (im März 1815) ward er zum Kriegsminister ernannt. Als die Verbündeten, nach dem Siege bei Waterloo, gegen Paris vorrückten, schloß D., als Commandant en Chef, am 3. Juli eine Militärconvention mit Blücher und Wellington ab, nach welcher er die franz. Armee hinter die Loire führte. Er unterwarf sich dem Könige Ludwig XVIII., foderte auch die Armee dazu auf und überließ, auf des Königs Befehl, das Commando dieser Armee, die noch aus 45,000 M. bestand, dem Marschall Macdonald. Dieser Dienst, den er dem Hofe geleistet hatte, wurde später anerkannt, indem er bei der Armee wieder angestellt wurde. D. starb den 1. Juni 1823. Festigkeit des Charakters, persönliche Herzhaftigkeit waren die Haupteigenschaften dieses Feldherrn, dessen militärische Strenge oft in Härte, wo nicht in Grausamkeit überging. D. hinterließ einen 13jähr. Sohn, der die Pairswürde und damit ein Majorat von 30,000 Fr. erb. 2 Töchter. Seine in 180,000 Fr. jährlich bestehende Dotation wurde durch die pariser Friedensschlüsse auf 100,000 Fr. Renten vermindert.

Davy (Sir Humphry), einer der berühmtesten Chemiker, Präsident der königl. Gesellsch. der Wissenschaften, früher Professor der Chemie an der Royal Institution in London bis 1813, von wo an er für sich allein seiner Wissenschaft lebte, war 1779 zu Penzance in der Grafschaft Cornwallis geboren. Er wurde bei einem Landchirurgen, der zugleich eine Apotheke hatte, als Lehrling angestellt, und hier von dem D. Beddoes bemerkt. Er kam nun nach Bristol. Seine außerordentlichen Talente entwickelten sich schnell, und er hielt in Bristol Vorlesungen über Chemie, die solche Aufmerksamkeit, besonders auch bei den Directoren der Royal Institution erregten, daß er nach London gezogen wurde. Nun konnte er chemische Versuche von höherer Bedeutung vornehmen, durch die er bald als einer der scharfsinnigsten Chemiker bekannt wurde. Auch seine Vorlesungen hatten den größten Beifall. Die meisten seiner Schriften („Elem. of chemical philosophy“;

„Elem. of agricultural chemistry“ u. a.) sind ins Deutsche übersetzt. Unter seinen Erfindungen nennen wir die Sicherheitslampe für Bergleute. Über s. Lieblingszeitvertreib schrieb er, ohne sich zu nennen: „Salmonia or the days of fly fishing“. 1815 ging er nach Paris, lebte einige Jahre in Frankreich und Italien und versuchte 1820 in Neapel vergeblich, herculanische Rollen zu entwickeln. Im Sommer 1824 reiste D. nach Norwegen, um wissenschaftliche Forschungen anzustellen, wozu ihm die Admiralität ein Dampfschiff zu seiner Verfügung stellte. Er überzeugte sich dadurch von dem glücklichen Erfolge seines Verfahrens, das Beschlagen der Schiffe mit Kupfer durch Anbringung des Eisens in gewisser Quantität für längere Dauer zu sichern. Zugleich wurden unter seiner Anleitung durch Chronometr. Beobachtungen die trigonometr. Messungen von Dänemark und Hanover mit der Messung von England verknüpft. D. lebte seit 1827 in Italien und legte seine Stelle als Präsident nieder. Auf der Rückreise starb er zu Genf den 28. Mai 1829.

Debure (Guillaume, und Guillaume François), 2 Vettern, berühmt in der Geschichte der Bibliographie. Jener, der Ältere, besorgte die erste Abtheil. des Katalogs der trefflichen Bibliothek des Herzogs de la Vallière (1783, 3 Bde.). Dieser, ein pariser Buchhändler, geb. 1731 und gest. den 15. Juli 1782, brach der Bibliographie eine neue Bahn, indem er, in s. „Bibliographie instructive, ou traité de la connoissance des livres rares et singuliers“ (Paris 1763—68, 7 Bde.) als System aufstellte, was bisher bloß Werk eines gewissen Taktes gewesen war. Nur Verblendung konnte, durch Zusammenstellung mit den bibliographischen Fortschritten späterer Zeiten, das Verdienst dieses Mannes herabwürdigen, dessen Werk, trotz des Tadel, den Le Mercier u. A. dagegen erhoben (vgl. Ebert's „Bibliograph. Lexikon“, Bd. I, S. 452), immer als eines der vorzüglichsten bibliographischen Hülfsmittel geschätzt wurde. Unter s. übrigen Werken ist zu erwähnen: „Supplément à la bibliographie instructive, ou catalogue des livres du cabinet de M. Gaignat“ (Paris 1769, 2 Bde.). Zu beiden Werken gehört die von Née de la Rochelle als 10. Bd. herausgegeb. „Table destinée à faciliter la recherche des livres anonymes etc.“, die 1782 erschien. Auch D.'s Söhne, als Debure Frères in der Buchhändlerwelt rühmlich bekannt, haben sich als Bibliographen 1817 durch die Herausg. des Katalogs über die reiche und kostbare Bibliothek des Grafen Mac-Carthy Neagh ausgezeichnet.

Decan (decanus), Decant, Dechant (unterschieden von Diakonus), ein Titel, welchen sonst mehre Beamte geführt haben, denen in ihrem Wirkungskreise einige Personen (der Ableitung nach 10) untergeben sind; so in dem longobardischen Rechte eine Unterobrigkeit, deren Bezirk eine Decanie genannt wurde. In den geistlichen Coll. und auf den Universitäten ist der Titel des Decans noch üblich. Namentlich, Inhet das Decanat die Würde eines Obern im Collegio der Cardinäle, in den Collegien der Chorherren und Geistlichen, in den Stiftern und Collegiatkirchen (wo der Dechant, entweder der erste, oder dem Propst untergeordnet ist), — daher Domdechant. Auf den Universitäten sind Decane die Directoren der 4 Facultäten, deren Würde und Amt gewöhnlich unter den Mitgliedern oder Beisitzern derselben abwechselt. Daher auch die Dechanei (Decanei), d. i. die Güter und Gebäude zum Unterhalte eines geistlichen Dechanten, auch sein Kirchsprengel, oft nur seine Wohnung.

Decandolle (Augustin Pyrame), einer der ersten Pflanzenkennner in Europa, geb. 1778 zu Genf, stammt aus einer Familie, die schon im 16. Jahrh. in der gelehrten Welt einen Namen hatte. Er war Lehrer der Botanik zu Montpellier, wo er den Pflanzengarten in den blühenden Zustand brachte, der diese Anstalt auszeichnet. Seine Reider benutzten den Umstand, daß er nach Napoleons Rückkehr von Elba seine Stelle behalten hatte, um ihn der Regierung verdächtig zu machen, und erweckten so viele Verfolgungen gegen ihn, daß er seine Entlassung

foderte. Seine Vaterstadt legte 1816 einen neuen Pflanzengarten an, worüber sie ihm die Aufsicht anvertraute, und um ihn für immer zu gewinnen, stiftete sie einen Lehrstuhl für die Pflanzenkunde. D. ging jedoch vorher nach Montpellier zurück, um seine unterbrochenen Vorlesungen zu endigen, und die Begeisterung, womit seine Schüler ihn empfangen, entschädigte ihn reichlich für den Verdruss, den ihm die Ultras gemacht hatten. Seine 1813 erschienene Grundlage der Botanik („Théorie élémentaire de botanique“) ist in Römer's Bearbeitung auch unter uns als eine vorzügliche Anleitung zur Pflanzenkunde bekannt. Unter s. übrigen Schriften sind ausgezeichnet: „Plantarum succulentarum historia“ (seit 1799, 4 Bde., Fol. und 4., mit Abbild. von Redoute); „Astragalogia“ (1803, Fol. und 4., gleichfalls mit Abbild.); „Flore française“ (1809 — 15, 6 Bde.), woran Lamarque Antheil hatte; „Catalogus plantarum horti botanici Montpellensis“ (1813). Über die Theorie des Lichts hat er einige Wahrnehmungen bekanntgemacht, die durch neue Beobachtungen bestätigt wurden. Seit 1828 erschien zu Paris s. „Collection des Mem. p. s. à l'histoire du règne végétal“ (4.).

26.

Decatiren, Dampfkrumpfen, ein in Frankreich erfundenes technisches Verfahren, durch welches man das Tuch, nachdem es völlig zubereitet ist und eine scharfe Presse erhalten hat, der Einwirkung von Wasserdämpfen aussetzt. Dies geschieht auf einem stark geheizten Ofen mit einer eisernen Platte, die mit nassen groben Tüchern belegt wird, auf welche das aufgestapelte, in regelmäßigen Lagen in einem Rahmen fest zusammengefaßte Tuch zu liegen kommt, um von den aus den feuchten Unterlagen sich entwickelnden heißen Dämpfen durchzogen zu werden. Das Tuch wird dadurch wie beim Krumpfen dichter, erhält aber einen dauerhaften Glanz, da der bisherige Preßglanz nur unecht war. M. s. die „Verhandlungen des Vereins z. Beförd. des Gewerbleißes in Preußen“, Aug. 1825.

Decazes (Glie), Herzog, Pair von Frankreich, Herz. von Glücksburg in Dänemark, geb. zu St.-Martin-en-Laye bei Libourne den 28. Sept. 1780, stammt aus einer 1595 von Heinrich IV. geadelten Familie und studirte die Rechte im Collegium Vendôme. Unter Bonaparte's Regierung trat er als Rath in die Dienste des Königs von Holland und seiner Mutter, wurde dann Richter beim Tribunale erster Instanz in Paris, und 1810 Rath des Appellationsgerichts daselbst. Nach Bonaparte's Rückkehr von Elba erklärte er sich so fest für Ludwig XVIII. und gegen den Usurpator, daß er 40 Meilen von hier verbannt wurde. Im Schoße seiner Familie erwartete er des Königs Rückkehr, begab sich dann nach Paris, wurde zum Polizeipräsidenten ernannt, löste die Kammer der Repräsentanten auf und erhielt eine Stelle im Staatsrath. In steter Berührung mit den Befehlshabern der verbündeten Truppen und den Journalisten in Paris, zeigte er sich ebenso klug und besonnen, als in den Processen gegen Labedoyere und Ney, und nach Fouché's Entfernung, als Minister Staatssecretair der Polizei, gegen die Häupter der letzten Revolution und für die Erhaltung der Ordnung gerecht und durchgreifend. 1815 ward er vom König in den Grafenstand erhoben; er vermählte sich mit der reichen Erbin Mlle. de St.-Aulaire, der Schwesterneklin des vorletzten Fürsten von Nassau-Saarbrück und der noch lebenden Witwe des Herzogs von Holstein-Glücksburg, weshalb ihm der König von Dänemark den auf seine männlichen Nachkommen forterbenden Titel: „Herzog von Glücksburg“, unter der Bedingung, sich in den Herzogthümern anzukaufen, gegeben hat. Er wurde 1818 zum Pair von Frankreich und 1820 zum Herzog erhoben. Als Polizeiminister, zu welcher Stelle ihn die Royalisten empfohlen hatten, fand D. Gelegenheit, durch die Entdeckung und Vernichtung gewisser dem Monarchen selbst sehr wichtigen Papiere sein Ansehen so zu befestigen, daß ihm seitdem Nichts die Gnade des Königs ganz entziehen konnte. Darf man pariser Behauptungen trauen, so ward er auch dadurch dem Könige unentbehrlich, daß er sich zu seinem Schüler bergab. Dagegen wurde er den Ultras

verhaft, weil er vorzüglich den König bewog, durch die Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 die sogen. *Chambre introuvable* (s. d.) aufzuheben. Seine Mäßigung verwickelte ihn mit den Ultras von der rechten und von der linken Seite in gleich heftige Kämpfe. „Royaliser la nation, nationaliser le royalisme“, sagte er damals, sei der Zweck der Regierung. Allein man unterließ, der Charte gesetzliche Garantien zu geben, und die ersten Beispiele von Ausnahmegesetzen: das gegen die persönliche und das gegen die Pressfreiheit — so viel Milderung auch D. hineinlegte — waren für die Folge ein gefährliches Beispiel von Maßregeln der Willkür. Als jedoch Richelieu, nach seiner Rückkehr von Nachen, im Oct. 1818, das antiliberale System in Anwendung bringen und das Wahlgesetz vom 5. Febr. 1817 abändern wollte, erklärte sich D., nebst dem Kriegsminister Gouvion-St.-Cyr, mit solchem Nachdruck für das constitutionnelle System, daß endlich Richelieu und Lainé sich zurückzogen, worauf der König am 29. Dec. 1818 den Grafen D. an Lainé's Stelle zum Minister des Innern ernannte, und nach dessen Vorschlag das bisher bestandene Polizeiministerium aufhob, welches hierauf mit dem Ministerium des Innern vereinigt wurde. Nunmehr verwaltete D., der eigentliche Schöpfer des neuen Ministeriums, 3 Ministerien, das des Innern, des Cultus und der Polizei. Aus Klugheit überließ er den Vorsitz im Ministerrathe dem Marquis Desolles (s. d.). Dieses Ministerium handelte, so viel es vermochte, im Sinne des neuen Frankreichs, weil es dadurch mehr Mittel wirklicher Macht und mehr willigen Gehorsam bei dem Volke zu finden glaubte, als wenn es, was die Opposition verlangte, die Grundsätze des alten Frankreichs befolgt hätte. Einer der gründlichsten Publicisten Frankreichs, der damalige Staatsrath Guizot, der in D.'s Ministerium Generaldirector der Departementalverwaltung war, hat in s. Schrift: „Du gouvernement de la France depuis la restauration et du ministère actuel“ (Paris 1820), sowie in s. spätern: „Des moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France“ (Paris, Oct. 1821), den Geist und den Gang der D.'schen Verwaltung im Gegensatz mit der frühern und der darauf folgenden, scharfsinnig entwickelt und beurtheilt. Bergebens kämpfte die oligarchische Opposition der Kammer, zu der Billèle, Corbières, de la Bourdonnaye, Clausel de Coussergues, Lainé u. m. A. gehörten, und in der Pairskammer vorzüglich die H. v. Chateaubriand und von Fitz-James, gegen den einflussreichen Minister. D. bewirkte dennoch eine Milderung in der Vollziehung der 1816 gegen die Regicides erlassenen Verordnung. Mehrern wurde die Strafe der Verbannung ganz erlassen, und viele von den Verbannten durften zurückkehren. Auch gelang es ihm, den von Barthélemy in der Pairskammer (im Febr. 1819) gemachten Vorschlag, das Wahlgesetz abzuändern, wie das constitutionswidrige System der indirecten Wahlen, zu beseitigen, indem er durch die königliche Ernennung von 70 neuen Pairs (im März 1819) der Regierung die Stimmenmehrheit sicherte, was zugleich das erste Beispiel dieser Art der ministeriellen Taktik war. Hierauf versuchte er, an der Stelle des bisherigen Censurzwanges, 3 Gesetze gegen die Mißbräuche der Pressfreiheit (vgl. Deserre) im Mai und Juni 1819 einzuführen, die jedoch nur kurze Zeit gegolten haben. Mehr Bestand hatte die von ihm, im Aug. 1819, wieder veranstaltete öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse des franz. Kunstfleißes. Auch verbanke ihm Frankreich die Errichtung eines Handels- und Gewerberaths, mehre Gesellschaften für den Ackerbau, eine Unterrichtsanstalt für die technischen Künste und Gewerbe, und die Bildung junger Landwirthe auf Kosten des Staats. Unterdessen war der Haß der Hofpartei und der Ultras gegen den vom König fast ausschließend begünstigten Minister, besonders seit der von ihm 1818 entdeckten sogen. weißen Verschwörung, deren Untersuchung geheim geführt und endlich ganz niedergeschlagen worden war, immer höher gestiegen. Am unversehnlichsten hat ihm Baron von Vitrolles entgegen gearbeitet. Als nun D. noch überdies befürchten mußte, daß die Partei der

Liberalen, welche das Resultat der Wahlen von 1819 sehr verstärkt hatte, der Regierung zu mächtig werden könnte, so näherte er sich theils der Hofpartei, theils der rechten Seite, und suchte der weitem Entwicklung der liberalen Institutionen Einhalt zu thun. Dieses Schwanken zwischen constitutionellen und rein monarchischen Ansichten, was man, wie schon früher geschehen war, sein Schaukelsystem (*bascule*) nannte, regte nicht nur die ultraliberale Opposition gegen ihn auf, sondern entzweite ihn sogar mit den folgerecht constitutionell gesinnten Ministern Desolles, Gouvion-St.-Cyr und Louis. Sie widersezten sich nämlich jeder von D. in Vorschlag gebrachten Abänderung des Wahlgesetzes und nahmen endlich, als sie sich überstimmt sahen, ihre Entlassung. Aber auch das neue, vom König am 19. Nov. 1819 ernannte Ministerium, in welchem Pasquier, Latour-Maubourg und Roy die erledigten Stellen erhielten, und D. den Vorsitz führte, konnte sich über die zu treffenden Abänderungen des bisherigen Systems nicht vereinigen. Deserre entwarf ein neues Wahlgesetz, wobei D. zwar die Einwilligung von obem Wahlcollegien zugab, jedoch den Wählern keine doppelte Stimme einräumen wollte. (S. Wahlgesetz.) Auch die beiden andern Gesetzesentwürfe, wegen der Censur und wegen der Verhaftung von Unruhstiftern, fanden im Ministerrathe nicht unbedingten Beifall; noch größer war der Widerspruch bei mehren Mitgliedern der rechten Seite und des Centrums. Die Liberalen endlich waren ohnehin damit gänzlich unzufrieden. Da geschah es, daß ein schreckliches Verbrechen, die Ermordung des Herzogs v. Berry (s. d.) am 13. Febr. 1820, den leidenschaftlichen Haß der Ultraroyalisten gegen D., als den Beschützer der liberalen Ideen, die sie für die Ursache jenes Frevels hielten, bis zur Wuth entflamnte, sodaß der Deputirte Clausel de Couffergues den Minister öffentlich der Mitschuld an der Ermordung des Prinzen anklagte. Weil nun D. einsah, daß der von ihm am 15. Febr. den Kammern vorgelegte dreifache Gesetzesentwurf den Erwartungen keiner Partei entsprach, und er überdieß noch wahrnahm, daß auch die königl. Familie vom Könige seine Entlassung verlangte, so nahm der von den Liberalen verlassene, von den Ultraschütterte Minister am 18. Febr. seine Entlassung und schlug den Herzog von Richelieu zu seinem Nachfolger vor. Der König genehmigte dies am 20. Febr.; doch erhob er, zum Beweise seiner Zufriedenheit, den Grafen D. und dessen Nachkommen, nach Ordnung der Erstgeburt, in den Herzogsstand und ernannte ihn zu seinem Botschafter am großbritannischen Hofe. Auch blieb D. Staatsminister und Mitglied des Geheimenraths. Der Herzog begab sich jetzt mit seiner Familie auf sein schönes Landgut le Gibeau bei Libourne, und ging erst im Juli 1820, nachdem ihm der König vorher noch das große Band des heil. Geistordens ertheilt hatte, nach London ab. Hier trat er mit großem Glanze auf und erwarb sich bald die allgemeinste Achtung. Seine Aufmerksamkeit betraf vorzüglich den innern Haushalt des merkwürdigen Inselstaats, um das Gute desselben nach Frankreich zu verpflanzen. — Unterdessen war in Frankreich die neue Wahlform mit dem Vorrechte der doppelten Stimme eingeführt worden, wodurch die heftigsten Gegner des Ministeriums in die Kammer kamen, sodaß Pasquier, Deserre, Simonon, Roy, Latour-Maubourg und die übrigen Minister sich bald von einer übermächtigen Opposition bedroht sahen. D. mochte wahrscheinlich in dem Sturze derselben auch den seinigen erblicken; daher nahm er, wegen der Gesundheit seiner Gemahlin, im Mai 1821 Urlaub und ging nach Paris. Hierzu kam noch Folgendes. Bei Gelegenheit der Beschlüsse des laibacher Congresses hatte D., seiner vom franz. Minister des Auswärtigen, Baron Pasquier, erhaltenen Vorschrift gemäß, dem Lord Castlereagh die bestimmteste Versicherung von Frankreichs unbedingter Neutralität in der Angelegenheit Neapels gegeben; dessen-

ungeachtet waren die franz. Minister in Laibach den von Sreich ergriffenen Maßregeln beigetreten. Darüber kam es zu einer Erklärung zwischen Castlereagh und D., worauf sich Letzterer an Pasquier wandte und von diesem erfuhr, daß die franz. Gesandten in Laibach, ohne Pasquier's Wissen, besondere Verhaltensbriefe erhalten hatten. — Während des Herzogs Aufenthalt in Paris wünschte die liberale Partei ihn mit Talleyrand zu vereinigen, um das Ministerium zu stürzen; allein sie konnte ihre Absicht nicht erreichen, denn D. stand mit Richelieu und Deserre in gutem Vernehmen. Doch hatte der Herzog öfter Unterredungen mit dem Könige, womit indeß die im Aug. 1821 erfolgte Entlassung der beiden Minister ohne Portefeuille, Corbière und Billele, in keiner Verbindung gestanden zu haben scheint. D. suchte vielmehr um seine Entlassung von dem Gesandtschaftsposten an und zog sich schon im Juli auf seine Güter zurück, wo er sich mit der Landwirthschaft beschäftigte, deren verbesserter Zustand im Depart. der Gironde größtentheils sein Verdienst ist; auch dankt ihm Libourne die Errichtung einer Gesellschaft für den Ackerbau, eines Museums, einer Schule des wechselseitigen Unterrichts, eines Gesüts u. s. w. Während er so ganz als Landwirth lebte, erfolgte in Paris die Ministerialveränderung vom 4. Dec. 1821, welche als ein Triumph der Partei von Billele über die Anhänger von D. angesehen werden kann. Bald darauf wurde an des Herzogs Stelle der Vicomte de Chateaubriand (s. d.) zum Botschafter in London ernannt. Endlich kehrte D. in den letzten Tagen des Febr. 1822 nach Paris zurück, wo die Sitzung der Kammern von 1821 noch fortbauerte. Doch nahm er an den Verhandlungen in der Pairskammer über das Preßgesetz, welches er und seine Freunde mißbilligten, nicht unmittelbaren Antheil. Nur einmal sprach er gegen den Justizminister, Peyronnet, für seinen Freund, den Hrn. von Lally-Tolendal, um einen Vorwurf von demselben abzuwehren. — So lange Ludwig XVIII. lebte, war die Decazes'sche Partei, deren Organ das „Journal de Paris“ war, von den Royalisten, insbesondere von den Anhängern des damaligen Finanzministers von Billele, ebenso gehaßt als gefürchtet. In der Pairskammer gehörten zu derselben die Herren Basiard de Lestang, von Lally-Tolendal, Barante und Mole, in der Deputirtenkammer aber die meisten Doctrinaires und viele Mitglieder der linken Seite. Da nun in der letzten Zeit auch der Fürst Talleyrand sich an die Doctrinaires zur Linken angeschlossen, so glaubte man, daß endlich eine Vereinigung zwischen D. und Talleyrand zu Stande kommen könnte, wobei der Ernainister Pasquier als Vermittler genannt wurde; allein bei dem persönlichen Vertrauen, welches der König fortwährend seinem ehemaligen Premierminister schenkte, that der kluge D. keinen Schritt, der Ehrgeiz verrathen oder ihn auf die Seite der Opposition ziehen konnte. — Als Staatsmann besitzt D. weder die Tiefe der Gedanken eines Turgot noch die Berechtbarkeit eines Deserre. Seine Reden enthielten immer treffende Stellen; allein sie zeigten weder das Talent, in die Verhandlungen einzubringen, noch die Freimüthigkeit in Gedanken und Ausdruck, welche Deserre besitzt. Übrigens ist D. ein Mann von vielem Verstand, der auch im Umgang die liebenswürdigsten Formen hat, sodaß schon sein Äußeres für ihn einnimmt. Endlich bleibt ihm das unbestrittene Verdienst des redlichen Willens und der Treue gegen den König. Vgl. „Zeitgenossen“, Heft XIX. 20.

Decemvire, s. Appius Claudius Crassinus.

Dechiffirkunst, die Kunst, den Inhalt einer geheimen, mit verabredeten Zeichen (oft Ziffern, daher Dechiffirkunst) geschriebenen Schrift zu enträthseln. Vor allen Dingen muß man die Selbstlauter auffuchen. Dieses geschieht auf folgende Art: 1) Man zieht alle zweibuchstabile Worte aus der geheimen Schrift heraus und schreibt sie vor sich hin. Hernach sucht man auch die Worte, welche am Ende der einen und am Anfange der andern Zeile also getheilt sind, daß

am Ende der Zeile nur die 2 ersten Buchstaben des Worts stehen; denn einer davon muß nothwendig ein Vocal sein. Hierauf nimmt man die 5 Buchstaben heraus, welche am meisten vorkommen. 2) Man prüft diese 5 Buchstaben, und versucht, ob auch in jedem Worte der geheimen Schrift einer oder der andre vorkomme. Findet sich ein Wort, in welchem keiner davon anzutreffen ist, so hat man die rechten Vocale noch nicht gefunden, und sucht aufs neue. Hat man endlich die Vocale gefunden, so muß man 3) dieselben unterscheiden. Weil der Vocal E im Deutschen der gemeinste ist, so sieht man zu, welcher Buchstabe sich in der geheimen Schrift am meisten sehen läßt, wenn man vermuthen kann, daß dieselbe deutsch ist; dieser ist gewiß E. 4) Die Buchstaben A, C, H, S, R, W, M, L, F werden im Deutschen durch die kurzen Wörter an, auch, daß, wir, ihm, will, auf, die Buchstaben J, N, U, D durch die Wörter ein, um, und, ausgeforscht. Im Übrigen sind in der deutschen Sprache noch folgende Eigenschaften der Buchstaben in Acht zu nehmen. A allein wird im Anfange eines Worts doppelt gefunden. B steht nie im Anfange eines zweibuchstabigen Wortes, und kommt mitten im Worte nur selten doppelt vor. C kommt in keinem Worte von 2 Buchstaben vor, steht in keinem deutschen Worte 3 Mal, folgt niemals auf einen doppelten Buchstaben, ausgenommen in dem Worte Scaak, und steht nicht zu Ende eines Worts, außer in einigen Nennwörtern. D kommt nie 3 Mal in einem Worte vor, geht nicht vor einem Doppelbuchstaben her, und steht in keinem Worte von 2 Buchstaben hinten an, außer in dem Worte öd. E steht nie zu Ende eines Worts von 2 Buchstaben, als in dem Worte je und dem Ausrufe He, wird niemals im Anfange, auch nicht zwischen einerlei Buchstaben, doppelt gefunden. F geht vor keinem doppelten Buchstaben her. G ist in keinem Worte von 2 Buchstaben. H ist ebenfalls in keinem Worte von 2 Buchstaben anzutreffen, außer in dem Ausrufe Ha, He. I steht in keinem Worte doppelt, K ebenfalls nicht, ist auch nie der zweite Buchstabe eines Worts, und in keinem Worte von 2 Buchstaben zu finden. L findet sich in keinem zweibuchstabigen Worte; zwischen 2 L steht ferner kein doppelter Buchstabe. M fängt kein Wort mit 2 Buchstaben an, steht in keinem dreibuchstabigen Worte in der Mitte, außer in Amt und Ems, kommt in wenig einfachen Worten 2 Mal vor, es stehe denn doppelt beisammen, kann nicht zu Anfange oder zu Ende eines Worts stehen, in welchem der andre und dritte Buchstabe vom Anfange oder Ende einerlei sind, zwischen 2 M kann kein doppelter Buchstabe vorkommen. N kann in keinem Worte, in welchem der andre und dritte Buchstabe vom Anfange oder Ende einerlei sind, der Anfangs- oder Schlussbuchstabe sein; geht vor keinem doppelten Buchstaben her, ausgenommen in dem Worte Schnee; zwischen 2 N läßt sich kein doppelter Buchstabe sehen, außer in dem Worte Kanaan. Wenn ein Buchstabe allein steht, so kann es kein anderer als D sein; er steht in keinem zweibuchstabigen Worte voran, außer in ob, und befindet sich in keinem Worte doppelt, außer in Boot, Moos, Moor, Schooß und Lootse. P steht in keinem Worte von 3 Buchstaben, geht vor keinem doppelten Buchstaben her, kommt in keinem deutschen Worte 3 Mal vor, steht nicht zwischen einerlei Buchstaben, außer in Leopold und Papagei, und ist nicht am Ende zu finden, außer in Knapp, Philipp und Ysop. Q. Nach demselben folgt alle Mal u, es kommt niemals doppelt vor, steht nie zwischen einerlei Buchstaben, geht vor keinem doppelten Buchstaben her und folgt auf keinen, außer in Brunnquell, ist endlich in keinem Worte der andre vom Anfange, auch nicht der letzte oder der andre und dritte vom Ende. R fängt kein Wort von 2 Buchstaben an, steht nicht im Anfange, wenn der andre Buchstabe ein Consonant oder mit dem dritten einerlei ist, ausgenommen in Raab; geht ferner vor keinem doppelten Buchstaben her, es sei denn in den Wörtern Raab, Burggraf, Berggrün. S steht in keinem Worte von 2 oder 3 Buchstaben voran, außer in so, sie und See. T fängt kein Wort von 2 oder 3 Buchstaben an,

auffer Tag, Tau, Ton und Tod, geht vor keinem doppelten Buchstaben her und ist in keinem zweibuchstabigen Worte der letzte Buchstabe. U steht nie im Anfange, wenn der andre und dritte Buchstabe einerlei sind, auffer in einigen mit unzusammengesetzten Wörtern, als unnütz ic., und wird in keinem Worte verdoppelt, auffer in Genugthuung. V findet sich fast nur in den Sylben ver, vor ic., am Schlusse nur in Eklay und Gustav, und hat nie einen Consonanten unmittelbar hinter sich. W kommt in keinem zweibuchstabigen Worte vor, auffer in wo, steht in keinem Worte von 3 Buchstaben in der Mitte auffer in zwo, und geht vor keinem doppelten Buchstaben her, auffer in zween. X steht in keinem Worte von 2 Buchstaben und kommt, auffer in einigen Nennwörtern, nie zu Anfange eines Wortes vor. Y fängt fast kein Wort an, steht auch in keinem zwei- oder dreisylbigen Worte voran, auffer in Ysop. Z kommt in keinem zweibuchstabigen Worte vor, als in zu, ist in keinem Worte der andre Buchstabe, auffer in Zaar, und kommt in keinem Worte 3 Mal vor. Übrigens ist diese Kunst nur auf solche unvollkommene Geheimschriften anwendbar, in denen man sich darauf beschränkt, die Buchstaben des Alphabets durch andre übereinkünfftliche Zeichen oder Zahlen darzustellen, und deren Entzifferung keinen bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen ist. Dagegen aber scheitert alle Kunst an denjenigen Geheimschriften, welchen ganze Wörterbücher zum Grunde gelegt werden, worin jedes Wort, oder auch wol kurze Sätze, mit einer Zahl bezeichnet sind, und wobei man noch die Vorsicht anwendet, 1) die alphabetisch gesetzten Wörter nicht nach der Reihe, mit 1, 2, 3 ic., sondern möglichst unregelmäßig zu beziffern, und 2) sogenannte Non-Valeurs, d. h. ungültige Zahlen, oder Zahlen, denen keine Wörter beigegeben sind, und die beim Schiffiren den Valeurs oder gültigen Zahlen untermischt werden, zu Hülfe zu nehmen. Fast völlig unnütz ist diese ältere Deciffirkunst durch die neuere Art mit Schiffren zu schreiben geworden, wobei nach einer sehr einfachen Regel, die sich mündlich mittheilen und im Gedächtnisse bewahren läßt, doch die Zeichen für die Buchstaben stets wechseln. Dies ist die, wo nicht allgemein, doch bei sehr vielen Höfen gebräuchliche Chiffre quarre oder Chiffre indéchiffable. (S. Geheimschrift und Conradi's „Cryptographia“ (Leyden 1739).

Decimalmaß, die Eintheilung der zum Maß angenommenen Einheit (Fuße, Ruthen ic.) in 10 gleiche Theile; auch hat man versucht, den Quadranten eines Kreises in Decimalthelle abzuthellen. In diesem Falle wird der 10. Theil eines solchen Quadranten ein Decimalgrad genannt. Die franz. Mathematiker nennen aber erst den 100. Theil eines Quadranten einen Decimalgrad, und den 100. Theil eines solchen Grades eine Decimalminute.

Decimalrechnung, eine Rechnungsart, in der man keine andern Brüche gebraucht als zehnthellige, hunderttheilige, tausendtheilige ic., die man daher Decimalbrüche nennt. Joh. Regiomontanus bediente sich ihrer zuerst in seinen Sinustabellen. Sie gewährt große Vortheile und Erleichterungen. Da vermöge unserer Art, die Zahlen zu schreiben, die Stelle den Werth der Ziffern bestimmt, sodas jedes Mal die Ziffer zur Linken 10 Mal mehr gilt, als die nächste zur Rechten und umgekehrt, so gibt bei den Decimalbrüchen, die als eine Ausdehnung des Decimalsystems in dem Sinne, wie es im Art. Zahlensystem dargestellt wird, betrachtet werden können, ebenfalls die bloße Stelle des Zählers den Werth oder den Nenner des Bruchs an, sodas man denselben nicht hinzuzusetzen braucht; man trennt die Ganzen von dem Decimalbruche durch ein Komma, sodas dieses Komma, zwischen mehren Zahlen befindlich, das charakteristische Zeichen eines Decimalbruchs ist. Z. B. 5,36 heißt 5 Ganze 3 Zehntel 6 Hundertel oder 36 Hundertel, 5,009 heißt 5 Ganze und 9 Tausendtel u. s. w.

Decimalsystem, s. Zahlensystem.

Decime, 1) eine franz. Münze, ein Zehnthel eines Franken, etwa 2

Sous nach alter Münze; 2) in der Musik der zehnte Ton (eigentlich der neunte, aber der Ton, von welchem man ausgeht, pflegt in der Musik mitgezählt zu werden) von einem beliebigen Grundton aus gerechnet, oder das Intervall, welches 9 aufeinanderfolgende Stufen und folgende 10 Töne begreift, wenn man die beiden äußersten Töne, welche das Intervall anfangen und schließen, mitrechnet. Mithin ist die Decime die Terz der Octave, oder die Octave der Terz eines gewissen Grundtons, und kann auch so verschieden gebraucht werden. — Decimole ist in der Musik eine Figur von 10 Noten, welche 8 von gleichem Werth gilt.

Decimiren, 1) den Zehnten (den Decem), d. i. eine Angabe in Geld oder Naturalien erheben. Diese Erhebung oder Entrichtung heißt Decimation. — Im Kriegswesen bedeutet Decimation die Aushebung des 10. Mannes eines Corps oder Regiments durchs Loos, um ihn hinrichten zu lassen. Dieses geschieht zur Bestrafung einer Mannschaft, welche ein Verbrechen gegen den Staat begangen, z. B. revoltirt hat. Diese Strafe kommt schon bei den Römern vor.

Decision, überhaupt Entscheidung, sie sei richterlich oder gesetzgebend. In Sachsen werden besonders eine Reihe gesetzgebender Bestimmungen so genannt, welche 1661 über zweifelhafte Rechtsfragen ertheilt wurden (die 91 ältesten Decisionen), sowie 1746 wieder 40 solcher Entscheidungen gegeben wurden (neuere Decisionen). — Decisum nennt man eine richterliche Entscheidung ohne Gründe, welche in einfachen und minderwichtigen Sachen ertheilt oder eingeholt wird. — Decisiv, entscheidend, z. B. Decisivrescript. Der Ausdruck Decisivstimme (votum decisivum) hat eine doppelte Bedeutung: a) ist es eine solche, welche bei dem Beschluß nach Mehrheit der Stimmen mitgezählt wird, und steht alsdann der bloß berathenden (v. consultativum) entgegen; b) ist es das Recht, bei Stimmengleichheit die Entscheidung zu geben, welches meist dem Vorsitzenden eines Collegiums beigelegt ist (zuweilen auch den Referenten, zuweilen wird die mildere Meinung vorgezogen). Auch dabei ist noch ein Unterschied. Nach einigen Verfassungen darf der Präsident gar nicht mitstimmen und gibt nur bei eintretender Stimmengleichheit den Ausschlag, nach andern wird seine Stimme mitgezählt, und wenn nun Stimmengleichheit vorhanden ist, so gilt, um einen Beschluß zu Stande zu bringen, seine Stimme doppelt.

Decius (Publius) Mus, ein edler Römer, der sich als Consul mit Manlius Torquatus, 340 v. Chr., in einer Schlacht gegen die Latiner freiwillig dem Tode weihte; welchem Beispiele später auch sein Sohn u. sein Enkel folgten. Dergleichen Weihungen (devotiones) waren zu jener Zeit, wo Vaterlandsliebe u. Frömmigkeit die Herzen begeisterten, nicht ungewöhnlich und geschahen mit großer Feierlichkeit, indem der sich selbst Opfende, nach Vollendung gewisser religiöser Gebräuche, im schönsten Waffenschmuck sich unter die Feinde stürzte, um den Seinigen zu zeigen, wie ein Tapferer für sein Vaterland sterben müsse. — Decius hieß auch ein röm. Kaiser (reg. n. Chr. 249 bis Dec. 251), welcher die Christen verfolgte und in einer blutigen Schlacht in Mösien gegen die Gothen mit seinem Heere umkam.

Decke, Deckengemälde, Deckenstück, Plafond. Decke nennt man den Theil eines Zimmers oder Saales, der selbige von oben schließt. Gemeinlich ist sie wagerecht, öfters auch gewölbt. Wir betrachten hier nur die Verzierung derselben. Die gewöhnlichste ist, daß von den Enden und dem Simse der Seitenwände bis hinan zur Decke eine Hohlkehle gemacht, und wo diese sich endigt, die Decke mit einigen Gliedern eingefast wird. Soll der innere Raum der Decke ebenfalls verziert werden, so wird er öfter in Felder abgetheilt (Felderdecken), oder er wird mit Laubwerk, Blumenzügen und Arabesken verziert, entweder aus Stucco (Stuccaturarbeit), oder bloß gemalt. Öfter aber ist es auch ein wirkliches Gemälde, womit die Decke verziert ist (Deckenstück, Deckengemälde). Wie vielleicht in der ganzen Malerei Nichts schwieriger ist als Stücke dieser Art, so ist auch die

Theorie kaum über Etwas so in Verlegenheit, als über sie. Sie stößt zuvörderst auf die Bedenklichkeit, ob Gemälde dieser Art überhaupt zulässig seien. Daß sie einen beschwerlichen Standpunkt für den Beobachter haben und uns zumühen wollen, in einem verschlossenen Plage über uns das Freie zu sehen, werfen ihnen ihre Gegner vor. Dieser Vorwurf muß wenigstens den Künstler darauf aufmerksam machen, daß er sein Locale auf eine andre Art zu benutzen habe, als sonst der Maler thut, wenn nicht das Auge, statt angenehm angezogen, beleidigt, und alle Wahrscheinlichkeit grob verletzt werden soll. Zweierlei hat er dabei stets zu berücksichtigen: Gegenstände und Behandlung. Der Abbe Laugier wurde gewiß von einem sehr richtigen Gefühle geleitet, als er weder Terrassen noch Berge, weder Gebäude noch Flüsse, weder Wälder noch irgend etwas von Demjenigen dulden wollte, was nie über uns sein kann. Die Deckenstücke von Peter von Cortona und Lebrun mit der Flotte des Aeneas und den Thaten des Hercules möchten in dieser Hinsicht nicht zu billigen sein. Dem gesunden Menschenverstande leuchtet es ein, daß sich für Deckenstücke nur Gegenstände aus dem Luftreiche schicken, und wenn wir zu diesen die mythischen Wesen aller Religionen rechnen, so geschieht es, weil wir dies aus einer von Kindheit an gewohnten Convenienz natürlich finden. Die allegorischen Wesen hingegen, welche Sulzer noch gestattet, dürften schon manche Einschränkung erleiden. Hat nun aber der Künstler seinen Gegenstand glücklich gewählt, so hat er noch viel zu erwägen über dessen Behandlung. Da uns die Decke durch die Malerei gleichsam weggehoben, und der Blick ins Gebiet des Himmels geöffnet ist, so versteht sich von selbst, daß das Gemälde in einem luftigen Colorit ausgeführt sein müsse. Die Figuren müssen so gezeichnet sein, daß sie aus dem Standpunkte des Betrachters, von unten hinauf, wirklich die Ansicht über uns schwebender Figuren darbieten, oder sie müssen, nach dem Kunstausdrucke plafoniren. Dies erfordert eine tiefe Kenntniß der Perspective, welche eine andre Anordnung bei flachen, eine andre bei gewölbten Decken nöthig macht. Innigst zusammenhängen mit dieser Perspective die künstlichen Verkürzungen, ohne welche das Plafoniren nie gelingen wird. Deshalb war auch Correggio Meister darin, wie seine Kuppeln der Domkirche und St.-Johanniskirche von Parma beweisen, da hingegen Rafael, der die Verkürzungen so gern vermied, in seinem Plafond der Farnesina hinter ihm zurücksteht. Wenn Mengs, der die Deckenstücke bloß für an der Decke aufgehängene Gemälde wollte angesehen wissen, jenen Deckenstücken Correggio's das Studium der Werke Michel Angelo's ansehen will, so heißt dies wol nichts Andres als: auch Correggio war groß in Verkürzungen wie dieser. Ubrigens sei es beiläufig gesagt, daß die Kuppeln Correggio's die beiden ersten im Ganzen gemalten sind, da man sie vorher immer theilweise oder mit Fächern zu malen pflegte. Die dargestellten Gegenstände müssen endlich jederzeit in Übereinstimmung stehen mit dem Zwecke und Charakter des Gebäudes selbst; nur Decken von einiger Höhe eignen sich zur Verzierung durch Deckenstücke; die gewölbten vielleicht am meisten.

Declamation, die Kunst des vollkommenen Vortrags eines in Worte gefaßten Gedankenganges durch Redetöne; declamiren heißt folglich ein Redeganzes vollenbet schön vortragen. Die Neigung für diese Kunst ist in unsern Tagen sehr hoch gestiegen, wie die öffentlichen Ausstellungen dieser Kunst (Declamatorien) beweisen. Gleichwol sind ihre Forderungen so mannigfaltig, daß eine wahre Declamation noch ziemlich selten ist; denn nicht allein, daß hierzu besonders körperliche Vorzüge, namentlich gute, beugsame Sprachwerkzeuge und ein edler Anstand, erfordert werden, so heißt diese Kunst auch noch die besondern Vorzüge eines gebildeten Verstandes, eines feinen, geläuterten Partgefühls und anderweitige wissenschaftliche Kenntnisse, deren Mangel sich bei Dem, was so Mancher als Declamation aufstellt, der oft nur richtig ausspricht oder recitirt, sehr leicht verräth. In den

Zeiten des alten Roms und Griechenlands stand die Redekunst in so hohem Ansehen, daß in den griechischen Freistaaten Niemand leicht zu hohen Ehrenstellen emporsteigen konnte, der nicht ein guter Redner war; denn die Rednerbühne war damals der Ort, wo sich der Republikaner bewährte. Daher wurde sie zu den Hauptstücken der Erziehung gerechnet. Von der Musik, welche im Sinne der Alten vorzüglich Dasjenige umfaßte, was überhaupt den hohen Sinn für das Schöne wecken, üben und schärfen lehrte, war ein wichtiger Theil die Declamation, mit welcher die Mimik verbunden war. Für die Lehre dieser Wissenschaft hatten die Alten eigne Klanggeschlechter und eigne Zeichen zur Betonung der Sylben, eine Art unter oder über den Text geschriebener Noten, oder vielmehr eine Art von Tabulatur, indem durch die verschiedenen Richtungen und Wendungen der Buchstaben diese Klanggeschlechter und Töne angegeben wurden. So wenig Zuverlässiges nun aber auch über den eigentlichen Umfang und das Verhältniß dieser Töne bis auf unsere Zeiten gekommen ist, so bleibt doch wol so viel ausgemacht, daß, auch bei wirklich vorhandenen bestimmtern Nachrichten, eine allzu strenge Nachahmung der Musik durchaus fehlerhaft, und die Declamatorik, sowie sie die griechische Sprache und das damalige Zeitalter foderten und das griechische Ohr liebte, sehr wenig zu unserer Sprache, zu unserm Zeitalter und zu unserm Ohre passen möchte. Der Vortrag der Redner des Alterthums näherte sich mehr dem Gesange oder unserm heutigen Recitativ. Während des Vortrags ließ der Redner gewöhnlich einen Andern hinter sich treten, der ihm auf einem musikalischen Instrumente von Zeit zu Zeit den Grundton und die vorzüglichsten Abweichungen der Töne angab. Auf diese Art begleitete der Aulos die Declamation auf der Bühne (vgl. Chor); in den Nachrichten von den römischen Lustspielen finden wir, daß sie mit *tibiis dextris* und *sinistris* begleitet waren, wobei auch zugleich Derjenige mit genannt wurde, welcher die *modos*, die Composition und Melodie, machte. Bei der Declamation beruht Alles auf den verschiedenen Tonarten oder Grundtönen, den mancherlei Biegungen und Bewegungen der Stimme und den Accenten. Der Charakter des zu declamirenden Stücks bestimmt die Wahl des Grundtons, und für diese verschiedenen Grundtöne nehmen Einige seit Schocher (einem bekannten Lehrer der Declamation, der in Naumburg gestorben ist) eine oratorische Scala an, welche die verschiedenen Haupt- oder Grundtöne mit ihren Semitonien und der übrigen Tonfolge genau bestimmen soll, und durch die Vocale *a, e, i, o, u*, oder in ihrer Folge: *u, o, a, e, i*, bezeichnet wird. Auch hier wird, sowie in der Musik, die Stimme in die Mittel-, hohe und tiefe Stimme eingetheilt, um hiernach die verschiedenen Tonarten und Grundtöne zu bestimmen, welche für den jedesmaligen Ausdruck der Gemüthsbewegungen und Leidenschaften nöthig sind. Jede stärkere oder schwächere Gemüthsbewegung ferner hat ihren eigenthümlichen Ausdruck im Tone und in dem ganzen Gange der Stimme. Ganz anders spricht der frohe als der traurige Mensch; ganz anders ist der Ton des Zornigen als der des Zufriedenen und Ruhigen u. s. w.; hierauf gründet sich die Lehre von den Grundtönen in der Declamation und in den verschiedenen Tonarten. Denn sowie bei einer musikalischen Composition immer ein gewisser Hauptton zum Grunde gelegt wird, innerhalb dessen Grenzen die Composition sich fortbewegt, so ist es auch in der Declamation, indem der Charakter eines zu declamirenden Satzes, Gedichtes oder einer Rede u. einen demselben genau entsprechenden Grundton heischt, nach welchem die übrigen Töne und Abweichungen der Stimme während des Vortrags sich genau richten müssen. Es gehören übrigens mehr als alltägliche Kenntnisse dazu, um den Forderungen der wahren Declamation Genüge zu leisten; indem der Declamator nicht allein Künstler ist, sondern das Vorzutragende auch richtig denken und fühlen, also besonders bei der Declamation im eigentlichen und vollendeten Sinne, d. i. bei dem mündlichen Vortrage der Poesie, poetischen Sinn und Kenntniß der Dichtkunst besitzen

muß. Nach der Verschiedenheit der Poesie ist die poetische Declamation wieder verschieden, nämlich epische oder erzählende, dramatische oder darstellende, und lyrische (die eigentliche Declamation). An die poetische grenzt die oratorische, die jedoch von ihr durch den Zweck des prosaischen Vortrags sehr verschieden ist. Nach der jedesmaligen Tonart muß sich nun auch stets das eben so sorgfältig zu wählende Tempo auf das strengste richten, indem auf der richtigen Bestimmung desselben und der Taktveränderung außerordentlich Vieles in der Declamation beruht. Hiermit steht in Verbindung die Kenntniß der poetischen Rhythmen (oder der Metrik). Eine Hauptsache aber ist die zu der verhältnismäßigen Auf- und Abstufung erforderliche Intension der Stimme, wodurch die todtten Wörter erst zu lebendigen Worten erhoben, vermittelt welcher die im Innern verborgenen Empfindungen und Ideen anschaulich gemacht werden und lebhaftere Theilnahme erwecken. Dieses nennt man Accent, der so mannigfaltig ist, daß die Lehre von den Accenten und die Bestimmung ihres richtigen Gebrauchs der schwierigste Abschnitt in der Declamation ist, und besonders wissenschaftliche Ausbildung erfordert. (S. A c c e n t.) Außer den Accenten kommen noch andre Biegungen der Stimme bei einem vollkommenen mündlichen Vortrage in Betracht, namentlich Tonfälle und damit genau verbundene Pausen, deren Lehre wieder einen bedeutenden Abschnitt in der Declamation ausmacht, dessen Ausübung sehr schwierig ist. Der zu häufige und willkürliche Gebrauch der Mittel, welche dem Declamator zu Gebote stehen, namentlich der Accente, wird daher, weil er seine Zwecke vereitelt, oft im tadelnden Sinne declamiren genannt, oder man redet von einem „zu viel declamiren“. Sonach wird denn eben die Kunst, mittelst des richtigen Gebrauchs der Accente und der übrigen Modificationen der Redestimme, das Mannigfaltige der rhythmisch fortschreitenden Erzeugnisse der Sprache bei der Darstellung zu einem regelmäßigen und schönen Ganzen zu vereinigen, unter der Lehre der Declamation (Declamatorik), welche auf besondern wissenschaftlichen Grundsätzen und Regeln beruht, begriffen. Mit ihr verbindet sich der Unterricht in der Gesticulation. Denn es ist dem belebten Menschen unmöglich, gänzlich ohne Bewegung des Körpers zu sprechen, obgleich die Declamation, je reiner ihre Wirkung sein soll, und je mehr sie sich in ihrer eignen Größe zeigen will, desto mehr der Mimik zu entbehren sucht.

Declination, jede Neigung, Abweichung, Veränderung, z. B. der Endsilben eines Nennworts in der Grammatik; in der Naturlehre die Abweichung der Magnetenadel (s. d.) bald gegen Osten, bald gegen Westen. Das Instrument, auf welchem man die Abweichung der Magnetenadel bemerken kann (Abweichungscompaß), heißt Declinator oder Declinatorium. Declination in der Astronomie, s. Abweichung.

Decoration, überhaupt jede Ausschmückung, Anordnung und Verzierung irgend eines Gegenstandes, z. B. eines Zimmers, welche den Zweck hat, ihm eine gefälligere Form zu geben (daher man von einer Decorationskunst oder Verzierungskunst überhaupt, deren Grundsatz Zweckmäßigkeit oder geschmackvolle und sinnreiche Übereinstimmung der Verzierung mit der Bestimmung und dem Charakter des zu verzierenden Gegenstandes ist, und von einem Decorateur, d. h. einem Künstler, welcher Ideen zu Verzierungen, z. B. eines Saales oder Gebäudes bei festlichen Gelegenheiten, erfindet und ausführt, in einem allgemeinen Sinne spricht). In engerer Bedeutung braucht man Decoration von der Theatermalerei und Bühnenkunst und versteht darunter diejenigen Malereien, welche dazu dienen, den Ort, an welchem gewisse Scenen vorkommen, angemessen zu vergegenwärtigen. Hierzu gehören die Coullissen, der Grund (oder die Gardine, richtiger Courtine oder Cortine), welcher am Ende der Bühne die Aussicht schließt, Vor- und Aufsätze und die Soffiten, welche die Decke bilden. Der Decorationsmaler muß vorzüglich die linearische und Luftperspective verstehen, um die örtliche Täuschung hervor-

bringen zu können; dabei muß er die Wirkung des Lichtes, namentlich des Lampenlichtes, und die Länge der auftretenden Figuren richtig zu berechnen verstehen. Daher auch die vortrefflichsten Decorationen beim Tageslichte kaum anzusehen sind. Im Allgemeinen möchten diejenigen Decorationen die zweckmäßigsten sein, welche mehr andeutend als ausgeführt sind, und die Aufmerksamkeit des Zuschauers, dem etwas Phantasie wol zuzumuthen ist, nicht von der Hauptsache, d. i. den handelnden Personen, ableiten. Schinkel's und Gropius's Leistungen in diesem Fache sind allgemein anerkannt. Des braunschweig. Theatermalers Frdr. Bruther's „Decorationen für die Schaubühne“ (1. Lief., Braunsch. 1824, m. Kpfen., Querfol.) enthalten ein verständiges Vorwort über Theatermalerei und gelungene Musterblätter.

Decrescendo, ein italienischer Kunstausdruck in der Musik, das immer Schwächerwerden der Töne andeutend.

Decret, überhaupt eine Entscheidung, obrigkeitliche Verordnung. 1) In den Gerichten ist Decret im engeren Sinne eine Verfügung, welche auf einseitiges Ansuchen der Parteien ergeht, und der Entscheidung nach rechtl. Gehör beider Theile, dem Bescheid (Erkenntniß, Sentenz, Urtheil) entgegengesetzt. Das Decret in diesem Sinne wird nicht rechtskräftig, und es sind dagegen also auch eigentliche Rechtsmittel weder nöthig noch zulässig, wohl aber einfache Beschwerden (Recurse, Extrajudicialappellationen) nach den Umständen bei den höhern Gerichten oder bei den vorgesetzten Regierungsbehörden (den Justizministerien, dem Staatsrath u. dgl.). 2) Das Decret ist im kanonischen Recht die Zusammenstellung der ältern päpstl. Decretalen und Concilienschlüsse, welche der Mönch Gratian im 11. Jahrh. verfertigte, das *decretum Gratiani*. (S. Kanonisches Recht.) 3) Decrete sind solche Befehle der höchsten Staatsgewalt, welche an einzelne Personen und Behörden ergehen, ohne der Form nach Resolutionen auf Anträge und Bitten derselben zu sein, als Anstellungs-, Entlassungsdecree u. dgl. 4) Im deutschen Staatsrecht wurden die Erlasse des Kaisers an die versammelten Reichsstände so genannt, und zwar kaiserliche Hofdecree, wenn sie aus dem kaiserlichen Cabinet an dieselben ergingen, Commissionsdecree, wenn sie vom kaiserlichen Principalcommissarius bei der Reichsversammlung ergingen. 5) Die alte Benennung für königl. Befehle in Frankreich war *Ordonnance* oder *Lettres*; die Nationalversammlung brauchte zu der Zeit, als sie sich für Organ und Inhaberin der Souverainetät erklärt hatte, den Ausdruck: *La convention nationale décrète*. Während der Directorialverfassung und nachher noch unter der Consularregierung war der Ausdruck *Arrêt* und *arrêter* gebräuchlich; aber als Kaiser nannte Napoleon die in seinem Namen ausgehenden Befehle kaiserliche Decree, z. B. die berühmten Decree von Berlin und Mailand. (S. Continentalsystem.) 37.

Decretalen, ein allgemeiner Name für die päpstl. Verordnungen, welcher die Rescripte (Antworten auf geschene Anfragen), Decree (richterliche Entscheidungen aus der *Rota romana*), Mandate (Amtsinstructionen an geistliche Beamte, Gerichte und andre Behörden), Ebicte (allgemeine päpstliche Verordnungen) und allgemeine Concilienschlüsse unter sich begreift. Eine ältere Sammlung derselben ist die von dem Erzbischof Isidor von Sevilla (st. 636) veranstaltete, welche noch im Manuscripte vorhanden ist. Aus ihr wurde im 9. Jahrh., wahrscheinlich am Rhein (vielleicht durch Benedictus Levita), eine erweiterte Sammlung gemacht, in welche viele nachher als unecht erkannte Stücke aufgenommen worden sind, daher sie in der neuern Zeit die *Pseudo-isidorische Sammlung* genannt worden ist. Nach D. Joh. Ant. Theiner „*De Pseudoisidoriana canonum collectione*“ (Breslau 1827) soll diese Samml. schon vor 785 in Rom gemacht sein; indess sind die ältesten Codices ostfränkisch. In dem *Corpus juris canonici* macht die Samml. von Decretalen, welche P. Gregor IX. (st. 1241) durch Raimund von Pennafort verfertigen und 1234 zu Paris, 1235 zu Bologna officiell bekanntmachen ließ, den

zweiten Haupttheil nach dem Decret aus. Sie ist in 5 Bücher getheilt und wird, weil sie die Decretalen außerhalb des Decrets enthält, u. d. N. Extra angeführt. Ein 6. Buch noch späterer Verordnungen (Liber sextus decretalium) fügte 1298 Bonifacius VIII. hinzu. (S. Kanonisches Recht.) 37.

Deduction (von deducere, herleiten, darthun): 1) eigentlich jede Beweisführung, vorzüglich eine ausführliche Darstellung der Gründe einer Sache; 2) eine besondere Art des Beweises in der Logik und Philosophie; doch weichen die Philosophen in dem Gebrauche dieses Ausdrucks sehr von einander ab. Einige verstehen darunter einen systematischen Beweis, der Etwas von den höchsten Grundsätzen der Vernunft überhaupt oder wenigstens einer besondern Wissenschaft ableitet und aus ihnen darthut; Andre dagegen einen weniger strengen Beweis, oder einen solchen, der einen geringern Grad von Beweiskraft hat als die eigentliche Demonstration; noch Andre eine Ausführung mehrerer Gründe oder Beweise; Fries endlich setzt sie dem Beweise im eigentlichen Sinne (dem logischen Beweise) mit der Demonstration, welche er Begründung eines Urtheils aus der Anschauung nennt, entgegen, und versteht unter Deduction Begründung eines Urtheils aus der Theorie der erkennenden Vernunft, oder Nachweisung in dem Bewußtsein. 3) (Jur.) Die Auseinandersetzung eines Rechtspunktes, welche zwar auch eine mündliche sein kann, aber doch meist in einer Schrift geschieht. Im preussischen Proceß werden die Schriften so genannt, welche nach aufgenommenem Beweise den Parteien verstattet sind, um theils die Resultate des Beweises auseinanderzusetzen, theils die rechtlichen Folgerungen zu entwickeln (das Hauptverfahren des gemeinen Processes), was im französischen Proceß durch das Plädiren im Endtermin ersetzt ist. In Staatsfachen, selbst in wichtigen Privatangelegenheiten, ist es gewöhnlich, durch ausführliche, oft dem Druck übergebene Schriften die Gerechtigkeit seiner Sache der Welt vorzulegen, und diese Deductionen, in welchen oft wichtige historische Punkte mit großer Genauigkeit und Gründlichkeit behandelt sind, machen einen ansehnlichen Theil der juristisch-staatsrechtlichen Literatur aus. Vieles davon ist durch die Auflösung der deutschen Reichsverfassung zur Antiquität geworden, aber sie enthalten auch häufig interessante Forschungen und Urkunden, welche ohne eine solche Veranlassung vielleicht nie bekannt geworden wären.

Defenders, Vereinigte Irländer, s. Irland.

Defension (jur.), die rechtliche Vertheidigung, wird in dem neuern Rechte nur in Straffällen so genannt. Sie hat auch hier eine doppelte Bedeutung: a) die Auseinandersetzung Dessen, was einem Angeschuldigten gegen die Beschuldigung, gegen gewisse Schritte des Criminalprocesses oder gegen die Verurtheilung zu flatten kommt, und welche sowol mündlich (im System des Plädirens) als schriftlich (Vertheidigungsschrift) vorgetragen werden kann; b) ein Rechtsmittel, welches im Criminalproceß sowol gegen gewisse Decrete als gegen die Definitivsentenz gebraucht werden kann, und welches auf Revision und Abänderung der vorigen Entscheidung abzielt. In dem ersten Sinne ist die Defension die letzte Handlung des Processes nach geschlossener Untersuchung vor dem Erkenntnisse, und soll nicht allein einem Angeklagten nicht verweigert oder erschwert werden (daher es in Deutschland eine allgemeine Pflicht des Advocatenstandes ist, auch Arme unentgeltlich zu vertheidigen), sondern der Untersuchungsrichter soll auch in wichtigen Fällen von Amtswegen dafür sorgen, daß der Angeschuldigte vertheidigt werde. In dem zweiten Sinne kann jeder wichtige, dem Angeschuldigten nachtheilige Schritt des Untersuchungsrichters gegen denselben Veranlassung zu einem Rechtsmittel geben, aber hauptsächlich folgende: 1) die Eröffnung der Untersuchung überhaupt, wenn die Thatsache gar nicht so beschaffen ist, daß sie ein Criminalverfahren begründen könnte (z. B. ein Richter wollte es für ein Majestätsverbrechen ansehen, wenn Jemand ohne arge Absicht eine Büste des Regenten zerschlagen hätte, oder er wollte Untersuchungen wegen Ketzerei, Zauberei u. dgl. oder wegen irgend einer an sich gleichgültigen Hand-

lung aufstellen); 2) die Eröffnung der Untersuchung gegen einen bestimmten angeblühen Thäter (Specialinquisition), wenn dazu kein hinreichender Grund vorhanden oder der Angeschuldigte im Stande ist, solchen sogleich von sich abzulehnen (durch den Beweis eines Alibi [f. d.], einer rechtmäßigen Nothwehr); 3) die Verhaftung; 4) die Bestrafung selbst. In allen diesen Fällen sollte man nie das Rechtsmittel der Vertheidigung abschneiden, wiewol man ihm nicht immer Suspensiveffect beilegen muß, sondern der Angeschuldigte sich, wenn Gefahr auf dem Verzuge haftet, der angeordneten Maßregel so weit, als sie ihm keinen unerseßlichen Schaden zuzieht, vorläufig unterwerfen muß. — In der Befestigungskunst heißt *Defension* die Hilfe, welche eine Linie oder ein Werk dem andern beschoffenen leistet, worauf bei Anlegung einer Festung hauptsächlich gesehen werden muß. Daher *Defensionslinie* oder *Defenslinie*, eine gerade Linie bei Verschanzungen oder Festungen, nach welcher das Geschütz bei der Vertheidigung gerichtet werden muß. — *Defensivalliance*, f. *Allianz*. — *Defensivkrieg*, ein Krieg, welcher vertheidigungsweise, d. i. um sich vor einem bevorstehenden oder schon ereigneten Angriffe zu schützen, geführt wird. *Offensive Bewegungen* können das Wesen eines Defensivkriegs nicht ändern, sie sind vielmehr in der Regel einer bloß leidentlichen Vertheidigung vorzuziehen. (Der siebenjährige Krieg war von Preußens Seite ein Defensivkrieg, aber voll offensiver Unternehmungen.) (*S. Vertheidigungskrieg*.)

Défilé, jeder Weg, der durch Ortshindernisse so beengt ist, daß er von Truppen nur in geringer Breite passirt werden kann. Die gewöhnliche Ansicht des Laien beschränkt diesen Begriff fälschlich auf Gebirgspässe; z. B. die Kunststraße von Leipzig bis Lindenau ist auch ein *Défilé*. Da sie den Marsch der Truppen sehr auf-, und diese dadurch länger im feindlichen Feuer halten, so vermeidet man sie möglichst, besonders mit Geschütz und Fuhrwerk. Die Vertheidigung eines *Défilés* geschieht verschieden; wird es durch Anhöhen gebildet (besonders bewachsene), so besetzt man den Eingang und stellt sich in Masse dahinter; ist dies nicht der Fall, so bleibt immer das Beste, den Weg möglichst unbrauchbar zu machen und sich hinter dem Ausgange des *Défilés* so aufzustellen, daß die in einzelnen Abtheilungen daraus hervorrückenden Feinde durch ein wirksames Feuer und einen entschlossenen Angriff sogleich wieder zurückgeworfen werden, und gar nicht zum Entwickeln kommen; die Aufstellung vor dem *Défilé* zu dessen Vertheidigung ist nur denkbar, wenn dadurch der Durchmarsch einer andern Abtheilung gedeckt werden soll. (Das Besagte leidet bei Brückenvertheidigungen natürlich mehr oder weniger Ausnahmen.) Beim Passiren eines *Défilés* gegen den Feind geht, nach den gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln, als *Patrouillen* u. s. w., zuerst die Vorhut rasch hindurch und stellt sich vor dem Ausgange so, daß sie die Entwicklung der nachfolgenden Massen deckt, deren Verhinderung das Ziel der feindlichen Anstrengungen sein wird. — *Defiliren* heißt daher einen Engweg passiren, und, nach dem Sprachgebrauch, auch vor Jemand mit schmaler Fronte, d. i. en *colonne* oder gliederweise, vorbeimarschiren.

Defilement (Befestigungskunst), die Bestimmung der Lage und Höhe einer Verschanzung, in Bezug auf die nahe gelegenen Anhöhen, um den innern Raum derselben der Einsicht des Feindes zu entziehen. Diese erst von den neuern franz. Ingenieuren wissenschaftlich behandelte Bestimmung beruht auf einer Berechnung der Entfernung und Höhe der Anhöhen, nebst dem Winkel, unter welchem Wurfgeschütze von dort aus auf den zu besetzenden Raum gebracht werden können, welcher dann die Höhe der Brustwehr bestimmt.

Definiren, im weitern Sinn, erklären, den Inhalt eines Begriffs klar machen, dann insbesondere die Grenzen eines Begriffs bestimmen, oder die wesentlichen Merkmale desselben deutlich angeben. — Der Gegenstand, welcher dadurch deutlicher gemacht werden soll, heißt das *Definitum*. Die Eigenschaften dessel-

ben können theils solche sein, die er mit andern gemein hat, theils eigenthümliche. — Eine *Definition* muß beide angeben, und ist also eine solche Erklärung eines Begriffs, welche die Gattung, unter welcher derselbe steht, oder das gemeinschaftliche Geschlechtsmerkmal (*nota generalis s. genus*) und das eigenthümliche Merkmal, welches den Begriff von andern seiner Gattung unterscheidet (*nota specialis s. differentia specifica*), genau und deutlich angibt. Hieraus ergeben sich alle übrige Regeln der Definition, zu welcher die Forderung eines bestimmten Ausdrucks und deutlicher Kürze hinzukommen. Sie ist analytisch, wenn ein Begriff durch die Definition nur in seine Merkmale aufgelöst und vollständig dargestellt wird, oder synthetisch, wenn durch Verbindung gewisser Merkmale ein deutlicher Begriff erst erzeugt wird. Die bloße Beschreibung einer Sache unterscheidet sich dadurch von der Definition, daß in ihr nur einige Merkmale angegeben werden, die aber noch nicht hinreichend sind, die Sache von allen andern Dingen zu unterscheiden.

Defterdar, im osmanischen Reiche der Oberaufseher der Finanzen und Großschatzmeister des Reichs; verschieden von dem *Kasnadar-Baschi*, dem Schatzmeister des Sultans für dessen Privatcasse.

Degen, ein Seitengewehr. Das Schwert (Ritterschwert, Schlachtschwert) unterscheidet sich vom Degen durch größere Schwere und Länge und dadurch, daß es zweischneidig und zu Hieb und Stich gleich brauchbar ist, während der Degen in der Regel am Griff dreikantig ist, keine Schneide hat und nur zum Stoß oder Stich dient. Zwar unterscheidet man Stoß- und Haudegen, doch sind letztere wenig im Gebrauch, wie denn auch das Schwert gegenwärtig nur bei Enthauptungen angewandt wird. Staatsdegen sind sehr leicht, öfter reich verziert und dienen nur zum Pus. — Der *Pallasch*, das Seitengewehr der schweren Reiterei, ist breit, einschneidig mit abgerundeter Spitze, und dient daher nur zum Hauern. Er hat gewöhnlich ein großes, die ganze Hand bedeckendes Gefäß, während der Degen nur ein sogenanntes Stichelblatt hat, und die ehemaligen Schwertler nur einen, mit der Klinge ein Kreuz bildenden, Querstab zum Schutze der Hand hatten. — Der *Säbel*, das Seitengewehr der leichten Reiterei und des Fußvolks, bei jener länger, bei diesem kürzer, unterscheidet sich von dem Pallasch durch seine Krümmung. Die sehr stark gekrümmten türkischen Säbel haben das Eigenthümliche, daß sie, wie unsere Sichel, die Schneide innerhalb der Krümmung haben. Die Griechen und Römer führten kurze, breite Schwerter, gewöhnlich von Kupfer, und trugen sie an der rechten Seite, wahrscheinlich um dadurch in der Handhabung des Schildes nicht behindert zu werden. Ihnen ähnlich sind unsere sogenannten Hirschfänger der Jäger.

Degenfeld (Maria Susanna Loyfa, Freiin v.), Hofdame der Kurfürstin von der Pfalz Charlotte (geb. Landgräfin v. Hessen), deren Gemahl, Kurf. Karl Ludwig (Sohn Friedrichs V. von der Pfalz), sich nach Verstoßung seiner Gemahlin die Freiin v. Degenfeld, mit welcher er lateinische Liebesbriefe wechselte, zur linken Hand antrauen ließ (15. April 1657) und sie zur Raugräfin erhob. Sie gebar dem Kurfürsten 8 Kinder und starb in der Schwangerschaft den 18. März 1677. Der Kurf. starb den 28. Aug. 1680. S. Felix Jos. Lipowsky's Schrift: „Karl Ludw. Kurf. v. d. Pfalz und Mar. Sus. Loyfa, Raugräfin v. Degenfeld“ (Sulzb. 1824). Die Schrift: „Fredegunde, oder Denkwürdigk. zur geheimen Gesch. des handb. Hofes“ (Berl. 1825), enthält ebenfalls die Geschichte dieser Dame.

Degerando, s. Gerando de.

Degradation, die Entsetzung von einer Würde; besonders im Kirchenrechte die gänzliche Entsetzung von dem geistlichen Amte, von der Eigenschaft eines Geistlichen, die Aufhebung der ertheilten Weihe. Geistliche können dem weltlichen Gerichte nicht eher zu criminellem Verstrafen übergeben werden, bis sie degradirt sind, und selbst in der evangelischen Kirche geht die Degradation vorher. Sie wird

aber auch für sich angewendet, um ein unwürdiges Mitglied auszustossen. Sie geschieht auf eine feierliche Weise, indem die Amtskleidung dem Verurtheilten Stück vor Stück abgenommen wird. — In dem Kriegsrechte ist Degradation eine Strafe der Soldaten, durch welche ein Verbrecher von einem höhern zum niedern Grade herabgesetzt wird. Sie fand sonst auch bei Officieren (mit verschiedenen Feierlichkeiten, nach Maßgabe des verübten Verbrechens) und findet im russ. Heere noch jetzt statt; bei den deutschen Heeren ist sie als eine mit der Würde des Officierstandes unvereinbare Straffart abgeschafft, und wer ein Verbrechen begeht, das ihn dieser Würde unfähig macht, wird cassirt. Es können daher nur Ur-officiere zu Gemeinen, und zwar nur nach dem Ausspruche eines Kriegs- oder Standrechts, degradirt werden; im preuß. Heere besteht seit der Einführung der neuen Kriegsartikel (1808) die Einrichtung, daß gemeine Soldaten, welche sich eines entehrenden Verbrechens schuldig gemacht, in die zweite Classe des Soldatenstandes degradirt werden; die zu dieser Classe gehörenden sind des Nationalzeichens verlustig (auch der Kriegsdenkmünze, wenn sie solche besaßen), und es kann bei neuen Vergehungen auf Bestrafung durch Stockschläge, welche sonst ganz abgeschafft sind, über sie erkannt werden. In die erste Classe können sie nur mit Genehmigung des Königs wieder aufgenommen werden, und es ist dazu wenigstens einjährige tadellose Aufführung nöthig.

Dehnbarkeit, diejenige Eigenschaft der Körper, vermöge welcher man ihren Theilen verschiedene Lagen gegen einander geben kann, ohne ihren Zusammenhang zu zerstören. Das Gegentheil ist Sprödigkeit. Jene Eigenschaft ist besonders den Metallen eigen; doch besitzen sie dieselbe in verschiedenen Graden. Über die außerordentliche Dehnbarkeit, namentlich des Silbers, Goldes und der Platina, findet man die neuesten Erfahrungen und Versuche in Biot's „Lehrb. der Experimentalphysik“, 3. A., deutsch durch Fehner, Lpz. 1824 fg., 4 Bde., Bd. 1, S. 10 fg. Außer den Metallen sind viele weiche und flüssige Körper, z. B. manche Harze, die Materie, aus welcher die Spinnen und Nachtfalter, insonderheit die Seidenraupen, ihre Fäden spinnen, u. a. m., bis zu einem erstaunlichen Grade dehnbar. Viele Körper erhalten diese Eigenschaft erst, wenn sie erhitzt und flüssig gemacht werden, z. B. Siegellack und manche Harz- und Gummiarten, insbesondere geschmolzenes und sehr erhitztes Glas. Aus diesem letztern kann man die feinsten Fäden spinnen, welche selbst nach dem Erhärten und Erkalten die Sprödigkeit des Glases nicht haben, und sich daher biegen und wickeln lassen. In dem Kunstcabinet des hallischen Waisenhauses sieht man eine Perücke, deren Locken aus Glasfäden bestehen.

Deianira (Deianeira), die Tochter des Sineus, Königs von Kalydonien in Aetolien, nach Andern des Dionysos und der Althaa, die nebst ihrer Schwester Gorgo allein ihre Gestalt behielt, als ihre übrigen Schwestern bei der Trauer um ihren Bruder verwandelt wurden. Sie war dem Flußgotte Achelous verlobt, der darüber mit Hercules in Kampf gerieth. Achelous unterlag, und die Jungfrau war der Preis des Siegers, der sie in sein Vaterland führen wollte, als er durch den Fluß Euenus, dessen Fluten angeschwollen waren, aufgehalten wurde. Während er noch rathschlagte, ob er umkehren solle, kam der Centaur Nessus und erbot sich, die D. auf seinem Rücken über den Fluß zu tragen. Hercules, der es zufrieden war, ging zuerst über den Fluß; da er aber am andern Ufer angelangt war, sah er, daß der Centaur, weit entfernt, sie über den Fluß zu tragen, vielmehr Alles anwandte, sie zur Untreue gegen ihn zu zwingen. Da schoß er alebald im Zorn über diese Frechheit einen Pfeil auf ihn ab, der mit dem Blute der lernäischen Schlange vergiftet war, und ihn durchbohrte. Nessus, der seinen heranahenden Tod fühlte, gab der D. sein blutiges Gewand mit der Bedeutung, daß, wenn sie ihren Gemahl überreden könne, es zu tragen, dieses das sicherste Mittel

sei, ihn stets an sich zu fesseln. Leichtgläubig nahm D. das Geschenk mit dem Vorsatz an, es zu gebrauchen. Nach einiger Zeit, da sie erfahren hatte, daß Hercules in Cuböa durch die Reize der Iole, Tochter des Euritos, gefesselt werde, sandte sie ihm das Gewand des Nessus durch einen jungen Sklaven, Namens Lychas, dem sie aufring, ihrem Gatten die zärtlichsten Grüße zu sagen. Hercules nahm freudig das unselige Gewand; doch kaum hatte er es angezogen, als er von solchem Schmerz gepeinigt wurde, daß er in Wuth gerieth, den Lychas ergriff und ins Meer schleuderte, wo er in einen Felsen verwandelt wurde. In dieser Wuth hieb er auch Bäume auf dem Berge Ida um, errichtete von ihnen einen Scheiterhaufen, legte sich darauf und bat seinen Freund Philolett, ihn anzuzünden. Als D. den Tod des Hercules erfuhr, wurde sie von Reue und Schmerz gequält, daß sie sich selbst tödtete.

Deich, — bund, — bandsgenossen, — bau, — buch, — geschworene, — graf, — last, — recht, — schau, — wesen. Deiche sind Dämme oder Wälle von Stein und Erde, welche den Zweck haben, Überschwemmungen (des See- und Flusswassers) vorzubeugen. Mit ihnen sind Siehle oder Schleusen verbunden, durch welche das Wasser aus dem bedachten Lande abgeführt oder nöthigenfalls frisches Wasser zugeführt wird. Der Bau der Deiche (Deichbau) hat seine besondern Rücksichten und Grundsätze. Da in Beziehung der Deiche wichtige Rechte und Verbindlichkeiten vorkommen, so gibt es ein besonderes Deichrecht: die Lehre von den rechtlichen Verhältnissen, welche in Hinsicht der Deiche eintreten. Die Hauptquellen desselben sind die Deichordnungen oder Deichgesetze der Länder, wo große Deiche angelegt sind, und zugleich das Herkommen. Vgl. v. Hunrich's „Entwurf des jetzigen Deichrechts“, Mellmann's „Einleitung ic.“ und Petrius's „Allgemeine Grundsätze ic.“, sowie Penzler's „Lexikon über die Ausdrücke, die beim Deichwesen vorkommen“. Die Hauptgrundsätze desselben sind: Jeder ist zur Erhaltung eines Deichs verbunden, dessen Grundstück durch die Überschwemmung eines austretenden Wassers leiden würde; mithin auch nothwendiges Mitglied eines Deichbundes (d. i. der Verbindung, welche unter Gemeinden und Personen besteht, die zur Erhaltung der Deiche und Siehlen verpflichtet sind), sobald eine Gesellschaft der Art vorhanden ist; und der Landesherr kann befehlen, daß sich eine solche Gesellschaft bilde. Die Deichlast (die Verbindlichkeit, den Deich zu erhalten), welche den Deichgenossen oder Deichbandsgenossen obliegt, ist eine Reallast, welche an dem Eigenthümer eines Guts haftet, die also der Eigenthümer, nicht der Inhaber, trägt, und von welcher keine Ausnahme stattfindet, wenn sie nicht durch anerkannte Privilegien bestätigt wird. Grobe Nachlässigkeit in der Abtragung der Deichlast begründet das Spaderecht, nach welchem ein Grundstück, auf welchem die Deichlast haftet, nach einem gewissen Termin auch sub hasta verkauft werden kann. Bei außerordentlichen Fällen tritt die außerordentliche Deichlast oder Nothhilfe ein, welche darin besteht, daß alle fähige Bewohner eines Bezirks zu Hülfe aufgefordert werden können, damit das Wasser nicht durchbreche. Nicht immer liegt nach den Deichrechten Denjenigen eine Entschädigung ob, die durch Aufopferung eines speciellen Eigenthums oder durch dessen Beschädigung gewinnen. Sogar hört bisweilen ein ausgedehntes Grundeigenthum nach der Ausdeichung auf, ein Eigenthum Dessen zu bleiben, der es binnen Deichs besaß. Die Vertheilung der Deichlast aber geschieht entweder so, daß jedem Bundesgenossen ein bestimmter Deichantheil zur Erhaltung angewiesen, oder der Deichbau als gemeinschaftliche Sache betrieben wird; Letzteres nennt man den Communfuß, nach welchem überhaupt größere Unternehmungen betrieben werden. Auf den Fall, daß der Deich wegen Gewalt des Wassers weiter landeinwärts angelegt wird, sind die Eigenthümer, auf deren Ländereien nun der Deich angelegt wird, berechtigt, Schadenersatz zu fordern. Alle Anleihen, die zur Erhaltung des Deichbaues gemacht werden, sind bevor-

rechet und werden in die erste Classe gesetzt. Streitigkeiten, die über diese entstehen, pflegen von einem besondern Gerichtsstande, dem *Deichgrafen* (obersten Aufseher und Richter in Sachen des Deichbaues) und seinen Geschworenen (*Deichgeschworenen*), die ihm als Schöppen beigeordnet sind, entschieden zu werden. Von diesen Personen wird auch von Zeit zu Zeit eine Untersuchung des Deichwesens (die *Deichschau*) angestellt. Ihre Schlüsse heißen die *Deichwache*, und die Beschreibung des ganzen Deichs und seiner Theile das *Deichbuch*.

Deidamea (*Deidameia*), des *Lykomedes* Tochter, mit welcher *Achilles*, während seines Aufenthalts auf *Syros*, den *Pyrrhos* und *Dnites* zeugte.

Dei gratia, von Gottes Gnaden, eine Formel, welche regierende Herren ihrem Titel beifügen. Der Ausdruck ist aus einem Briefe des Apostels *Paulus* hergenommen und wurde zuerst von den Geistlichen zu den Zeiten *Konstantins* des Großen gebraucht. Zu den Zeiten der *Karolinger* nahmen ihn auch die weltlichen Fürsten an. Die hohen Geistlichen in der *kathol. Kirche* fügten noch einen Zusatz bei: von Gottes und des Apostolischen Stuhles Gnaden.

Deismus oder *Theismus*, das System, nach welchem Gott als der oberste und letzte Grund aller Dinge angenommen wird. Das Gegentheil ist der *Atheismus* oder die Gottesleugnung. Zuweilen setzt man dem *Deismus* den *Offenbarungsglauben* entgegen und versteht dann unter einem *Deisten* denjenigen, welcher zwar an das Dasein und an die Weltregierung Gottes glaubt, aber die Offenbarung verwirft, oder doch seinen Glauben an Gott und die göttlichen Dinge bloß auf Gründe der Vernunft, nicht auf das Zeugniß der Offenbarung baut. In diesem Sinne redet man z. B. von englischen *Deisten*, welche die Offenbarung bestreiten, ziemlich gleichbedeutend mit *Naturalisten*. *Kant* unterschied zwischen *Deismus* und *Theismus* so, daß der erstere zwar eine höchste und letzte Ursache aller Dinge, die er Gott nenne, nicht aber ein freies und vernünftiges Wesen als den Urgrund aller Dinge annehme, der letztere aber das Dasein eines lebendigen Gottes, eines mit Verstand und Freiheit begabten Wesens, welches der Schöpfer und Regierer der Welt sei, behauptet. Diese Unterscheidung ist ganz willkürlich, und daher von Wenigen angenommen worden. Man kann mit gleichem Rechte *Deismus* (lat.) und *Theismus* (griech.) schreiben. In *Indien*, dem Vaterlande so vieler Religionen, hatte vor etwa 200 Jahren ein gewisser *Beerbhan* eine Sekte von *Deisten* gestiftet, die sich *Saubhs* oder *Saahhs* nennen. Sie führen ein strenges Leben und haben Vieles mit den *Quäkern* gemein.

Dejotarus, *Tetrarch* (oder *Vierfürst*) von *Galatien*, erhielt von dem römischen Senate den Königstitel über diese Provinz und *Kleinarmenien*, weil er den Römern in den asiatischen Kriegen wichtige Dienste leistete. Im bürgerlichen Kriege ergriff er die Partei des *Pompejus*. *Cäsar* nahm ihm *Kleinarmenien*, nöthigte ihn, mit gegen *Pharnaces* zu ziehen, und ließ ihm Nichts als den Königstitel. Man beschuldigte ihn eines Angriffs auf das Leben *Cäsar's*, weshalb ihn *Cicero* in einer noch vorhandenen Rede vertheibigte. Nach *Cäsar's* Ermordung kehrte er in seine Staaten zurück und verband sich mit *Brutus*, dann mit *Augustus*. Er starb in einem hohen Alter, 30 Jahre v. Chr.

Dekade, *Dekadi*, *dekabisches System*, *Dekagramm*, *Dekalitre*, *Dekametre*, *Dekare*, stammen aus dem griech. Worte *Dekas*, zehn, oder was 10 Theile hat. — *Dekadentag*, s. *Calendar*. — *Dekabisches System* nennen wir unser Zahlensystem mit 10 einfachen Zeichen, welche durch ihre Stellen Zahlengrößen bezeichnen. (S. *Zahlensystem*). In dem franz. Maßsystem bebient man sich des griech. Worts *deka* bei zu vergrößernden Bestimmungen, z. B. *Dekagramm* (ein Gewicht von 10 Grammen [$2\frac{1}{2}$ Quentlin]), *Dekalitre* (ein Maß von 10 Litres), *Dekametre* (10 Metres), *Dekare* (10 Ares, ungefähr 20 □ Ruthen).

Dekagon (*decagonum*), in der Geometrie, eine Figur von 10 Ecken und Winkeln (Zehneck).

Dekameron (griech., von *deka* zehn, und *ημερα* Tag), ein Buch, worin der Verfasser die Begebenheiten u. von zehn Tagen erzählt. Der Dekameron des **Boccaccio** (s. d.) ist die Geschichte einer fröhlichen Gesellschaft, welche sich an zehn verschiedenen Tagen vereinigt, wo jedes Mal zehn Novellen erzählt werden. Der Dekameron **Dibdin's** beschäftigt sich mit Merkwürdigkeiten aus der Bibliographie.

Deken (Agathe), eine holländ. Schriftstellerin, geb. den 10. Dec. 1741 in dem Dorfe Amstelveen bei Amsterdam, verlor frühzeitig ihre Ältern und wurde in dem Waisenhause der Collegianten (einem Nebenzweige der Remonstranten) erzogen, wo sie die Grundsätze einer strengen Moral einsog, welche in ihren Schriften durchschimmert. Sie lebte unverheirathet, erst als Gesellschafterin der **Maria Bosch**, dann der **Elisabeth Wolff**, geb. **Bekker**, mit denen sie auch in literarischer Hinsicht so innig vereint war, daß sie Nichts geschrieben hat, als in Verbindung mit einer dieser Freundinnen, das Bekannteste und Vorzüglichste mit der Letztern. Mit dieser lebte sie bis zu ihrem Tode in der vertrautesten Freundschaft, obschon beide Frauen von sehr verschiedener Gemüthsart waren; die **Deken** ruhig und ernst, die **Wolff** lebhaft, fröhlich und schalkhaft. Beide werden als die Schöpferinnen des holländischen Originalromans betrachtet. An ihren „**Sara Burgerhart**“ und „**Willen Levend**“ (den letztern Roman hat der Verf. des „**Siegfried v. Lindenberg**“ ins Deutsche übersetzt) rühmen holländische Kritiker genaue und reine Sittenschilderung, den feinsten Witz, pathetische Situationen und die echten, der Natur abgeborgten Volkscharaktere. Sie setzen den erstern Roman der Vollendung nach über den letztern; vor 2 andern urtheilen sie weniger günstig. Auch ihre Bauernlieder („**Liederen voor den Boerenstand**“) werden als classisch betrachtet. **Agathe D.** starb den 14. Nov. 1804, nachdem sie ihre Freundin nur 11 Tage überlebt hatte.

Delambre (**Jean Baptiste Joseph**), einer der berühmtesten Astronomen unserer Zeit, geb. d. 19. Sept. 1749 zu Amiens, hatte in seiner Vaterstadt den **Abbé Delisle** zum Lehrer, der später sein College beim Nationalinstitut und beim Collège de France war, und stets sein Freund blieb. Er widmete sich zuerst linguistischen Studien, machte sich die meisten lebenden Sprachen eigen, und war einer der besten franz. Hellenisten. Erst im 36. Jahre gingen seine Studien zur Astronomie über. Nachdem er die Werke des **Lalande** mit einem Commentar bereichert hatte, wurde er **Lalande's** Freund und Zögling, der mit Stolz von **D.** sagte, daß er sein bestes Werk sei. Kaum hatte **Herschel** den **Uranus** entdeckt, so folgte **D.** mit steter Aufmerksamkeit der Bahn desselben. Obschon dieser Planet nach 8 Jahren erst einen kleinen Theil seiner mehr als 80jährigen Bahn zurückgelegt hatte, so fertigte er besessenungeachtet gegen 1790 schon die **Uranustafeln** an, die seitdem von allen Astronomen bei ihren Berechnungen benutzt werden. Diese und seine Tafeln über den Lauf des **Jupiter** und des **Saturn**, ferner s. Abhandlungen für die Akad. der Wissenschaften und s. wichtigen Berechnungen der Bahn der **Trabanten** des **Jupiter**, verschafften ihm einstimmig die Aufnahme ins Nationalinstitut. Er und **Méchain** maßen von 1792 — 99 den Bogen des Meridians zwischen **Barcelona** und **Dünkirchen**. Die nördlichen trigonometrischen und astronomischen Operationen bis **Dünkirchen** leitete **D.**, und **Méchain** übernahm den südlichen Theil der Messung bis **Barcelona**. Zur Verification maß hernach **D.** nach einem neuen Verfahren 2 Basen, jede von 6000 Klafter, die eine bei **Melum**, die andre bei **Perpignan**. Die ganze Art und die Resultate dieses Verfahrens theilte **D.** in s. „**Base système métrique décimal, ou mesure de l'arc du méridien compris entre les parallèles de Dunquerque et Barcelone**“ (Paris, 3 Bde., 4.), und „**Recueil d'observations géodésiques p. faisant suite au 3me vol. de la base du syst. métr., rédigé par Biot et Arago**“ mit, welche 1810 einen der Decennalpreise erhielt. Bei der ersten Errichtung des Bureau des longitudes ward er Mitglied desselben. 1802 gab ihm **Napoleon** den wichtigen Posten eines Generalinspectors der Stu-

dien, und 1803 wählte ihn die Classe der mathem. Wissenschaften zu ihrem beständigen Secretair, wogegen er das Generalinspectorat aufgab. Jedoch ward er von Napoleon auch zum Schatzmeister der Universität ernannt. Seine ersten Commentafeln hatte D. 1792 geliefert. Ihre Wichtigkeit bestimmte ihn, seine Beobachtungen der Sonne fortzusetzen, und so erschienen 1806 seine neuen Tafeln, die seitdem den betreffenden Berechnungen zum Grunde gelegt werden. Ebenso arbeitete er f. Tafeln der Trabanten des Jupiter 1817 um und bereicherte solche mit neuen Beobachtungen. Als er 1807 Lalande im Collège de France ersetzte, ward er dadurch zu einer neuen Untersuchung aller großen Probleme in der theoretischen und praktischen Astronomie geführt, aus welchen Untersuchungen sein classischer „Traité d'astronomie théorique et pratique“ (3 Bde., 4., 1814) hervorging. Diesem Traité folgten von 1817 — 22 die nicht minder classischen Geschichtsbücher über die Sternkunde: „Hist. de l'astronomie ancienne“ (1817, 2 Bde., 4.); „Hist. de l'astron. du moyen âge“ (1819); „Hist. de l'astron. moderne“ (1821, 2 Bde.) und „Hist. de l'astron. du 18me siècle“ (2 Bde., 4.), zusammen 7 Bde., 4.: eine Reihe von Werken, wie keine Nation gleiche aufzuweisen hat. Auch als Secrétaire perpétuel der Akademie der Wissenschaften hat D. die größten Verdienste. Er starb den 19. Aug. 1822.

Delaware, ein Fluß in den Verein. Staaten, der seinen Namen vom Lord Delaware erhalten hat, welcher sich unter Jakob I. als Gouverneur von Virginien große Verdienste um die Colonie erworben hatte. Der Delaware strömt 60 Meilen weit, ist 13 Meil. schiffbar, hat viele Wasserfälle und bildet bei seinem Ausflusse die Delaware-Bai, $8\frac{1}{2}$ geogr. Meilen lang, und bei ihrem Ausgange 3 Meil., höher hinauf aber bis $6\frac{1}{2}$ Meil. breit ist. Von dem Flusse hat der Staat Delaware seinen Namen, vor der Revolution ein Theil von Pennsylvanien, jetzt der kleinste unter den 25 Vereinigten Staaten; er enthält auf 100 □M. 80,000 Einw. Der Hauptort Newcastle hat 250 Häuf. und 1200 Einw. Wilmington (620 H. und 5000 E.) hat eine Akademie, verschiedene Manufacturen, und treibt starken Handel.

Delavigne (Jean François Casimir), dramatischer Dichter, geb. 1794 zu Havre. Er begann als Jüngling seine Laufbahn mit einer Dithyrambe auf die Geburt des Königs von Rom. Sein Gedicht über die Erfindung der Schutzpocken erhielt 1814 von der franz. Akademie den ersten Nebenpreis. Dann widmete er sich der Schauspielichtung und ließ seinem mit Beifall aufgenommenen Trauerspiele: „Les vèpres siciliennes“, 1821 ein andres: „Le Paria“, folgen. Schon das erste Stück verrieth, bei manchen Fehlern in der Anlage des Planes und in der Zeichnung der meisten Charaktere, einen Dichtergeist, der Ausgezeichnetes verspricht, und derjenige Charakter, welcher der Handlung Leben und Bewegung gibt, ist so kräftig gezeichnet, und der Dichter weiß durch schöne, in glänzenden Versen ausgesprochene Gedanken so sehr hinzureißen, daß schwache Stellen und falscher Schimmer weniger auffallen. Bei der ersten Aufführung dieses Stückes auf dem Odéon 1819 erregten einige Verse gegen Willkürherrschaft und Ministeranmaßung so stürmische Auftritte, daß die Polizei die Wiederholung jener Verse verbot; sie wurden aber dennoch beklatscht, und dieser Kampf zwischen der Polizei und den Zuschauern trug nicht wenig bei, dem Stücke Beifall zu verschaffen. Auch in dem zweiten Trauerspiele bemerkt man den Fortschritt des Dichters; glänzendes Colorit, Harmonie des Versbaues, Reichthum an Gedanken und Bildern, wiewol man ihm mit Recht vorwirft, daß er seinen Stoff nicht tief erwogen und nicht Das daraus gezogen habe, was sich daraus hätte ziehen lassen. In f. Elegien: „Les trois Messéniennes“, besang D. das Unglück Frankreichs; dazu kamen 1819 2 „Elégies sur la vie et la mort de Jeanne d'Arc“. Sein Lustspiel: „Les comédiens“, 5 Acte in Versen, in der Gattung der „Métromanie“, war gegen den kritischen Rath der ersten franz. Bühne

gerichtet. Zu seinen „Nouvelles Messéniennes“ (1822) begeisterte ihn der Freiheitskampf der Griechen. 1823 erschien sein mit allgemeinem Beifall aufgenommenes Lustspiel: „L'école des vieillards“. In einer neuen Messenienne drückte D. Europas Trauer über Byron's frühzeitigen Tod aus. Sie steht in der 10. Ausg. f. „Messéniennes et poésies diverses“ (Paris 1824, 2 Bde.). Sein Trauerspiel in 5 Acten und in Versen: „Marino Faliero“, wurde 1829 in Paris mit großem Beifall gegeben. Der Verf. erhielt für das Manuscript vom Buchhändler Lavoocat 13,000 Fr. (ebenso viel für die „Schule der Alten“). 1824 wurde D. Mitgl. der franz. Akad. 1825 sollte er aus der Civilliste des Königs einen Jahresgehalt von 1200 Fr. erhalten; er schlug es aber aus, sowie das Kreuz der Ehrenlegion, um seine Unabhängigkeit zu bewahren. Denn der freisinnige D. ist der Dichter der Nation. (Über s. Verhältnis zu Lamartine s. d.)

Delegation: 1) Abordnung, Übertragung, daher in Italien die Regierungsbehörden und deren Vorsteher zuweilen Delegationen u. Delegate heißen. So bestehen im lombardisch-venetianischen Königreiche unter den Regierungen zu Mailand und Venedig, dort 9, hier 8 Delegationen, den Kreisämtern der übrigen österreichischen Staaten entsprechend, und aus einem Delegaten, Vicelegaten und Adjuncten zusammengesetzt. 2) Im Privatrecht ist Delegation das Geschäft, wodurch ein bestehendes Schuldverhältniß in Hinsicht auf die Person des bisherigen Gläubigers oder Schuldners aufgehoben, und ein dem Gegenstande nach gleiches zwischen andern Personen an seine Stelle gesetzt wird, also entweder der bisherige Gläubiger weist seinem Schuldner, den er der Verbindlichkeit gegen sich selbst entläßt, einen andern Gläubiger an, welchem er Zahlung leisten soll, oder der bisherige Schuldner stellt seinem Gläubiger einen andern Schuldner und wird von jenem seiner Verbindlichkeit entlassen. Der überwiesene Schuldner ist in beiden Fällen der Delegat, der überweisende der Delegant, der Gläubiger Delegatar. Gänzliche Aufhebung des bisherigen Verhältnisses zwischen dem Deleganten gehört zum Wesen dieses Geschäfts und unterscheidet es sowohl von der Cession als der Assignation, die beide nur dem angewiesenen Gläubiger (Cessionar) sowol als dem angewiesenen Schuldner (debitor cessus) das Recht geben, die Zahlung der bisherigen Verbindlichkeit gültig anzunehmen u. zu leisten, aber im Übrigen das Rechtsverhältniß an sich nicht verändern, sodas der Schuldner auch gegen den Cessionar alle Einreden brauchen kann, welche ihm gegen den Cedenten zustanden. Hingegen der Delegat kann gegen den Delegatar nichts geltend machen, was er dem Deleganten entgegensetzen konnte. 37.

Delft, 1) Stadt in Südholland mit 14,000 E., an einem Canal, der mit der Maas zusammenhängt und den Hafen (Delfshaven) bildet. Unter den Gebäuden der alten und finstern Stadt ist das Rathhaus merkwürdig, wo man einige gute Gemälde findet. In der alten Kirche sieht man Denkmale der Admirale von Tromp u. Pieter Heyn. Nicht weit davon ist das Haus, wo Wilhelm I. von Dranien 1584 ermordet ward. In der neuen Kirche, die ein berühmtes Glockenspiel hat, steht das ihm errichtete prächtige Denkmal. Auch sieht man daselbst das Denkmal des Hugo Grotius, der hier geboren ward. Eine hier seit langer Zeit verfertigte Art von Fayence ist u. d. Namen Delfterzeug bekannt. Die Stadt hat eine Artillerie-, Genie- u. Marineschule, Woll- u. Seifenfabrik, Geneverbrennereien. 2) Der Name einiger berühmten holländischen Maler, besonders Jakob (geb. 1619, gest. 1661) u. Wilhelm Delft (um das Ende des 16. Jahrh.), beide aus Delft geb., beide Portraitmaler u. Verwandte des in Delft geb. und gest. berühmten Mirevelt.

Delhi (Dehly), auch Schah-Dschehanabad, d. h. Stadt des Schah-Dschehan (Sehan), der sie erbaute. Diese hochberühmte zweite Haupt- und Residenzst. des Großmoguls in Hindostan (Agra war die erste) ist noch jetzt (nach den schrecklichen Verwüstungen, die sie 1738 vom Schah Nadir, 1747 von den Afghanen und in neuern Zeiten von den Maratten hat erleiden müssen) eine der ansehnlichsten

Städte Hindostans. Sie gehört jetzt zu den unmittelbaren britisch-ostindischen Besitzungen und liegt in der Präsidentschaft Calcutta, am westl. Ufer des Flusses Dschumna (Jumna), wo sie sich auf 8 engl. Meilen in der Länge und an einigen Orten auf 4 Meil. in der Breite ausdehnt. Das kaiserl. Residenzschloß (noch jetzt der Wohnsitz des entthronten Großmoguls Akbar II. und s. aus mehren tausend Köpfen bestehenden Familie), mehre prachtvoll gebaute kaiserl. Grabmäler, zahlreiche glänzende Moscheen und eine Menge gut gebauter Privathäuser und reicher Kaufläden sind eine Zierde der auch in ihrem Verfall noch großen Stadt, die jetzt 200,000 Einw., viele Fabriken und eine Sternwarte hat. Die Ruinen bedecken 1 □ M. Was glaubhafte Reisende von der ehemaligen Pracht derselben und von den Reichthümern erzählen, welche die mongolischen Kaiser daselbst aufgehäuft hatten, grenzt an das Fabelhafte. So war der sogen. Pfauenthron von massivem Golde, und man hatte an dessen Rücklehne, die einen Pfauenschwanz bildete, durch zahllose Edelsteine aller Art das natürliche Farbenspiel nachgeahmt. Er ward auf 75 Mill. Thaler geschätzt; Nadir Schah führte ihn als Beute hinweg. Was dieser Eroberer an baarem Gelde, Kleinodien, kostbaren Gefäßen und Waffen aller Art allein aus den kaiserl. Schatz- und Rüstkammern, ingleichen an Elefanten, Pferden und Kamelen aus den kaiserl. Ställen raubte, schätzt man auf 425 Mill. Thaler.

Delille (Jacques, auch Delisle, de Lille), der berühmteste unter den französischen Lehrdichtern neuerer Zeit, geb. den 28. Juni 1738 zu Aigue-Perse, einer anmuthig gelegenen Stadt in Auvergne. Sein Name seit der Revolution war Montanier-Delille. Er glich ebensovoll an Häßlichkeit als in der seltenen Verkunst Pope, den er sich auch in seinen Gedichten zum Muster genommen hatte. Er kam jung nach Paris und zeichnete sich in dem Collegium von Lisseur durch seine früh entwickelten Talente, besonders seine Neigung zur Dichtkunst aus. Hierauf kam er in das Collegium von Amiens, wo schon Gresset die Liebe zur Poesie geweckt hatte; hier fing D. seine metrische Übersetzung der Georgica des Virgil an: ein kühnes Unternehmen, denn er mußte in der franz. Sprache nach Mitteln spähen, die man noch nicht entdeckt hatte. Diese Übersetzung, welche D. in s. 23. Jahre vollendete, obgleich er noch viele Jahre daran feilte, machte großes Aufsehen. Sie erschien zuerst 1770 in einer glänzenden Quartausgabe von Didot mit einem Discours préliminaire und zahlreichen Anmerkungen, durch welche sich der Verf. auch unter den franz. Prosaikern eine ehrenvolle Stelle erworben hat. Eifersüchtige feindeten den jungen Dichter an, z. B. Clement, und schrieben gegen seinen Versuch. Aber das Verdienst siegte; D. wurde nach Paris berufen und zum Professor am Collège de la Marche, später am Collège de France ernannt. Die Franzosen erkannten seiner Übersetzung einen Platz unter ihren classischen Werken zu. D. selbst setzte den Virgil noch über den Homer und wußte dessen Schönheiten in seinen Vorträgen mit außerordentlicher Anmuth und Feinheit zu entwickeln. Auch übersetzte er später dessen „Aeneide“ (1803). In seinem 37. J. (1774) ward er in die Akademie aufgenommen. Auf die Übersetzung der Georgica folgte sein eignes Lehrgedicht: „Les jardins, ou l'art d'embellir les paysages“ (Paris 1782) in 4 Ges., wovon die beiden ersten den Boden und die zur Verschönerung dienenden Gehölze, der dritte die Auslegung der Rasenplätze, die Blumenzucht und die Benennung der Gewässer, und der vierte die bildenden Künste betrifft, die zur Verschönerung eines Gartens wirken können. Man war mit den Gärten weniger zufrieden, als mit jener Übersetzung des Virgil'schen Gedichts. Doch glauben die meisten Kunststrichter, daß die Franzosen im Fache des Lehrgedichts kein zweites Werk von gleichem dichterischen Werthe besitzen. D. war nicht eigentlicher Geistlicher, sondern nahm nur die untern Weihen an, um eine Pfründe genießen zu können. Von dieser, von seinen Besoldungen als Professor im Collège de France und als Mitglied der franz. Akademie, sowie von den Zinsen seines eignen Vermö-

gens, hatte er vor der Revolution ein jährl. Einkommen von 30,000 Livres, von welchen ihm später nur 600 übrig blieben. Die Ehre, die ihm das Nationalinstitut durch seine Wahl zum Mitglied der 3. Classe erwies, verbat er Anfangs als ein Anhänger der alten Ordnung der Dinge. Das Institut aber erklärte, es werde die ihm bestimmte Stelle stets für ihn offen lassen und erst nach seinem Tode wieder besetzen. Späterhin, bei einer mehr befestigten Regierungsform, ward er zum Mitgliede der 2. Classe erwählt, und nahm die Stelle an. Es ist merkwürdig, daß ihn Robespierre bei jeder Gelegenheit schonte. Dieser Demagog wünschte die Hymnen, die bei der Feier der öffentlichen Anerkennung der Gottheit abgesungen werden sollten, von D., der damals im Collège de France lebte, verfertigt zu sehen. Der Dichter, der diese Aufforderung nicht ablehnen konnte, schrieb in 24 Stunden den „Dithyrambe sur l'immortalité de l'âme“, der selbst den Wohlfahrtsausschuß erschütterte, und ungesungen blieb. Seitdem (von 1794) entfernte er sich aus Paris und hielt sich viele Morate lang im Wasgau auf, wo er seine Phantasie mit den ihn umgebenden großen Naturscenen beschäftigte und bald über die Bestimmung des Menschen, bald über die Gesetze der Dichtkunst nachdachte. In den malerischen Umgebungen der Schweiz dichtete er seinen „Homme des champs“, ein Lehrgedicht in 4 Gesängen, über die Reize des Landlebens, mit dem Beinamen „Georgiques françaises“, als Seitenstück der „Georgica“ des Virgil, von welcher es gleichsam der zweite, moralische Theil ist. D. hat 20 Jahre an diesem Gedichte gearbeitet, größtentheils aber 1794, während der Schreckenszeit, und 1795 in den Thälern des Wasgaus. Er vollendete es in Basel, wo es bei Decker prachtvoll erschien. Mehre geben diesem Gedichte den Vorzug vor den „Jardins“. Die traurigen Begebenheiten von 1794 haben viel Einfluß auf dasselbe gehabt, und in mehreren Stellen herrscht eine tiefe Melancholie und eine Empfindsamkeit, welche in den „Jardins“ nicht sichtbar wird. Der Anblick der Leiden seines Vaterlandes erzeugte das Gedicht: „Le malheur et la pitié“ in 4 Ges. (London 1803), durch eine Reihe lieblicher und rührender Gemälde und eine Fülle wohlklingender Sprüche anziehend. Von Basel begab er sich nach London, wo er indessen nicht zu den Emigranten gezählt wurde, und wo er sich (1802) mit Mlle. Dandchamps, die lange Zeit seine Reisegesellschafterin gewesen war, verheiratete. Hier beschloß er, seine vaterländische Sprache durch Milton's Meisterwerk zu bereichern, den er unter den Engländern am meisten bewunderte. Man sieht es seiner Übersetzung des „Verlorenen Paradieses“ an, daß er sie mit Lust arbeitete. Vielleicht hat sich D. unter allen seinen Arbeiten in dieser am meisten als Dichter gezeigt. Sie wurde in 15 Monaten vollendet; aber die Anstrengung, mit welcher er sie zu beendigen bemüht war, gab Veranlassung zu dem ersten Anfalle von Schlagfluß, den er später erlitt. Als die politischen Stürme beruhigt waren, kehrte er in sein Vaterland zurück und erwarb sich durch neue Erzeugnisse seines thätigen Geistes Bewunderung und Huldigung. So schrieb er sein Gedicht über die drei Reiche der Natur, und (1812) das in Frankreich mit rauschendem Beifall aufgenommene Gedicht: „La conversation“. Hier hatte er einen Stoff gewählt, den er als Meister zu behandeln wußte. Was aber die Poesie anlangt, so gilt von diesem Werke im Ganzen wol, was von seinen übrigen gilt. Lebhaftes Gefühl, Mannigfaltigkeit der Anschauung, daher lebendige Schilderungen, Reinheit und höchste Zierlichkeit des Ausdrucks, harmonischer Wohlklang und Fluß der Verse sind ihre höchsten Vorzüge, weshalb Boutherwel nicht mit Unrecht sagt: „Ein didaktisches Werk, wie der höchst elegante Landmann des Abbé Delille, kann sehr viele Reize des Ausdrucks und der Diction haben, ohne darum ein Gedicht zu sein“. D. arbeitete Alles im Gedächtniß aus, und in ihm bewahrte er, wie ehemals Tasso, was er vollendet hatte, fester und sicherer auf als in seiner Schreibtafel. So trug er sogar die 30,000 Verse seiner Übersetzung der „Aeneide“ in seinem Kopfe herum.

Indeß seine Geisteskraft zuzunehmen schien, nahm seine Körperkraft mit jedem Tage mehr ab, auch verlor er den Sinn des Gesichts. Er starb am 1. Mai 1813. Er hat ein Gedicht mit sich genommen, welches er aus Zartgefühl dem Papier nicht anvertrauen wollte. Er besang darin das Alter und sein nahes Ende; weisfagend pries er in wohlklingenden Versen die Täuschung der Gegenwart und die Wohlthaten der Zukunft. Sein Tod ward allgemein auch wegen seines liebenswürdigen Charakters betrauert, und ein feierliches Leichenbegängniß bewies, in welcher hohen Achtung D. unter seinen Landsleuten gestanden hatte. Nach seinem Tode erschien: „Le départ d'Eden“ (Paris). Man vgl. über ihn Schöll in s. Selbstbiographie (Leipzig 1821).

Delisle oder De l'Isle (Guillaume), Geograph, geb. 1675 zu Paris. Seine Neigung zur Geographie verrieth sich schon in seiner Kindheit; von Cassini unterrichtet, entwickelte sich sein Geist so schnell, daß er früh den Gedanken faßte, dem ganzen Gebäude der Geographie eine neue Grundlage zu geben, und im 25. Jahre gab er 1700 eine Weltkarte, Charten von Europa, Asien und Afrika, einen Himmels- und einen Erdglobus von einem Fuß im Durchmesser heraus. Er legte dabei, was seine Vorgänger, meist blindlings den Längenbestimmungen des Ptolemäus folgend, vernachlässigt hatten, die bis zu seiner Zeit gemachten astronomischen Beobachtungen zum Grunde, die er aber mit den, von alten und neuern Reisenden angegebenen Ortsentfernungen und den vorhandenen Reisebeschreibungen sorgfältig verglich; so erwarb er, bei prüfender Benützung der kritischen Arbeiten einiger Vorgänger, den Ruhm, der eigentliche Begründer des geographischen Systems der Neuern zu sein. Die Anzahl seiner Charten zur Geographie der alten und neuen Welt beläuft sich auf mehr als hundert, und darunter zeigt die letzte Ausgabe seiner Weltkarte von 1724 die Fortschritte, welche die Geographie 2 Jahre vor seinem Tode gemacht hatte. Wie weit diese auch seitdem gekommen ist, so sind doch jene Charten, sowol für die Geschichte der Wissenschaft, als auch selbst zur Bestimmung verschiedener hier bereits in Übereinstimmung mit den Beobachtungen neuerer Reisenden angegebenen Punkte, noch immer schätzbar. D. unterrichtete Ludwig XV. in der Geographie und erhielt dafür den früher nicht üblichen Titel eines königl. Geographen. — Sein Bruder, Joseph Nicolas, geb. 1688 zu Paris, widmete sich von früher Jugend an der Astronomie, und hatte bereits, ehe er die Grundsätze der Wissenschaft kannte, durch ein selbst erfundenes sinnreiches Verfahren verschiedene Aufgaben derselben gelöst. Unter Lieutaud's und Cassini's Leitung machte er schnelle Fortschritte, die ihm die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften erwarben. Seine Beobachtungen des Durchgangs des Merkurs durch die Sonne, 1723, und der Sonnenfinsterniß von 1724 erhöhten seinen Ruhm. Die Kaiserin Katharina I. rief ihn nach Petersburg, um durch ihn eine Schule für die Astronomie anlegen zu lassen, wozu schon Peter I. ihn aufgefordert hatte. Die neue Schule ward durch D.'s Bemühungen bald berühmt. Er benutzte die Zeit, die sein Lehramt ihm übrig ließ, zu verschiedenen Reisen, und sammelte viele schätzbare Nachrichten für Naturkunde und Geographie. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland kaufte der König seine reichhaltigen Sammlungen für Astronomie und Geographie, die dem Marindepot übergeben wurden, und bestellte ihn zum Aufseher darüber. Bis zu seinem Tode, 1768, setzte D. seine Beobachtungen mit unermüdetem Eifer fort und bildete unter andern Schülern auch Lalande und Messier. Sein wichtigstes geographisches Werk, das „Mémoire sur les nouvelles découvertes au Nord de la mer du Sud“ (1752), enthält das Ergebnis der Bemühungen der Russen zur Entdeckung eines Weges aus dem Südmeer in die Gewässer nördlich von Amerika. Seine „Mémoires pour servir à l'histoire et aux progrès de l'astronomie, de la géographie et de la physique“ (1738, 2 Bde., 4.) blieben unvollendet, und s. „Avertissement aux astronomes“

sur l'éclipse annulaire du soleil que l'on attend le 25 juin 1748", ist eine vollständige Übersicht aller ringförmigen Sonnenfinsternisse.

Della Maria (Domenico), ein franz. Componist, stammte aus einer italienischen Familie, war 1778 zu Marseille geboren, componirte in seinem 18. Jahre eine große Oper, die in Marseille mit Beifall gegeben wurde, und ging darauf nach Italien. Hier genoss er den Unterricht mehrerer großen Meister, namentlich des Paisiello, und componirte 6 komische Opern, unter denen besonders „Il maestro di capella“, der er selbst den meisten Werth beilegte, vielen Beifall fand. Nach s. Rückkehr gab er zu Paris auf dem Theater der komischen Oper ein Stück, „Le prisonnier“, das seinen Ruf erhöhte und auch in Deutschland u. d. L.: „Der Gefangene“, auf allen Bühnen fortwährend gespielt wird. Nächst dem erregte seine „Opera comique“ („Das Singspiel“) großen Beifall, und fast alle Stücke desselben wurden Volksgefänge. Man findet in s. Werken einen leichten und gefälligen Gesang, einen reinen und schönen Styl mit einer ausdrucksvollen, natürlichen und neuen Begleitung. Leider starb dieser Künstler schon 1806 in einem Alter von 29 Jahren. Er besaß außerordentliche Fertigkeit auf dem Pianoforte und spielte das Violoncell mit Leichtigkeit und Anmuth.

Delolme (Jean Louis), geb. zu Genf 1740, war Advocat in seiner Vaterstadt, ward aber durch die innern Unruhen derselben, an welchen er durch eine Schrift: „Examen des trois points de droit“, Theil nahm, veranlaßt, sich nach England zu begeben, wo er einige Jahre in großer Dürftigkeit zubrachte. Er arbeitete für Journale, trieb sich in gemeinen Wirthshäusern umher, war dem Spiel und dem Vergnügen sehr ergeben, und hielt sich so verborgen, daß, als er schon durch sein Werk über die englische Verfassung berühmt geworden war, und einige Vornehme ihn aus seiner dürftigen Lage zu reifen wünschten, es unmöglich war, seine Wohnung auszuforschen. Sein Stolz gefiel sich in dieser niedrigen Unabhängigkeit und verschmähte jede Unterstützung, die er zuletzt nur von der Gesellschaft zur Unterstützung armer Gelehrten (the literary found) annahm, um in sein Vaterland zurückkehren zu können. Dies geschah wahrscheinlich 1775, weil er sich nach dieser Zeit Mitglied des Rathes der Zweihundert von Genf nennt. Er starb im Juli 1806 in dem Dorfe Gaven in der Schweiz. — Zu seinen Sonderbarkeiten gehörte, daß er, der sich hauptsächlich mit Staatsrecht beschäftigte, nie zu bewegen war, einer Parlamentsversammlung beizuwohnen. Als er nach England kam, hatte die aristokratische Anarchie in zwei Reichen, in Schweden und Polen, ihren Culminationspunkt erreicht, und in England fürchtete man (nicht ohne Grund), auf dem Wege zu einem ähnlichen Ziele zu sein. D. ging in diese Untersuchungen ein; daraus entstand sein berühmtes Buch: „Constitution de l'Angleterre, ou état du gouvernement anglais comparé avec la forme républicaine et avec les autres monarchies de l'Europe“ (Amsterd. 1771), und eine Schrift in englischer Sprache: „A parallel between the english government and the former government of Sweden“ (London 1772). In beiden suchte er die Vorzüglichkeit und Kraft der englischen Staatsverfassung auseinanderzusetzen. Dieser Eigenschaft als einer geistreichen Lobrede hatte er es wol zuzuschreiben, daß die ersten Staatsmänner Englands, Lord Chatam, Marq. Camden und der berühmte Verf. der „Briefe von Junius“, dies Werk eines Ausländers so hoch erhoben. Es ist kein schulgerechtes Staatsrecht Englands (vergleichen außer dem alten, aber noch immer geschätzten Buche des Ritters Th. Smith, Staatssecretsairs der Königin Elisabeth: „De republica Anglorum l. III.“, London 1583, noch gar nicht existirt); daher man ihm bei uns den Vorwurf der Oberflächlichkeit gemacht hat. Aber es enthält sehr scharfsinnige Betrachtungen über die englische Verfassung, über die Kraft, welche aus einer glücklichen Verbindung der Monarchie mit großen Freiheiten des Volks entspringt, und besonders über den Werth einer unabhängigen Gerichts-

Conv.-Lex. Siebente Aufl. Bd. III. †

verfassung und eines durch Strafgesetze geregelten, aber durch keine Censur gehemmten Gedankenverkehrs. Daher wird dies Buch, welches vom Verfasser selbst 1772 ins Englische übersezt, in der franz. Ausgabe von 1784 sehr vermehrt, in der 4. engl. Ausg. 1784 aber von D. Ch. Coote mit Anmerk. begleitet wurde, noch jetzt in England als eins der vorzüglichsten Werke über die englische Verfassung betrachtet. Es ist zum letzten Male 1806 aufgelegt, ins Holländische (1772) und ins Deutsche (1776), und neuerlich mit einer Vorrede vom Professor Dahlmann (Altona 1819) übersezt worden. D. hat noch einige Schriften in engl. Sprache herausgegeben, u. a.: „History of the flagellants or memorials of human superstition“ (1782, 4.); „Essay, containing strictures on the union of Scotland with England“ (London 1796, 4.). Bei Gelegenheit des Thelluffon'schen Testaments (welcher seinem Enkel ein Capital von wenigstens 20, und in dem wirklich eingetretenen Falle von 30 Mill. Pf. Sterl. aufzusparen verordnete) schrieb er: „Observations on the power of individuals to prescribe by testamentary dispositions the particular future uses to be made of their property“ (London 1798, 4.).

Delorme (Marion), geb. um 1612 zu Chalons in der Champagne, war die Geliebte des unglücklichen Cinq-Mars. (S. Richelieu, Cardinal.) Schon vor dem Tode ihres Geliebten knüpfte sie neue Verbindungen an, und ihr Haus war der Sammelplatz der feinsten jungen Höflinge. Als sie sich 1650 in die Sache der mißvergnügten Prinzen verwickeln ließ, entging sie der Verhaftung nur durch eine wirkliche oder vorgebliche Krankheit, und wußte bald nachher das Gerücht von ihrem Tode zu verbreiten. Sie soll ihrem Leichenbegängniß am Fenster zugehört haben. Darauf ging sie nach England, heirathete einen reichen Lord, kam nach einigen Jahren als Witwe mit vielem Gelde zurück, ward unterwegs von Räubern angefallen und gezwungen, den Hauptmann derselben zu heirathen, und als sie nach einigen Jahren wieder Witwe geworden war, heirathete sie einen gewissen Lebrum in der Franche-Comté, mit welchem sie später nach Paris kam, wo sie 1706, nach dem Tode ihrer Freundin, der berühmten Ninon de Lenclos, in großem Mangel als Witwe starb. La Borde hat im Anh. zu den von ihm herausgeg. „Briefen der Ninon“ (Paris 1816, 3 Bde.) Marions abenteuerliches Leben erzählt.

Delos, die mittelste der cykladischen Inseln im ägäischen Meere, das Vaterland des Apollo und der Diana. Delos, erzählen die Dichter, war ehemals ein nackter Fels, der im Meere umherschwamm und zufällig von den Wellen in die Mitte der Cykladen (s. d.) getrieben ward. Die Erde hatte der Here (Juno) geschworen, der flüchtigen Latona (s. d.) keine Ruhestätte für ihre Entbindung zu gewähren. Unstätt irte die Unglückliche umher. Da erblickte sie das schwimmende Eiland; dies, kein fester Ort, konnte unter dem Schwur der Erde nicht mit begriffen sein. Delos bot ihr eine Freistätte an. Sie gelobte dafür, daß ein Tempel auf seinem felsigen Boden erbaut werden sollte, zu dem alle Völker Geschenke bringen würden. Latona gebar jetzt auf dem wüsten Felsen, unter einem schattigen Baume, die Götterkinder Apollo, der daher Delios, und Diana, die daher Delia genannt wird. Beide wurden hier vorzüglich verehrt. Delos war fortan nicht mehr das Spiel der Winde; aus den Grundfesseln der Erde stiegen Säulen empor, die es stützten, und der Ruhm der Insel verbreitete sich über den Erdkreis. Also die Sage. — Anfangs hatte die Insel eigne Könige, die zugleich das priesterliche Amt ausübten; in der Folge kam sie unter die Herrschaft Athens. Nichts wurde auf derselben gebildet, was das Bild der Zerstörung oder des Kriegs mit sich führte. Die Todten wurden auf der nahen Insel Rhenea begraben; ebendahin beachte man die schwangern Frauen. Nach der Zerstörung Korinths flüchteten die reichen Korinther hierher und machten D. zu einem blühenden Handelsfise. Die größte Merkwürdigkeit der Insel war der Tempel und das Orakel Apollo's. Der Tem-

pel, von Cecrops's Sohn, Erichthon, gegründet, und von verschiedenen Staaten Griechenlands immer mehr verschönert, war aus parischem Marmor erbaut und enthielt, außer der schönen Bildsäule des Gottes, einen merkwürdigen Altar, von welchem das sogenannte delische Problem (delische Aufgabe) seinen Namen hat. Als auf D. die Pest wüthete, und die Einwohner das Orakel um ein Mittel gegen dieselbe befragten, erhielten sie die Antwort: sie sollten den Altar des Apollo, der aus einem Würfel bestand, noch einmal so groß machen. Dieses in der Geometrie berühmte Problem von der Verdoppelung des Würfels versuchten mehrere alte Philosophen und Mathematiker auf verschiedene Weise zu lösen. Die Orakel, welche Apollo hier ertheilte, hielt man für die deutlichsten und zuverlässigsten von allen. Sie wurden aber nur im Sommer gegeben; im Winter ertheilte Apollo seine Orakelsprüche zu Patara in Lycien. Auch feierten hier die Hellenen alle 5 Jahre das delische Fest, und die Athener jährlich die schöne Wallfahrt (Theorie genannt) mit Chören und Tänzen. Fest wird D. Ilegi genannt, ist unbewohnt und gewährt nur Seeräubern einen Aufenthalt; aber prächtige Ruinen sind von der ehemaligen Herrlichkeit noch vorhanden.

Delphi, der Sitz des berühmtesten Orakels des alten Griechenlands, lag in Phocis, an der südlichen Spitze des Parnassus. Nachdem Apollo, erzählt die Mythe, den Drachen Pytho (Andere nennen ihn Delphine) getödtet, und hier sein Heiligthum zu gründen beschlossen hatte, erblickte er ein segelndes Handelsschiff aus Areta. Sogleich sprang er in Gestalt eines ungeheuern Delphins ins Meer (daher auch der delphinische), stürzte sich in das Schiff und zwang es, vor Pylos, wohin es bestimmt war, vorbei, und in den Hafen von Krissa einzulaufen. Als die Kretenser ans Land getreten waren, erschien er ihnen in herrlicher Jünglingsgestalt und verkündigte ihnen, daß sie nie in ihr Vaterland zurückkehren, sondern als Priester ihm in seinem Tempel dienen sollten. Begeistert und mit Lobgesängen folgten die Kretenser dem Gotte zu seinem Heiligthum am Felsenabhange des Parnassus. Aber sie erschrakten sehr, als sie die Unfruchtbarkeit der Gegend wahrnahmen, und flehten den Apollo um Hülfe gegen Armuth und Mangel an. Der Gott aber lächelte und erklärte ihnen ihre künftige Bestimmung als seine Priester, und welche Vortheile sie dadurch erlangen würden. Da erbauten sie Delphi; anfangs hieß die Stadt Pytho, von dem Drachen, den Apollo hier getödtet hatte. Der Ort, wo die Orakelsprüche ertheilt wurden, war eine Höhle und hieß Pythium. Ihre Entdeckung schreibt die Sage einem Hirten zu, der am Fuße des Parnass weidete und von dem berauschenden Dunste, der ihm aus derselben entgegenkam, in prophetische Begeisterung versetzt wurde. Seitdem stellte man über diese Höhle, welche man in den Tempel einschloß, den heiligen Tripod (Dreifuß), auf welchem die Priesterin, durch deren Mund Apollo reden sollte, Pythia genannt, die begeisternden Dünste, die aus der Tiefe aufstiegen, und mit ihnen die Eingebung des delphischen Gottes empfing und verkündete (daher das Sprichwort, ex tripode, vom Dreifuße herab sprechen, von dunkeln, aber für unfehlbar ausgegebenen Behauptungen und Aussprüchen). Wenn sie zuvor den Leib und besonders das Haar in dem nahen kassalischen Quell gebadet, dann mit Lorber bekränzt, auf dem mit Lorber geschmückten Dreifuße sich niedergelassen und den dabei stehenden Lorberbaum geschüttelt, auch wol einige Blätter davon gegessen hatte, gerieth sie in den Zustand der Entzückung. Ihr Gesicht wechselte die Farbe, ein Schauer durchlief ihre Glieder, und aus ihrem Munde tönten Klageschrei und langes Stöhnen. Dieser Zustand stieg bald zur Wuth. Die Augen funkelten, der Mund schäumte, die Haare sträubten sich, und von dem aufsteigenden Dunste fast erstickt, mußten die Priester die Ringende auf dem Sitze gewaltsam zurückhalten, worauf sie dann unter fürchterlichem Geheul anfing, einzelne Worte auszusprechen, welche die Priester mit Sorgfalt auffaßten, ordneten und schriftlich dem Fragenden überlieferten. Anfangs waren die Sprüche in Verse ge-

braucht, aber als in spätern Zeiten das Ansehen der Orakel sank, begnügte man sich, sie in Prosa zu ertheilen. Immer war das Orakel dunkel und zweideutig, doch diente es früher in den Händen der Priester, die politischen, bürgerlichen und religiösen Verhältnisse Griechenlands zu leiten und zu erhalten. Es stand lange in dem Rufe der Unfehlbarkeit; denn die Dorer, die ersten Bewohner des Orts, die sich bald in allen Theilen Griechenlands ansiedelten, verbreiteten auch in ihren neuen Wohnsitzen die unbegrenzte Ehrfurcht für dieses Orakel. Anfangs war für das Orakelsprechen nur ein Monat im Jahre, dann in jedem Monat ein Tag bestimmt. Keiner aber, wer den Gott um Rath fragte, durfte ohne Geschenke erscheinen. Daher besaß der prächtige Tempel ungeheure Schätze, und die Stadt war mit zahlreichen Statuen und andern Kunstwerken, welche aus Dankbarkeit geweiht worden, ausgeschmückt. D. war zugleich die Bank, in der die Reichen ihr Capital unter dem Schutze Apollo's niederlegten, wiewol dieser Schutz nicht hindern konnte, daß diese Schätze mehr als ein Mal von Griechen und Barbaren geplündert wurden. Die Alten hielten D. für den Mittelpunkt der Erde, und man erzählte, Jupiter habe, um die Mitte der Erde zu messen, zwei Adler, den einen von Abend, den andern von Morgen her abgeschickt, welche hier zusammengekommen wären. Auch war in D. das Grab des Neoptolemus (ober Pyrrhus), des Sohns Achilles's, der hier von Nestor getödtet worden. Nicht weit von dem Grabe war die berühmte, von Polygnot mit der Geschichte des trojanischen Krieges ausgemalte Lesche. (S. Polygnotus.) In der Ebene zwischen D. und Cirrha wurden im Monat Zargelion die Pythischen Spiele (s. d.) gefeiert; durch diese Nationalspiele und Beschützung der Amphiktyonen erhielt D. einen dauernden Glanz. Jetzt hat D. den Namen Castris und ist ein Dorf.

Delphin (delphinus, delphis), ein aus 4 Gattungen bestehendes Geschlecht von säugenden Seethieren; insbesondere eine Gattung aus diesem Geschlechte. Dieses Thier nannten die Schiffer Lummel. Der Körper ist walzenförmig, und der Kopf läuft spizig zu. Aus der Luftröhre bläst der Delphin Wasser, in einem Strahle. Seine Länge beträgt 9—10 Fuß. Die Haut ist glatt, oben schwarz und unten weiß. Über die Schnauze läuft eine breite Binde. Der Delphin hält sich mehr in mildern Meeren auf, vorzüglich im mittelländischen und schwarzen. Daß er auch die deutschen Küsten besucht, ist gewiß, denn man zeigt noch jetzt einen auf dem Rathhause zu Danzig, der im Anf. des 18. Jahrh. an der danziger Nehrung gefangen wurde. Seine Nahrung besteht in Fischen und andern Seethieren. Sein Fleisch ist schwarz und grobfaserig, aber genießbar. Die griechischen und römischen Dichter erwähnen des Delphins oft; man findet ihn häufig von den Alten abgebildet, jedoch in fabelhafter Gestalt. Auch seine Naturgeschichte wurde mit Märchen ausgestattet. Man schrieb ihm ein mitleidiges Herz und Neigung zur Musik zu, wie die Geschichte des Arion beweist. In der Astronomie führt seinen Namen ein Sternbild von 10 Sternen, nicht weit vom Adler. Die Fabel erzählt, es sei derjenige Delphin, welcher die Amphitrite, die sich vor den Anträgen Neptun's verborgen hatte, auskundschaftete und dem Neptun geneigt machte; zum Danke dafür habe ihn Neptun unter die Sterne versetzt. Überhaupt werden die Delphine als Diener und Boten Neptun's betrachtet.

Delta, Δ , ein griech. Buchstabe, unserm D entsprechend. Wegen ihrer einem Δ ähnlichen Gestalt hieß die Insel, welche aus den Anschwemmungen zwischen den beiden Hauptausflüssen des Nil gebildet wird, bei den Griechen das Delta. Hier lagen Saïs, Pelusium, Alexandria. Doch unterschied man das große und das kleine Delta.

Deluc (Jean André), Geologe und Meteorologe, geb. 1726 in Genf, wo sein Vater Uhrmacher war, hat sein ganzes Leben mit geologischen Untersuchungen und Reisen, die seinem Studium gewidmet waren, zugebracht, und diese

Wissenschaften mit den wichtigsten Entdeckungen bereichert. Indessen haben seine Theorien und Hypothesen, die er zum Theil mit den heiligen Schriften der Bibel in Übereinstimmung zu bringen gesucht hat, auch bedeutende Gegner gefunden. (S. Geologie.) Er lebte lange in England als Vorleser (seit 1772) der Königin, und starb den 8. Nov. 1817 zu Windsor. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir seine „Recherches sur les modifications de l'atmosphère“ (Genf 1772, 2 Bde., 4.; deutsch, Leipz. 1776 — 78); „Idées sur la météorologie“ (London 1786, 2 Bde.; deutsch, Berlin 1787 — 88, 2 Bde.) und den „Traité élémentaire de géologie“ (Paris 1810).

Demagog (griech. Volksleiter) heißt in Demokratien oder gemischten Staatsverfassungen ein Anführer des Volks, welcher die Gunst desselben benutzt, um dasselbe in seinen Beschlüssen und Unternehmungen zu leiten. Ein solcher war z. B. Perikles bei den Griechen. Viele Talente, vorzüglich das einer einschmeichelnden Beredsamkeit, Staatsklugheit und Tapferkeit, erwarben bei den Alten dieses Ansehen und die schwankende Stelle eines Volksgünstlings. (S. Demokratie.) Fast alle Demagogen der ältern und neuern Zeit haben das Interesse des Volks mehr verrathen als befördert; sie waren am meisten nur auf ihren Nutzen bedacht. Die sogen. eifrigen Volksfreunde in Frankreich, die ausschließlich für wahre Patrioten gelten wollten, ein Marat, Robespierre, Herzog von Orleans und Andre, haben das Wort Demagog in Verberuf gebracht.

Demagogische Umtriebe, s. Mainzer Centralcommission und Umtriebe.

Demarcationslinie (Begrenzungslinie), eigentlich jede Linie, die zur Festsetzung einer Grenze, welche von fremden oder mit einander streitenden Mächten nicht überschritten werden soll, gezogen wird. So zog der Papst eine Demarcationslinie, welche durch das Weltmeer lief, um die Streitigkeiten zu schlichten, die nach den ersten Länderentdeckungen zwischen den Spaniern und Portugiesen im 15. Jahrh. sich erhoben hatten. Zufolge eines zwischen der franz. Republik und dem Könige von Preußen zu Basel am 17. Mai 1795 geschlossenen Vertrags, ward unter diesem Namen eine Neutralitätslinie festgesetzt, welche den Kriegsschauplatz vom nördlichen Deutschland entfernte. Auch im pläzswizer Waffenstillstande (1813) ward eine solche Abgrenzung zwischen den franz. und den verbündeten russisch-preussischen Truppen bestimmt.

Demerary, eine vormals holländische, jetzt englische Colonie am schiffbaren Flusse gl. N. in Guyana in Südamerika. Der üppige Marschboden veranlaßte 1740 mehre Holländer von Essequibo, und in der Folge viele Engländer, die vortheilhafte Lage zu benutzen. Durch den Vertrag vom 19. Aug. 1814 wurde Demerary sammt Essequibo und Berbice an Großbritannien abgetreten. Alle 3 Colonien, welche neben einander liegen, haben 415 □ M. mit 133,000 E., darunter 6600 Weiße, Farbige und freie Neger, und 126,000 Sklaven, welche 1823 sich empörten. Auf dem höher liegenden Boden gedeiht der Caffeebaum trefflich, von dessen Frucht die 3 Colonien über 8 Mill. Pf. jährlich ausführen; der Zucker- und Baumwollenbau kränkelt unter den jetzigen niedrigen Verkaufspreisen, wiewol der Pflanzler die Kosten des Anbaus der Zuckerpflanze leicht aus dem Verkaufe des Rums gewinnt, der auf den amerikanischen Märkten sehr gesucht ist. Neuerlich hat man den Reisbau auf Demerary eingeführt, wozu sich der Boden sehr eignet. Stabroek, am Demerary (10,000 E.), Sitz des Gouverneurs.

Demeter, s. Ceres.

Demetrius, der Name mehrer Könige von Macedonien und Syrien. Demetrius I., mit dem Beinamen Poliorketes (der Städteeroberer), König von Macedonien, Sohn des Antigonus, führte viele Kriege, besonders mit dem Ptolemäus Lagi. Er erschien vor Athen mit einer Flotte, verjagte den Statthalter

des Kassander, Demetrius Phalerus, und gab dem Volke die alte Regierung wieder. Gegen Seleukos, Kassander u. Lysimachus verlor er die Schlacht bei Ipsus 301 v. Chr. Hierauf flüchtete er sich nach Ephesus, und von da nach Athen, wo er aber nicht eingelassen ward. Er ging daher nach Korinth, überzog von hier das thrazische Gebiet des Lysimachus, brachte s. Tochter Stratonice als Gattin dem Seleukos nach Asien und nahm unterwegs Cilicien ein, worüber er mit Seleukos zerfiel. Er eroberte Macedonien 294 v. Chr. und regierte 7 J., verlor aber durch s. Despotismus diesen Thron. Verlassen von s. Soldaten und herumirrend, ergab er sich endlich seinem Schwiegersohne; dieser verwies ihn nach Arameo (auch Pella genannt) in Syrien, wo er 284 v. Chr., 54 J. alt, starb. — Der obengen. Demetrius Phalerus (aus Phalerus), ein berühmter griech. Redner, Schüler des Theophrast, widmete seine ersten Jahre der Beredsamkeit u. Philosophie, dann warf er sich, gegen das Ende der Regierung Alexanders d. Gr., in den Strudel des öffentl. Lebens. Er wurde macedon. Statthalter von Athen und Archont (309 v. Chr.) und verschönerte die Stadt durch prächtige Gebäude. Die Dankbarkeit der Athener, welche er beherrschte, ließ ihm so viele Statuen, als Tage im Jahre, errichten. Aber der erweckte Neid verdamnte ihn zum Tode und stürzte sie um. Er flüchtete sich nach Ägypten an den Hof der Ptolemäer, wo er die Anlegung der Bibliothek und des Museums gefördert haben soll, als deren Aufseher Ptolemäus Lagi ihn bestellte. Bei dem folgenden König Ptolemäus Philadelphus fiel er in Ungnade und wurde nach einer entlegenen Festung verbannt, wo er an einem Schlangenbisse starb. D. gehörte zu den gelehrtesten Peripatetikern und schrieb über mehre Zweige der philosoph. und polit. Wissenschaften. Aber das unter seinem Namen auf uns gekommene Werk über den rednerischen Vortrag gehört einem spätem Zeitalter an.

Demidoff (Nicolaus, Graf von), aus der alten Familie der Demidoff, welche in Sibirien die Eisen-, Kupfer-, Gold- und Silberbergwerke entdeckte und die erste Cultur in diesen Wüsten verbreitete. Graf Nicolaus ist 1774 zu Petersburg geboren, Geheimerath und Kammerherr des Kaisers Alexander, Commandeur des Johanniterordens und Ehrenmitglied der Universität von Moskau. Er trat früh in Militärdienste, zeichnete sich als Adjutant Potemkin's im Türkenkriege aus, vermählte sich mit einer Gräfin Stroganoff und nahm den Abschied als Oberst. Als Freund der Naturkunde und der Künste, voll Eifer, die Bildung in seinem Vaterlande immer mehr zu verbreiten, unternahm er eine Reise nach Deutschland, Italien, Frankreich und England, um überall zu lernen und zu beobachten, und sendete mehre seiner Bergleute u. Eisenwerker nach Steiermark, um geübte Lehrer und Verbesserung zu bilden. Jedem Russen ist es nun erlaubt, in seinen trefflich eingerichteten Werken u. Fabriken zu lernen, da er die reinste Absicht zum Wohl des Ganzen hegt. 1812 errichtete er auf seine Kosten ein ganzes Regiment und führte dasselbe so lange gegen den Feind, bis Rußland gänzlich befreit war. Er widmete sich hierauf abermals den Studien und der Verbesserung s. Fabriken. Da der Universität von Moskau alle naturhistorische Schätze verbrannt worden, schenkte er derselben s. reiches Cabinet, während er s. Gemäldegalerie und übrigen Seltenheiten täglich vermehrt. Die Eisenblöcke an den 4 eisernen Brücken in Petersburg (1813) sind aus s. Fabriken und beweisen, wie weit diese Arbeiten in Rußland durch s. Sorge gebiehen sind.

Demme (Hermann Christoph Gottfried), geb. zu Mühlhausen den 7. Sept. 1760, war daselbst Subrector, dann Superintendent, endlich seit 1801 Generalsuperintendent zu Altenburg, wo er den 26. Dec. 1822 gestorben ist. D. gehörte nicht nur zu den vorzüglichsten praktischen Gottesgelehrten, sondern auch zu den thätigsten Beförderern alles Guten und Gemeinnützigen. Außer seinen Prebigen, Gebeten, geistlichen Liedern, Gedichten u. a. Aufsätzen, die mit Beifall gelesen wurden, machte er sich u. d. N. Karl Stille als Schriftsteller beliebt durch seine „Abendstunden im Familienkreise gebildeter und guter Menschen“ (Gotha 1804,

2 Bde.), vorzüglich durch seinen „Pächter Martin und sein Vater“ (3. verbeß. Ausg. in 3 Bdn., 1802), und durch „Erzählungen“ (2 Thle., 2. Aufl., Riga 1797). Auch gab er das Mühlhausensche und Altenburgische Gesangbuch, sowie ein Choralbuch heraus. Sein Bildniß befindet sich vor dem 8. Bde. von Löffler's „Magazin für Prediger“ (1818). — D. war nicht nur ein gründlicher Kenner der Menschen und ihrer wichtigsten Bedürfnisse, sondern verstand auch die Kunst, Interesse für seinen Gegenstand zu erwecken, durch ansprechende Herzlichkeit, durch meisterhaftes Individualisiren und durch eine edle, einfache Sprache, die durch den Verstand den Weg zum Herzen sucht und findet. Sein Streben, echte Lebensweisheit und frommen, praktischen Sinn zu verbreiten, zeigt sich sowol in seinen poetischen als auch in seinen prosaischen Werken.

11.

Demokratie ist diejenige Regierungsform, bei welcher das Volk selbst (d. h. sämtliche Bürger zusammengenommen) die höchste Gewalt ausübt. Es könnte dieses geschehen unmittelbar von sämtlichen Staatsbürgern, und zwar durch Einhelligkeit oder Mehrheit der Stimmen (dieses ist die reine oder absolute Demokratie, welche in größern Staaten zur Anarchie führen muß, weil hier der Unterschied der Befehlenden und Gehorchenden ganz zusammenfällt), oder mittelbar, d. i. durch Stellvertreter (repräsentative Demokratie). Die Demokratie finden wir als herrschende der alten Zeit, und vorzüglich kleinern Staaten angemessen. Ihre Vorzüge bestehen in der aufopfernden Vaterlandsliebe, welche dadurch erweckt wird, daß sie jedem Bürger ein Gefühl der Würde und Unabhängigkeit durch die Gleichheit derselben, durch die Theilnahme an der Landesverwaltung und durch die Öffentlichkeit der letztern mittheilt. Mit Aufhebung der auf Bürgertugenden gegründeten und durch Gesetze geregelten Gleichheit, z. B. durch Luxus und Habsucht, geht diese Form zu Grunde. Ihre Nachtheile sind dann zunächst Parteigeist im Innern und Verwirrung bei zu weit getriebener Gleichheit, Herrschaft der blinden, veränderlichen Volksgunst und des Neides über das Verdienst, leidenschaftliche Zügellosigkeit in der Beherrschung, Mangel an Einheit und Schnelligkeit in Ausführung nothwendiger Beschlüsse, daher Schwäche nach Außen; so geht häufig die Demokratie unaufhaltsam in Aristokratie und Despotie unter, indem die Stellvertreter allmählig Aristokraten werden, oder ein einziger ausgezeichneteter das Ruder ergreift. In der neuern Zeit hat der Begriff der Demokratie, welchen man sonst nur theoretisch zu entwickeln pflegte, wieder einen prakt. Werth bekommen. Es kommt in der neuern Staatslehre hauptsächlich auf die beiden Punkte an: erstlich, inwiefern die öffentliche Gewalt vom Volke ausgehe, und inwieweit also der Wille des Volks im Stande sei, Verfassung, Regierung und Gesetze des Staats abzuändern, in welcher Beziehung man von der *Souveraineté* (s. d.) des Volkes gesprochen hat; und zweitens, inwiefern man dem Volke in der Verfassung eines jeden, auch des monarchischen Staats einen mehr oder weniger unmittelbaren, mehr oder weniger bedeutenden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten einräumen könne oder müsse. Dies ist das demokratische Element genannt worden, welches einer jeden Verfassung in gewisser Art schon durch die Natur mit solcher Nothwendigkeit beigemischt ist, daß auch der unumschränkste Monarch sich demselben nicht entziehen kann, ja daß man wol sagen mag, dieser Einfluß des Volksgeistes, seiner Vorurtheile und Leidenschaften werde gerade um so größer sein, je weniger ihm ein bestimmter Spielraum (in der Gesetzgebung, in den Wahlen gewisser Beamten und in dem freien vereinten Wirken für gemeinschaftliche Zwecke), bestimmte Formen und Organe zugetheilt sind. Die Lehre von der Souveraineté des Volkes machte einst in England den vorzüglichsten Glaubensartikel aller Hofpublicisten aus, denn auf ihr beruhte die Rechtmäßigkeit der Regierungsveränderung von 1688, die Legitimität Wilhelms III. und des regierenden hanoverischen Hauses. Erst als das Stuart'sche Haus nach und nach erlosch, kam die entgegengesetzte Lehre eines von dem Volke ganz unabhängigen Ur-

sprungs der höchsten Gewalt wieder zu Ansehen. In der neuern Zeit hat man die Ableitung der Herrschergewalt aus dem Volkswillen als höchst gefährlich verdammt, und sie ist es auch, sobald man sie dazu mißbraucht, der ungebildeten Masse des Volks die Befugniß einzuräumen, in jedem Augenblicke den Befehlen der Regierung mit einem angeblichen Willen des souverainen Volks entgegenzutreten, die Staatsverfassung und die Regierung zu verändern, und an die Stelle der Gesetze das tolle Geschrei eines müßigen, unwissenden, bestochenen, verführten, durch Trunk und Lüge erhitzen Pöbels treten zu lassen. Die Lehre von der Volkssouveraineté ist gefährlich, wenn man die Regierung als bloße Vollziehungsbehörde (den Monarchen als ersten Diener des Staats oder gar des Volks, die oberste befehlende Behörde in der Republik als *directoire exécutif*) betrachtet, woraus folgt, daß die Regierung das Gesetz ihres Wirkens von einem Gesamtwillen empfangen müsse, dessen Aussprüche aus der öffentlichen Meinung, einer ebenso ungewissen als trüben Quelle, geschöpft werden sollen. (S. Aristokratie.) Nicht der factische, in der Wirklichkeit vorhandene Wille des Volks darf die Regierung leiten, sondern der vernünftige Wille, dessen Gebote aus der höhern Gesetzgebung der Sittlichkeit und Religion geschöpft und auf die zufälligen Verhältnisse der Völker, welche das Resultat ihrer Geschichte sind, angewandt werden müssen. Diejenigen also, welche so viel vom geschichtlichen Staate sprechen, irren nur darin, daß sie dem Historischen eines Volks einen zu großen Werth beilegen, indem sie es zur alleinigen Quelle staatsrechtlicher Wahrheiten machen, da es doch nie ohne eine starke Vermischung solcher Dinge sein kann, deren Ursprung in frühern Irrthümern und Ungerechtigkeiten zu suchen ist. Auf der andern Seite ist aber auch jede andre Ableitung der öffentlichen Gewalt, aus dem unmittelbaren Willen Gottes, aus einer Art von Naturnothwendigkeit, aus der frühern Bestimmung des Bodens, oder nach Hrn. v. Haller, einem schon in der Benennung sich als unsinnig ankündigenden Rechte des Stärkern, gerade ebenso gefährlich. Denn wenn man den unmittelbaren göttlichen Willen nur aus der Zulassung Dessen, was eben geschehen ist, zu erkennen vermag, so ist die Revolution, die Usurpation nur dann dem Rechte zuwider, wenn sie nicht gelingt oder sich nicht behauptet. Die Naturnothwendigkeit und die Herrschaft der Stärke gestatten als rechtmäßig jeden Versuch, zu sehen, wer der Stärkere sei, also jede Empörung und jede Verbindung dazu, wie denn auch Hr. v. Haller in der That Conspirationen und Insurrectionen für vollkommen erlaubt erklärt. („Restauration der Staatswissenschaft“, Cap. XV, Thl. I, S. 397, 401, 413, 416.) Da man aber selbst in der praktischen Staatsverwaltung immer auf die Nothwendigkeit einer Regel für den Umfang und die Beschaffenheit der Staatsgewalt zurückgeführt wird, so wird man auch immer wieder zu der Theorie, als der einzig haltbaren, daß alle öffentliche Gewalt nur von dem Volke ausgehen könne, zurückkehren müssen. (S. Legitimität.) Man wird einen Grundvertrag des Staats, nebst seinen dreifachen von einander ganz unabhängigen Bestandtheilen, der Vereinigung, der Unterwerfung und der Verfassung, zu Grunde legen müssen (und zwar keineswegs als rechtliche Fiction, aber auch nicht historisch, als eine auf einmal vollendete, sondern als eine sich immer erneuernde und fortgehende Thatsache), und man wird die Herrschergewalt immer nur als eine übertragene, als eine auf die nothwendigen Zwecke des Volks beschränkte Gewalt ansehen können. Allein durch den Zusatz, daß die Übertragung ihrer Natur nach unwiderruflich ist, weil sie die Bürger zu Dem hinleiten muß, was sie sollen, wird alle Gefährlichkeit der Lehre vollkommen aufgehoben. Es folgt aus ihr alsdann weiter Nichts, als, was sich auch von andern Seiten als rechtlich nothwendig und als natürlich unvermeidlich erweist, daß nämlich in der Verfassung und Verwaltung des Staats das oben genannte demokratische Element nicht fehlen dürfe. Es soll sich ein Jeder im Staate einer rechtlichen Freiheit bewusst sein, und ein Jeder muß fühlen können, daß die Leitung, welche er von Außen durch die Obrigkeit empfängt, mit dem Gesetz, welches er

in seinem eignen Herzen geschrieben findet, übereinstimmt. Er muß fühlen, daß sein gesetzmäßiges Handeln einen Werth, und die Anstrengung, welche er der Regierung darbringt, ein Verdienst hat, welches nur möglich ist, wenn der Gehorsam nicht ausschließlich erzwungen ist, sondern der bessere Theil desselben auf dem freien Willen beruht. Um diesen hohen Zweck des Staats zu erreichen, ist erforderlich:

Zuerst muß die Regierung neben sich eine Gesetzgebung, Ständeversammlung, bestellen, in welcher man sehr irrig eine Vertretung des Volkswillens zu suchen gewohnt ist (vgl. *Constitutionnelle Institutionen*), welche vielmehr nur dazu bestimmt ist, die Regierung von allen Unternehmungen, Neuerungen, selbst Verbesserungen, abzuhalten, die mit der allgemeinen Ansicht des Volkes von dem Rechten und Guten nicht übereinstimmen, ihr aber selbst einen richtigen Maßstab von der geistigen Totalbildung der Gesamtheit zu geben. Über die zu diesem Zwecke nöthige Zusammensetzung der Stände vergl. man *Aristokratie* und *Corporation*. Bei dieser Stellung der Stände bleibt der Regel nach die Regierung das alleinige Organ des Lebens und Wollens in Staate, und nur Ausnahmen, aber nicht zu versagende Ausnahmen sind es, wenn eine Änderung in den Gesetzen oder eine Anklage gegen Staatsbeamte von den Ständen ausgeht. Möglich muß Beides sein, wenn das Ganze nicht zur leeren Form werden soll, aber Beides muß auch auf seinen nothwendigen Zweck beschränkt werden, Jenes durch das Veto der Regierung, welches noch besser dadurch verstärkt wird, daß es den Ständen nicht gestattet ist, förmliche Gesetzesentwürfe zu beschließen, Dieses durch die Beschränkung auf die Stelle des anklagenden Theils. Über unsere neuern ständischen Corporationen sind, außer dem, daß man viel zu sehr auf die Repräsentation der bloßen materiellen Interessen (des Landbesitzes und Gelderwerbes) gesehen hat, noch dadurch in eine schwierige Lage versetzt und von ihrem rechten Wege abgeführt worden, daß man ihnen oft die bedenkliche Frage vorlegte, die in Verwirrung gerathenen Verhältnisse des Staats zu ordnen, wodurch man ihnen selbst den Geist der Neuerung eingeflößt hat, welcher, einmal entbunden, keine Schranken kennt, und welcher die Ursache so trauriger Verirrungen geworden ist. Das echte demokratische Princip der ständischen Verfassung ist, die rechtliche Ordnung zum Vortheil Aller gegen die Mißbräuche der Gewalt zu vertheidigen, und insoweit ist es harmonisch mit dem echt monarchischen, sowie mit der echten Aristokratie. Es geht aber in ein falsches, antimonarchisches und antisociales über, wenn es die Stände selbst mit einem Antheil an der befehlenden Gewalt bekleidet und hierdurch (wie es in der franz. Revolution geschehen ist) alle gesetzliche Schranken derselben vernichtet. Verschieden von jenem demokratischen Princip, welches sich in dem Wirkungskreise der Stände zeigt, ist das demokratische Element, welches in ihrer Zusammensetzung nothwendig zu finden sein muß, um nicht der Gesetzgebung eine einseitige Richtung nach den Ansichten und eigennützigen Wünschen einzelner Volksklassen zu geben. In der Ständeversammlung muß zwischen den Armen und Reichen ein solches Gleichgewicht bestehen, daß nicht in dem natürlichen und ewigen Kampfe zwischen ihnen der eine Theil dem andern preisgegeben ist. (*S. Großbritannien und Parlament.*)

Der zweite nicht minder wesentliche Punkt besteht in dem Spielraume, welchen auch die Monarchie dem freiwilligen Wirken ihrer Unterthanen überlassen kann; und hier kann England vorzüglich als Muster angeführt werden. Sehr Vieles von Dem, was man in andern Ländern nur durch Staatsbeamte thun läßt, hat man in England den Gemeinden, dem großen Friedensgerichte (*Quarter sessions*) und dem großen Schöffengerichte der Grafschaften, und endlich den freiwilligen Verbindungen einzelner Bürger überlassen, und es ist dadurch mehr, und dieses früher zu Stande gekommen, als in andern Ländern. (Vgl. *Friedensrichter, Petition, Adressen*.) Dieses demokratische Element der Verwaltung wird in einem Volke in dem Maße nothwendiger, als sich der Wohlstand und die geistige Bildung desselben höher

entfalten. Es erwachen dann Kräfte, welche beschäftigt werden müssen, wenn sie nicht störend und widerstrebend wirken sollen, und es würde in unsern Tagen eins der wirksamsten Mittel sein, den unruhigen Sinn der Völker zu beschwoichigen und das echt monarchische Princip, welches ja kein andres Ziel haben kann, als die Völker einer höhern sittlichen Ausbildung entgegenzuführen, dauerhaft und zeitgemäß zu befestigen. Denn sowie ein Gewölbe, dessen Fugen auseinanderweichen, nicht dadurch befestigt werden kann, daß man die Last, welche es zu tragen hat, vermehrt, oder bloß die eine gesunde Seite verstärkt: so sind auch die wankenden Verhältnisse des Staats nur dadurch aufs neue zu begründen, daß der Druck auf die schadhafte Theile vermindert, und den zweckwidrig wirkenden Kräften eine den Organismus des Ganzen fördernde Richtung gegeben werde. Die in dem Volke sich regende Kraft muß die Regierung, um ihrer Meister zu bleiben, benützen, sei es nach Außen oder nach Innen; allein durch gewaltsames Zusammenpressen wird sie nur entweder dieselbe zu eigem Schaden zerstören, oder wenn die Kraft größer wird als der Druck, das gewaltsame Ausbrechen derselben herbeiführen. Auch von dieser Seite möchte die Tendenz unserer Zeit in ihrer demokratischen Richtung vielleicht lange nicht so gefährlich, d. h. antimonarchisch sein, als man sagt, und selbst die Form, in welcher sie sich geäußert, hier und da mehr mit dem Buchstaben des bestehenden Gesetzes als mit dem Geiste des wahren Rechts im Widerspruch stehen. Wenigstens ist Derjenige, welcher ein Verstärken dieser hier auseinandergesetzten demokratischen Principien auch in der Monarchie für heilsam hält, noch lange kein Demokrat in dem Sinne, daß er eine Volksregierung an sich oder für irgend ein bestimmtes Volk für wünschenswerth erklären oder gar für ihre Einführung zu wirken suchen müßte. Die Demokratie, als Form der Staatsverfassung, ist vielmehr nicht gerade darum die fehlerhafteste, weil sie nicht auch eine kräftige Regierung für eine geraume Zeit aufstellen könnte, wohl aber darum, weil sie der Regierung die wenigsten Mittel darbietet, sich über die Leidenschaften und Vorurtheile des Volkes zu erheben. Denn da Niemand anders als durch die Wahlen des Volkes einen Antheil an der öffentlichen Gewalt erlangen kann, so wird auch in der Regel nur Derjenige dazu gelangen, welcher dem Volke zu schmeicheln versteht, welcher sich in Gesinnungen und Ansichten niedriger, in Haß und Günst noch leidenschaftlicher stellt als der Haufe ist, zu dem er spricht, kurz, welcher es über sich gewinnen kann, vor Leuten zu kriechen, über welche er herrschen will, d. h. Demagog (s. d.) zu sein. In einem edlern Sinne wird folglich auch ein Jeder, welcher den Geist eines Volkes zu ergreifen und zu einem höhern Aufschwunge zu entflammen versteht, Demagog genannt werden können; allein wie leider die Sache, so ist auch der Sinn nicht der gewöhnliche. 37.

Demokrit, Philosoph der atomistischen oder neuern eleatischen Schule, aus Abdera gebürtig, lebte um die 72. Olympiade (geb. gegen 494 v. Chr.). Magier und Chaldäer, welche Keres zurückgelassen, sollen bei ihm die erste Neigung zur Philosophie erweckt haben. Nach seines Vaters Tode reiste er nach Aegypten, wo er Geometrie studirte, und besuchte vielleicht noch andre Länder, um seine Kenntnisse von der Natur zu erweitern. Unter den griechischen Philosophen genoß er den Unterricht des Leucipp. Hierauf kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten gestellt wurde. Aus Unwillen über die Thorheit der Abderiten entsagte er diesem Amte und zog sich in die Einsamkeit zurück, um sich allein den philosophischen Studien zu widmen. Wir übergehen die Märchen, welche man von D. erfunden hat, wohin auch gehört, daß er beständig über die Thorheiten der Menschen gelacht habe, weshalb man ihn als Gegenstück des Heraklit angesehen hat, und wenden uns zu einer kurzen Darstellung seiner philosophischen Meinungen. In seinem Systeme hat er die mechanische oder atomistische Erklärung der Natur seines Lehrers Leucipp weiter ausgebildet. Die Entstehung der Welt erklärte er durch die ewige Bewegung einer unendlichen Menge untheilba-

rer Körperchen (Atome), die sich nach Figur, Lage und Ordnung von einander unterscheiden und durch die Bewegung in dem unendlichen Raume bald getrennt, bald wieder zusammengesetzt würden. So entstand das Weltall zufällig, ohne Beihülfe einer ersten Ursache. Die Ewigkeit der Atome (einer Materie überhaupt) bewies er daraus, daß man die Zeit sich nicht anders als ewig und ohne Anfang vorstellen könne; ihre Einfachheit aber auf folgende Weise. Wenn Körper auch unendlich theilbar sind, so muß man doch zugeben, daß die Theilung müsse wahrgenommen werden können. Nach geschehener Theilung bliebe nun entweder noch etwas Ausgedehntes, oder Punkte ohne alle Ausdehnung, oder Nichts übrig. Im ersten Falle wäre die Theilung noch nicht vollendet, im zweiten könnte die Zusammensetzung von Punkten ohne Ausdehnung nie etwas Ausgedehntes geben; und wäre Nichts übrig, so müßte die Körperwelt auch Nichts sein; also müssen einfache Körper (Atomen) existiren. Aus seiner Behauptung von dem ewigen Wechsel des Scheidens und der Verbindung der Atomen folgte auch die, daß es zahllose Welten gebe, welche bald entstanden, bald wieder untergingen. An den Atomen unterschied er Figur, Größe, Schwere und Undurchdringlichkeit. Alle Dinge haben einerlei Bestandtheile, und ihre Verschiedenheit rührt bloß her von der Verschiedenheit der Figur, Ordnung und Lage der Atomen, woraus jedes Ding besteht. Diese Verschiedenheit der Atomen ist unendlich, sowie ihre Anzahl, daher auch die Verschiedenheit der Dinge selbst unendlich groß ist. Alles Wirken und Leiden ist Bewegung durch Berührung, weil nur ähnliche Dinge auf einander wirken. Das Feuer besteht nach ihm aus thätigen leichten Kugeln und dehnt sich wie eine helle Einfassung um die Erde. Die Luft wird durch das beständige Aufsteigen der Körperchen aus den untern Gegenden in Bewegung gesetzt, und zu einem reißenden Strome, der die in seinem Schoße gebildeten Gestirne mit sich fortführt. Unter seinen psychologischen Lehren verdienen Erwähnung: Die Seele besteht, insofern sie bewegende Kraft ist, aus Feueratomen, da sie aber auch die übrigen Elemente erkennt, und Etwas doch nur durch das ihm Gleiche erkannt werden kann, so muß sie auch aus den übrigen Elementen zusammengesetzt sein. Das Gefühl ist der Grundsinne und unter allen der untrüglichste; denn nur Das kann objectiv wahr an den Dingen sein, was den Atomen selbst zukommt, und dies erfahren wir am sichersten durch das Gefühl. Die übrigen Sinne zeigen mehr das Zufällige der Dinge und sind also weniger zuverlässig. Die Ausßerungen der fünf Sinne werden theils durch die verschiedene Zusammensetzung der Atomen in den Sinnwerkzeugen, theils durch die verschiedene Art der Einwirkung der äußern Körper bewirkt. Das Auge ist, seiner Natur nach, aus Wasser geformt. Wenn wir sehen, so sondern sich von dem äußern Körper Bilder ab, die auf das Auge eindringen. Die Bewegung eines Körpers, z. B. das Sprechen des Mundes, theilt die Luft von einander, und verursacht ein Strömen in ihr nach der Richtung des bewegenden Körpers. Die strömenden Lufttheile gelangen zum Ohre und verursachen das Gehör. Auf ähnliche Weise entstehen die Empfindungen des Geschmacks und Geruchs. Die vom Auge empfangenen Bilder der Gegenstände gelangen durch dasselbe zur Seele und erwecken die Vorstellungen in uns. Können daher durch das Auge keine Vorstellungen zur Seele gelangen, so hört die Thätigkeit derselben auf, wie im Schlafe. Träume erklärte D. durch die fortdauernden Bewegungen der Gesichts- und Gehörwerkzeuge welche wegen der größern Ruhe und Stille der Nacht lebhafter wahrgenommen werden. Die Sinneskenntniß ist dunkel, trügerlich, und stellt bloß Bewegungen der äußern Körper dar; die subjectiven Affectionen sind Schein und nicht in den Objecten gegründet. Vernunftkenntniß hat einen höhern Grad von Zuverlässigkeit, obgleich sie auch nicht ohne Zweifel ist. Die Fortdauer der Seele nach dem Tode leugnete D., da er sie auch aus Atomen zusammensetzte. Er unterschied sie in zwei Theile: in den vernünftigen, der seinen Sitz in der Brust hat, und in den

unvernünftigen, der im ganzen Körper vertheilt ist. Beide aber machen nur Ein Wesen aus. Sein praktischer Grundsatz ist Wohlsein durch Gleichmuth. Auch auf Physik und Astronomie wandte er seine Atomenlehre an. Die Lehre von den Göttern verflocht er, vielleicht nur aus Anhänglichkeit an den Volksglauben, in sein System. Auch sie waren aus Atomen entstanden und vergänglich, wie alles Übrige. D. soll viel geschrieben haben, wovon jedoch Nichts auf uns gekommen ist. Er verdient unstreitig den ersten Platz unter den Naturforschern, welche die Wirkungen auf Ursachen zurückgeführt haben. Er starb um 370 vor Chr. Geb. in hohem Alter. Seine Schule wurde von Epikur verdrängt.

Demonstration, in der Kriegssprache, eine Bewegung gegen einen Ort, welche man macht, um den Feind irre zu leiten und ihm den wahren Plan zu verbergen. In der Philosophie nennt man Demonstration einen strengen oder eigentlich logischen Beweis, d. h. einen solchen, aus welchem die Unmöglichkeit des Gegentheils erhellt. Andre, wie Kant, nennen nur den mathematischen Beweis also, d. i. die Begründung eines Urtheils aus der Anschauung, und nennen demonstrieren, den Gegenstand einer Erkenntniß in der Anschauung nachweisen. — (Jur.) Eine weniger förmliche Beweisführung, welche in schleunigen und andern summarischen Sachen gebräuchlich ist. (S. Bescheinigung.)

Demontiren (Kriegskunst), das feindliche Geschütz durch Verschleßen der Lafetten und Achsen aus dem Gefecht bringen, ferner die Brustwehr einer Schanze oder eines Walles durch hineingeschossene Kugeln so zerstören, daß sich kein Vertheidiger, besonders kein Geschütz mehr hinter ihnen halten kann. — **Demontirbatterien** sind solche, deren Bestimmung es ist, die Brustwehren der Festungswerke herabzuwerfen, um das feindliche Geschütz zu Grunde zu richten. Sie werden meist in die zweite, zuweilen auch in die dritte Parallele gelegt. Liegen sie auf dem Glacis an den auspringenden Winkeln der Bastions und feuern gegen die Flanken des Nebenbollwerks, so heißen sie Contrebatterien. Sie liegen der zu beschießenden Fronte gerade gegenüber und bestehen aus 4 bis 8 meist 12pfündigen Geschützen. Der größte Theil derselben Geschütze richtet sich zugleich auf dieselbe feindliche Scharte und deren Kasten (merlon), während die übrigen die andern feindlichen Geschütze beschäftigen; ist ein Geschütz zum Schweigen gebracht, so richtet sich das Feuern auf ein andres u. s. w. Einige Mörser und Haubitzen, die entweder in der Demontirbatterie oder besonders aufgestellt sind, unterstützen zugleich die Demontirbatterie durch Bewerfen der angegriffenen Scharten; beider Feuer ist langsam und wohlgehalten, da übereilte Geschwindigkeit nur schlechtes Treffen und Pulververschwendung hervorbringen würde. Die Entfernung der Demontirbatterie von dem angegriffenen Werke beträgt gewöhnlich 3 — 400 Schritte, als die Entfernung der zweiten Parallele. Man hat in neuerer Zeit vorgeschlagen, zum Demontiren der Werke Granaten statt Bollkugeln aus Kanonen in dieselben abzuschießen, um durch deren Crepiren eine minenartige, und also desto schnellere Wirkung zu erhalten. Das Wort Demontirbatterie ist besonders bei der preussischen Armee üblich, von der es auch herkommt.

Demosthenes, der berühmteste Redner des Alterthums, war der Sohn eines Degenschmieds zu Athen, wo er 381 (nach A. 375) vor Chr. geboren wurde. Sein Vater hinterließ ihm ein bedeutendes Vermögen, um das ihn seine Vormünder bringen wollten. Er aber führte, obgleich erst 17 Jahre alt, selbst den Proceß gegen sie, und gewann ihn. Die Beredsamkeit und Philosophie zu studiren, besuchte er die Schulen des Kallistratus, Isäus, Isokrates und Plato. Aber die Natur hatte ihm große Hindernisse in den Weg gelegt, und er wurde bei seinen beiden ersten Versuchen, öffentlich zu reden, laut ausgelacht. Er hatte nicht nur eine sehr schwache Brust und eine kreischende Stimme, sondern konnte auch das R nicht aussprechen, welche Naturmängel er durch die höchsten Anstrengungen zu besiegen

strebte. Dies gelang ihm dadurch, daß er auf den Rath des Schauspielers Satyrus kleine Kiesel in den Mund nahm, und so mehre Verse hinter einander, selbst auf den beschwerlichsten und steilsten Wegen, laut hersagte. Um seine Stimme zu verstärken, ging er an den Meeresstrand zur Zeit, wo die Bogen in Aufruhr waren, und übte sich daselbst im starken Sprechen. Dann verschloß er sich ganze Monate in einem unterirdischen Gemach mit geschorenem Kopfe, um nicht auszugehen, übte sich vor dem Spiegel im Anstande und schrieb die Geschichte des Thucydides 8 Mal ab, um seinen Styl zu bilden. Nach solchen mühevollen, mit eiserner Geduld durchgeführten Vorbereitungen verfaßte und hielt er seine meisterhaften Reden, von denen seine Neider sagten, daß sie nach D rächen, welchen aber die Nachwelt den ersten Platz unter den Werken der Beredtsamkeit angewiesen hat: Reden, in denen er den thörichten Wünschen der Menge laut widersprach, die Athenienser wegen ihrer Fehler offen tadelte und sie zu Muth, Ehrgefühl und Vaterlandsliebe entflamnte. Er donnerte wider Philipp von Macedonien, und hauchte seinen Mitbürgern den Haß ein, von dem er selbst befeelt war. Die erste dieser, unter dem Namen der Philippischen, berühmten Reden verfaßte er, als Philipp sich des Passes bei Thermopyla bemächtigt hatte. Er drang darauf, sogleich eine Flotte und ein Heer auszurüsten, den Krieg selbst anzufangen, den Schauplatz desselben nach Macedonien zu verlegen, und ihn nicht eher als durch einen vortheilhaften Vergleich oder entscheidenden Sieg zu enden. Die Athenienser gaben ihm zwar Beifall und billigten seine Plane, allein sie führten sie nicht aus. Der berühmte Phocion, der die Schwäche Athens kannte, rieth unablässig zum Frieden. D. ging inzwischen 2 Mal als Gesandter an den Hof Philipps, ohne in seinen Unterhandlungen glücklich zu sein. Jedes Mal rieth er bei seiner Rückkehr zum Kriege und suchte nicht nur Athen, sondern ganz Griechenland unter die Waffen zu bringen. Endlich als Philipp mit einem Heere durch den Paß von Thermopyla in Phocis eingebrungen und sich zum Schrecken Athens der Stadt Elatea bemächtigt hatte, bewirkte er einen Volksschluß, sogleich eine Flotte von 200 Schiffen auszurüsten, das Heer nach Eleusis zu führen, und Gesandte an alle Städte Griechenlands zu schicken, um ein allgemeines Bündniß gegen Philipp zu Stande zu bringen. Er war selbst unter den Gesandten und bewog die Thebaner, ein atheniensisches Heer in ihre Mauern aufzunehmen. Gleiche Thätigkeit, wie in Theben, zeigte er in ganz Böotien. Sein Eifer brachte eine zahlreiche Kriegsmacht gegen Philipp zusammen; bei Charonea kam es zur Schlacht; die Griechen wurden besiegt. D., der selbst mitfocht, war unter den Ersten, welche die Flucht ergriffen. Dennoch wollte er die Leichenrede auf die in der Schlacht gebliebenen Krieger halten. Aeschines, sein Nebenbuhler, ermangelte nicht, ihn deswegen anzugreifen. Dieser Streit zwischen beiden Rednern war der Gegenstand der Rede pro corona (für die Krone), welche D.'s Triumph war und seinem Gegner die Verbannung zuzog. Als Philipp bald nachher ermordet wurde, glaubte D., daß Athen jetzt leichter seine Freiheit werde behaupten können. Aber Alexanders schreckliche Rache an Theben setzte die Athenienser so in Schrecken, daß sie um Gnade flehten. Nur mit Mühe war Alexander zu bewegen, von seinem Verlangen, daß ihm D. und einige andre Redner ausgeliefert würden, abzustehen; denn ihn fürchteten die Macedonier mehr als die atheniensischen Heere. Für seine Bestechlichkeit, die er in der Sache des Harpalus gezeigt hatte, wurde er zu einer Strafe von 50 Talenten verurtheilt, und da er sie nicht gleich bezahlte, ins Gefängniß geworfen, aus dem er jedoch entkam und nach Agina floh, wo er bis nach Alexanders Tode blieb. Jetzt nahm der (lamiische) Krieg mit Antipater seinen Anfang. D. zeigte sich wieder öffentlich und suchte die kleinen griechischen Staaten zu einem Bunde gegen Macedonien zu bereben. Die Athenienser riefen ihn ehrenvoll zurück. Als aber der Krieg sich unglücklich wandte, und Antipater auf seine Aus-

lieferung bestand, floh er in den Tempel des Neptun auf der Insel Kalauria, an der Küste von Argolis. Aber auch hier sah er sich nicht sicher, und nahm Gift, das er immer bei sich trug. Er starb (319 vor Chr., nach A. 322) in einem Alter von 60 — 62 Jahren. Sein Charakter ist nicht ganz rein zu sprechen von Eitelkeit, Ehrgeiz und Habsucht. Cicero erklärte ihn für den vollkommensten aller Redner. Immer sprach er, wie es die Umstände, die Zeiten und die Zuhörer erforderten; bald sanft, bald heftig, bald erhaben. Die griechische Sprache wurde durch ihn zu einer Vollkommenheit ausgebildet, die Keiner vor ihm erreicht hat. An Nachdruck und Überzeugungskraft, Scharfsinn und Feinheit in Auffindung und Aufstellung der Gründe, Harmonie aller Theile zum Ganzen, Schönheit und Stärke des Ausdrucks, Kraft und Wohlklang der Sprache, übertraf er alle seine Vorgänger. Alles ist in seinen Reden natürlich, kräftig, gedrängt, nichts müßig; überall herrscht das schönste Ebenmaß. Nur dadurch ist der große Einfluß dieses Mannes auf seine Zeitgenossen zu erklären. Wir besitzen unter seinem Namen noch 61 Reden, 65 Eingänge und 6 Briefe; einige sind unecht. Unter den ältesten Ausgaben der Reden ist die vorzüglichste die pariser vom J. 1570 in Fol., griech. mit Ulpian's Commentaren. Die erste Ausgabe sämmtlicher Werke lieferte Hieronymus Wolf, gr. und lat. (Basel 1549, wiederholt 1572 und Frankfurt 1604, in Fol.). Auch finden sich die Reden in Reiske's Ausgabe der griech. Redner. Eine treffliche Übers. der 3 olympischen Reden ins Deutsche führt den Titel: „Demosthenes's Staatsreden, übers. und mit vielen Anmerk. von Fr. Jacobs“ (Leipzig 1805). Die Philipp. Reden, deutsch von A. G. Becker (neue Aufl., Halle 1824 — 25, 2 Bde.). Die Reden über die Krone, von Fr. v. Raumer (Berlin '811).

Demoustier (Charles Albert), ein franz. Dichter, geb. zu Billers-Coterets d. 11. März 1760, zeichnete sich früh durch große Fortschritte in den schönen Wissenschaften aus und übte anfangs mit Erfolg das Geschäft eines Advocaten, das er aber bald aufgab, um sich ganz den schönen Wissenschaften zu widmen. Er schrieb Schauspiele, Opern und Gedichte. Sie sind voll Wis, der freilich oft gesucht ist. Seine Briefe an Emilie über die Mythologie (ins Deutsche übers. von Nostitz-Jänkendorf) haben ihn in ganz Europa bekanntgemacht. Man kann ihnen zwar mit Recht Oberflächlichkeit, Ziererei und Das vorwerfen, was man im Französischen Style de madrigal nennt; aber sie sind doch mit Geist, Feinheit und Leichtigkeit geschrieben. Von seinen Schauspielen sind „Le conciliateur“, „Les femmes“ und „Le tolérant“ diejenigen, welche sich auf dem Theater erhalten haben. Er starb den 2. März 1801.

Denar (Denarius), bei den Römern eine Silbermünze, welche anfangs 10 As (daher der Name) betrug; nach unserm Gelde wird sie auf 5 bis 6 sächf. Groschen gesetzt. Ein Golddenar betrug an Werth ungefähr 6 Thlr. — **Denaro**, eine italienische Kupfermünze (franz. denier), welche ungefähr einen Heller beträgt.

Denderah (Thierkreis von). Bei Denderah, einem von Palmen umgebenen Dorfe der Thebaïs am westl. Ufer des Nils, eine Stunde weit von seinem Munde, erhält der Reisende, welcher von Cairo nach Oberägypten kommt, zuerst einen anschaulichen Begriff von einer Bauart, wie sie kein andres Land der Erde aufzuzeigen im Stande ist. D. liegt unter dem 26° N. B. am Rande der Wüste, auf der letzten Bergebene der lybischen Kette, bis zu der die Nilüberschwemmung sich ausdehnt. Seinen Namen hat es vom alten Tentyra oder Tentyris, dessen prächtige Überreste, von den Arabern mit dem Namen aller Ruinen, Berbé, bezeichnet, 3 Viertelstunden davon entfernt sind. Ihre genauere Kenntniß verdankt man erst dem denkwürdigen Feldzuge der Franzosen. Ihre enthusiastischen Beschreibungen und bestimmtern Untersuchungen haben die Aufmerksamkeit aller Gebildeten dorthin gerichtet. Durch ein halb von Trümmern verdecktes, mit Hieroglyphen bedecktes Thor, das aus ungeheuern Blöcken von Sandstein zusammenge-

setzt ist, sieht man beim Nähertreten einen Tempel, welcher den Hintergrund dieses prachtvollen Gemäldes ausmacht. Alles, was man hier sehe, versichern die franz. Gelehrten, von den Isiskolossen an, welche das Getäfel der Vorhalle tragen, bis zu der kleinsten Hieroglyphe, scheine einem Wunder- und Feenlande entnommen. Weber Griechenland und Rom noch das übrige Europa habe etwas dem Ähnliches hervorgebracht. Für die Allgemeinheit dieses Eindrucks spricht der Umstand, daß selbst die gemeinen Soldaten des Heeres aus eigner Antriebe von dem Wege abbogen, um diese Heiligthümer genauer zu besehen, und daß alle einstimmig versicherten, ihr Anblick entschädige für die Beschwerden dieses Feldzugs. Die Monumente Thebens, welche sie später kennen lernten, verlöschten diesen ersten Eindruck nicht; der große Isisstempel schien ihnen auch dann noch das vollendetste Denkmal ägyptischer Kunst. — Noch steht von dem alten Lentyra, das bis in die Zeit des Strabo und des Theodosius sich erhalten haben mag, ein Typhöum, ähnlich dem zu Edfu, aber größer. Es liegt westlich dem nach Mitternacht gerichteten Thore, von Trümmern und Gerölle so umgeben, daß einzelne Seiten kaum mehr zu erkennen sind. Jenes Erstaunen erregte aber zunächst der große Tempel, dessen Ganzes ungefähr die Gestalt eines T hat. Nur von der Ostseite ist seine Ansicht durch Trümmer verdeckt. Wegen der in allen Größen daran vorkommenden Gestalt der Isis ist man geneigt, ihn für ein Isisäum zu halten. Ohne Hülfe von Kupfern würde jede Beschreibung seiner Hallen, Säle und Zellen, die alle mit Hieroglyphen wie übersät sind, unverständlich bleiben. An der Decke des Porticus dieses Isisäums fanden sich, auf die Soffiten aufgenagelt, Figuren und Embleme, welche auf die Astronomie Bezug haben; an den beiden äußersten Soffiten bemerkte man die zwölf Zeichen des Thierkreises. Diese Darstellung traf man an der Decke eines Zimmers wieder an, das sich im obern Stock an der linken Seite des Vestibulums befand. Wie alle andre, war dies Zimmer mit Hieroglyphen bedeckt, und das Planisphär, dem Eintretenden links, nahm nur die Hälfte der Decke ein. Gen. Desair bemerkte es und machte seine Gefährten darauf aufmerksam. Dies ist das in unsern Tagen so viel besprochene Planisphär. — Hinter diesem großen Gebäude findet sich nach Süden hin ein andrer Tempel, welcher der Isis und Horus gemeinschaftlich geweiht sein mochte. Sein Äußeres erinnert weniger als das Isisäum an die Reihe von Geschlechtern, welche da gewesen sein mußten, ehe eine Nation aufblühen konnte, welche solche Werke zu errinnen Muth, Kenntniße und Erhabenheit genug hatte; und an die ablaufende Reihe von Jahrhunderten, während der man alles dies vergaß und zu dem Grade von Rohheit zurückank, in welchem die arabischen Anwohner dieser Trümmer sich jetzt befinden. — Vor Allem zogen aber die Angaben über die Planisphäre die Blicke der europ. Gelehrten nach diesem Punkte hin, dessen astronomische Wichtigkeit bei d. Art. Borrücken der Nachtgleichen einleuchten wird. Auf beiden nämlich bemerkte man, daß der Löwe als erstes Zeichen, als Führer der andern dargestellt war. Man konnte sich über die Absicht, diese Ordnung anzudeuten, darum nicht täuschen, weil auf dem größern Planisphär (an der Decke des Porticus) die Zeichen auf zwei Streifen vertheilt erscheinen, von denen einer aus dem Innern des Tempels herausgerichtet ist, der andre nach dem Innern des Tempels hineinweist. Auf dem kleinern (in dem obern Zimmer, gegenwärtig in Paris) stehen sie auf einer Spirale. Jungfrau, Wage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische, Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, folgen in der bei uns noch üblichen Ordnung. Der Löwe schien sonach als ein Anfangszeichen nach dem Durchschnittspunkte der Ekliptik und des Weltäquators hier absichtlich hingestellt zu sein. Von der Lage dieser Durchschnittspunkte hängt aber der Ort des Solstitiums ab, der immer in der Mitte von beiden liegen muß. Wie man bemerkt, so ist er auf der Planisphäre von Denderah im Krebse verzeichnet. Ist dies das Winterfolstitium, wie man aus den umgebenden Hieroglyphen sich

herausdeuten wollte, so lag damals der Frühlingspunkt in der Wage. Jetzt aber liegt er in den Fischen, folglich um volle 7 Zeichen oder um 210° rückwärts. Da nun bei gleichförmiger Bewegung 2152 Jahre zur Zurücklegung eines Zeichens erforderlich sind, so folgt, daß er, um aus der Wage in die Fische zu kommen, 7 Mal 2152, also beinahe 15,000 Jahre zugebracht hat. Dies wäre sonach das mindeste Alter dieses Thierkreises, vorausgesetzt, daß man ihn auf wirkliche astronomische Beobachtungen gegründet, nicht als ein bloßes astronomisches Problem betrachten will. Die Folgerungen, die sich aus diesem Alter des Thierkreises ergeben, leuchten ein; wie viel älter, als die Traditionen der Offenbarung vermuthen lassen, müßte das Menschengeschlecht sein, das diesen Thierkreis erfand! S. Rhode's „Versuch über das Alter des Thierkreises und den Ursprung der Sternbilder“ (Berlin 1809, 4.). Andre Astronomen, namentlich Littrow („Wiener Zeitschrift“, 1822, Nr. 53, 54) und früher der Verfasser der großen Beschreibung von Aegypten, meinten, daß auf dem tentyrischen Thierkreise verzeichnete Solstitium sei das Sommer-solstitium. Der Frühlingspunkt fiele dann zwischen Stier und Widder, also 45° weiter vorwärts als heutzutage. Daraus würde folgen, daß der Thierkreis 45 Mal $71\frac{1}{2}$ Jahre alt wäre. Dann würde er nur 3228 Jahre alt zu sein scheinen. Zu dieser letztern Annahme wäre man berechtigt, wenn das Sternbild, welches das erste im Thierkreise ist, dasjenige sein sollte, welches die Sonne zuerst nach dem heliakischen Aufgange des Sirius durchlief. Und dies zu glauben, hat man mancherlei Gründe. Die Erscheinung des Sirius erfolgte wenige Tage nach dem Sommer-solstitium; er bezeichnete das Wachsen des Nils und den Anfang des agrarischen Jahres in Aegypten. Durch diese Beziehung auf den Anfang des agrarischen Jahres scheint diese Voraussetzung Gewißheit zu erlangen. Die beigegebenen Hieroglyphen, die Sicler in der „Allg. Lit.-Z.“, 1822, Nr. 60, einer eignen Deutung unterworfen hat, namentlich das Kind auf der Lotusblume beim Widder, die sich erhebende Sonne, der Frühlingspunkt, sind bestärkende Gründe. — Aus artistischen und astronomischen Gründen wollte E. G. Visconti dieses Plansphär und den ganzen Tempel, da beide sicher gleichzeitig ausgeführt worden sind, für weit jüngern Ursprungs halten. Er setzte diesen Bau in die Zeit, wo der unbestimmte Thoth, der Anfang des unbestimmten ägyptischen Jahres, mit dem Zeichen des Löwen zusammenfiel, was seit dem J. 12 bis 132 unserer Zeitrechnung der Fall war. (S. „Notice sommaire de deux Zodiacs de Tentyra“, am 2. Th. von Larcher's „Herodote“, S. 567 fg.) Diesem Datum aus den ersten Jahren der Römerherrschaft haben die Verfasser der großen Beschreibung Aegyptens aus triftigen Gründen widersprochen. Für den Fall, daß diese Behauptung nicht Beifall fände, hatte Visconti eine andre bereit; auf eine Voraussetzung des de la Nauze gestützt, der ein ägypt. Normaljahr annahm, versetzte er diese Monumente in die Periode der Ptolemäer. Eine einzige griechische Inschrift auf einer versteckten Leiste des Isäums schien diese Hypothese nicht glücklich zu unterstützen. Sie hat außerdem, betrachtet man die Architektur dieser Gebäude, im Vergleich mit andern Denkmälern dieser Periode, unleugbare Schwierigkeiten. Sie sind so rein ägyptisch ausgeführt, daß an Zeiten fremden Einflusses, der Vernachlässigung und Geringschätzung der Landesreligion nicht zu denken ist. Daher wird wol Niemand darauf kommen, sie vollends gar den alten Feinden der ägypt. Cultur, den Tempel zerstörenden Persern, zuzuthemen. Es bleibt sonach beinahe Nichts übrig, als ihren Ursprung in eine Periode zu setzen, wo das Land unter eingeborenen Königen stand. Weiter gehen zu wollen, scheint gewagt. Abgesehen von den astronomischen Angaben, waren die Verf. der Beschreibung von Aegypten geneigt, den Bau der Tempel, in dessen Ausführung man durchaus keine Abweichung von dem ursprünglichen Plane, keine Einwirkung einer schwächer werdenden Zeit bemerkt (denn Alles scheint wie auf einmal entstanden), jener Periode zuzuweisen,

wo die ägyptische Kunst auf ihrem Gipfel zu sein schien; der Zeit zwischen Nekos und Amasis, wo man im Delta große Gebäude ausführte, und Memphis glänzend war. Der Streit über das Alter dieses Denkmals ist noch nicht geendet; dadurch, daß ein Stück davon nach Europa gekommen ist, wurde er keineswegs seiner Entscheidung näher gebracht. Persönliche, vorgefaßte Ansichten wirkten auf das Urtheil ein. So wurde eine Schrift von Dupuy über diesen Thierkreis von der pariser Polizei, als den Unglauben befördernd, confiscirt (im Aug. 1822). Begreiflich ist aber bei einem Denkmale dieser Art jede einzelne Hieroglyphe der Umgebung in die ganze Vorstellungsweise von dem Jahrescyclus eingreifend, jedes Einzelne bedeutsam, und Nichts müßig verzierendes Nebenwerk. Dadurch kam ein junger Franzose, S. Saulnier, dessen Ehrgeiz durch die glänzenden Erwerbungen der Engländer geweckt worden war, auf den Einfall, diesen Thierkreis seinem Vaterlande zu verschaffen. Da ihn ein Geschäft hinderte, selbst nach Ägypten zu gehen, so überließ er die Abholung dem Vertrauten seines Plans, einem H. Lelorrain, der, mit Sägen und andern Handwerkszeug reichlich versehen, sich im October 1820 nach Alexandria einschiffte. Mohammed Ali zeigte eine beklagenswerthe Bereitwilligkeit, die heiligen Denkmäler von Tentyra verstümmeln zu lassen. Auf dem Dache des Tempels hatten sich Araber in früheren Zeiten angesisset; ihre verlassenen Hütten mußten weggeräumt werden, der Schutt, mit dem schon vorhandenen Abhange von frühern, bildete eine Fläche, auf der man die Sandsteinblöcke nach dem Ufer des Nils konnte gleiten lassen. Eine Schleife von H. Lelorrain's Erfindung that dabei gute Dienste. Lelorrain wählte den kleinern, runden Thierkreis im obern Zimmer. Da der Stein zu groß war, so schnitt man von der einen Seite in einem Zickzack Streifen, und begnügte sich mit der großen Platte, auf welcher der Thierkreis à peu près (nach dem Ausdrucke des „*Journ. des sav.*“) vollständig dargestellt war. Die Steinplatte war nämlich so ungeheuer, daß sie auf den sich gegenüberstehenden Hauptwänden aufruhte. Zwar gingen die Figuren, welche den Thierkreis tragen, und ein Theil von ihm selbst, auf den nebenliegenden Stein über, aber man glaubte an diesem Fragmente genug zu haben, um den Sinn dieses ganzen Gebäudes zu begreifen, und zuletzt jene verwickelten Fragen zu lösen. Der Stein war vortrefflich erhalten, nur schwarz geworden durch einen rufigen Überzug, der vielleicht aus der Zeit herkommt, wo die Mysterien und Weihen des Thierdienstes in diesen Heilthümern vollbracht wurden. Durch diesen Rauch mochten auch die Farben zerstört sein, welche früher wahrscheinlich die Hieroglyphen hervorhoben. Die Platte war von der Sandsteinart, aus welcher alle Denkmäler zwischen Philä und Denderah ausgeführt sind. Kaum war diese Zerstörung vollbracht, so machte ein andrer Reisender Ansprüche an ihren Gewinn. Er behauptete, frühere Rechte an Alles zu haben, was in Tentyra ausgegraben werden könnte. Der Pascha von Ägypten entschied für den Franzosen, weil der Thierkreis aus dem Dache genommen war. Das Meer trug H. Lelorrain endlich glücklich mit seiner Beute von Alexandria nach Marseille. Dort bemerkte man bei einer Vergleichung mit den Kupfern in dem großen Werke über Ägypten so ziemlich Alles an seiner Stelle, aber eine Verschönerung in der Zeichnung, die glücklicherweise das Denkmal nicht bestätigte. Im Januar 1822 kam er nach Paris, wo die Eigenthümer durch Gau eine Zeichnung von allen noch erkennbaren Figuren machen ließen, die, in Kupfer gestochen, eine teure Abbildung von den astronomischen Zeichen der Ägypter geben wird. Die Regierung kaufte das Planisphär für 150,000 Frs. Der Streit über die Epochen seines Ursprungs begann mit verdoppelter Lebhaftigkeit. St.-Martin glaubte in s. „*Notice sur le zodiaque de Denderah etc.*“ (Paris 1822), das Monument sei vor 569 oder nach 900 vor Ch. errichtet; allein s. Meinung ist ebenso wenig erwiesen als die des Hrn. Biot, welche Somard in der „*Rev. encycl.*“ (Sept. 1822) beleuchtet hat. Dagegen bewies Letronne in s. „*Kritischen und archäologischen Be-*

obachtungen über die Zeichen der Thierkreise" (Paris 1823), daß unter den Zeichen der ägyptischen, griechischen und römischen Thierkreise sich kein Denkmal finde, welches älter als die gewöhnliche Zeitrechnung sei. Damit stimmt auch Abbé Halma überein, in s. „Examen et explication du zodiaque de Denderah etc.“ (3 Bde., Paris 1822, mit Kpftn.). Letronne hält die Thierkreise von Esné und Denderah für astrologische Curiositäten aus den Zeiten der römischen Kaiser.

Dendriten, die baum- und strauchförmigen Zeichnungen mancher Mineralien.

Denham (John), ein in der beschreibenden Poesie ausgezeichnete Dichter, geb. zu Dublin 1615, studirte auf der Universität Oxford die Rechte, schrieb eine Abhandlung über das Spiel („Essay upon gaming“), dem er doch selbst leidenschaftlich anhing, überfeste dann das zweite Buch der „Aeneide“ und machte sich durch eine Schrift: „Der Sophi“ („The Sophi“), bekannt. Seinen Ruhm gründete sein Gedicht „Cooper's hill“ („Cooper's Hügel“, 1643), wodurch die Vorliebe der Engländer für poetische Landschafts- und Naturmalerei vorzüglich geweckt wurde. Es empfiehlt sich durch geistreiche Zierlichkeit und Lebhaftigkeit der Schilderungen, zeigt aber alle Mängel der beschreibenden Poesie. D. wurde von dem königlichen Hofe zu mehreren Geschäften gebraucht, und seine Anhänglichkeit an das Haus Stuart späterhin durch Würden und Ämter belohnt. Seine unglückliche zweite Heirath brachte ihn auf einige Zeit zum Wahnsinn. Nach seiner Genesung sang er die unter seinen übrigen Gedichten am meisten ausgezeichnete „Elegie auf Cowley's Tod.“ D.'s Werke erschienen zu London 1684 und 1704, auch in den Sammlungen von Johnson und Anderson. Er starb 1668 und wurde in der Westminsterabtei neben Chaucer, Spencer und Cowley begraben.

Denina (Giacomo Carlo), Literator und Geschichtschreiber, geb. 1731 zu Revel in Piemont, studirte zu Turin die schönen Wissenschaften und erhielt die Professur der Humaniorum an der königl. Schule zu Pignerol. Nach Erledigung des Lehrstuhls der Rhetorik am obern Collegium zu Turin ward D. zum Professor derselben, sowohl an dem Collegium als an der Universität, ernannt. Er ließ hierauf die drei ersten Bde. seiner „Geschichte der italienischen Revolutionen“ (Turin 1769, 3 Bde., 4., eine Universalgeschichte Italiens enthaltend) erscheinen, worüber er einige Unannehmlichkeiten von Seiten der Vertheidiger der geistlichen Freiheiten zu erfahren hatte. 1777 begab er sich, seiner Gesundheitsumstände wegen, nach Rom, verweilte zu Florenz, erhielt später einen Ruf nach Preußen, reiste im Sept. 1782 nach Berlin, wurde dem Könige durch den Marquis Lucchesini vorgestellt und mit einem Plaze in der dasigen Akademie nebst 1200 Thlr. Jahrgelohlt beehrt. Der große Friedrich, über dessen Leben und Regierung er nachher schrieb, sowie er auch „La Prusse littéraire sous Frédéric II.“ (3 Bde.) herausgab, sprach mehre Male mit ihm über seine Werke. 1791 machte er eine Reise nach Piemont und ließ bei seiner Rückkunft nach Berlin seine Reisebeschreibung: „Guide littéraire“, drucken. Schon früher (Turin 1760) erschien f. für die Literaturgeschichte wichtiges Werk: „Discorso sopra le vicende della letteratura“ (deutsch v. Volkmann, 3 Thle., Leipz.; auch ins Franz. übers.). Überhaupt hat er f. meisten Werke in Berlin geschrieben, so z. B. auch f. „Geschichte Piemonts und der übrigen sardinischen Staaten“ (deutsch von Straß, 2 Thle., Berlin 1800 fg.), f. „Staats- und Gelehrtengeschichte Griechenlands“ (a. d. Ital. von Dau, 2 Thle.), und f. „Brandenburgischen Briefe“ (a. d. Ital. von Node, 2 Hefte, Berlin 1787 fg.) u. a. Nach der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrath von Piemont zum Bibliothekar der Universität Turin. Ehe er dieses Amt antrat, erschien sein „Clef des langues, ou observations etc.“, das er dem ersten Consul zuignete; er erhielt von diesem ein ehrenvolles Schreiben und (durch Duroc) eine goldene Dose. Dieser Gunstbezeugung folgte der Antrag der Stelle eines kais. Bibliothekars, worauf

Denina sich nach Paris begab. Zu Ende 1805 erschien sein historisch-statistisches Gemälde von Oberitalien. Er starb zu Paris den 5. Dec. 1813.

D e n i s oder **D e n y s** (Abtei von St.=), eine historisch merkwürdige Kirche. Der Heilige, dem sie geweiht ist (Dionysius), ausgesandt von Rom, in Gallien das Evangelium zu predigen, starb durch Henkers Hand am Ende des dritten Jahrh. Catulla, eine Heidin, gerührt durch die Standhaftigkeit des Märtyrers, wußte sich seinen Leichnam, der eben in die Seine geworfen werden sollte, zu verschaffen, begrub ihn in ihrem Garten, ward Christin und erbaute auf seinem Grabe eine kleine Capelle, die in der Folge erneuert und von der heiligen Genoveva nach einem größern Plane aufgeführt, im 6. Jahrh. zu einer der blühendsten Abteien erwuchs. Noch steht der große, Ehrfurcht gebietende Bau der ältesten christlichen Kirche Frankreichs in des Alterthums grauer Würde. Links war der Haupteingang, eine größere Thür mit zwei Pforten an den Seiten, geziert mit den in Stein gehauenen Bildnissen der ältesten Heiligen und der fränkischen Könige; das Innere der Kirche war reich durch Geschenke der Frömmigkeit und durch Werke der Kunst; und in den weiten Gewölben unter dem Chor ruhten die Leichname von mehren Königen des ersten und zweiten, und allen Regenten des dritten Geschlechts, von Hugo Capet bis auf Ludwig XV. Jetzt sind allen Heiligen und Königen am Eingange die Köpfe abgehämmert und abgemeißelt; die Gewölbe sind öde und leer; alle Leichname wurden durch Revolutionswuth herausgerissen. In dem Augenblicke (16. Oct. 1793), wo in Paris die Königin enthauptet ward, brachte man in St.=Denis den Sarg Ludwigs XV. aus dem Gewölbe herauf, und nach einer tobenden Berathschlagung ward beschlossen, alle Leichname der Könige in eine Grube zu werfen, auch Heinrich IV. und Ludwig XIV., die sich noch sehr gut erhalten hatten und vollkommen kemtlich waren, und ihre bleiernen Särge auf der Stelle einzuschmelzen, wie denn auch, was sonst noch von Blei an der Kirche war (das ganze Dach z. B.), abgerissen und zu Kugeln eingeschmolzen ward. Napoleons Decret vom 20. Febr. 1806 bestimmte St.=Denis wieder zum Begräbnisorte der franz. Regentenfamilie; die Kirche wurde neu geordnet und ausgeschmückt, doch so, daß die Zeichen der neuen Dynastie und das große goldumstrahlte N auf dem marmornen Altargestelle nicht fehlten. Ein Gewölbe, zu welchem eine Doppelpforte, in schwarzem Marmor hängend, führt, hatte Napoleon zu seiner und seiner Gemahlin Ruhestätte bestimmt. Ludwig XVIII. hat die Spuren der Napoleonischen Zeit zu St.=Denis vertilgen, was von den Gebeinen seiner Vorfahren aufzufinden war, besonders die Überreste Ludwigs XVI. und seiner Familie, in die alte Gruft der Könige beisetzen, und in die von ihm neu ausgestattete Abtei regulirte Kanonici einziehen lassen, denen die Obhut der Gräber anvertraut ist. Diese Kanonici von St.=Denis sind die vornehmsten in Frankreich und bilden ein Convent, dessen jedesmaliger Abt Bischof ist.

D e n i s (Michael), Dichter und Literator, geb. d. 27. Sept. 1729 zu Schar-
ding am Inn, gest. d. 29. Sept. 1800 zu Wien, erster Custos der kais. Bibliothek, mit dem Titel eines Wirkl. k. k. Hofraths. Die Bücherliebhaberei s. Waters, eines Rechtsgelehrten, war auch auf ihn übergegangen, und er widmete sich, mit einer lebhaften Einbildungskraft und hoher Reizbarkeit ausgestattet, den Wissenschaften in dem Jesuitengymnasium zu Passau. Schon in seinem 18. J. trat er in den Orden und arbeitete für denselben durch Unterricht und Predigten. Noch vor der Aufhebung desselben (1773) ward er als Lehrer am Collegium Theresianum in Wien für die schönen Wissenschaften, Literaturgeschichte und Bücherkunde angestellt; dann erhielt er auch die Aufsicht über die dem Theresianum angehörige, späterhin nach Lemberg geschaffte Sarelli'sche Bibliothek, deren Merkwürdigkeiten er beschrieb (Wien 1780, 4.). Nach Aufhebung dieser Akademie ernannte ihn, der schon k. k. Rath war, Joseph II. zum zweiten Custos der Hofbibliothek. Erster Bibliothekar ward er 1791. In dieser Laufbahn hat D. viel zur Bereicherung des

Geschmackes und der Muttersprache in Sireich und dem katholischen Deutschland gewirkt. Muthvoll wagte er manchen Schritt, um, trotz allen Schwierigkeiten, welche Priesterherrschaft und Andächtelei ihm entgegensezten, das Bessere aus dem damaligen keiserlichen Boden Deutschlands in den süblichen Himmelsstrich seines Vaterlandes zu verpflanzen. Auch wählte er zur eignen Bearbeitung Gegenstände, bei denen der Geist mit mehr Freiheit, als man ihm wol hätte gestatten mögen, sich bewegen konnte. Als Dichter hat er einen geringen Werth; das beweisen seine poetischen Bilber der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit 1756, und noch mehr sein keineswegs glücklicher Versuch, den Dssian in sogenannte Hexameter zu übersezen, sowie seine eignen, im Geschmacke des Dssian gebichteten Lieder, die er vereinigt mit jener Übersetzung u. d. N. des Warden Sined herausgab: „Dssian's und Sined's Lieder“ (Wien 1784, 4 Bde.). Verdienstlicher ist, was er für Bibliographie, Literargeschichte und Bücherkunde that. Hierher gehört seine „Einleitung in die Bücherkunde“, sein „Grundriß der Bibliographie und der Literargeschichte“.

Denken, 1) in seiner weitesten Bedeutung wird a) dem Vorstellen gleichbedeutend gebraucht, und heißt dann: eines Dinges, als Gegenstandes, sich bewußt sein, oder b) Vorstellungen verbinden, besonders mit deutlichem Bewußtsein; dann unterscheidet man aber Denken 2) im engeren Sinne von dem sinnlichen Vorstellen, d. i. von dem Anschauen der Sinne, und dem Einbilden und Dichten der Phantasie, und versteht darunter das selbstthätige, nicht unmittelbar von Außen angeregte Vorstellen des Geistes, dessen Zweck die Wahrheit ist, und unter Denkvermögen (Intelligenz, Vernunft im gemeinen Leben, oder Verstand im Gegensatz der Sinnlichkeit) das Vermögen der selbstthätigen, nicht sinnlichen Erkenntniß, oft auch ihrer Anwendung und Auserung im Urtheilen und Handeln. Endlich unterscheidet man 3) im noch engeren Sinne das Denken (auch das formale logische Denken genannt) von dem Erkennen im eigentlichen Sinne (oder dem transcendentalen Denken), und das Denkvermögen in diesem Sinne, oder dem Verstand, von dem höhern Erkenntnißvermögen, der Vernunft, so, daß man unter dem Denken das Bewußtsein oder Vorstellen des Allgemeinen, oder das Vorstellen durch Begriffe, unter Verstand das Vermögen, durch Begriffe vorzustellen und Begriffe zu verbinden, versteht. In diesem Sinne genommen gehört zu dem Denken das Begreifen und Bilben der Begriffe (Denken und Verstand im engsten Sinne), das Urtheilen (und sein Vermögen, die Urtheilskraft) und das Schließen (Schlußvermögen, Vernunft im logischen Sinne). Das Denken, oder das Verbinden der Vorstellung im Begriffe, erfolgt nach gewissen Gesetzen unseres Geistes, die wir Denkgeseze (logische Gesetze) nennen, von denen die höchsten (oder Grundsätze) in dem Grundsätze der Identität (s. d.) oder des Widerspruchs, der Entgegensezung, oder des ausschließenden Dritten (*exclusi medii s. tertii inter duo contradictoria*) und in dem Princip des (zureichenden) Grundes oder der Dependenz bestehen, und die Vorzüge des Denkens sind hiernach Einheit, Bestimmtheit und Zusammenhang. Die Verstandeserkenntniß (logische Erkenntniß) wird, weil sie und ihre Überzeugung erst mittelbar, d. i. durch Vergleichung und Zusammenhalten der Vorstellungen (Reflexion), welche verbunden werden, entspringt, auch die mittelbare oder discursive (im Gegensatz der unmittelbaren Erkenntniß, welche wir durch Einbildungskraft und Vernunft erhalten) genannt. Auch wird daher das Denken oft Reflexion (und der Verstand Reflexionsvermögen) genannt, weil das Reflectiren neben dem Abstrahiren eine Hauptthätigkeit beim Denken ausmacht. Das Denken ist so verschieden als die geistige Bildung der Menschen überhaupt. Im Allgemeinen gibt es folgende Hauptarten des Denkens, nämlich das gemeine und das methodische (logische), d. h. das nach den logischen Gesetzen geordnete, planmäßige Denken, zu welchem die Logik Anleitung gibt. Ferner das Denken in abstracto, d. h. das Denken, welches von den einzelnen Gegenständen, die unter den Begriff gehören, abstricht ab-

strahlet) und den Begriff selbst oder das Allgemeine und Nothwendige der Gegenstände rein und unvermischt faßt, und das Denken in concreto, d. h. das Denken des Begriffs an gewissen Gegenständen. Hierin besteht der populäre oder gemeine Verstandesgebrauch, weil man absichtlich, um zu erläutern und zu belehren (indem man durch Beispiele den Begriff zum Bewußtsein bringt), oder unwillkürlich bei unausgebildetem Verstande also denkt; da hingegen das Denken in abstracto dem wissenschaftlichen Verstandesgebrauche angehört, weil es die Wissenschaft an sich mit dem Allgemeinen und Nothwendigen zu thun hat.

T.

Denkfreiheit. Da das Denken eine innere, durch äußern Zwang gar nicht bestimmbare Thätigkeit des Menschen ist, so kann die Denkfreiheit Niemandem genommen werden und unmittelbar kein Gegenstand des äußern Gesetzes sein. Insofern man auch darunter die Übung im eignen Denken und die dadurch erlangte Befreiung von den Hindernissen des Denkens, und Irrthum und Vorurtheil versteht, kann sich ein Jeder die Denkfreiheit nur selbst geben. Indessen ist ein indirecter Zwang von Außen auch hier insofern denkbar, als erstlich von den Staaten zuweilen eibliche Erklärungen über die innere Überzeugung der Menschen, oder Versicherungen, daß man sich von irgend einer Regel des Glaubens nicht entfernen wolle (Glaubensbekenntnisse, Widerruf angeblicher Irrlehren, Testeid in England), gefordert und die Weigerungen als Verbrechen bestraft worden sind, und zweitens, indem die Erziehung zum eignen richtigen Denken durch Beschränkung der Lehrer, Anstellung unfähiger Menschen in den Lehranstalten und eine den Geist niederdrückende Lehrmethode gehindert wird. Durch solche Mittel läßt sich die geistige Entwicklung eines Volkes allerdings auf geraume Zeit bedeutend zurückhalten, wiewol ein solches frevelhaftes Eingreifen in die göttliche Vorsehung und das Gesetz der Natur sich am Ende immer als vergeblich und sich selbst bestrafend erweist. Die Freiheit, seine Gedanken durch Rede und Schrift mitzutheilen, kann mit dem Namen Denkfreiheit nur sehr uneigentlich bezeichnet werden. (Vgl. Pressfreiheit.)

37.

Denkmale (Monumente) im weitern Sinne nennt man Alles (vorzüglich Gegenstände menschlicher Kunst), was als Zeichen der Vergangenheit gewisse Erinnerungen aus der Zeit oder an die Zeit, wo sie gefertigt wurden, erwecken will oder kann. Denkmale des Alterthums können schriftliche, artistische und mechanische sein; denn Homer's Gedichte sind für uns ebensowol ein Denkmal ihrer Zeit als das Pantheon und ein zu Pompeji ausgegrabener Hausrath. Bedeutend sind diese Denkmale alle, insofern jeder gebildete Mensch an dem Alterthume überhaupt Interesse nimmt. Der Grad von Sittlichkeit, Bildung und Aufklärung, dessen die Gegenwart sich erfreut, ist das Ergebnis der Sittlichkeit, Bildung und Aufklärung der Geschlechter, die vor uns die Erde bewohnten. Ein heiliges Band hält die Mitwelt mit der Vorwelt zusammen; darum sind die Denkmale des Alterthums dem Gebildeten so ehrwürdig. Sie führen uns in die Vorwelt wieder ein, wir sehen ihre Sitten, Gebräuche, Verfassungen und ganzes Leben gegenwärtiger. Im engern Sinne versteht man unter Denkmalen bloß die artistischen (Kunstdenkmale). Unter diesen haben einige bloß insofern Werth, als sie Denkmale im eigentlichen Sinne sind, d. h. insofern sie dienen, das Andenken an gewisse Personen oder Begebenheiten zu erhalten; andre hingegen haben außer diesem noch einen innern Werth, indem sie ohne jede andre Hinsicht als Werke der schönen Kunst gefallen. (S. Alterthum, Antike, Archäologie.) In dem engsten Begriffe bezeichnet Denkmal oder Monument die Werke der Bau- oder Bildhauerkunst, deren Bestimmung es ist, das Andenken merkwürdiger Personen oder Begebenheiten der Nachwelt zu überliefern. Von ihnen ist hier allein die Rede. Bald verzierer sie öffentliche Plätze, Gärten, und diese sind meist Denkmale der Begebenheiten; bald sind sie Denkmale der Personen, Ehrendenkmale. Zu den letztern gehören auch die Trauermomente und Grabmäler; sie stehen einsamer und anspruchloser an der stillen

Stätte, wo wir die theuern Überreste geliebter Personen der Erde wiedergaben. Aus allen Zeiten und bei allen Nationen finden wir deren, vom ersten rohen Versuche der Kunst bis zur reinsten Vollendung. Die ältesten, die wir kennen, sind die Obelisken und Pyramiden Agyptens, und mit diesen vielleicht gleich die persischen Königsgräber, die wir noch in den Trümmern von Persepolis anstaunen. Ehrfurcht gebieten diese Denkmale durch ungeheure Größe und erhabene Einfachheit. Beide wurden vielleicht selbst von den Griechen nicht erreicht, denen aber dagegen der Preis der Schönheit gebührt. Schwerlich war in irgend einem Lande die Zahl der Ehrendenkmale größer als in Griechenland, wo man sie den Siegern in Schlachten und feierlichen Spielen, und andern verdienstvollen Männern errichtete, oft aber auch an Unwürdige verschwendete. Die Sieger in den Schlachten erhielten Statuen und Trophäen, die in den feierlichen Spielen Statuen und Denkfäulen. Auf dem Isthmus zu Korinth standen bei dem Tempel Neptuns die Statuen der Sieger in den istsmischen, in dem heiligen Haine Altis bei Olympia die der Sieger in den olympischen Spielen. Der Trophäen gab es eine große Menge. Öfter errichtete man auch Gebäude als Ehrendenkmale, die in Hinsicht auf Form und Pracht sehr verschieden waren. So wurden in Athen die choragischen Monumente denen zu Ehren errichtet, die als Choragen in den theatralischen und musikalischen Spielen den Preis erhalten hatten. Bei diesen Spielen war es gebräuchlich, daß jede von den 10 Zünften Athens einen Choragus erwählte, der auf seine Kosten die Aufsicht und Anordnung dieser Spiele übernahm. Jeder suchte den Andern hierin zu übertreffen; der Sieger über Alle erhielt einen Dreifuß von Erz, gemeinlich von der Hand großer Künstler, als Preis, welcher für sein ganzes Geschlecht ehrenvoll war. Dieser Preis wurde öffentlich aufgestellt, wo kleine Gebäude oder einzelne Säulen den Dreifuß trugen, und in Aufschriften den Choragus und die Zeit der gehaltenen Spiele nannten. Diesen Monumenten war zu Athen eine eigne Straße gewidmet, die Dreifußstraße (Tripodes). Einige derselben haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Das prächtigste von allen und mit dem meisten Schmuck versehen ist das choragische Monument des Lysikrates, gewöhnlich die Laterne des Demosthenes genannt; nächst diesem das Monument des Thrasyllus und Thrasykles und einige Säulen. Die Römer, als sie mit den Griechen in der Kunst zu wetteifern suchten, blieben auch in Errichtung von Ehrendenkmalen nicht zurück. Eine Gattung derselben ist ihnen ganz eigen: die Triumphbogen (s. d.). Früher als die Ehrendenkmale hatte man ohne Zweifel in Griechenland und Rom Grabmale gehabt, die aber natürlich erst späterhin als schöne Kunstwerke sich auszeichnen konnten. Man hatte ihrer von zweierlei Art: entweder an der Stelle selbst, wo die Asche des Verstorbenen war, eigentliche Grabmale, oder an einem beliebigen Orte errichtete Monumente, ohne daß die Asche des Verstorbenen darin aufbewahrt wurde, Kenotaphien (Cenotaphien). Von beiden Arten sah man sie in den Städten, in der Nähe derselben und an den Landstraßen hin, welche dadurch zugleich eine Zierde erhielten. Der rohe Stein verwandelte sich in die edle Säule; nachher errichtete man auf einem steinernen Grunde 2 kleine Säulen, bedeckte sie mit einem Giebel, und verzierete den Raum dazwischen mit den Bildnissen des Verstorbenen, Inschriften, Basreliefs. So wurde die Verzierung immer größer; man sah bald kleine Gebäude, die das Ansehen eines Tempels hatten, und stieg auch endlich hier zur höchsten Pracht. Das berühmteste Denkmal dieser Art im Alterthume war das sogen. Mausoleum (s. Artemisia), nach welchem alle prächtige Grabmäler Mausoleen genannt werden. Das neuere Europa hat von beiden Arten ebenfalls Denkmale aufzuweisen, der Trauermonumente aber unverhältnißmäßig mehr als der Ehrendenkmale, wie es auch die Natur der Sache mit sich bringt, da jene durch Privat-, diese durch öffentliche Theilnahme errichtet werden. Die Ehrendenkmale findet man hauptsächlich in den Hauptstädten; viele derselben sind beschrieben und abgebildet in

Sturn's „Architektonischen Reiseanmerkungen“. Eine ziemlich gute Sammlung gab der Abbé de Luberac in s. „Discours sur les monumens publics de tous les âges et de tous les peuples“ (Paris 1776, Fol.). Mehrere dieser Monumente Frankreichs hat Millin in s. „Antiquités nationales“ abbilden lassen. Nach den verschiedenen Mythenkreisen stellte Raoul-Rochette s. „Monum. inédits d'antiquité figurée grecque, étrusque et romaine“ (die er auf s. Reise in Italien und Sicilien 1826 gesammelt hatte) zusammen (Paris 1828, 2 Bde., Fol., mit 200 Kupf.). Frankreich leitete seine Künstler zu dieser Beschäftigung durch die Gründung einer königl. Académie des inscriptions. Der Künstler hat übrigens die Wahl unter den mannigfaltigsten Formen; nur wähle er dem Zwecke gemäß. Das Einfache ziemt der Privatugend; Größe, Würde, Pracht Dem, was die Großthaten einer ganzen Nation oder ihrer Führer und Helden verewigen soll. Im Verhältniß mit der gewählten Form, die vom einfachen Denkstein bis zum Triumphbogen, von der Säule bis zum Porticus und zum Tempel selbst vielen Spielraum hat, siehe dann die Verzierung. Hier fehlen die Künstler meist durch Übermaß; sie bedenken nicht, daß zu viel den Eindruck schwächt, den sie doch verstärken wollten.

Denkmünzen, Schaumünzen, Medaillen. Die Gewohnheit, Münzen zur Erinnerung an gewisse Begebenheiten und Ereignisse zu gebrauchen, ist alt. Colbert stiftete die Acad. des inscriptions, um Münztypen und Inschriften zu den Medaillen Ludwigs XIV. zu erfinden. Als Erinnerungszeichen an die Befreiungskriege unserer Zeit sind mehrere bei den verbündeten Heeren gestiftet worden. Zuerst verordnete Alexander, daß alle russ. Krieger, welche an dem Feldzuge von 1812 Theil genommen, eine silberne (oder zinnerne) Medaille an hellblauem Bande tragen sollten; der König von Preußen bestimmte unterm 24. Dec. 1813 ebenfalls eine Denkmünze für Diejenigen, welche während dieses Kriegs wirklich gegen den Feind gefochten und tadellos gebient hätten; sie ist aus dem Metall erobertes Geschütze gegossen, hat auf der Vorderseite unter des Königs Namenszuge die Inschrift: „Preußens tapfern Kriegern“, und die Umschrift: „Gott war mit uns, ihm sei die Ehre“; die Rückseite enthält ein Kreuz, in welchem, von Lorbern und Eichenblättern umgeben, die Jahreszahl 1813, 1814, 1813 — 14 oder 1815, nach Maßgabe der Theilnahme an einem dieser Feldzüge, steht. Sie wird an einem orange Bande mit schwarz und weißer Einfassung getragen. Ostreich bestimmte für seine Krieger ein ebenfalls aus dem Metall erobertes Geschütze gegossenes Denkzeichen in Kreuzform; diesem Beispiele folgten Baiern, die Herzoge von Sachsen, a. deutsche Fürsten und die Hansestädte. Neuerlich ist in Preußen eine Denkmünze aus Gußeisen, in ovaler Form, für die dem Heere gefolgten Nichtstreiter bestimmt worden, welche, vom Staatskanzler an, Jeder erhielt, der die Armee verlaße seines Berufs, aber nicht als Soldat, ins Feld begleitete. Eine besondere Art der Denkmünzen sind Ehrenmedaillen. (S. Medaillen und Münzkunde.) S. Heräus's „Bildnisse der regierenden Fürsten und berühmten Männer vom 14. bis 18. Jahrh.“, in einer Folge von Schaumünzen“ (1. A. 1728, 2. A. 1828, Wien).

Denkwürdigkeiten, s. Memoiren.

Denner. 1) Balthasar, Portraitmaler, geb. 1685 zu Hamburg, gest. zu Rostock 1749, war ein in seiner Art unübertroffener Meister in s. Kunst, besonders wegen der außerordentlich fleißigen Ausführung, ja fast mikroskopischen Ausführlichkeit s. Gemälde. Er lernte in Aitona zeichnen und dann in Danzig in Öl malen. Später war er auch auf Reisen. Alle Fürsten des Nordens riefen ihn an ihre Höfe, um sich von ihm malen zu lassen. Kaiser Karl VI. kaufte den Kopf einer alten Frau von diesem Künstler für 4700 Gulden, und hing ihn in ein Zimmer, zu dem er allein den Schlüssel hatte. Er befindet sich jetzt in der kais. Galerie in Wien. D. malte noch ein Seitenstück für denselben Fürsten: den Kopf eines alten

Mannes, der ein zweites Hauptwerk von ihm ist. Auch in München sind schöne Portraits von ihm. 2) Johann Christian, erfand durch Verbesserung der Schalmei die Clarinette. Er war zu Leipzig 1655 geb., kam in seinem 8. J. mit 6. Ältern nach Nürnberg, wo er blieb und sich mit Verfertigung von Blasinstrumenten, besonders Flöten, beschäftigte. Er starb 1707.

Dennewitz (Schlacht bei, den 6. Sept. 1813). Was dem Marschall Dubinot bei Großbeeren (s. d.) nicht gelungen war, sollte Ney vollziehen, und Berlin erobern. Der Kronprinz von Schweden schien nämlich am 4. Sept. von Rabenstein aus mit dem russisch-schwedischen Heere nach Koslau, und dort über die Elbe gehen zu wollen. Ney zog daher das franz. Heer in den Verschanzungen bei Teuschel und Tragan, vorwärts Wittenberg, zusammen. Entweder wollte er den Kronprinzen angreifen oder — was er aber zu verbergen suchte — selbst über Berlin herfallen. In dieser Absicht rückte am 4. Nachmittags ein Theil seines Heeres gegen Zahna vor. Hier stand der preuß. Generalmajor v. Dobschütz und schlug mit Kosacken und Landwehr den wiederholten Angriff des Feindes zurück. Allein am folgenden Tage mit 5 Mal stärkerer Macht angegriffen, mußte er nach hartnäckiger Gegenwehr Zahna räumen, und auch das Corps des Gen. Tauenzien ward aus Seyda verdrängt. Beide nahmen die Straße nach Jüterbogk, und das feindliche Heer folgte; doch suchte Ney den Kronprinzen zu täuschen, und mehre Berichte meldeten diesem, daß der Feind sich nach Torgau ziehe. Der Kronprinz ließ sich aber nicht irreführen, sondern brach den 6. früh um 3 Uhr auf und ließ das Heer, nach einem Marsche von 2 Meilen, die Anhöhen von Lobessen besetzen, wo ihm General v. Bülow, der das 3. preuß. Armeecorps befehligte, melden ließ, er werde überflügelt, indem das ganze feindliche Heer auf Jüterbogk marschire. Sofort befahl ihm der Kronprinz, dem Feinde in die Flanke und in den Rücken zu fallen, und die schwed. Armee marschirte auf das 3 Meilen weiter liegende Jüterbogk. Ihr folgten die Russen, deren Vorhut jedoch, unter Tschernitschew und Woronzoff, vor Wittenberg stehen blieb. Unterdessen hatte die Schlacht ihren Anfang genommen. Das 4. preuß. Armeecorps, unter Tauenzien, griff an. Vergebens suchte der Feind dasselbe aus seiner gutgewählten Stellung zu vertreiben. Hierauf, als jenes Corps seine Munition schon verschossen, kam Bülow heran. Seine Reiterei schlug das feindliche Fußvolk zurück; aber bei Gölsdorf wankte der Sieg, bis Borstell die Franzosen aus dem Dorfe warf. So standen im ungleichen Kampfe 40,000 Preußen gegen 80,000 Franzosen, Baiern, Würtemberger, Sachsen und Polen, die, von Ney geführt, unter Dubinot, Bertrand, Regnier und Arrighi mit 200 Kanonen auf ihre Stellung losstürmten. Jetzt rückte auch das russisch-schwedische Heer im Sturmschritte heran. 70 russische und schwedische Bataillone bildeten, von 10,000 M. Reiterei und 150 Kanonen unterstützt, mehre Angriffssäulen. Ihnen voraus eilten im Rennlaufe 4000 Reiter unter Pahlen, nebst mehren Batterien, von Adlerkreuz und Carbell geführt, um einige Punkte zu schützen, gegen die der Feind seinen Hauptangriff richtete. Während sie den Feind aufhielten, rückten die Heersäulen unter Stebingk und Winzingerode vor. Dies entschied die Schlacht. Der Feind wich zurück. Die Reiterei hieb ein und brachte seine Züge in Unordnung, worauf er in wilder Flucht über Dahme und Torgau sich rettete. Alle Wege waren mit Todten und Verwundeten und mit Waffen aller Art bedeckt. Auf der Wahlstatt fielen gegen 5000 Gefangene, 3 Fahnen, 30 Kanonen und über 200 Pulverwagen in die Hände der Sieger. Als am 9. Sept. die Verfolgung vor Torgau aufhörte, betrug der Gesamtverlust der Franzosen über 20,000 M., wovon die Hälfte Gefangene waren, 80 Kanonen und 400 Kriegswagen. Die Preußen zählten über 5000 Todte und Verwundete, worunter 34 todt und 180 verwundete Officiere. Nach diesem Siege ließ der Kronprinz Wittenberg durch Thümen, Torgau durch Wobeser, und Magdeburg durch Puttlitz beobachten.

Er selbst ging mit dem Heere bei Kofslau über die Elbe und vereinigte sich im Anfange des Oct. mit Blücher.

Denon (Dominique Vivant, Baron v.). Dieser franz. Künstler und Kunstkennner, geb. d. 4. Febr. 1747 zu Chalons-sur-Saone aus einem adeligen Geschlechte, sollte in Paris die Rechte studiren. Er machte Glück in der Gesellschaft; Talent und Neigung führten ihn zum Studium der bildenden Künste; auch schrieb er ein Lustspiel: „Der gute Vater“, das den Damen gefiel. Seine persönliche Liebenswürdigkeit erwarb ihm die Gunst Ludwigs XV., der ihn zum Gentilhomme ordinaire bei s. Person ernannte. Späterhin ging er als Gesandtschaftscavalier nach Petersburg, wo ihn aber Katharina mit ängstlichem Auge bewachte, dann ward er mit einer diplomatischen Sendung nach der Schweiz beauftragt. Bei dieser Gelegenheit zeichnete er Voltaire (gestochen von St.-Aubin) und das bekannte Blatt: „Le déjeuner de Ferney“. Dann bekleidete er 7 Jahre lang eine Stelle bei der franz. Gesandtschaft in Neapel. Der Aufenthalt in dieser Stadt und Reisen nach Sicilien und Malta gaben ihm Gelegenheit, sein Talent für die Zeichnung und Kupferstecherkunst zu üben. Bei des Abbé St.-Non „Voyage pittoresque de Naples et de Sicile“ führte D. die Aussicht über die Zeichner, und der Text war größtentheils aus s. Tagebuche entlehnt. Dieses Prachtwerk erschien zu Paris 1788. Der übrige Theil von D.'s Tagebuch, Sicilien und Malta betreffend, erschien einzeln 1788. Der Tod des Ministers Vergennes, seines Gönners — nach U. die Ungunst der Königin Maria Karoline — endete D.'s Laufbahn zu Neapel. Doch fesselte ihn das Studium der großen Maler an Italien; besonders hielt er sich mehre Jahre zu Venedig auf. Dort glänzte er in den Circeln der Gräfin Albrizzi, welche für eine der geistreichsten und liebenswürdigen Frauen galt und gern berühmte Männer um sich versammelte. D. hat auch eine Stelle in den „Ritratti“ dieser Dame erhalten, wo sie seinem Charakter, seiner Leidenschaft für die Kunst, s. Anmuth und Fröhlichkeit die größten Lobsprüche macht, auch jene unschuldige Bosheit, welche das Lächerliche Andern in ihm aufregt, in Schuß nimmt. Die Aufmerksamkeit, welche die Revolution überall auf die Franzosen lenkte, vertrieb ihn aus Venedig. Zu Florenz konnte er ebenso wenig lange verweilen als in der Schweiz; er mußte nach Frankreich zurück, und zwar zur Zeit des Terrorismus; doch selbst Robespierre fand Gefallen an ihm, weswegen D. auch der Nachrede nicht entgangen ist, den jakobinischen Grundsätzen gehuldigt zu haben. Um diese Zeit übte er sich im Kupferstechen. Endlich lernte er Bonaparte kennen und verband sich sogleich auf das engste mit ihm. Er begleitete ihn auf den ital. Feldzügen, dann nach Ägypten, und Desaix nach Oberägypten. Das Werk, welches die Frucht dieser Reise war, hat D.'s Ruhm noch fester begründet, vorzüglich die Kupfer, die dasselbe zieren („Voy. en Egypte“, Paris 1802, 2 Bde., Fol., und 3 Bde. in 12. ohne Kpf.). D. zeigt sich hier als höchst geschickten und gewandten Zeichner; die todte und die lebende Natur, die Monumente der Jahrhunderte, und der Araber, der die Wüste durchfliegt, sind mit Treue und Wahrheit dargestellt. Als er mit Bonaparte nach Paris zurückgekommen war, ward er zum Generaldirector der Museen ernannt, und was die bildende Kunst zur Verherrlichung der Thaten Bonaparte's hervorbringen sollte, Denkmäler, Schaumünzen, die Errichtung der Triumphsäule auf dem Place Vendôme ic., ward s. Oberaufsicht anvertraut. Er begleitete Napoleon auf allen Feldzügen, zeichnete, und hatte besonders das Geschäft, in den eroberten Ländern die Kunstwerke auszuwählen, welche als Siegestrophäen nach Paris geführt wurden. 1815 hatte er die Demüthigung, daß der Raub wiedergefordert wurde, und Jeder zurück erhielt, was ihm gehörte. Bei dem Sturze Napoleons behielt er seine Ämter; er verlor sie erst, als er 1815 sich dem Usurpator wieder genähert hatte; doch blieb er Mitglied des Instituts. Quatremère de Quincy kam an seine Stelle. Seitdem lebte er zurückgezogen.

gen, und die Herausgabe seiner reichen Kunstsammlung, die durch Kupferstich und Steindruck vervielfältigt werden sollte, machte die Beschäftigung seines Alters aus. Er starb zu Paris d. 28. April 1825. Sein Geist erhielt sich bis an sein Ende in voller Lebhaftigkeit. D. hatte im Alter viel Ähnlichkeit mit Voltaire. 1826 erschien zu Paris die „Description des objets d'art composant le cabinet de feu M. le bar. V. Denon“ (in 3 Bdn.: Monumens antiques, tableaux und estampes). Das Cabinet selbst wurde versteigert.

Departement, die Vertheilung einer Sache auf Mehre; so sagt man im Franz.: le département des tailles, des quartiers etc., d. i. Vertheilung der Steuern, der Quartiere unter das Militair ic. Hiervon ist der zweite Begriff abgeleitet: Geschäftsbezirk, das Fach, die Behörde, und besonders wird dies von der Geschäftseinteilung unter den Ministern gebraucht; hiernächst der Landkreis, der Amtsbezirk (eine besondere Abtheilung des Landes). In diesem Sinne hat dies Wort einen Hauptrang in der neuen Statistik erhalten, als die Revolution Frankreichs eine neue Landeseinteilung zur Folge hatte, wodurch die vorherige, in Provinzen, abgeschafft, und eine neue, in Departements, eingeführt wurde, welche 1) auf die Menschenzahl, 2) auf den Flächeninhalt und 3) nach den directen Steuern berechnet ward. Der Beschluß hierzu wurde am 4. Nov. 1789 gefaßt, und der Abbé Sieyès entwarf den Plan dazu, mit der besondern Rücksicht, daß dadurch dem alten eingewurzelten Geiste des Provinzialhasses ic. entgegengewirkt werden sollte. Anfangs war das ganze Reich in 83 Departements eingetheilt, welche in der Folge durch die allmäligen Vergrößerungen des Reichs bis auf 130 vermehrt, nach dem Frieden von 1814 aber auf 86 beschränkt wurden. (S. Préfecturen und Frankreich.) Jedes Departement wird in Cantone, und jeder Canton in Gemeinden eingetheilt. Man hat diese Art der Landeseinteilung in Baiern, Württemberg, Baden u. a. Staaten nachgeahmt.

Depeschen, amtliche Schreiben, welche eine schnelle Ausfertigung erfordern. Dem heutigen Sprachgebrauche zufolge versteht man darunter Brieffschaften und Papiere, welche einem Courier zur Besorgung anvertraut sind.

Deployiren, entwickeln, ausbreiten, entfalten, heißt in der Kriegskunst die Bewegung, wenn die Züge einer geschlossenen Colonne, welche sich, wegen des mangelnden Zwischenraums, nicht durch schräges Herausziehen in Linie formiren können, sich zuvörderst durch den Marsch auf Linien, die mit der zu erreichenden Aufstellung gleich laufen, dem ihnen bestimmten Plaze nähern und dann durch rechts- oder linksrum in denselben rücken. Indesß wird dieser Begriff nicht überall so streng festgehalten, und man nennt wol auch, im franz. Heere, Entwicklungen geöffneter Colonnen, welche durch schräges Herausziehen der Züge erfolgen, Deployements. Das Deployiren wird zur Bildung einer längern Feuerlinie, und daher oft nach gelungenen Bajonettangriffen, stets aber im Geschwindschritt angewendet; und da die schnelle Bildung und Entwicklung der Colonnen ein Haupttheil der Elementartaktik ist, so muß auch das Deployiren aus allen Arten von Colonnen fleißig geübt und mit Genauigkeit ausgeführt werden. Bei dem preuß. Heere ward es 1748 eingeführt.

Deportation, schon bei den Römern eine (zuerst von August eingeführte) Art der Verbannung aus dem Vaterlande, vermöge welcher der Verurtheilte in eine fremde, wüste Gegend, gewöhnlich auf eine Insel, geschafft, sein Vermögen eingezogen, und er selbst des römischen Bürgerrechts beraubt wurde. Daß die Wahl des Ortes nicht in seiner Willkür stand, unterschied diese Strafe von andern Verbannungsarten. Es war also keine neue Erfindung, als bei der Revolution in Frankreich, statt der Guillotine, diese Strafe beliebt wurde, so sehr man auch über den eigentlichen Urheber derselben gestritten und bald Boulay, bald dem Bischof von Autun, bald Talot dies Verdict zugeschrieben hat. Gewöhnlich wurden die

Verurtheilt nach Cayenne oder nach Port-Marat (Port-Dauphin) auf der Insel Madagascar gebracht. Gegen das Ende der Robespierre'schen Regierung waren dergleichen Deportationen am häufigsten. Zufolge des peinel. Gesetzbuches der Franzosen, vom 12. Febr. 1810, gehört Deportation noch jetzt in Frankreich zu den gesetzmäßigen Strafen, wird jedoch, wenn auch die Richter darauf erkennen, nicht leicht zur Vollziehung gebracht. Sie ist, ihrem Range nach, die dritte der infamirenden Leibesstrafen (indem nur der Tod und lebenslängliche Zwangsarbeit, verbunden mit dem sogenannten Kugelschleppen, ihr vorgehen) und hat den bürgerlichen Tod zur Folge. Der Deportirte verliert den Besitz seines Eigenthums, kann keine bürgerliche Handlung verrichten, und seine Erben treten in den Besitz seines Vermögens und aller seiner Rechte ebenso ein, als wenn er wirklich gestorben wäre; doch kann die Regierung ihm an dem Orte seiner Verbannung, der jederzeit außerhalb dem europäischen Festlande des Reichs belegen ist, den Genuß der bürgerlichen Rechte oder einiger derselben gestatten. Ein ohne Erlaubniß der Regierung nach Frankreich zurückgekehrter Deportirter wird ohne Weiteres zu der vorerwähnten lebenslänglichen Zwangsarbeit verurtheilt. Hat er sich auf fremden Grund und Boden geflüchtet und geräth auf irgend eine Weise von neuem in den Bereich französischer Gewalten, so wird er wieder nach dem Orte seiner Verbannung zurückgeführt. Auch in England gehört die Deportation zu den gesetzmäßigen Strafen, und es ist dazu eine Niederlassung in Australien (s. *Botany Bay*) bestimmt.

Deposition, Depositum. (Jur.) 1) Verwahrliche Niederlegung, ein Vertrag, wodurch ein Theil (der depositarius) die bewegliche Sache des andern, des Deponenten, zu bewahren und ihm auf Verlangen zurückzugeben übernimmt. Er gehört zu den Realcontracten der Römer, weil die gegenseitigen Pflichten durch die wirkliche Übergabe der Sache zur Verwahrung begründet werden, ohne daß es weiterer Abreden darüber bedürfte. Der Depositär haftet für getreue und sorgfältige Aufbewahrung und muß dem Deponenten die Sache (das depositum) zurückgeben, wenn auch dessen Recht an derselben streitig gemacht werden könnte. Er muß den Schaden an derselben tragen, welchen er durch grobes Versehen oder vorsätzlich veranlaßt; der Deponent hingegen muß ihm die darauf gewandten Auslagen ersetzen. Brauchen darf der Depositär die Sache nicht. 2) Die **Deposition** bei Gericht ist eine Art, Verbindlichkeiten zu tilgen. Wenn der Gläubiger sich widerrechtlich weigert, den schuldigen Gegenstand (die Zahlung) anzunehmen (d. h. in *mora accipiendi* ist), kann sich der Schuldner von seiner Verbindlichkeit (und zugleich von der Gefahr der Aufbewahrung, vom weitem Zinsenlauf u. dgl.) befreien, wenn er die Schuld in gerichtliche Verwahrung gibt. Zuweilen ist sie auch ein Sicherheitsmittel; wenn man Einwendungen und Gegenforderungen nicht hat sofort erweislich machen können, oder sie noch nicht fällig sind, der Gläubiger, welchem man einstweilen zahlen muß, aber unsicher ist. 3) **Deposition** ist auch so viel als Aussage. 37.

Depositobank, eine Bankanstalt, bei welcher Vorräthe von baarem erprobtem Gelde, oder Münzen, oder auch in ausprobirten Barren, niedergelegt werden, um dadurch die Zahlungen im Großhandel zu erleichtern. Da nämlich die großen Hin- und Herzahlungen in einer großen Handelsstadt viel Mühe und Zeit kosten, und die Kaufleute bemerken mußten, daß sie stets große Geldvorräthe in Cassa halten mußten, um ihre Schulden zu bezahlen oder andre Verbindlichkeiten zu erfüllen, und daß wieder große Geldsummen von Andern in ihre Cassa einfließen, wobei es fast nicht möglich war, Irrthümer oder Betrug zu vermeiden, indem leichte und schwere Münzen untereinander gemischt, auch wol falsche Münzen mit einliefen, da auch Irrthümer beim Zählen nicht ganz zu vermeiden waren: so verfielen die Kaufleute einer großen Handelsstadt leicht darauf, sich dahin zu vereinigen, die Summen, die sie zur Bestreitung ihrer Zahlungen an einander gewöhnlich in ihrer Cassa vorrätzig halten mußten, lieber an Einem Orte niederzulegen, und die

Summen, die ein Jeder daselbst niederlegte, ihm in einem Buche gut zu schreiben, sodas er nichts weiter nöthig hatte, als dem seiner Mitbürger, an den er Geld zu zahlen hatte, und der ebenfalls Mitglied der Bank war, dasselbe gut schreiben und von seinem Conto löschen oder abschreiben zu lassen. In der Bank wurde Buch und Rechnung über die niedergelegten Summen gehalten, und Jeder konnte durch sie an Andre zahlen und von Andern, welche gleichfalls Geld in der Bank hatten, empfangen, so viel als nöthig war, ohne das das Geld zu berühren erfordert wurde. Alles ward durch Ab- und Zuschreiben abgemacht. Die Vortheile einer solchen Einrichtung sind für den Kaufmannsstand einer großen Handelsstadt sehr groß. Denn 1) liegt das Geld daselbst am sichersten, da ein feuerfestes Gebäude und gehörige Bewachung für das Geld in der Bank, mit den leichtesten Kosten für jeden Einzelnen, zu schaffen ist; 2) wenn nur aufgewogene und probirte Münzen gleicher Art in der Bank angenommen werden, so ist ein Jeder sicher, nie durch leichtes oder falsches Geld benachtheiligt zu werden; nie ist ein Irrthum beim Zählen zc. zu besorgen; an Zeit und Mühe ist viel gewonnen; das Geld ruht, und ist daher keiner Abreibung oder sonstigen Veränderung unterworfen. Jeder ist sicher, Das, was er zu empfangen hat, stets in den vollkommensten ganz gleichen Münzen zu empfangen. Denn so viel auf sein Folium in seiner Einnahme kommt, so viel gehört ihm von den in der Bank vorhandenen Geldvorräthen. Die Vollkommenheit eines solchen Bankgeldes macht auch sehr bald, das es mehr gilt als das umlaufende baare Geld von gleichem Namen und selbst ein Agio gegen solches Courant trägt, welches nach gleichem Münzfuß ausgeprägt ist. Beschränkt sich eine solche Bank bloß darauf, für die Inhaber der in der Bank liegenden Geldsummen Buch und Rechnung über das Ab- und Zuschreiben der von ihnen auszugebenden oder einzunehmenden Summen zu führen, so heißt sie Girobank (s. d.). Stellt sie aber Recepisse oder Scheine über die an sie gezahlten Summen aus, so braucht sie sich gar nicht um Die, welche das Geld an sie zahlen, zu bekümmern, sondern die Inhaber der Recepissen werden von ihr als Eigenthümer des in der Bank niedergelegten Geldes betrachtet, und die Recepissen laufen daher gleich dem Bancogelde selbst um, und jeder Inhaber eines solchen Scheins hat ein Recht, die Summe, auf welche der Schein lautet, aus der Bank zu erheben, oder jeden Andern, der sodann dasselbe Recht von ihm erhält, damit zu bezahlen. Man sieht leicht, das eine Bank, welche Recepissen ausgibt, mehr Nutzen gewährt als eine Bank, die für die Eigenthümer des Bankgeldes bloß Rechnung führt. Denn Letztere müssen die Bank selbst anweisen, wem sie die ihnen gehörenden Summen Bankgeldes zuschreiben; die Inhaber der Recepissen aber können Jeden damit bezahlen, ohne der Bank davon Notiz zu geben. Die Recepissen können daher auch gebraucht werden, Fremde damit zu bezahlen, da eine Bank, die sich auf Ab- und Zuschreiben beschränkt, bloß von den Einw. des Handelsplatzes, wo sie besteht, unmittelbar benutzt werden kann.

Das Bancogeld hat dadurch noch einen höhern Grad von Vollkommenheit erreicht, das man dasselbe nicht durch geprägte Münzen, sondern durch Quantitäten feinen Silbers bestimmt. Diese Vollkommenheit hat die hamburger Bank ihrem Gelde verschafft. Sie schreibt nämlich einem Jeden, der eine kölnische Mark fein Silber bei ihr niederlegt, 27 Mark 10 Schilling Banco dafür gut. Da nun ein Thaler Banco 3 Mark, und 1 Mark 16 Schilling Banco enthält, so bestimmt sich hierdurch genau, wie viel holländische Affe fein Silber jeder Bancothaler, jedes Mark Banco und jeder Schilling Banco enthält, und so viel ist das hamburger Bancogeld unveränderlich werth. Eine hamburger Mark Banco ist daher eine Rechnungsmünze, welche jederzeit ein vollkommen gleiches Gewicht von feinem Silber andeutet, und dadurch wird dasselbe geschickt, um alle übrige Münzarten zu messen; denn man braucht nur zu erforschen, wie viel holländische Affe eine Münze in feinem Silber enthält, um zu wissen, welcher Summe in hamburger

Bancomarken oder Schillingen dieselbe gleich sei. So erhält man also in dem Bancogelde ein festes Geld, das für alles andre Geld als unveränderlicher Maßstab gebraucht werden kann. Eine solche Bank wird also nichts als Silber in Zahlung annehmen, und wenn bestimmt ist, daß dieses Silber eine bestimmte Feine haben muß, so wird eben nicht nöthig sein, daß alles Silber, was bei ihr eingebracht wird, diese Feine habe, sondern sie kann auch minder feines annehmen, jedoch immer nur reducirt auf dasjenige Silber, was in ihren Rechnungen zum Grunde gelegt wird, sodas alles bei ihr eingehende Silber nach der Quantität des feinen Silbers geschätzt wird, welches den Werth des Bancogeldes bestimmt. Bleibt nun das eingebrachte Silber, welches dem Einbringer in Bancogeld gut geschrieben wird, in der Bank liegen, so enthält die Bank stets die ganze Summe des Bancogeldes in Silber wirklich in sich, welche in ihren Büchern gut geschrieben ist. Da aber auf diese Weise eine große Quantität Silber ganz ungenützt in den Kellern der Bank ruht, indem das Bancogeld, welches in ihren Büchern verzeichnet ist, die Stelle des baaren Geldes durch bloßes Ab- und Zuschreiben der Zahlen auf andre Namen vertritt, und Niemand aus der Bank das Silber herauszuziehen verlangt, so könnten die Eigenthümer der Bank leicht auf den Gedanken gerathen, einen Theil der baaren Vorräthe anderweitig zu benutzen. Sie könnten z. B. dieselben verleihen, oder dafür Etwas kaufen u. s. w. Die Bank könnte auf diese Weise Gewinn von den in ihren Kellern liegenden Baarschaften ziehen, oder sie könnte auch dadurch Andern Geld verschaffen, daß sie ihnen ein Folio in ihren Büchern eröffnete und ihnen Summen in Banco zu Gute schriebe, wofür Jene keinen gleichen Werth in Silber eingebracht hätten, sondern deren Werth sie in Zukunft zu ersetzen versprächen. In beiden Fällen wird weniger Silber in den Kellern der Bank enthalten sein, als die Bücher andeuteten. Indessen würde sich doch die erstere Art, der Bank Vortheile zu verschaffen, besser mit dem Wesen eines solchen Instituts reimen lassen als die letztere. Denn wenn die Gelder nur auf kurze Zeit sicher ausgeliehen werden und nach der bestimmten Frist wieder in die Bank zurückkehren, so ist keine Gefahr davon für die Bank zu fürchten. Daher ist das Discontiren der Wechsel ein vortheilhaftes und sicheres Geschäft für dieselben. Aber Gelder auf lange Zeit, auf langdauernde Unternehmungen oder sonst so zu verleihen, daß dem Debitor möglicher Weise die Mittel, seine Verbindlichkeit gegen die Bank pünktlich zu erfüllen, fehlen können, ist den Grundsätzen der Solidität einer solchen Bank zuwider. Daher haben sich Banken dieser Art, die dem Staate große Summen vorgeschossen oder sich in Speculationen von Unternehmungen mit ihren baaren Fonds eingelassen, öfters um ihren Credit gebracht, weil sie in Lagen kamen oder kommen konnten, wo sie außer Stand gesetzt waren, die von ihnen ausgestellten Recepisse zu realisiren, oder das Geld, was in ihren Büchern den Banktheilhabern gut geschrieben war, in Silber vorzuzeigen und auf Verlangen baar zu bezahlen. Die erste Bankanstalt dieser Art entstand in Venedig, dem Hauptmarktplatz von Europa vor Entdeckung der Umfahrt um die südliche Spitze Afrikas; die zweite in Amsterdam 1609 nach dem Plane der venetianischen; die dritte in Hamburg 1619, die vierte in Genua u. s. w. Nach diesen Mustern wurden noch in andern Städten dergleichen Banken errichtet. Auch Friedrich der Große gründete eine ähnliche Bank zu Berlin 1765; jedoch erhielt sie daneben noch andre Bestimmungen. Für sie wurde ein eignes Nominalgeld geschaffen, dessen Einheit den Namen ein Pfund Banco erhielt und den vierten Theil eines Friedrichsd'or bedeutete, 35 Friedrichsd'or zu der Feine von 31 Karat 9 Gran auf die Mark fein Gold bestimmt. 131½ Thaler preußisch Courant sollten 100 Pfund Banco ausmachen. Sie hat indessen als Girobank nie einen großen Nutzen geleistet, sondern ist fast ganz zur Leihbank geworden.

Depping (Georg Bernhard), ein in Paris lebender deutscher Gelehrter, geb.

1784 zu Münster in Westfalen, wo sein Vater Kanzlist war, verließ sein Vaterland 1803, nach der Besitznahme desselben durch die Preußen, begleitete einen franz. emigrirten Grafen nach Frankreich und blieb seitdem in Paris. Hier war er zuerst Lehrer in einigen Erziehungsanstalten, studirte die verschiedenen lebenden Sprachen Europas, und nahm dann an vielen Zeitschriften, sowohl Frankreichs als anderer Länder, Antheil. Er trug dazu bei, sie wechselseitig mit ihren verschiedenen literarischen Producten bekanntzumachen, und gab eine große Anzahl von Schriften, theils für die Jugend, theils im geographischen und historischen Fache, heraus. Die philotechnische und die königl. antiquarische Gesellschaft nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf; 1822 krönte die königl. Académie des inscriptions et belles lettres s. Preisschrift „Über die Ursachen der Auswanderungen der Normänner im Mittelalter und ihrer Niederlassungen in Frankreich“. Seine Jugendschrift: „Les soirées d'hiver“, ist mehre Male aufgelegt worden; von s. „Merveilles et beautés de la nature en France“ ist 1819 zu Paris die 4. Aufl. erschienen. Eine 1811 begonnene „Histoire générale de l'Espagne“, wovon Bonaparte's Censur 10 bereits gedruckte Bogen umzuändern befahl, hat der Verf. nicht fortgesetzt. Mit Malte-Brun hat er eine neue Auflage von Levesque's „Histoire de Russie“ 1812, und mit Villeneuve 1817 eine neue Aufl. von J. S. Rousseau's Werken besorgt, und 1821 Mentelle's „Géographie de la France“ umgearbeitet. Ferner hat er die bei Belin in Paris erschienenen Ausgaben der Werke Fontenelle's, Montesquieu's, Labrurpère's, Larochevoucault's, Hamilton's und Diderot's besorgt und mit biographischen Notizen versehen. Seit vielen Jahren schreibt er die pariser Correspondenznachrichten im „Morgenblatt“. Er gehört zu den Mitarbeitern der „Biographie universelle“, der „Revue encyclopédique“, der Fortsetzung des chronolog. Werkes „Art de vérifier les dates“ u. s. w. Noch führen wir an s. „Sammlung der besten spanischen Romanzen, mit Anmerk. und Einleitung“ (Altenburg und Leipzig 1817); „La Suisse“ (Paris 1822, 4 Bdchn.); „La Grèce“ (Ebend. 1823, 4 Bde.) und „Voyage d'un étudiant dans les 5 parties du monde“ (Ebend. 1822, 2 Bde.).

Deputirtenkammer, s. Kammern.

Derfflinger (Georg, Freih. von), früher Dörfling genannt, preussisch-brandenburg. Generalfeldmarschall, einer der ersten Helden des von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten, gegründeten preuss. Militärstaats, geb. im März 1606, nach einigen Nachrichten in einem östr. Dorfe im Lande ob der Enns, war, nach Pauli, der Sohn eines protestantischen Landmanns in Böhmen. Er trieb anfangs das Schneiderhandwerk und wollte wegen der Unruhen in Böhmen, um sich den Religionsbedrückungen nach der Schlacht auf dem weißen Berge zu entziehen, nach Berlin wandern. Als man ihn aber, weil er kein Geld hatte, nicht über die Elbe setzen wollte, warf er sein Bündel in den Strom und griff zum Schwert. Eine Zeitlang diente er als Gemeiner, unter dem General von Thurn; schon als Dragoner quälte ihn der Gedanke, wie er einst General werden könnte. Dann trat er in schwedische Kriegsdienste, wo er unter Gustav Adolfs, hierauf unter Banner's und Torstensohn's Fahnen focht. Die Botschaft von dem Siege bei Leipzig (1642), zu welchem er als Oberster an der Spitze seines Reiterregiments viel beigetragen hatte, überbrachte er der Königin Christina, welche ihn dafür zum Generalmajor ernannte. Nach dem Frieden als Fremder aus dem schwedischen Heere entlassen, wandte er sich nach Brandenburg und trat 1654 als Generalmajor der Cavalerie in die Dienste des Kurf. Friedrich Wilhelm, der seine Talente und seinen Muth zu belohnen bald Gelegenheit fand. 1657 ward D. geh. Kriegsrath, 1670 Generalfeldmarschall, 1677 Obergouverneur aller pommerschen Festungen und 1678 Statthalter von Hinterpommern und Ramin. Er hatte sich seit 1654 in allen Feldzügen des großen Kurfürsten, gegen die Polen,

Schweden und Franzosen, durch Klugheit, Schnellblick, Thatkraft und Tapferkeit ausgezeichnet. Auch brauchte ihn der Kurfürst zu Gesandtschaften, und Kaiser Leopold erhob ihn 1674, auf Ansuchen seines Landesherren, in den Reichsfreiherrnstand. Von seinen Waffenthaten führen wir nur einige an. Durch den Überfall der Schweden an der Havel und die Wegnahme von Rathenau am 15. Juni 1675 bahnte D. dem großen Kurfürsten die Bahn zu dem Siege bei Fehrbellin (s. d.), am 18. Juni, wo er den Oberbefehl unter dem Kurfürsten hatte. 1678 eroberte er Stralsund. 1679 führten er und der Kurfürst die Truppen auf Schlitten über den kurischen Haff, überfielen das schwedische Heer und jagten es nach Liefland. Der tapfere D., dessen Betragen stets einfach, bescheiden und, wie seine Sprache, offen, nicht selten derb war, behielt auch als Greis noch seinen muntern, thätigen Geist und sein frisches, kräftiges Herz. Er starb 1695 in einem Alter von 89 J. Nach s. Tode ward auf ihn eine Gedächtnismünze geprägt, deren Rückseite Mars und Hercules als seine Ahnen darstellt; die Hauptseite zeigt das wohlgetroffene Brustbild des Helden. Sein Geschlecht erlosch mit seinem Sohne, Friedrich, Freih. v. Derfflinger, der als königl. preuß. Generallieut. 1740 zu Berlin ohne Erben starb. Vgl. Pauli's „Leben großer Helden u.“, IX.; König's „Authent. Nachr. v. dem Leben Derfflinger's“ (Stendal 1786) und Wagnhagen von Ense's „Biograph. Denkmale“ (Berl. 1825, 2 Th.).

Derschawin (Gabriel Romanowitsch), geb. zu Kasan 1743, gehört nebst dem verstorb. Krawskoff und dem Trauerspieldichter Dseroff zu den vorzüglichsten Dichtern Rußlands. Er nahm 1760 Dienste beim Ingenieurcorps als gemeiner Soldat und zeichnete sich im Felde aus, besonders 1774 gegen den Rebellen Pugatschew. Schon damals entwickelte sich sein Dichtertalent. Unter Katharina stieg er 1800 bis zum Reichsschatzmeister, und 1802 bis zum Justizminister. Er zog sich aber bald darauf von den Geschäften zurück und lebte ganz den Museen. Berühmt ist seine „Ode an Gott“, die Gzersky zu Wilna 1819 ins Lateinische übersezt hat. Der chinesische Kaiser ließ sie ins Chinesische übersezen und, auf Seide in Gold gedruckt, in einem Saale seines Palastes aufhängen. Auch hat D.'s Gedicht: „Der Wasserfall“, vorzüglichlichen Werth. In andern Gedichten artet der orientalische Bilderdienst bisweilen in Schwulst aus. Mehrere Proben von diesem Dichter findet man, ins Englische übersezt, in Bowring's „Russischer Anthologie“, auch in von Borg's „Poetischen Erzeugnissen der Russen“ (Riga und Dorpat 1823). Seine Gedichte sind 1808 in 4 Bdn. erschienen; außerdem hat er staatswissensch. und topograph. Werke geschrieben. D. starb den 8. Juli 1819 auf seinem Landgute Swanka, unweit Nowgorod. 20.

Derwisch, **Dervis** (persisch: arm), in der Türkei die Benennung gewisser nach Ordenregeln lebender Geistlichen. Sie sind bei den Mohammedanern Das, was bei den Christen die Mönche heißen, nach ihrem Stifter Mavelava auch Mavelaviten, suchen ihren Ruhm in Fasten und in der Beobachtung strenger Gebräuche und gottesdienstlicher Handlungen und stehen bei dem Volke in dem Rufe großer Heiligkeit. Sie leben zum Theil in Klöstern zusammen, zum Theil einzeln, und aus ihnen werden in der Regel die **Imans** (s. d.) gewählt. Sie haben allenthalben, selbst bei den Tafeln der Vornehmsten in der Türkei, freien Zutritt. Bei den Hindus führen diese Mönche den Namen Fakir.

Desaix (Louis Charles Antonine), franz. Feldherr, geb. im Aug. 1768 auf dem Schlosse Boyour bei Niom (Auvergne) in einer adel. Familie, trat 1784 in das Inf.-Regiment Bretagne als Unterlieutenant. Er trug im Dec. 1793 zur Eroberung der hagenauer Linien bei, in die der linke Flügel, bei welchem er stand, zuerst eindrang. 1794 diente er in der Nordarmee, unter Pichegru, mit fortwährender Auszeichnung. Zur Rheinarmee unter Moreau 1796 zurückberufen, vertheidigte er im Nov. den Brückenkopf von Kehl. 1797 begleitete er Bonaparte nach Ägypten.

ten, hatte an den ersten Siegen Antheil und wurde hierauf zur Eroberung von Oberägypten entsandt, wo Murat Bey, trotz seiner Niederlagen, seinen Sieger unaufhörlich beunruhigte. Bonaparte eilte nach Europa zurück, und vermöge des Vertrags von El- Arisch mit den Türken und Engländern, welchen D. unterzeichnet hatte, konnte auch er sich einschiffen und zurückkehren. Bei seiner Ankunft in Frankreich erfuhr er, daß Bonaparte als erster Consul zur Wiedereroberung Italiens abgegangen sei; er eilte zu ihm und erhielt den Oberbefehl der Reserve. Ein Drittheil des franz. Heeres stand außer dem Gefechte, als D.'s Corps zu Marengo (s. d.) ankam (14. Juni 1800). Er rückte sogleich in Schlachtordnung vor, fiel aber von einer Kanonenkugel tödtlich getroffen. Sein Leichnam wurde nach Mailand geführt, daselbst einbalsamirt und in das Hospital auf dem St. Bernhard gebracht, wo ihm ein Denkmal errichtet ist. (S. Bernhardsb.) Ein andres, ihm auf der Ebene von Marengo, da wo er gefallen war, errichtetes Denkmal wurde 1814 von den Östreichern zerstört. D. war ebenso rechtschaffen und uneigennützig als tapfer; diese Tugend erwarb ihm unter den Einwohnern von Cairo den Namen des gerechten Sultans.

Desatir (d. i. Einrichtung), eine angeblich uralte, kürzlich wieder entdeckte Sammlung von 16 heiligen Schriften der 15 altperssischen Propheten, mit Einschluß eines Buches von Zoroaster. Diese Sammlung ist in einer jetzt unbekanntten Sprache geschrieben, die sich ebenso vom Zend als vom Pehlvi und dem Neupersischen unterscheidet. Der letzte von jenen 15 Propheten, Sasan, der zur Zeit des Falles der Sassaniden lebte, als die Araber sich des Reichs bemächtigten, hat den Desatir wörtlich übersetzt und mit einem Commentar begleitet. Nachdem dieses Werk bis ins 17. Jahrh. eine Hauptquelle der altperssischen, mit Astro- und Dämonologie verbundenen Religionslehre gewesen, hierauf aber fast anderthalbhundert Jahre lang vergessen war, entdeckte dasselbe zu Ispahan ein gelehrter Parsi, dessen Sohn, Molla Firuz, von dem Marquis Hastings dazu veranlaßt, eine Ausgabe des Desatir zu Bombay 1820 veranstaltete, welche Erskine mit einer engl. Übersetzung begleitete. Erskine hält jedoch die Sammlung für unecht; auch Sylvestre de Sacy („Journ. des savans“, Febr. 1821) glaubt, daß der Desatir das Fabricat eines Parsen im 4. Jahrh. der Hegira sei, der die Sprache absichtlich erfunden habe, um der Sammlung, welche an sich alte Traditionen und sinnreiche Mythen enthalte, das Ansehen der Glaubwürdigkeit zu geben. Jos. von Hammer dagegen soll, wie öffentliche Blätter behaupten, den Desatir für echt halten. In jedem Falle muß es interessant sein, aus dem Desatir ein altes Religionsystem der Orientalen genauer kennen zu lernen, in welchem sich neben dem Pandämonismus und der Metempsychose alle Stoffe des Sternendienstes, der Astrologie, der Theurgie, der Amulette, sowie die Elemente der Religion der Hindus, namentlich die der bramansischen Kastenlehre, und viele Elemente der christlichen Religion, beisammen finden. Doch hat man in der Lehre des Desatir keine Spur von einer Beziehung auf den Zendavesta und den Magismus der Parsen entdeckt. 20.

Desault (Pierre Joseph), einer der berühmtesten Wundärzte Frankreichs, geb. am 6. Febr. 1744 zu Magny Bernais in der ehemaligen Franche-Comté. Als er, zum geistlichen Stande bestimmt, in seiner Jugend sich mit Mathematik und Philosophie beschäftigt hatte, zog ihn seine Neigung bald zur Wundarzneikunst, und er kam in das Kriegsspital zu Besfort, wo er die Mängel des dürftigen Unterrichts durch seine glückliche Beobachtungsgabe ersetzte, und die Gelegenheit, die der Krieg ihm gab, gut benutzte, in der Behandlung der Schußwunden sich zu üben, worin er später zu hoher Auszeichnung gelangte. 1764 kam er nach Paris und ward einer der zahlreichen Schüler des berühmten Petit. Zwei Jahre später bestieg er selbst den Lehrstuhl, und obgleich es ihm an der Gabe des Vortrags fehlte, so ward er doch bald einer der berühmtesten Lehrer, da er in der Behandlung der Ana-

tomie eine neue Bahn brach, und indem er, bei der Betrachtung der Theile des menschlichen Körpers, über die diesem Organe eignen Krankheiten sprach, ward er der Vervollkommer der chirurgischen Anatomie. Nachdem er einige Jahre dem Spital de la charité vorgestanden hatte, wo er durch Angabe neuer Behandlungsweisen, oder Verbesserung und Vereinfachung bekannter, seinen Ruhm erhöhte, kam er 1788 an die Spitze des großen Hôtel-Dieu zu Paris. Hier ward er der Stifter einer neuen chirurgischen Schule, in welcher sich mehre der vorzüglichsten Wundärzte Europas mittelbar oder unmittelbar bildeten. Sein Verdienst besteht vorzüglich darin, daß er Genauigkeit und Methode in das Studium der Chirurgie einführte, die Behandlung der Knochenbrüche durch Angabe verbesserter Verbandarten vervollkommnete, zuerst die klinische Behandlung der Wundarzneikunst in Frankreich einführte, und s. Schülern eine edle Begeisterung für ihre Kunst einflößte. In seinen Operationen zeichnete er sich durch Kühnheit und Vereinfachung der Handgriffe aus, und selbst wo er bekannten Methoden folgte, zeigte er immer so sehr das Gepräge seines Genies, daß man einen Erfinder zu sehen glaubte. Diese glänzende Naturgabe, dieser chirurgische Instinkt, der ihn in den schwierigsten Fällen sicher leitete, ersetzte ihm den Mangel gelehrter Kenntnisse, wogegen er so gleichgültig war, daß er in spätern Jahren gar Nichts mehr las, wie er denn auch der Kenntniß innerer Krankheiten völlig ermangelte und in dem Stolge auf die glänzenden Fortschritte, welche die Chirurgie seit 50 Jahren in Frankreich gemacht hatte, sehr unwillig wurde, als man in den ersten Jahren der Revolution bei der Stiftung der Ecole de santé, wo er Lehrer der chirurgischen Klinik ward, das Studium der Medicin und Chirurgie in die nothwendige Verbindung brachte, welche der Geist der Wissenschaftlichkeit fodert. Er starb, während er den Sohn Ludwigs XVI. im Temple behandelte, den 1. Juni 1795 an einem heftigen Fieber. D. schrieb nur 2 kleine Abhandlungen; in einer seit 1791 herausgeg. Zeitschrift („Journal de chirurgie“) aber, worin seine Zöglinge die im Hôtel-Dieu gemachten Beobachtungen aufzeichneten, sowie in den von Bichat unter D.'s Namen herausgegebenen „Oeuvres chirurgicales“ ist seine ganze Lehre enthalten.

26.

Descartes (René) od. Renatus Cartesius, ein Selbstdenker u. Reformator der Philosophie, mit welchem man oft die neuere Philosophie anfängt, zugleich der einzige streng-systematische Philosoph der Franzosen; geb. 1596 zu la Haye in Touraine, gest. zu Stockholm 1650. Schon auf der Jesuitenschule zu la Fleche, wo er Philologie, Mathematik und Astronomie studirte, zeigte sich sein Scharfsinn. Nachdem er viel gelesen, ohne dadurch zu sichern Resultaten zu gelangen, ging er auf Reisen, um seine Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern. Geburt und Neigung bestimmten ihn für den Kriegsdienst. Er focht als Freiwilliger bei der Belagerung von Rochelle, und in Holland unter dem Prinzen Moris. Während er in Holland die Waffen trug, war einst an den Straßen von Breda eine mathematische Aufgabe angeschlagen; unbekannt mit der Sprache, bat er einen Mann, der neben ihm stand, ihm den Anschlag zu erklären. Dieser Mann war der Urheber des Problems, Professor Beeemann; er lächelte über den jungen Officier und ward sehr überrascht, als dieser den Morgen darauf die Aufgabe gelöst hatte. Von da ging D. nach Deutschland und trat in bairische Dienste. Allein seine Verhältnisse gaben ihm für seinen Zweck wenig Gewinn. Er verließ daher 1621 das Militär. Nach verschiedenen Reisen arbeitete er in Holland seine meisten Schriften (von 1629—49) aus, zog viele Schüler an sich und wurde in mehre gelehrte Streitigkeiten, besonders mit den Theologen, verwickelt. Sein berühmtes System ist zwar voll Seltsamkeiten, allein da durchgehends der Geist des Selbstdenkens darin herrscht, so hat es viel dazu beigetragen, diesen Geist auch in Andern zu erwecken. Es hat auf Jahrhunderte dem philosophischen Geiste eine neue Richtung gegeben, und vorzüglich in Frankreich, England und Deutschland viele An-

Conv.-Ver. Siebente Aufl. Bd. III. †

S

hänger gefunden. In diesem strengdogmatischen System ging er vom Zweifel zur Gewißheit, die er einzig im deutlichen Denken fand. Von diesem erst schloß er auf das Dasein des denkenden Wesens, nach dem Hauptsatz seines Systems: „Ich denke, also bin ich“ (cogito, ergo sum). Diesen neuen Rationalismus bildete er, im Gegensatz des Empirismus der Engländer und der Aristotelisch-scholastischen Philosophie, welche er lebhaft bestritt, mit vielem Scharfsinn aus und wendete die strengsystematische (mathematische) Methode mit vieler Schärfe auf denselben an. Durch ihn verbreitete sich aber auch unter den Neuern das Vorurtheil, als bestesse das Wesen der Philosophie und ihre Gewißheit in Definitionen, Beweisen und deren schulgerechter Anordnung. Das denkende Wesen, oder die Seele, ist von den Körpern, deren Wesen in der Ausdehnung besteht, wesentlich verschieden durch ihre Einfachheit, Immaterialität, woraus auch ihre Unsterblichkeit hervorgeht, und durch die Freiheit, welche der Seele zukommt, weil sie sich frei denkt. Die Seele aber denkt nicht Alles deutlich, in Vielem ist sie dem Zweifel unterworfen, und insofern nur ein unvollkommenes, endliches Wesen. Diese eigne Unvollkommenheit führt auf die Idee eines vollkommensten Wesens, zu dessen Vollkommenheit auch das Dasein gehört. (Er bediente sich also hier des sogenannten ontologischen Beweises für das Dasein Gottes [s. d.] auf eine andre Weise, als sich desselben früher schon Anselm von Canterbury bedient hatte; daher auch der Cartesiansche Beweis.) Die Idee eines absolut vollkommenen Wesens, welche er für eine angeborene Idee hielt, stellte er an die Spitze seines Systems und leitete von ihr alle übrige Erkenntniß der Wahrheit ab. Seine Untersuchungen erstreckten sich aber nur auf die theoretische Philosophie, namentl. Logik und Metaphysik, welche nicht genau geschieden wurden. Für die obersten Probleme der letztern hielt er die Substantialität und Causalität. Um die physische und psychologische Anthropologie hat er manche Verdienste. Noch größere erwarb er sich um Mathematik und Physik. Er benutzte fremde Entdeckungen und Beobachtungen, bestimmte sie genauer und wies ihnen ihre Stelle im System an. Die höhere Geometrie, auf welche er die Analysis glücklich anwendete, die Optik, Dioptrik und Mechanik sind von ihm außerordentlich erweitert, ihre Methode vereinfacht, und dadurch die großen Erfindungen, welche nachher Leibniz und Newton in diesen Wissenschaften machten, vorbereitet worden, wie er denn auch selbst durch seinen rechenenden Scharfsinn manche glückliche Entdeckungen in diesen Fächern machte. So trug er z. B. viel zur Bestimmung und Erläuterung des wahren Gesetzes der Strahlenbrechung bei. In der Kosmophysik war er weniger glücklich. Hier stellte er die sonderbare Hypothese von den himmlischen Wirbeln (Cartesiansche Wirbel) oder den ungeheuern Strömungen ätherischer, den Raum anfüllender Materie auf, von welchen er die Bewegung der Planeten herleitete. In der Astronomie wirkte er sehr zur Verbreitung des Kopernicanischen Systems. Seine Werke sind mehrmals einzeln und zusammen herausgekommen (z. B. Amsterdam 1692, 9 Bde., 4.). 1828 wurden f. „Oeuvres complètes“ in 9 Bdn. von Cousin in Paris neu herausgegeben. Sein Leben haben Baillet und Trepelius beschrieben. Vgl. Buhle's „Geschichte der neuern Philosophie“, Bd. 3, S. 1, und die Lobschriften von Gaillard, Thomas und Mercier, nebst Leibniz in f. Briefen über ihn. Auch hat Heidenreich über die Entwicklung des Geistes und über die Philosophie von D. lehrreiche Betrachtungen geschrieben im 1. Th. f. „Originalideen etc.“ D. liebte die Unabhängigkeit; dennoch ließ er sich bereden, nach Stockholm zur Königin Christina (1649) zu gehen, die seinen gelehrten Umgang und Unterricht wünschte. Er starb daselbst 4 Monate nach seiner Ankunft. Sein Körper ward 1666 nach Paris gebracht und in der Kirche der heiligen Geneviève du Mont von neuem begraben. D. hatte sich nicht verheirathet; aber die Liebe kannte er. Er hatte eine Tochter, Franziska, welche im 5. Jahre in seinen Armen starb. Untröstlich über diesen Tod, gestand er, nie einen größern Schmerz empfunden zu haben.

Descendenten, s. Absteigende Linie.

Descension, s. Absteigung.

Desferre (Hercule), Graf, franz. Staatsminister und 1822 fg. Votenschafter am Hofe zu Neapel, ein durch Talente und Energie ausgezeichnete Staatsmann und Redner, geb. zu Metz 1774, stammte aus einer adeligen Familie Lothringens. 1791 wanderte er aus und machte mehre Feldzüge in der Armee des Prinzen Condé mit. In der Folge erhielt er die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, und bildete sich zu einem Sachwalter. Bonaparte ernannte ihn zum Generaladvocaten beim Appellationshofe zu Metz, dann zum Präsidenten des Appellationshofes zu Hamburg, wo er sich durch Rechtlichkeit, Mäßigung und Thätigkeit Achtung erwarb. Er verließ Hamburg kurz vor der Einschließung 1813. 1814 stellte ihn Ludwig XVIII. als ersten Präsidenten des Appellationshofes zu Colmar an. Während der hundert Tage hielt er sich bei dem Könige in Gent auf. Nachher wählte ihn das Departem. des Oberrheins zum Abgeordneten bei der Kammer von 1815; hier machte er sich durch die Kraft, mit welcher er die ultraroyalistische Mehrheit bekämpfte, dem Ministerium ebenso bemerkbar, als er das Vertrauen der Nation gewann. 1816—18 bekleidete er die Stelle eines Präsidenten der Kammer mit Würde und Unparteilichkeit; zugleich war er Mitglied des Staatsraths in dem Ausschusse für die Gesetzgebung. Im Dec. 1818 ernannte ihn der König zum Großsiegelbewahrer und Justizminister. Als solcher schloß er sich an das System von Decazes an; insbesondere zeichnete er sich 1819 durch seine Vertheidigung der 3 Gesetzworschläge über die Presse aus, welche den 17. Mai, den 26. Mai und den 9. Juni an die Stelle der bisherigen Censur traten. Auch widersetzte er sich mit Nachdruck der Abänderung des Wahlgesetzes. Heftig klagte er in seiner Rede am 23. März 1819 die Parteilucht der Ultras als die Ursache an, daß die 1815 im Süden von Servant, Truphemi u. A. begangenen Verbrechen unbestraft geblieben wären. Das ungeflüme Verlangen der Liberalen aber, daß alle Königsmörder zurückgerufen werden möchten, wies er durch sein berühmtes Jamais! zurück (am 17. Mai 1819). In der Folge trennte er sich von den Doctrinaires, deren Grundsätze auch die seinigen gewesen waren, und unterstützte Decazes, als dieser im Febr. 1820 das Wahlgesetz von 1817 abzuändern vorschlug. Als hierauf in dem parlamentarischen Kampfe über die 3 Gesetzworschläge des abgegangenen Premierministers die Erbitterung der Parteien auf das Höchste gestiegen war, vollendete er, durch die Annahme der vorgeschlagenen Abänderungen des neuen Wahlgesetzentwurfes am 9. Juni 1820, den Sieg der gemäßigten rechten Seite und des Ministeriums. Indem er so der Hauptstübe des neuen Wahlgesetzes von 1820 wurde, leistete er den Royalisten die größten Dienste, machte sich aber die Liberalen gänzlich zu Feinden. Zur Belohnung erhob ihn der König in den Grafenstand und ertheilte seinem Sohne ein Majorat von 20,000 Fr. jährl. Einkünfte. D. selbst hatte kein Vermögen und eine zahlreiche Familie. Als die neuen Wahlen von 1820 u. 1821 eine große Zahl von Ultraroyalisten in die Deputirtenkammer brachten, bildete sich eine mächtige Opposition der rechten Seite gegen das Ministerium. Die Wortführer derselben, Corbière und Billèle, strebten, selbst in das Ministerium zu kommen, und ihr Einfluß bewirkte endlich die am 14. Dec. 1821 erfolgte Ministerialveränderung, nach welcher D., Pasquier, Latour-Maubourg, Simeon, Portal und Roy aus dem Ministerium traten, und Herr Peyronnet an D.'s Stelle Justizminister und Siegelbewahrer wurde. D. selbst soll zu des Letztern Ernennung mit beigetragen haben. Er trat jetzt nicht auf die Seite der Opposition, obgleich er dem Gesetzentwurfe des neuen Ministeriums, das die Jury bei dem Urtheile über Presvergehen aufheben wollte, entgegen war, und deshalb in der Deputirtenkammer (im Febr. 1822) durch seinen Freund, Herrn Floc de la Boulaye, erklären ließ, daß er fester als je von der Nützlichkeit des Geschworenengerichts überzeugt sei. Das Ministerium indeß er-

reichte seinen Zweck. Öftere Kränklichkeit hinderte den Grafen D., an den Verhandlungen persönlich Theil zu nehmen. Im Mai 1822 begab er sich auf seinen Gesandtschaftsposten nach Neapel, wo er den 21. Juli 1824 gestorben ist. (Vgl. f. Leben in den „Zeitgenossen“, Heft XIX.) 20.

Deserteur, der Soldat, welcher ohne Urlaub sein Regiment verläßt; sein Verbrechen wird **Desertion** genannt. Dieses Verbrechen, welches immer als Eidbruch zu betrachten ist, wird durch Umstände (z. B. wenn der Soldat von seinem Posten desertirt, zum Feinde übergeht) vergrößert oder vermindert, und hiernach auch die Strafe. Ferner heißt Desertion die heimliche Entweichung einer Frau von ihrem Manne, oder umgekehrt, welche die Scheidung durch einen angestellten Proceß (**Desertionsproceß**) bewirken kann. In der Rechtsprache wird oft auch die Versäumniß **Desertion** genannt, z. B. Defection des Beweises.

Deséze (Raymond), Graf, Ludwigs XVI. Vertheidiger vor den Schranken des Nationalconvents, stammte aus einer alten Familie ab und war der Sohn eines berühmten Parlamentsadvocaten in Bordeaux, in welcher Stadt er 1750 geboren ward. Aus Neigung widmete er sich der Advocatur und entwickelte dabei ungewöhnliche Talente. Durch die Vertheidigung der Marquise d'Anglure ward er dem Minister de Bergennes bekannt und durch diesen nach Paris gezogen. Sein Ruhm war schon gekündet, als ihm das schwere Geschäft übertragen wurde, Ludwig XVI. zu vertheidigen, nachdem die beiden andern Vertheidiger des Königs, Malesherbes und Tronchet, die Unmöglichkeit voraussahen, es allein zu beendigen. Für die Verfertigung der eigentlichen Schutzschrift blieben ihm nur 4 volle Nächte; die Tage verstrichen unter den Untersuchungen der Actenstücke und den nöthigen Unterredungen mit seinen Collegen. D. lieferte aber dessenungeachtet in seiner Vertheidigungsschrift ein Meisterstück, welchem nur der Vorwurf zu machen ist, daß er darin zu sehr als bloßer Advocat spricht und sich nicht zu dem höhern Standpunkte des Staatsmanns erhebt. Am 26. Dec. 1792 hielt er die Vertheidigungsrede vor den Schranken des Convents. In der Folge ward er als verdächtig verhaftet und erst durch den 9. Thermidor befreit. Nach der Zurückkehr der Bourbons ward er mit Ehrenbezeugungen überhäuft, zum ersten Präsidenten des Cassationshofes und zum Großschahmeister der königl. Orden ernannt. 1815 folgte er dem Hofe nach Gent und wurde nach dessen Zurückkunft Graf, Pair von Frankreich und, an Ducis's Stelle, Mitglied der Akademie. Er starb zu Paris den 2. Mai 1828.

Desfontaines (Pierre Franç. Guyot, Abbe), geb. zu Rouen 1685, gest. zu Paris 1745, als Literator bei uns mehr durch f. Streitigkeiten mit Voltaire und durch grobe Schmähschriften auf diesen Helden der franz. Literatur des 18. Jahrh. als durch eigne Geisteserzeugnisse bekannt. Wenn indeß Voltaire durch die Überlegenheit seines Witzes die Lacher auf seine Seite zu ziehen wußte, so ist man doch längst darüber eins, daß das Recht keineswegs so ganz auf seiner Seite war, und daß die Kritiken des Abbe D. zwar streng, aber nicht ungerecht zu nennen sind. Er hatte viel Antheil an einer Schrift, welche die Galle des verwöhnten und reizbaren Dichters am meisten in Bewegung setzte, an dem „**Dictionnaire néologique**“ (6. Aufl., Amst. u. Lpz. 1750). Die Bff. dess. vertheidigten, nicht ohne Erfolg, die Reinheit der franz. Sprache in der Art, wie die großen Schriftsteller des 17. Jahrh. sie ausgebildet hatten. — **Desfontaines de la Vallée**, geb. 1733, bekannt durch f. Romane, komischen Opern u. Vaudevilles-Stücke ic., starb 92 J. alt in Paris d. 21. Nov. 1825. — **René Desfontaines**, Prof. d. Botanik am Pflanzengarten zu Paris u. Mitgl. d. Akad. d. Wiss., ist Bf. von sehr ausgezeichneten botan. Werken, z. B. „**Flora Atlantica**“ (1798 fg., 4.).

Deshoulières (Antoinette), geb. Du Ligier de Lagarde, geb. 1634, gest. zu Paris 1694. Mit einer einnehmenden Gestalt verband sie ein vorzügliches Talent zu leichten, gefälligen Gedichten, das sie unter Leitung des Dichters Hainault

ausbildete. Sie verstand Latein, Italienisch und Spanisch, und beschäftigte sich in den spätern Jahren ihres Lebens, wo sie anhaltend krank war, mit der Philosophie. Voltaire urtheilte, daß sie unter allen franz. Dichterinnen die meiste Aufmerksamkeit verdiene. Verschiedene gelehrte Gesellschaften nahmen sie zu ihrem Mitgliede auf, sowie ihre einnehmenden Sitten und ihr munterer Wig, der nur selten einer sanftern Schwermuth wich, sie zur Zierde der besten damaligen Gesellschaften machten. Aus einer uns unbekanntem Ursache wurde sie im Febr. 1658 zu Brüssel von den Spaniern in Verhaft genommen, allein von ihrem Vatten, einem Officier, befreit. Ihre Werke sind nebst denen ihrer Tochter, Antoinette Therese (geb. 1662, gest. 1718), die sich gleichfalls, jedoch minder glücklich, mit der Poesie beschäftigte, am vollständigsten zu Paris 1753 in 2 Bdn. in 12., und zu Brüssel 1740 in 2 Bdn. u. d. T.: „Oeuvres de Madame et de Mademoiselle Deshoulières“, erschienen. Sie enthalten 1) Idyllen, die noch immer zu den besten der Franzosen gehören. Die schönste derselben, „Les moutons“, ist indeß beinahe Wort für Wort aus einem Gedichte des 1580 verstorbenen Antoine de Cotel oder Coutel genommen, und ihr gehört dabei fast nur das Verdienst, alte Wendungen und Ausdrücke verwischt zu haben. 2) Dben, sämtlich höchst mittelmäßig. 3) Ein Trauerspiel „Genserich“. Auch zu dieser Dichtungsart hatte unsere Dichterin kein Talent, und man rieth ihr, unter Anwendung einer bekanntem franz. Redensart, zu ihren Moutons zurückzukehren. 4) Einige poetische Briefe. 5) Madrigale, Epigrammen und kleinere Gedichte, von denen einige manche feine Bemerkungen enthalten, die wegen ihrer Wahrheit zu Sprüchwörtern geworden sind. — König Friedrich II. hat eine Auswahl von ihren und Chaulieu's Gedichten drucken lassen unt. d. T.: „Choix des meilleures pièces de Madame Deshoulières et de l'Abbé de Chaulieu“ (Berlin 1777).

Desmologie, die Bänder- und Flechsenlehre, ein Theil der Anatomie (s. d.).

Desmoulin's (Benoit Camille), geb. 1762 zu Guise im Aisne-Depart., Advocat, war einer der Ersten, welche sich in den ersten Zeiten der franz. Revolution durch ihren Feuereifer bemerkbar machten. Sein Außeres war unedel, seine Gesichtsfarbe schwarz, sein Blick abstoßend. Vom Anfange der Revolution an verband er sich mit seinem ehemaligen Schulfreunde (im Collège de Louis-le-Grand) Robespierre; auch hatte er damals nächtliche Zusammenkünfte zu Mousseaur mit dem Herzoge von Orleans. Der Garten des Palais Royal war der Schauplatz seines Bürgerapostolats. Man sah ihn daselbst von einer Menge Redner umringt, die mit ihm die Einnahme der Bastille vorbereiteten. Nach diesem Triumph fuhr er um so eifriger fort, den Volksgeist zu erhitzen, bald durch seine Rede, bald durch seine Schriften, und nannte sich den Generalprocurator der Laterne. In der Folge war er einer der Begründer des Clubs der Cordeliers, verband sich seitdem aufs innigste mit Danton und blieb ihm unveränderlich zugethan. Nach Ludwigs XVI. Flucht nach Varennes war er einer der Anführer der Versammlung des Marsfeldes. Bei dem Aufstande vom 20. Juni 1792, wo der Sturz der Monarchie eingeleitet wurde, und am 10. Aug. that er sich besonders hervor. Um diese Zeit ward er Secretair des Justizministers Danton und bereitete mit ihm die Septemberscenen vor. Als Deputirter von Paris bei dem Nationalconvente vertheidigte er am 16. Dec. den Herzog von Orleans; den 16. Jan. 1793 stimmte er für Ludwigs XVI. Tod. Dann trug er zu dem Sturze der 22 (Girondisten) bei. Aber seine Anhänglichkeit an Danton ward die Ursache seines Verderbens. Robespierre, an der Spitze des Wohlfahrtsausschusses, näherte sich mit großen Schritten der Tyrannei; Danton, unterstützt von den Anführern der Cordeliers, wollte sich diesem Ausschusse entgegenstellen, und Camille begann den Angriff in s. Journale: „Le vieux cordelier“, worin er sich gegen Hebert und das Schreckenssystem erklärte und sogar das Wort

Milde (clémence) aussprach. Darauf ward er auf den Antrag von St.-Just, den Camille ebenfalls in s. Journale bespöttelt hatte, in der Nacht vom 31. März 1794 nebst Denen, welche man s. Mitschulbigen nannte, eingezogen, am 4. April vor das Revolutionstribunal gebracht und zum Tode verurtheilt: „weil er das Revolutionssystem beschimpft habe und die Monarchie wiederherzustellen Willens gewesen sei“. Den 5. ward er, nicht ohne Mühe, zum Richtplatze geführt; er sträubte sich aus allen Kräften, den Karren zu besteigen. Mit ihm starben Danton, Chabot, Bazire u. A. Seine Gattin, die er anbetete und von der er zärtlich geliebt ward, eine schöne, muthige, geistreiche Frau, verlangte sein Schicksal zu theilen. Robespierre ließ sie 10 Tage nach ihm aufs Blutgerüst bringen. Sie zeigte während ihres Processes eine bewundernswürdige Ruhe und starb mit viel mehr Standhaftigkeit als ihr Mann.

Desnoyers (Auguste Boucher), Kupferstecher, Mitglied des Institutes, Ehrenmitglied der Akademien zu Wien und Genf, seit 1828 Baron, geb. 1779 zu Paris, wo sein Vater in Ludwigs XVI. Diensten Schlossverwalter war, bildete sich anfangs zum Historienmaler und studirte in Rom, wo er mehre Gemälde in Wasserfarben copirt hat. Hierauf wandte sich seine Neigung zur Kupferstecherkunst, worin Lardieu sein Lehrer war. Sein erster größerer Versuch 1805, La Vierge, dite la belle jardinière, nach Rafael, deren Stich er in Jahresfrist vollendete, gründete seinen Ruf. D.'s Grabstichel vereinigt Bervil's breite Art in der Behandlung der Köpfe mit Drevet's enger und fleißiger Manier in der Behandlung der Gewänder, sowol in Hinsicht auf Stoff als Faltenwurf. Beide Arten erkennt man in dem von D. gestochenen Portrait Napoleons, im Krönungscostume, ganze Figur, nach Gerard's Gemälde von 1805. Dieses ebenso effectvolle als fleißig gearbeitete, jetzt sehr seltene Blatt ist 2 franz. Fuß hoch und 18 Zoll breit. Der Kaiser hatte D. den Stich übertragen und für die Platte, die er ihm nach abgezogenen 1000 Exemplaren ganz ließ, 50,000 Fr. bezahlt. Auch stach D. das Bild des jungen Königs von Rom nach Guerin. Außerdem vollendete er die schönen Blätter Phèdre et Hippolyte, und die Vierge au linge. D. arbeitet außerordentlich schnell; er verfertigt die Zeichnungen zu seinen Platten selbst. Er hat einen einfachen edlen Vortrag und wählt glückliche Stoffe für seine Kunst. Indeß scheint er die große Kunst, durch mehre Mitteltinten dem Kupferstiche die Kraft eines Gemäldes zu geben, nicht in demselben Grade wie z. B. der verst. Müller der Jüng. zu besitzen, so sehr auch übrigens seine Blätter durch Schatten und Licht eine glänzende Wirkung machen. Als die vorzüglichsten Blätter von ihm werden, außer dem Kaiserportrait, sein 1806 ganz nach Gerard's Gemälde gestochener Belisaire, seine Vierge aux rochers, nach Leonardo da Vinci, und seine Madonna da Foligno, nach Rafael, geschätzt. Einige halten die Vierge aux rochers, Andre die Madonna da Foligno für sein gelungenstes Werk. Ein neueres Blatt, das 1822 erschien, ist die Madonna del pesce, nach Rafael, im Escorial. D. hat mehre Schüler gebildet, doch kein Atelier in der Art angelegt, wie Wille, Bervil, oder Müller der Ältere die ihrigen zu einer wahren Kunstschule erhoben hatten.

Despotie, nach dem jetzigen Sprachgebrauche diejenige Regierungsweise, vermöge deren ein Einzelner seine Willkür dem Volke als höchstes Gesetz aufstellt (unumschränkte Alleinherrschaft); — im engern Sinne: jene Art der Alleinherrschaft, welche die von der Natur gesetzten Grenzen der Staatsgewalt überschreitet, oder Gewaltherrschaft. Der gerechte Regent gesteht ein, daß der Staat nicht für ihn da ist, und daß er die Macht des Ganzen dem Wohl des Ganzen gemäß anwenden soll; der Despot hingegen bedient sich desselben als bloßen Mittels zur Erreichung seiner willkürlichen Zwecke. Ursprünglich bedeutete dieses Wort, im Griechischen, nichts weiter als Herr, im Gegensatz von Diener; späterhin ward es ein Ehrentitel, den die griechischen Kaiser ihren Söhnen und Schwieger söhnen beileg-

ten, wenn sie ihnen die Verwaltung einer Provinz übertrugen. Alexis III., mit dem Zunamen Angelus, soll diese Würde zu Ende des 12. Jahrh. eingeführt und ihr den ersten Rang nach dem Kaiser beigelegt haben. So gab es einen Despoten von Morea, von Serbien ic. Der türkische Titel der Fürsten von der Moldau und Walachei (Hospodar) ist ein Überbleibsel davon.

Dessalines, s. Haiti.

Dessau (Anhalt-), eins von den 3 anhaltischen Fürstenthümern, welches bei der letzten Theilung 1603 an Johann Georg kam. (S. Anhalt.) Es enthält, den 1793 geerbten Antheil der zerbster Lande mitgerechnet, 17 □ M. mit 57,500 Einw. Die Einkünfte schätzt man auf 510,000 Gldn. Außerdem besitzt der Herzog an Schatullgütern unter preuß. Hoheit 26 □ M., 66,000 E. in 8 Städt., 4 Fl. u. 940 D. mit einem Einkommen von 200,000 Gldn. Das Bundescontingent beträgt 529 M. Seit 1807 führen die Fürsten den Herzogstitel. Der jetzige Herzog Leopold Friedrich, geb. den 1. Oct. 1794, folgte 1817 seinem Großvater, Leopold Friedrich Franz. (S. Franz, Leopold Friedrich.) Die Residenzst. Dessau, an der Mulde, hat 9900 E. und schöne Kunstanlagen, Parks ic. Eine Meile davon liegt Wörlitz (s. d.).

Dessert, Nachtsisch, die zum Schlusse eines Mahls gegebenen Confituren, Früchte ic. Die italienische Küche hat darin den Vorrang in ältern Zeiten behauptet; das zeigt das wundersame Dessert auf der Hochzeitstafel zu Kana, in dem Gemälde von Paul Veronese. Ein nicht weniger berühmtes Dessert zierte die Hochzeitstafel Ludwigs XV. bei seiner Vermählung mit Maria Leszczyńska 1725. Noch jetzt hat man in Paris weiter als irgendwo auf künstliche Desserts gesonnen, und die ältern Künstler, Desfrayes und Delorme, sind durch Dufloy völlig verdunkelt. Seine Dessertaufsätze stellen die schönsten Muster der Baukunst und Bildnerei dar; sie enthalten mythologische und historische Gruppen; auch weiß er dabei zierliche Tafelfeuerwerke anzubringen. In einem Nu verwandelt sich der Aufsatz in ein Miniaturfeuerwerk, ambrosische Flammen und Funken in allen Farben bedecken die Tafel, und gleichwol wird selbst der feinste Stoff durch den Feuerregen nicht im mindesten verlest. Auch die Leckerei darf bei diesen Desserts nicht zu kurz kommen; die feinsten Früchte aller Zonen, die ausgesuchtesten Backereien, Compots und Gelees verschmelzen ihre Reize in Form und Wesen, um dem übertoll gekitzelten Gaumen noch ein Interesse abzugewinnen. Bei deutschen und englischen Gastereien, besonders bei letztern, pflegt sich das Dessert in die Trinktafel zu verlieren und wird gewöhnlich erst durch den Caffee auf der Serviette verdrängt.

Dessolles (Jean Joseph Paul Augustin, Marquis), Generallieutenant und Pair von Frankreich, Staatsminister ic., stammte aus einer angesehenen adeligen Familie in Gasconne. Er ward zu Auch im Gersdepart. den 3. Juli 1767 geboren und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Beim Ausbruche der Revolution stellte er sich unter die Fahnen der Freiwilligen, diente 1792 als Capitain in der westlichen Pyrenäenarmee, wurde Adjutant des Generals Reynier und kam in den Generalstab. 1796 ward er als Generaladjutant und Bataillonschef bei der italienischen Armee unter Bonaparte angestellt und überbrachte die Urkunde des zu Leoben 1797 abgeschlossenen Präliminarfriedens nach Paris. Hierauf zum Brigadegeneral ernannt, schlug er die Östreicher im Bellin bei Santa Maria, wurde im April 1799 Divisionsgeneral und Chef des Generalstabes unter Scherer bei der Armee von Italien, wo er sich Moreau's Achtung und Freundschaft erwarb. Vorzüglich zeichnete sich D., nebst seinem Freunde Gouvion St.-Cyr, durch Heldennuth in der Schlacht bei Novi aus. Als Moreau im Frühling 1800 an die Spitze der Rheinarmee kam, verlangte und erhielt er den tapfern D. zum Chef seines Generalstabes. Dieser berühmte Feldzug und die Schlacht bei Ho-

henlinden gründeten den militairischen Ruf D.'s, dessen Berichte noch jetzt als musterhaft angesehen werden. 1803 commandirte er provisorisch, nach Mortier's Abgang, die Armee von Hanover, in welchem Lande er sich durch Mäßigung und Uneigennützigkeit allgemeine Achtung erwarb. Nach Bernadotte's Ankunft ging er nach Paris, wo er sich, nebst Macdonald und Lecourbe, in Moreau's Proceffe für die Unschuld seines Freundes lebhaft erklärte. Bald nachher zog er sich auf sein Landgut bei Auch zurück. 1808 übertrug ihm der Kaiser ein Commando in Spanien, das er mit ebenso viel Tapferkeit als Menschlichkeit führte. Von 1810 — 12 lebte er wieder als Privatmann in Frankreich; denn seine Ansichten stimmten nicht zu den Planen des Kaisers. Gleichwol ernannte ihn Bonaparte 1812 zum Chef des Generalstabes bei dem Armeecorps des Vizekönigs; allein nach der Eroberung von Smolenk nahm er, weil er den Zug in das Innere von Rußland mißbilligte, zur Herstellung seiner Gesundheit, seine Entlassung und ging nach Paris, wo er mit Talleyrand in Verbindung stand. Am 31. März 1814 ertheilte ihm die provisorische Regierung den Befehl über die pariser Nationalgarde. Damals erklärte er sich, ebensowie Talleyrand, in der Nacht vom 6. April, vor dem Kaiser Alexander gegen die von Bonaparte als Bedingung seiner Abdankung vorgeschlagene Regentenschaft der Kaiserin Maria Louise, und für die Wiederherstellung der Bourbons. Bald darauf wurde er zum Militaircommandanten des Seine-Dep. und zum Chef des Generalstabes der von Monsieur, dem Bruder des Königs, befehligten Nationalgarde von Frankreich ernannt. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Pair u. Staatsminister. Während der hundert Tage lebte er als Privatmann auf seinen Gütern. Den 7. Juli 1815 trat er wieder als Pair in die Kammer ein, und Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Mitgliede des Geheimenraths. Weil er aber das Reactionssystem der Ultras mißbilligte und in der Pairskammer für die Befolgung constitutioneller Grundsätze sprach, so sah er sich veranlaßt, im Oct. 1815 das Commando der pariser Nationalgarde niederzulegen, welches hierauf dem Herzog von Reggio verliehen ward. Er lebte nun abwechselnd auf seinen Gütern und in Paris, wo er in den Commissionen der Pairskammer sehr thätig war und vorzüglich das Recrutirungsgesetz unterstützte. Am 29. Dec. 1818 erhielt er in dem von Decazes gebildeten Ministerium die Verwaltung der auswärt. Angelegenheiten und den Vortritt im Ministerium, wodurch er an Richelieu's Stelle trat. Zugleich erhob ihn der König zum Marquis. Als Minister dem constitutionellen System treu, widersetzte sich D. mit großer Lebhaftigkeit der Abänderung des Wahlgesetzes von 1817; dies war auch die Veranlassung, warum er, nebst seinen mit ihm gleichgesinnten Collegen, St. Cyr und Louis, am 17. Nov. 1819 aus dem Ministerium des Grafen Decazes (s. d.) heraustrat. Sein Nachfolger war Baron Pasquier. D. wurde damals seiner Festigkeit wegen von der Nation nur le ministre honnête homme genannt. Auch der König, der ihn 1814 zum Großkreuz der Ehrenlegion, 1818 zum Commandeur des St.-Ludwigs- und 1820 zum Commandeur des heil. Geistesordens erhoben hatte, behielt ihn als seinen Staatsminister bei und fragte ihn öfter um seine Meinung als Mitglied des Geheimenraths. Diese Stellen verlor er jedoch 1822, theils in Folge seiner bei den Deputirtenwahlen im Mai ausgesprochenen Gesinnung, theils weil er sich zur Opposition hielt. Bei den Verhandlungen der Pairskammer stimmte er öfter wie Talleyrand. Geradheit, constitutionelle Festigkeit und Freimuth zeichneten diesen Staatsmann aus, welcher zu Paris am 2. Nov. 1828 starb. (Vgl. „Zeitgenossen“, Heft XIX.) 20.

Destilliren, ein chemisches Verfahren, bei welchem man durch einen gewissen Grad der Wärme die flüchtigen Bestandtheile der Körper in verschlossenen Gefäßen in Dämpfe verwandelt, die aufsteigen, sich vereinigen und in vorgelegten kalten Gefäßen wieder verdichtet zum Vorschein kommen. Man scheidet durch die Destillation nicht nur gewisse Substanzen von einander, sondern vereinigt auch

manche daburch. Die Destillationen werden in nasse und trockene eingetheilt. Jene geschehen bei Körpern, die schon an sich flüchtig sind; diese bei trockenen, deren Dämpfe erst durchs Abkühlen eine tropfbare Flüssigkeit geben. Die Geräthschaften, die zu Destillationen erfordert werden (Destillirapparat), wozu auch der Destillir ofen gehört, heißen überhaupt Brennzeug. Sie sind von verschiedener Art. Greifen die zu behandelnden Substanzen die Metalle nicht an, und erfordern sie nur die Hitze des siedenden Wassers, so kann man die Gefäße aus Kupfer machen; dahin gehört die gemeine Branntweinblase. Bei Substanzen, welche die Metalle angreifen, muß man sich gläserner Gefäße bedienen, dergleichen die Retorten sind. Da die Feuerbeständigkeit und Flüchtigkeit der zusammengesetzten Körper sehr verschieden ist, so muß auch das Verfahren bei der Destillation sehr verschieden sein. Wenn die flüchtigen Bestandtheile der Körper, welche bei der Destillation aufsteigen, sich oben in Flüssigkeiten sammeln, so nennt man diese Operation im engeren Sinne Destillation. (Vgl. Sublimation.) Bei den flüchtigen, gasartigen Substanzen bleiben die flüchtigen Theile in ihrem dampfartigen Zustande, ohne sich weder in eine Flüssigkeit noch in feste Theile zu sammeln. Wenn die flüchtigen Theile rein aufsteigen und also keine feuerbeständigen Theile mit sich fortführen sollen, so muß man die Destillation so regieren, daß erstere nur den Grad von Wärme erleiden, welcher zu ihrer Absonderung und Trennung von letztern nöthig ist. Diese Vorsicht muß besonders dann angewandt werden, wenn bei dem Grade der Flüchtigkeit der Bestandtheile eines Körpers, der durch die Destillation zersetzt werden soll, kein großer Unterschied stattfindet. Ein deutliches Beispiel hiervon geben alle feste ölige Stoffe, wenn man die Säure und das Öl, woraus sie bestehen, von einander scheiden will. Da diese Bestandtheile fast denselben Grad der Flüchtigkeit besitzen, so kann es nicht fehlen, daß sie zugleich, und ohne sich von einander getrennt zu haben, in die Höhe steigen, sodas mithin der zusammengesetzte Körper, ohne zersetzt zu sein, übergeht. Bei dem Destilliren hat man außerdem viel Vorsicht nöthig, da gläserne und irdene Gefäße leicht zerspringen, wenn sie zu schnell und zu stark erhitzt werden, und besonders, wenn die Dämpfe zu geschwind und in zu großer Menge aufsteigen, als daß sie von ihrer Verdichtung in den Vorlagen zurückgehalten werden könnten. Um das Zerspringen zu verhüten, bringt man in den Vorlagen eine kleine Öffnung an, durch welche man im Nothfall die allzu große Menge Dampf ausströmen lassen kann. Wir empfehlen Lentin's Schrift: „Über d. Proceß der Destillation“ (Göttingen 1799). Die neuesten Verbesserungen des Brennzeuges beschreiben Klaproth und Wolf im „Chemisch. Wörterb.“ (Berlin 1807 fg.), im 1. Suppl. = Bd., S. 589 fg., wo auch die Literat. angeführt ist. Eine allgem. Übers. gewährt Schreger's „Beschreibung d. chemischen Geräthschaft“ (Fürth 1802, 3 Bde.).

Destouches (Philippe Néricault), einer der ersten Lustspielichter der Franzosen, geb. zu Tours 1680 und in Paris erzogen, war anfangs Freiwilliger bei einem Infanterieregimente, verließ aber diesen Dienst und begab sich zu dem Marquis von Puissieux, Gesandten in der Schweiz, dessen Liebe ersich erwarb. In der Schweiz entwickelte er sein Talent für das Theater und schrieb mehre Schauspiele, die großen Beifall erhielten. Seine Kenntnisse in der Diplomatie erwarben ihm die Gunst des Regenten, der ihn 1717 mit dem Abbé Dubois nach England sandte, um diesen bei seinen Geschäften zu unterstützen. Als Dubois nach Frankreich zurückgekehrt war, blieb D. in London, wo er sich verheirathete. Er führte die Geschäfte auf eine so ausgezeichnete Art, daß der Regent ihm Bezeuweise seiner Zufriedenheit zu geben versprach, über die Frankreich erstaunen würde; aber da dieser Fürst starb, verlor er mit seinem Beschützer seine Hoffnungen. Er zog sich auf sein Landgut Fort-Diseau bei Melun zurück und suchte durch Landbau, Studium der Philosophie und Umgang mit den Muses den Eigensinn des

Schicksals zu vergessen. Der Cardinal Fleury wollte ihn als Gesandten nach Petersburg senden, allein er schlug diesen Antrag aus. Er starb 1754 und hinterließ einen Sohn, der die Herausgabe s. Werke auf Befehl Ludwigs XV. besorgte. Nach Molière und Regnard gilt D. für den besten Lustspieldichter der Franzosen, und s. Lustspiele: „Le glorieux“ und „Le philosophe marié“, werden als Hauptwerke der franz. Bühne betrachtet. Weil er jedoch die komische Wirkung der moralischen unterordnete, so gehören seine Stücke mehr zu der Zwitertergattung der Schauspiele, welche das sogenannte weinerliche Lustspiel vorbereiteten. Sein größtes Talent zeigte sich in der feinsten Charakterzeichnung, in einer leichten Erfindung, angenehmem Wis, Eleganz, Lebhaftigkeit und Anständigkeit des Dialogs. Seine zahlreichen Epigramme sind schwach. Eine Prachtausgabe s. Werke erschien Paris 1750 in 4 Bdn., 4.

Destutt de Tracy (Antoine Louis Claude, Graf), der geleseste unter den jetzt lebenden philosophischen Schriftstellern der Franzosen, war, als die Revolution ausbrach, Oberst bei der Infanterie und Deputirter bei den Generalstaaten für den Adel von Bourbonnois. Er zeigte sich als Freund der liberalen Ideen, wollte die katholische Religion nicht Staatsreligion genannt wissen und stimmte für die Abschaffung der Adelsprivilegien. Als Lafayette nach dem 10. Aug. 1792 Frankreich verließ, begleitete er ihn und theilte auch seine Gefangenschaft bis 1795. Während der ganzen Dauer der Herrschaft Bonaparte's war er Senator, obgleich er keineswegs zu den Schmeichlern des Gewalthabers gehörte. 1814 wurde er von Ludwig XVIII. zum Pair des Reichs ernannt, und da er während der hundert Tage von Napoleon kein Amt annahm, so behielt er diese Würde. Von der Gründung des Nationalinstituts an war er Mitglied desselben, und 1816 erhielt er einen Sitz in der Akademie der Vierziger. Die Franzosen schätzen ihn als einen ihrer besten Metaphysiker. Sein „Commentaire sur l'esprit des lois de Montesquieu“ enthält eine Deduction der Hauptprincipien der Staatswissenschaft und dient auf mehreren Universitäten der nordamerikanischen Freistaaten als Compendium. Noch berühmter ist er durch seine „Elémens d'idéologie“ (zuerst Paris 1801 — 4, 2 Bde., und dann in mehreren Aufl.), welche auch ins Italienische und Spanische übersezt worden sind. Als 4. Thl. dieser „Elémens d'idéologie“ erschien 1823 s. „Traité d'économie politique“; die 3 ersten Thle. bilden eine Abhandl. üb. den Verstand (l'entendement), die 3 folg. eine über d. Willen (la volonté). Jene behandeln die Grammatik und Logik, diese die polit. Ökonomie, die Moral und die Gesetzgebung.

Detachment, eine von dem Hauptcorps abgesendete Truppenabtheilung, die, wenn sie einige 1000 Mann beträgt, auch detachirtes Corps genannt wird. — Detachirte Werke sind unter den Außenwerken einer Festung diejenigen, welche in der Entfernung von 200 und mehr Schritten jenseits des Glacis vorgeückt liegen, und zur Festhaltung einer dominirenden Höhe oder eines andern wichtigen Punktes dienen. Sie haben die Form der Bastions, Sternschanzen, Redouten, Flecken u. s. w. Jetzt braucht man auch zu ihnen häufig die Montalembert'schen, d. h. bombenfeste, mit mehreren Geschüßreihen besetzte Thürme. (S. Außenwerke.)

Detail, die einzelnen Theile eines größern Ganzen, die genauern Umstände einer Sache. Daher: ins Detail gehen, detailliren, auch kleinere Umstände erörtern. Dem Detail wird in der Kaufmannssprache der Handel en gros entgegengesetzt. Daher ein Detailhändler, Detailleur (Kleinhändler, auch Ausschneidhändler). In der Kunst: einzelne Partien und Theile eines Ganzen. Ein Künstler bildet z. B. eine Hand. Er kann das, indem er die bloße Form derselben angibt, er kann aber nachher die Gelenke, Nägel, Brüchchen, Falten, Haare, Poren, Adern, Flecken im Einzelnen bestimmter ausführen. Hier ist ein wichtiger

Punkt, zu untersuchen, wie weit man in dieser Ausführung gehen dürfe, ohne die Darstellung des Ganzen zu beeinträchtigen. Diejenigen, welche von dem Begriff der Kunstwahheit ausgehen, glauben hierin nicht zu weit gehen zu können, und Dener (s. d.) wird darin vielleicht von Keinem übertroffen. Von der andern Seite ist es den Undulstern (von unda, undulatus, Welle, wellenförmig; Maler ic., die den Hogarth'schen Grundsatz: daß alle Schönheit auf wellenförmigen Linien beruhe, zu Entschuldigung ihres Mangels an Correctheit der Zeichnung und an genügender Ausführung ihrer Werke gebrauchen) angenehm zu hören, die alten Bildner hätten das Detail vernachlässigt. Bisweilen mag das der Fall gewesen sein, er ist es aber nicht immer. Man findet öfters das Detail bei ihnen mit mehr Fleiß, aber auch mit mehr Geschmack und Kunst ausgedrückt als in irgend einem Werke der neuern Plastik. Im Allgemeinen kann man sagen, der Künstler solle danach streben, die Wahrheit als schönen Schein darzustellen, und dazu ist ihm Nichts behülflicher, als die Gegenstände so zu bilden, wie sie aus mäßiger Entfernung sich als Ganzes darstellen. Wie in den bildenden Künsten, so in der Poesie. Wer das Detail ganz vernachlässigt, wird leicht in den Fehler der Trockenheit und Kälte verfallen; wer aber allzu sehr ins Detail geht und überall dieses recht geflissentlich ausmalt, verliert sich ins Breite und wird schwerlich einen rechten Gesamteindruck hervorbringen, weil das Ensemble fehlt, welches man dem Detail entgegensetzt. (S. Ensemble.)

Determinismus, in der Metaphysik und Moral diejenige Ansicht, nach welcher Alles, was geschieht, mithin auch jede menschliche Handlung, durch die Nothwendigkeit des Causalzusammenhangs aller Dinge vollkommen bestimmt ist. Wer dieser die Freiheit aufhebenden Bestimmungslehre huldigt, heißt Determinist, und wenn er diesen Causalzusammenhang auf ein Schicksal zurückführt, Fatalist.

Detmold, s. Lippe.

Deukalion, Vater des Hellen und Stammvater der Hellenen, Sohn des Prometheus und der Pandora, führte aus Asien eine Colonie nach Griechenland und ließ sich zu Lykorea auf dem Gebirge Parnas nieder, von wo er in der Folge einen Einfall in Thessalien machte und die Pelasger vertrieb. Hier war es, wo er die berühmte Überschwemmung (Deukalion'sche Flut im 16. Jahrh. v. Chr.) erlitt, welche durch den Fluß Peneus entstand, und welche die Fabel also erzählt: Als Jupiter das menschliche Geschlecht, wegen seiner Verderbtheit, durch Wasser zu vertilgen beschloffen hatte, und der Regen die fürchterlichsten Überschwemmungen verursachte, rettete sich Deukalion mit seiner Gemahlin Pyrrha auf den Gipfel des Parnassus. Nach Abfluß des Wassers fragten sie das Orakel der Themis, wie sie die Erde wieder bevölkern sollten. Dies gab zur Antwort: sie sollten die Gebeine ihrer Mutter hinter sich werfen. Diesen dunkeln Ausspruch deuteten sie also, daß ihre Mutter die Erde, deren Gebeine aber die Steine seien. Sie thaten demnach, wie das Orakel befohlen, und aus den von Deukalion geworfenen Steinen wurden Männer, aus denen von Pyrrha geworfenen aber Weiber. Übrigens werden mehre Umstände von den alten Schriftstellern über die Überschwemmung erzählt, die mit denjenigen, welche die heiligen Bücher von Noach anführen, viel Ähnlichkeit haben. (S. Sündflut.)

Deutsche Baukunst, s. Baukunst (Geschichte der).

Deutscher Bund. Seitdem die Souveränität der deutschen Reichsstände unwiderfürlich geworden war (Kaiser Friedrich II. Constitutionen von 1220 und 1232 und der westfälische Friede 1648 können als die entscheidenden Punkte betrachtet werden), lag in der Reichsverfassung ein großer innerer Widerspruch zwischen der gesetzlichen Unterordnung der Reichsstände unter die Reichsgewalt und ihren obersten Inhaber, den Kaiser, und dem naturgemäßen Streben der einzelnen

Staaten nach Selbständigkeit und ungehinderter Entwicklung ihrer Kräfte. Die einzige Vermittlung zwischen diesen entgegenstehenden Principien lag in der Volkseinheit der Deutschen, der Gemeinschaftlichkeit der Sprache und Literatur, der Sitten und ihrer Geschichte. In allen innern Angelegenheiten hatte sich Östreich schon unter Maximilian I., die sächsischen Provinzen durch ihre alte Autonomie, späterhin Preußen durch die allgemeinen Appellationsprivilegien im dresdner Frieden (1745) von der Reichsregierung frei gemacht, und der presburger Friede (1805) sicherte auch den neuen Königreichen, Baiern und Württemberg, dieselben Exemtionen zu. Man erkannte deutlich, daß nur im Verhältniß gegen das Ausland die Einheit Deutschlands aufrechtzuhalten sei, und gründete auf dieses sehr richtige Princip den Rheinbund, welcher nur dadurch in der Anwendung des Grundsatzes fehlerhaft und unhaltbar wurde, daß er erstlich nicht alle deutsche Staaten umfaßte, und zweitens die Verbündeten in eine antinationale Abhängigkeit von Frankreich versetzte. Nur jene Ausschließung der 2 größten deutschen Staaten vom Rheinbunde, welche in jedem Augenblicke sogar eine feindliche Stellung werden konnte, und diese unnatürliche Verflechtung in die Politik Frankreichs konnten dem Rheinbunde den Namen einer trügerischen Fessel zuziehen; daß die Grundlage des Bundes die richtige war, hat sich in der Folge bewährt. Denn als die Niederlagen Napoleons in Rußland den Zauber gebrochen hatten, welcher das französische Kaiserreich bis dahin umgab, sicherten sich nur Baiern und Württemberg in ihren Verträgen mit Östreich (zu Ried und Fulda) ihre bisherige Souverainetät; alle andre deutsche Staaten erklärten sich bereit, sich jeder Einrichtung anzuschließen, welche die Sicherheit Deutschlands erfodern werde. Der größere Theil der Machthaber und Staatsmänner, in deren Hände das große Geschäft gelegt war, eine neue Formel der Verbindung für die deutschen Staaten aufzustellen, hegte den aufrichtigsten Willen, diese Verbindung so innig und stark zu machen als möglich, und selbst für die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten, wo nicht eine kraftvoll eingreifende Centralregierung, doch eine festbestimmte gemeinschaftliche Gesetzgebung zu gründen, und die Schranken wegzuräumen, welche die Deutschen in so mancher Beziehung von einander trennten. Allein man mußte bald überzeugt werden, daß der Charakter der Selbständigkeit bereits zu tiefe und allgemeine Wurzeln geschlagen habe, als daß man bei aller Geneigtheit zum Nachgeben und selbst zu Aufopferungen hoffen durfte, auf diesem Wege das Ziel zu erreichen. Man mußte sich also begnügen, nur die allgemeinen Grundlagen einer festen Staatenverbindung gegen das übrige Europa zu legen, für die innern Zwistigkeiten einen friedlichen Weg der Entscheidung zu bahnen, und im Übrigen nur die Möglichkeit künftiger engerer Verbindung frei zu halten. So ist der deutsche Bund entstanden (Stiftungsurkunde vom 8. Juni 1815), dessen nächster und einziger wesentlicher Zweck nur gegenseitige Garantie der Integrität und Unabhängigkeit gegen Außen und Aufrechthaltung des Friedens in seinem Innern ist und sein konnte, und welcher auch in seiner spätern Entfaltung immer mehr auf diesen einzigen Zweck zurückgeführt worden ist.

Die Verfassung des Bundes ist sehr einfach: 35 monarchische Staaten von sehr ungleichem Umfange und 4 freie Städte sind mit vollkommen gleichen Rechten in eine Verbindung getreten, welche bloße Föderation, keine Union, ein Staatenbund, kein Bundesstaat sein soll. Diese Mitglieder (Bundesstaaten) sind: 1) Östreich, 2) Preußen, 3) Baiern, 4) Sachsen, 5) Hannover, 6) Württemberg, 7) Baden, 8) Kurhessen, 9) Hessen = Darmstadt, 10) Dänemark wegen Holstein und Lauenburg, 11) Niederlande wegen des Großherzogthums Luxemburg, 12) Mecklenburg = Schwerin, 13) Nassau, 14) Sachsen = Weimar, 15) Sachsen = Gotha, 16) Sachsen = Koburg, 17) Sachsen = Meiningen, 18) Sachsen = Hildburghausen, 19) Braunschweig, 20) Mecklenburg = Strelitz, 21) Holstein = Oldenburg, 22) Anhalt = Dessau, 23) Anhalt = Bernburg, 24) Anhalt = Köthen,

25) Schwarzburg-Sondershausen, 26) Schwarzburg-Rudolstadt, 27) Hohenzollern-Hechingen, 28) Liechtenstein, 29) Hohenzollern-Sigmaringen, 30) Waldeck, 31) Reuß ältere Linie, 32) Reuß jüngere Linie, 33) Schaumburg-Lippe, 34) Lippe-Deinold, 35) Hessen-Homburg, 36) Freie Stadt Lübeck, 37) Fr. St. Frankfurt, 38) Fr. St. Bremen, 39) Fr. St. Hamburg. Das Organ und die Repräsentantin des Bundes ist eine Gesandtenversammlung, welche permanent ist und ihren Sitz in der freien Stadt Frankfurt hat (die hohe Bundesversammlung des durchlauchtigsten deutschen Bundes). Die Bundesversammlung besteht in einer doppelten Form: 1) als allgemeine Versammlung (voller Rath, Plenum), in welcher jedes Mitglied wenigstens eine, die größern aber mehre Stimmen zu führen haben; nämlich Östreich und die 5 Königreiche jedes 4 (= 24), Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Holstein und Luxemburg jedes 3 (= 15), Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin und Nassau jedes 2 (= 6), sodas mit den übrigen 26 Stimmen das Plenum 71 Stimmen zählt. Da aber neue Geseze und Abänderungen der bestehenden, organische Einrichtungen, Aufnahme neuer Mitglieder in den Bund und Religionsachen durch Stimmenmehrheit gar nicht entschieden werden können, so ist nur der Fall einer Kriegserklärung oder der Genehmigung eines Friedensschlusses übrig, in welchem jene mehre Stimmen einen Nutzen haben können. Übrigens sind im vollen Rathe nur 2 Drittheile der Stimmen entscheidend. 2) Als Bundesregierung handelt die Bundesversammlung in der Form eines engeren Rathes, wo die Stimmen der 39 Bundesmitglieder auf 17 reducirt sind. Östreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Holstein und Luxemburg führen jedes eine Einzelstimme (11), die übrigen sind Gesamt- (Curiat-) Stimmen, und zwar wird die 12. von dem Hause Sachsen ernestinischer Linie, die 13. von Braunschweig und Nassau, die 14. von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, die 15. von Oldenburg, den 3 anhaltischen und den 2 schwarzburgischen Häusern, die 16. von den Häusern Hohenzollern, Liechtenstein, Lippe, Schaumburg-Lippe und Waldeck, und die 17. von den 4 freien Städten gemeinschaftlich geführt. Der engere Rath hat die Initiative und Vorbereitung der an das Plenum zu bringenden Vorschläge (im Plenum wird nicht discutirt, sondern nur mit Ja oder Nein abgestimmt), die Vollziehung der Bundesbeschlüsse und die Sorge für alle Bundesangelegenheiten überhaupt. Er beschließt mit einfacher, doch absoluter Stimmenmehrheit; es sind 9 Stimmen erforderlich und genügend. Östreich führt in beiden Räten den Vorsiz und gibt bei eintretender Stimmengleichheit die Entscheidung. Die Gesandten haben die Eigenschaft völkerrechtlicher Abgeordneten und sind nur ihren Regierungen verantwortlich, daher auch stets nur an die Instructionen ihrer Höfe, nicht an ihre eigne Überzeugung gewiesen. (Eine Ausnahme hiervon machen aber die Fälle, wo die Gesandten als Commissarien der Bundesversammlung oder als Referenten derselben zu handeln haben.) Mit der Stadt Frankfurt sind über die Verhältnisse des Bundestages und der Gesandten eigne Verabredungen getroffen. Über die zu ihrem Wirkungskreise gehörigen Gegenstände beginnen ihre Berathschlagungen theils von Amtswegen, theils werden sie durch Mittheilungen fremder Regierungen oder Anträge der Bundesmitglieder eingeleitet. Auch Privatpersonen können sich an dieselbe wenden und erhalten Resolution durch Protokolletracte. Die Sitzungen der Bundesversammlung sind theils vertrauliche, in welchen vorläufige Besprechungen stattfinden und worin kein Protokoll aufgenommen wird, theils förmliche. Die letztern werden, insoweit die öffentliche Bekanntmachung zweckmäßig gefunden wird, gedruckt, und ein weiterer Abdruck davon einer Buchhandlung überlassen (Frankf., Andrea, 16 Bde., 4., geht bis 1824); über andre Gegenstände, welche sich nicht zur allgemeinen Bekanntmachung eignen, werden Separatprotokolle aufgenommen, und diese nur als Handschrift (*loco dictaturae*)

gedruckt und an die Gesandten und Ministerien vertheilt. Die Streitigkeiten der Bundesglieder unter sich sucht die Bundesversammlung zuvörderst durch eine Commission in Güte beizulegen; wenn das nicht gelingt, wird ein rechtliches Verfahren eingeleitet, und von den Parteien das oberste Gericht eines Bundesstaats erwählt, welches den Streit in rechtlicher Form als Austrägalinstanz zu entscheiden hat. (S. Austrägalinstanz.) Dafür bestehen die Beschlüsse vom 16. Juni 1817 und 3. August 1820, und es sind schon verschiedene Streitigkeiten auf diese Weise geschlichtet worden. Dem engern Rathe der Bundesversammlung liegt auch ob, die Bundesbeschlüsse nöthigenfalls durch Gewalt zur Execution zu bringen, nach der Executionsordnung vom 3. August 1820.

Es sind in der Stiftungsurkunde des deutschen Bundes mehr theils allgemeine Einrichtungen zugesichert, theils einzelnen Classen, vorzüglich den ehemaligen Reichsständen (fürstlichen und gräflichen Inhabern oder Theilnehmern einer Reichstagsstimme) besondere Rechte garantirt worden; für die Erfüllung dieser Zusicherungen hat die Bundesversammlung zu sorgen, sowie sie durch die übernommene Garantie einer landschaftlichen Verfassung auch die Berechtigung und Verpflichtung erhält, für die Aufrechthaltung derselben zu sorgen und darüber entstehende Streitigkeiten gütlich oder durch compromissarische Entscheidung zu schlichten. Die Garantie ist jedoch nur von wenigen Bundesstaaten der Bundesversammlung übertragen worden. Der Zweck des deutschen Bundes (und der durch ihn bestimmte Umfang der Bundesgewalt, sowie die Competenz der Bundesversammlung) läßt sich also auf folgende Hauptpunkte zurückführen: 1) Äußere Sicherheit, d. i. Unabhängigkeit der Bundesstaaten von fremder Oberherrschaft, und Integrität des Bundesgebietes. Kriege können die Bundesstaaten gegen fremde Mächte nur insofern führen, als sie selbst noch andre Länder und Reiche außerhalb des Bundes besitzen. Angriffe auf Länder, welche zum Bunde gehören, verpflichten den Bund zur Vertheidigung und ziehen also de facto einen Bundeskrieg nach sich. Mit dieser Pflicht steht in genauester Verbindung die weitere Pflicht und das ausdrücklich ausgesprochene Recht des Bundes (Schlusacte der wiener Ministerialconferenzen vom 15. Mai 1820, Art. 36—47), Streitigkeiten der einzelnen Bundesglieder mit auswärtigen Staaten zu prüfen, und jene, wenn sie Unrecht haben, zur Nachgiebigkeit zu nöthigen. 2) Innere Sicherheit der Bundesstaaten unter sich, oder Aufrechthaltung des Bundesfriedens. Die Bundesstaaten haben unter einander aller Selbsthülfe und gewaltsamen Vertheidigung entsagt und die Gerichtsbarkeit des Bundes anerkannt. Dabei kann die Natur der Streitigkeiten keinen Unterschied machen, nur muß eine wahre Rechtsverletzung dabei zum Grunde liegen. Unaufgefodert (ohne angebrachte Klage) kann sich der Bund in solche Streitigkeiten nicht mischen, wenn nicht wirkliche Störungen des Bundesfriedens vorkommen, denn in diesem Falle muß sie unaufgefodert Einhalt thun und den jüngsten Besißstand aufrecht erhalten. (Dazu beauftragt sie ein unbetheiligtes Bundesglied und dessen obersten Gerichtshof, um den jüngsten Besißstand, sowie die angezeigte Störung, summarisch zu untersuchen und darüber einen rechtlichen Bescheid abzufassen.) Demjenigen Theile, welcher diesen Besißstand für unrechtmäßig erklärt, bleibt es unbenommen, sein Recht mittelst einer förmlichen Klage durch das bundesmäßige Austrägalverfahren auszuführen. 3) Der Landesfrieden, die öffentliche Ruhe in dem Innern der einzelnen Bundesstaaten, liegt zwar zunächst nur in dem Wirkungskreise der Regierungen selbst, aber wenn Widerseßlichkeiten der Unterthanen gegen die Regierung ausbrechen, so ist der Bund berechtigt, derselben zur Herstellung der Ruhe Hülfe leisten zu lassen. Dieses Eingreifen tritt auch unaufgefodert ein, wenn die Unruhen einen gefährlichen Charakter annehmen, oder wenn mehre Staaten durch gefährliche Verbindungen und Anschläge bedroht werden. Auf diesem Grunde beruht die Ernennung der Centraluntersuchungscommission zu Mainz, welche

mehre Jahre mit der Auffuchung revolutionnairer Umtriebe beschäftigt war, und, wenn sie auch keine bedeutenden Entdeckungen gemacht haben sollte, doch eben den großen Nutzen gehabt haben wird, den Beweis zu liefern, daß dergleichen strafbare Pläne nur wenigen unerfahrenen jungen Leuten zur Last gelegt werden können, welche nicht allein in ihrem Mangel an Weltkenntniß, sondern auch in Dem, was von 1806 an von den gesekmäßigen Führern der Völker selbst angeregt wurde, eine sehr große Entschuldigung finden. Die Bundesversammlung hat aber, wenn sie zu Unterdrückung ausgebrochener Unruhen mitgewirkt hat, auch das Recht und die Pflicht, die Ursachen derselben zu untersuchen, und dahin zu sehen, daß die Ruhe nicht bloß momentan wiederhergestellt, sondern durch Maßregeln der öffentlichen Ordnung befestigt werde. (Schlusfacte v. 1820, Art. 27.) Denn 4) die Ruhe ist an sich Nichts werth, sondern nur dann und insofern, als sie öffentliche, rechtliche und sittliche Ordnung, d. h. ein solcher Zustand ist, welcher der höhern Bestimmung der Menschen, dem Gesez ihrer vernünftigen Natur, dem Willen Gottes angemessen ist. Es kommt ja nicht darauf an, daß die Menschen leiblich wohl genährt, mit Sinnengenuß reichlich ergötzt (*panem et circenses*), allenfalls auch in allerlei körperlichen Künsten und Fertigkeiten wohl abgerichtet werden (was man oft das Nützliche und Praktische der Wissenschaften nennt), sondern sie sollen sich in der Herrschaft des Geistes über die Materie üben, Recht und Sittlichkeit höher achten lernen als allen äußern Schimmer und Genuß, und sich durch Reinheit der Gesinnung und des Handelns zu einem vollkommenern Zustande vorbereiten. Hieraus ergibt sich eine sehr wesentliche Verschiedenheit der Begriffe von öffentlicher Ruhe und öffentlicher Ordnung, und wer für die erste sorgen will, muß auch nothwendig für die letzte sorgen. Daher gehören denn auch die sogenannten besondern Bestimmungen der deutschen Bundesacte (Art. 12—19) zu den wesentlichen und integrirenden Theilen der Bundesverfassung, und die Stifter derselben haben in denselben die nothwendigsten und allgemeinsten Grundlagen der öffentlichen Ordnung gelegt. Nämlich a) landständische Verfassung (Art. 13), welche nun fast in allen deutschen Staaten wirklich eingerichtet ist und überall ihre Wohlthätigkeit bewährt hat. Sie ist, außerdem daß sie den höchsten Grundfag des Staatsrechts festhält, die stärkste, ja fast die einzige wahrhaft reale und bleibende Garantie der Bundesverbindung selbst. Daß man den Landständen nicht allenthalben die Rechte beigelegt hat, welche bei dem wiener Congref von Preußen als das Minimum aufgestellt wurden, daß man die Einrichtung derselben lediglich in das Gutbefinden der Regierungen gestellt und fast überall vielleicht zu viel auf bloßen Besitz, zu wenig auf geistige Fähigkeit gesehen hat, sind Nebendinge, welche sich dem Bedürfniß der Zeit nach und nach fügen. b) Trennung der gerichtlichen Gewalt von der regierenden, Nothwendigkeit einer dreifachen Instanz und Sicherheit des rechtlichen Gehörs in Rechtsfachen. (B.-U. Art. 12, Schlusfacte Art. 36.) (S. *Appellationsgerichte*.) c) Rechtsgleichheit der christlichen Religionsparteien und bürgerliche Verbesserung der Juden. d) Ein Anfang eines allgemeinen deutschen Bürgerrechts, Auswanderungsfreiheit, Besitz unbeweglicher Güter in jedem Bundesstaate, Aufhebung des Abzugsgeldes (Bundesbeschluß vom 23. Juni 1817), Freiheit, in die Civil- und Militärdienste jedes Bundesstaats zu treten. e) Sicherstellung eines festen Rechtszustandes für die mediatisirten, vormalß reichständischen Fürsten und Grafen und die ehemalige Reichsritterschaft.

Alles dieses ist zuerst in der Stiftungsurkunde v. 8. Juni 1815 bestimmt; sodann in der Schlusfacte der wiener Ministerialconferenzen v. 15. Mai 1820 (angenommen als Bundesgrundgesez am 8. Juni 1820) und in mehren einzelnen Bundesgesezen und Schlußfassen weiter entwickelt worden. Außer der angeführten Sammlung der Protokolle sind diese Bundesgeseze für den Handgebrauch zweckmäßig zusammengestellt in dem „*Corpus juris confederationis germanicae*“ von Meyer

(Frankf. 1822) u. in dem „Corpus juris publici germanici academicum“ v. Ad. Michaelis (Tüb. 1825). A. F. W. Crome schrieb „Geogr.-statist. Darstell. der Staatskräfte sämmtl. z. deutsch. Bunde gehör. Länder“ (4 Thle., Leipz. 1820—28). 37.

Deutsche (jezt lebende) dramatische Dichter. Sieht man die Namensverzeichnisse deutscher jezt lebender dramatischer Dichter, so sollte man fast auf den Gedanken kommen, Deutschlands dramatische Dichtkunst habe dormalen ihre höchste Höhe erreicht; denn namenreich genug sind allerdings diese Register, aber an Dem, was man im rechten Sinne des Worts dramatische Dichter nennt, hat das Vaterland dessenungeachtet weniger noch wie jemals Überfluß. Das „Lembert'sche Taschenbuch für Schauspieler für 1823“ gibt auf 10 Seiten die Namen von nicht weniger als 287 lebenden dramatischen Dichtern an, worunter manche, in andern Fächern der Literatur oder Kunst sehr achtungswerthe Personen aufgeführt werden, im Ganzen aber doch eine nur mäßig strenge Kritik kaum den zehnten Theil wirklicher dramatischer Dichter herauszufinden vermag, indem für die Bühne schreiben oder irgend einen Stoff in Dialoge und Monologe zu bringen, keineswegs hinreichend sein dürfte, um Anspruch auf das Prädicat dramatischer Dichter zu machen, selbst wenn auch sonst die Musen dem damit Beehrten nicht abhold sein sollten. — Unter den *Tragödien* begegnen wir zuerst den Herren v. Auffenberg, Fouqué, Grillparzer, Houwald, Zimmermann, Klingemann, Müllner, Raupach, Reinbeck, Soben, Uhland und Werner, als den bedeutendsten, deren Dichtungen zum Theil, wenn auch nur eine Zeitlang, die Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch nahmen. Müllner, Grillparzer, Uhland, Werner, Raupach und Houwald stehen oben an, und verdienen es auch, wenn man Das, was sie lieferten, in Parallele mit Dem setzt, was bisher von jenen Andern gefördert wurde. Daß übrigens die Bahn, welche Werner, Müllner und Grillparzer (letzterer in der „Ahnfrau“) einschlugen, früher schon durch unsern unsterblichen Schiller in der „Braut von Messina“, diesem, als Dichtung an sich betrachtet, Meisterwerke, das aber dessenungeachtet als deutsche Tragödie ein hors d'oeuvre ist, gebrochen wurde, ist bekannt, und man darf mit Zuverlässigkeit annehmen, daß ohne dieses, in seinen Grundprincipien auf eine keineswegs lobenswerthe Schicksalsansicht gegründete, Trauerspiel die Erscheinung eines „Bier und zwanzigsten“ und des „Neun und zwanzigsten Februars“, einer „Schuld“, einer „Ahnfrau“ u. s. f. nicht ins Leben getreten wären. Wenn man aber auch insofern den großen Dichter nicht ganz von der Schuld freisprechen kann, die Schuld späterer Dichter veranlaßt zu haben, so dürfen ihm doch keineswegs die absurden Verirrungen beigegeben werden, denen sich eben jene spätern hingaben. Er konnte wol einmal, im redlichen und tüchtigen Streben nach dem Höchsten in der Kunst, irren, aber völlig in das Labyrinth einer ungereimten türkischen Prädestination und eines echt jüdischen Fatalismus vermochte ein Geist wie Schiller sich nie zu verlieren. Dieser Ruhm war Andern aufbehalten, und der vernünftige Denker und der Mensch von gesundem Gefühl sah mit Erstaunen und Unwillen die heilige Kunst, bestimmt, das Größte und Edelste im Leben mit den erhabensten Zügen zu versinnlichen, so weit mißbrauchen, daß offenbare klägliche Sünder und Verbrecher zu Helden geabelt, an das leichtfertige Vergehen eines Weibes das Geschick mehrerer Generationen geknüpft, und die Gottheit, der Inbegriff der reinsten Gerechtigkeit, zu einem zornmüthigen, nachtragenden Dämon, zu einem Wesen, ähnlich dem fluchenden Jehovah der Juden, gemacht wurde. Daß ein solches Wirken in der Poesie auch nur auf kurze Zeit Glück machen konnte, würde unbegreiflich sein, wüßte man nicht, wie eben die Zeit, in welcher es sich verlaubbarte, gerade keine klare, in sich selbst einige war; was aber, hier recht im eigentlichen Sinne, der Augenblick gebar und hob, mußte nothwendig auch wieder ebenso schnell verschwinden, und wenn dies zum Theil schon jezt bei den Hauptwerken dieser Art, einer „Schuld“, einer „Ahnfrau“ u. s. f., geschehen ist, wie viel schneller mußte dies nicht der Fall mit jenen nachge-

ahnten Producten, wie „Die That“ der Therese von Artner, u. a. ähnlichen Nachwerken der Fall sein! Genug, der Geschmack an Schaufstellungen dieser Tendenz ist vorüber, wie manches Andre flüchtig vorübergegangen ist, und die Koryphäen in dieser Dichtart haben sich entweber, wie Müllner, entschlossen, die dramatische Poesie ganz aufzugeben, oder, wie Werner und Grillparzer, in andre Bahnen geworfen, die freilich auch nicht immer die besten sind, wie „Die Mutter der Makabäer“ und „Das goldene Vließ“ beweisen. Darum, warum es eigentlich zu thun ist, und was von Göthe in seinem „Götz“, von Schiller in seinem „Wallenstein“ glänzend begonnen wurde, um Aufstellung eines echt nationalen Theaters nämlich, hat sich im Grunde in neuester Zeit unter den Dichtern des Vaterlandes fast Niemand gemüht, und es bleibt uns in dieser Hinsicht fast Keiner zu nennen übrig als Uhland, der durch das Wenige, was er bisher in dieser Art lieferte, rühmlich zeigte, was er wol, bei ämfig fortgesetztem Streben, hierin würde leisten können. Zwar haben auch Klingemann und Fouqué (versteht sich, Jeder in seiner Art) mehre Versuche in dieser Hinsicht gemacht, allein eben weil es Jeder in seiner höchst abgeschlossenen, um nicht zu sagen, einseitigen Art that, konnte bis jetzt nichts recht Gedeihliches daraus werden. Während nämlich der Erstere — wie dies seine sämmtl. dram. Werke beweisen — einzig in seinen Tragödien darauf hinarbeitet, das Ziel zu erreichen, welches als das Höchste im gewöhnlichen Schauspielersleben dasteht, den Effect nämlich, und diesem momentanen Bühneneffecte zu gefallen, nicht selten seine Personen sich in bloß tönende Redensarten verlieren läßt und überhaupt die ganze Handlung danach motivirt, vertiefte sich der Andre, um, seiner Meinung nach, recht deutsch zu werden, in das geliebte Mittelalter so hinein, daß es uns Deutschen, die wir denn doch einmal das Unglück haben, nicht in jener frommen und adeligen Periode zu leben, zur reinen Unmöglichkeit wurde, der Sache einen besondern Geschmack abzugewinnen. Die Muse Raupach's schlug einen andern Weg ein, und sich weder in die Irrgänge des Fatalismus noch in die unerfreulichen Nebel des aristokratisirenden Mittelalters ausschließend verlierend, behandelte der Dichter historische Stoffe mit einer, meist des Gegenstandes würdigen Art und Ansicht, leider aber im Styl zu sehr nach declamator. Pomp haschend und in den Charakteren und Stoffen oft Ideen statt Handlungen und Personen gehend. Weniger heroisch und gleichsam mehr auf ein oft überpanntes Gefühl gestellt, zeigen sich die Dichtungen des gleichfalls in neuester Zeit erst aufgetretenen v. Houwald, auf dessen Bildungsgang die Poesie des Tages einen fast zu großen Einfluß gehabt zu haben scheint, wie man denn überhaupt in den meisten Productionen unserer neuern Dichter das Schicksal zwar genugsam walten sieht, aber leider fast immer jenes große Schicksal vermißt, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“. Zu den dramatischen Dichtern einer frühern Periode gehört noch Julius Graf von Soden. Einige seiner Sachen, ganz der Sturm- und Drangperiode angehörend, in welcher sie entstanden, erscheinen noch bisweilen auf den Brettern; da sich im Ganzen aber der Geschmack des Publicums an Stücken dieser Art satt gesehen, so macht natürlich auch jetzt ein „Julius von Sassen“ und Ähnliches nicht mehr den Eindruck, den es wol vor einigen Jahrzehnden hervorbrachte. Hält sich doch das Vorbild zu diesem Trauerspiele, Schiller's „Kabale und Liebe“, selbst fast nur noch durch den Namen seines großen Verfassers auf den Repertorien! Derselbe Fall ist mit Ischokke's „Abälino“, einst eins der ersten Sassen- und Zugstücke, gleichwie „Die Räuber“ es waren, ohne deren Erscheinen schwerlich der große Bandit je aus den Coullissen würde hervorgetreten sein. So bewahrt sich auch hier bei Schiller's großem und Ischokke's und Soden's anerkennungswerthem Talente die Wahrheit des Sages: daß Das, was nur die Farbe der Zeit trägt, von der Woge der Zeit abhängig ist, und dagegen nur stehen bleibt, was aus rechter und edler Tiefe frei und ungebunden hervortritt. Zu den fleißigsten, wenn auch nicht zu den glücklichsten dramatischen Dichtern

gehören Reinbeck und von Auffenberg. Beide behandelten verschiedene historische Stoffe nicht ohne Geschick, ja, von Auffenberg auch nicht ohne ein würdiges Erfassen der im höhern Drama stets walten sollenden höhern Idee. Genialer, aber ebendeshwegen dem dormaligen Zustande der deutschen Bühne und dem Geschmack ihres Publicums weniger zusagend, sind die Trauerspiele von K. Zimmermann, der sich das höchste Ziel der Nachahmung, aber freilich auch das Unmachahmlichste vorgefetzt hat, den Shakspeare und die dramat. Versuche des Grafen von Platen. E. v. Schenk, W. Waiblinger, A. v. Maltiz, E. Arnd, Fr. von Heyden u. A. haben sich ebenfalls im ernstern Drama versucht.

Das seit Kogebue fast verwaiste Lustspiel hat jetzt noch weniger Pfleger als das ernste Drama. Hier sind die Namen Weisenthurn (f. b.), Steigentesch (f. d., gest. 1826) und Schmidt (Theaterdirector in Hamburg) beinahe noch die einzigen, welche mit Auszeichnung genannt werden können, und von denen man Originalstücke hat, die mehr oder minder sich des Glückes erfreuen, eine Zeitlang mit Beifall auf der Bühne gesehen zu werden. Man muß es daher für einen Verlust erkennen, daß Müllner (gest. 1829) zugleich mit der tragischen auch die komische Dichtung für das Theater aufgegeben hatte, indem er gerade für das feinere Lustspiel den richtigsten Takt und das meiste wirkliche Talent unter den neuern jetzt Lebenden entwickelte, wenn er auch nur nachzubilden, nicht zu schaffen verstand. Eine andre neu entstandene dramatische Dichtung, die man nicht füglich weder dem bürgerlichen Schauspiel noch dem eigentlichen höhern Drama anrechnen kann und sie deshalb, des Berufs der darin vorkommenden Hauptpersonen wegen, Malerschauispiele zu nennen pflegt, fand an dem Hofrath Kind gleichsam ihren Begründer, und Gerle, Deinhardstein u. A. schlugen seitdem verschiedentlich denselben Weg ein. — Von mehren durch Das, was sie in verschiedenen Gattungen bisher für die Bühne lieferten, bekanntgewordenen dramatischen Schriftstellern geben wir, außer Obigen, nur die Namen, dabei die große Zahl Jener vorübergehend, die entweder in diesem Zweige der Literatur dem Bühnenpublicum ganz fremd blieben, oder nur gelegentlich ein Gelegenheitsstück schrieben, oder, was das Schlimmste ist, mit Dem, was sie gaben, das reine Gegentheil selbst von einem momentanen Beifall fanden. A. Angely (für das königstädter Theater in Berlin), Bäuerle (in Wien), v. Biedenfeld (in Wien), Claren (eigentlich: Heun, in Berlin), Castelli, Matth. v. Collin, Contessa, v. Einsiedel (in Weimar; überfetzte einige Lustsp. des Terenz für die deutsche Bühne), Gehe (in Dresden), Aloys Gleich (in Wien), Th. Hell (eigentlich: Winkler; Bearbeiter und Übersetzer einer Menge Lustsp. Picard's und andrer Ausländer), Herklotz (Theaterdichter in Berlin), v. Holbein (Theaterdirector in Hanover, pflegt mehrentheils die Werke Andrex, wie z. B. von Heinr. v. Kleist, bühnenrecht zu machen), Holm, v. Holtei (gibt einen dramatischen Almanach heraus und schrieb selbst einige kleine Lust- und Gelegenheitsspiele), Scitteles (D. der Arzneikunde in Brünn), Zimmermann (auch im Lustspiel), Karl Klähr (Maler in Meissen), Kratter (in Lemberg, Verf. des „Mädchens v. Marienburg“ u. a. Stücke), Kuffner (Beamter in Wien), v. Kurländer (in Wien; Herausgeber eines dramat. Taschenbuchs), Lebrun (Schauspieler in Hamburg; Herausg. des vorm. Kogebue'schen Almanachs), Lembert (Schauspieler in Wien), Gustav Linden (eigentlich: Karl Stein, Privatgelehrter in Berlin), Mahlmann (Hofrath in Leipzig; Verf. der geistreichen Parodie der Hussiten vor Raumburg: „Herodes vor Bethlehem“, und mehres mit Beifall aufgenommenen dramat. Arbeiten für Marionettentheater), v. Maltiz (in Berlin; Fortsetzer des „Demetrius“ v. Schiller), Meisl (in Wien; Verf. einer Menge wiener Spectakel- und Zauberstücke und Opern), Mich. Beer (in Berlin), Ohlenschläger (zwar kein Deutscher, aber dennoch, da er seine Dramen zugleich in dän. und deutscher Sprache zu schreiben pflegt, billig unter die deutschen dramat. Dichter — und zwar die des ersten Ranges — zu zählen), Gr. v. Platen (auch im

Lustspiele), von Poisl (in München, Verfasser und Componist mehrerer Opern), Raupach (auch im Lustspiele), Graf v. Riesch (in Wien), Rochlig, Schall (Privatgelehrter in Breslau; Verf. mehrerer sehr beifällig aufgenommener Lustspiele), Wilh. v. Schüg (in Dresden), v. Seyfried (in Wien), v. Thumb (Kammerherr in Stuttgart), Töpfer (Schauspieler), Vogel (Theatersecretair in Wien), Jul. v. Vosß (in Berlin; würde bei milderer Flüchtigkeit und Eile im Produciren Bedeutendes im eigentlichen Volkslustspiele leisten können), Weichselbaumer (in Bamberg), Frau von Weißenthurn (Schauspielerin in Wien), West (eigentlich Schreyvogel, Theatersecretair in Wien), P. A. Wolff (Regisseur des Theaters in Berlin und ausgezeichneter Schauspieler, gest. 1828). Alle diese schrieben oder übertrugen wenigstens eine Menge Schauspiele, Komödien, Dramen, Opern u. dgl. Die meisten dieser Sachen fanden Aufnahme auf den Repertoiren der Bühne und auch wol den Beifall des Publicums, das, immer nach Neuem begierig, gern und willig — und in den meisten Fällen auch ohne Parteilichkeit — das Auerkennungswürthe anerkennt. Im Ganzen muß man jedoch sagen, daß, seit Göthe aufhörte, im Fache der dramatischen Dichtkunst (der ernstern sowol wie der launigen) zu arbeiten, und seitdem in Schiller der tragischen Muse in Deutschland ihr erster Liebling entrisen wurde, die dramatische Poesie unter uns sehr von der Höhe herabzusinken begonnen hat, auf welche sie durch die eben Genannten und durch Lessing und einige wenige Andre gehoben worden war. Ein gleiches Schicksal hat das sogenannte Conversationsstück durch den Tod Iffland's und Koberue's und den frühern von Tünger betroffen, und die Plätze dieser Drei als dramatische Schriftsteller sind dormalen noch ebenso gut unter uns erledigt wie die der Vorhergenannten.

Deutsche Geschichtskunde, Gesellschaft für ältere (Societas aperiendis fontibus rerum germanicarum medii aevi), eine der merkwürdigsten literarischen Unternehmungen des neuern Deutschlands, theils durch die Wichtigkeit des Zweckes, theils durch den Umfang der zu Gebote stehenden Mittel; hochachtbar als eine noch nie gesehene Vereinigung der meisten Historiker Deutschlands, unter unmittelbarem Schutze des deutschen Bundestags, von dessen Mitgliedern die meisten selbst der Gesellschaft angehörten, und unter ausdrücklich zugesicherter Begünstigung fast aller deutschen Regierungen. — Seit 3 Jahrhunderten erschienen gegen 50 allgemeine und specielle Quellsammlungen für die Geschichte des deutschen Mittelalters, dem Umfange nach leicht auf 100 Bände, meist des größten Formats; aber weder eine einzige noch alle zusammen waren vollständig, meist dem Stoffe nach bloß zusammengerafft, fast ohne Kritik aus den Manuscripten abgeschrieben und fehlerhaft abgedruckt. Legenden und Todtenregister, Urkunden und Briefe, Geschichtsbücher, Chroniken und Annalen, die sich oft unter einander selbst copirt hatten, Brauchbares und Werthloses, Wahres und Falsches, wie meist geistliche Federn im Mittelalter es zu verzeichnen für gut gefunden haben, begegneten sich ohne Wahl und Plan in diesen Sammlungen. Manche Schriftsteller fehlten ganz, manche waren 4 — 6 Mal abgedruckt. Darauß und aus sehr kostspieligen Quellsammlungen benachbarter Länder hatte der Deutsche sein Mittelalter zu schreiben, aber dunkel und trübe wie seine Quellen blieb auch sein Werk. Es hatten daher schon Männer, wie Eckhardt, Gatterer, Rösler, Semler, Krause, Wolkmann, Joh. v. Müller, den Plan, eine allgemeine und kritische Sammlung dieser Quellen zu veranstalten; aber das Unternehmen war für den Einzelnen und für jene Zeiten zu groß. Endlich trat in einer Zeit, die jedes Große anzuregen und zu vollbringen Kraft zu haben schien, der königl. preuß. Staatsminister, Freiherr von Stein aus Nassau, von Staatsgeschäften zurückgezogen, vertraut mit vaterländischem Geschichtsstudium und dessen Bedürfnissen, gegen einige gleichgesinnte Freunde 1818 mit dem Plane zu einem ähnlichen Unternehmen hervor, fand bei ihnen und der hohen Bundesversammlung zu Frank-

samt Beifall und zugesicherte Unterstützung, brachte eine bedeutende, durch spätere Beiträge noch zu vermehrende Summe zur Deckung der Druckkosten zusammen, und ließ nun durch den großherz. bad. Generallandesarchivrath, D. Dümge, den Plan der Hauptsache nach entwerfen und den zur Theilnahme geeigneten Männern vorlegen. So constituirte sich am 20. Jan. 1819 zu Frankfurt eine Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde, zur Herstellung einer Gesamtausgabe der Quellschriftsteller deutscher Geschichten des Mittelalters, mit eignen, nach Übereinkunft Aller abgefaßten Statuten. Constituirende, ordentliche und beitragende Mitglieder derselben sind die Staatsminister und Freiherrn von Stein, v. Arctin, v. Berckheim, v. Pleßsen, v. Wangenheim, ferner die Freiherren v. Landsberg, Mirbach, v. Romberg, die Grafen v. Solms-Laubach und v. Spiegel. Die Centraldirection wurde durch die 5 zuerst genannten Minister, dann durch den Secretair der Gesellschaft, den großherz. bad. Legat-Rath Büchler, durch den die Redaction übernehmenden D. Dümge und den Bankier Th. Mühlens (für Comptabilität und Buchführung) gebildet. Hierzu kamen als außerordentliche und Ehrenmitglieder der Direction der bremische Senator Smidt und Rath Schlosser zu Frankfurt a. M. Einheimische und auswärtige, außerordentliche, correspondirende und Ehrenmitglieder der Gesellschaft sind: der König von Baiern, der Fürst Metternich, die Fürstbäbe Ambrosius von Mury, Konrad IV. von Einsiedeln, der Landammann Müller von Friedberg zu St.-Gallen, der Graf von Müllinen in Bern, die Staatsminister v. Humboldt, Falck und Göthe, der k. k. Geheimerath Graf Dffolinski, der bairische Vicepräsident von Arctin (verst.), v. Gagern, die Freiherren und Herren v. Hormayr, Niebuhr, v. Schlichtegroll B. (verst.), u. S., Lanz, Lasberg, Koch-Sternfeld, Merian in Paris, Raumer, Lehr in Stuttgart, Ubelung in Petersburg, Arr zu St.-Gallen, Arnoldi, Bucholz (in Wien), van der Vivere in Rom, v. Fink, v. Barth, v. Fichard, v. Ittner, v. Besnard in Göttingen, v. Delling in München, v. Gaal; die übrigen Mitglieder sind: Münter, Bischof zu Seeland, Rathlechner, Batton, Beck (zu Leipzig), Beyschlag, Benecke (zu Hamburg), Bloch (zu Mury), Boersch, Böttiger (in Erlangen), Bodmann, Büsching, Kreuzer, Dahl, Dahlmann, die beiden Dellius, Docen (gest.), Dobrowolski (gest.), Ebert, Eichhorn, Engelhardt, Fehmaier, die beiden Fuchs zu Mury und St.-Gallen, Genßler, J. Grimm, Grotefend, Hase (in Paris), Hauntinger, Heeren, Heins, Hellbach, Hoff, Hottinger, Hoheneichen, Höck, Hüllmann, Hug, Huber, Herrenschneider, Jick, Kiefhaber, Kloss, Kölle, Kohtrausch, Kopp, Kopitar, Kurz, Lebert, Matthia (zu Frankfurt), A. Majo, Mannert, Michaelis, Mone, Mollbach, Müller (in Trier), Moser, Osterreicher, Perz, Pfister, Raiser, Riklaff, Rink, Rump, Sartorius, Saalfeld, Schleiermacher (in Darmstadt), Storch, Stenzel, Troß, Uckert, Vogt, Voigt, Wachler, Wedekind (zu Lüneburg), Wigand, Wilken, Wissemann, Wytttenbach (in Trier) u. A. m. Von einem solchen Vereine, von fast 120 Männern, zu einem edel deutschen Zwecke, läßt sich um so eher etwas Großes erwarten, als einem Jeden nur nach seinen Kräften zugemuthet ist, theils Geldbeiträge, theils Verschaffung von Zugängen zu bisher verschlossenen Archiven und Manuscriptenschränken, theils Auffsuchung und Vergleichen von Handschriften und Urausgaben, theils Auszüge aus größern, nicht ihrem ganzen Umfange nach hierher gehörigen Sammlungen, theils nach eignen Wahl (nur mit dem Beding, sich ebenso viel, als man selbst wählt, auch von der Direction noch dazu übertragen zu lassen), Bearbeitung und Herausgabe von Quellschriftstellern selbst. Die gelieferten Arbeiten werden von der Direction geprüft und honorirt, und schon sind eine große Anzahl von wichtigen Quellen nach Wahl und Vertheilung in sehr gewichtige Hände gefallen, wenn anders jeder Mitarbeiter Wort hält, worüber von 5 zu 5 Jahren ein Generalbericht gegeben

werden könnte. Daß bei der zu Grunde gelegten chronologischen Ordnung des Abdrucks das ganze Unternehmen, von den Zeiten der Völkerwanderung an bis zum Anfange des 16. Jahrs (die Reformation ausgeschlossen), leicht ein Werk von 30 Folioebänden werden wird, darf die Sache selbst, da man sie einmal so weitläufig beschloß, nicht stören. Bereits ist ein „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“, herausgeg. von J. Lambert, Büchler und D. C. G. Dümge, zu Frankfurt a. M. bei Andrea, seit 1824 aber, mit dem 5. Bde., welcher die italienische Reise des D. Perz (vom Nov. 1821 bis Aug. 1823) enthält, bei Hahn in Hanover erschienen. Da sich nämlich Hr. Dümge zurückgezogen hat, so ist die Redaction dieses Archivs in die Hände des Archivarius Perz übergegangen. Die ersten 4 Bde. enthalten den Plan, die Statuten, das Mitgliederverzeichnis und eine Menge Vorarbeiten zu dem Hauptwerke selbst, z. B. Bemerkungen über das Unternehmen der Gesellschaft von der berliner Akademie der Wiss., von Delius, von Hrn. von Merian und von Moser; ferner den Briefwechsel zwischen der Redaction und einzelnen Mitgliedern; Untersuchungen über einzelne, hierher gehörige Geschichtsquellen, die Beschreibung einer von Mone und Dümge unternommenen Reise nach Schwaben und in die Schweiz nebst der literarischen Ausbeute derselben. Man findet nachgewiesen, wie die hohe Bundesversammlung, wie die Regierungen von Osterreich, Baiern, Sachsen, Württemberg, Braunschweig, Hanover, von der Schweiz u. A. m. der Unternehmung Unterstützung zugesagt, welche Gelehrte zu Vergleichung und Herbeischaffung von Materialien oder zur unmittelbaren Herausgabe bestimmter Werke sich erklärt haben. Schon sind nicht allein die Bibliotheken der meisten deutschen Residenzen und größern Städte, vor Allem die so reichhaltigen Schätze der Bibliotheken von Wien, von deren historischen Handschriften der, von dem Reisenden der Gesellschaft, D. Perz, Genealog und Archivar des Königreichs Hanover (Archiv, 2. Bd., Heft 5 und 6), gemachte Auszug eine deutliche Uebersicht gewährt, von München, Dresden, Heidelberg, Stuttgart, Berlin, Karlsruhe, Jena (wo Göthe mehre Codices sehr genau im Archive beschrieb) u. s. w., sondern auch mehre Bibliotheken des Auslandes zu diesem Zwecke und nicht ohne Erfolg durchsucht worden, z. B. die des britischen Museums zu London, die königl. Bibliothek zu Paris, die von Bern, St.-Gallen, Strassburg, die vaticanische u. a. italienische. Die in Italien vorhandenen Denkmäler für deutsche Geschichtskunde beschreibt die oben angeführte Reise im 5. Bde. des Archivs. Welche Menge von Manuscripten, die man bisher noch gar nicht kannte oder verloren erachtete, ist dadurch wieder ans Licht gezogen, und wie sehr das Feld der historischen Literatur des deutschen Mittelalters dadurch erweitert worden! Ueberhaupt bildet dies Archiv durch Mittheilungen und Bemerkungen, durch darin niedergelegte gelehrte Erfahrungen, durch Berichtigungen irriger Meinungen u. s. w. den gelehrten Markt des Instituts, sowie die Centraldirection den organischen Mittelpunkt, von welchem aus und zu welchem zurück alle Fäden laufen, die das Ganze vereinen. Sehr förderlich dem Unternehmen ist der doppelte Umstand, daß sich erstlich für gewisse Perioden der Geschichte mehre Gelehrte vereinigt und die dahin gehörigen Quellschriststeller unter sich getheilt, sodann, daß sich in einzelnen Provinzen Deutschlands Töchtervereine zur vermehrten Thätigkeit in ihrem Kreise gebildet haben, die, nach dem Vorgange der Centraldirection, ihre Haupt-, Quartal- und besondern Sitzungen halten. Vor Allem ist hier das für seine Landesgeschichte, wie wenige Staaten, thätige Baiern, unter dem (1823 verst.) Generaldirector von Schlichtegroll, mit gutem Beispiel vorausgegangen. Dadurch ward es möglich, daß der erste Band des großen Werks, welches u. d. T.: „*Monumenta historica Germaniae ab anno Chr. 500 usque ad ann. 1500*“ (Fol.), in fünf von einander unabhängigen Abtheilungen: 1) *Scriptores*, *Chroniken*; 2) *Leges*; 3) *Diplomata*; 4) *Epistolae*; 5) *Antiquitates* (In-

schriften, Todtenbücher etc.), erscheint, 1826 bei dem Hofbuchh. Hahn in Hanover, von dem Archivarius Perz herausgeg. werden konnte. Er enthält die urföndlichen Annalen der ältern Schriftsteller für Quellenstudium der vaterländischen Geschichte. Auch gab Perz einen „Grund- und Aufriss des christlich-germanischen Kirchen- und Staatsgebäudes im Mittelalter“ aus Urkunden heraus (Bonn 1828.) So erfreut sich das Vaterland eines literarischen Unternehmens, wie es bis jetzt fast nur in den magdeburgischen Centurien aufzuweisen hat, und eines Nationalwerkes, auf welches der einselige Johannes Müller Deutschlands seine Nationalgeschichte der Deutschen gründen kann; auch ihm gelte dann der Wahlspruch der Gesellschaft: Sanctus amor patriae dat animum!

7.
 Deutscher Handel. Der deutsche Staatenbund hat eine sehr glückliche natürliche Lage, um durch Blüthe des Handels seinen Nationalwohlstand zu erhöhen. Im Mittelpunkte von Europa liegend, ist Deutschland durch seine Angrenzungen an drei Meere und durch Richtung seiner zahlreichen Flüsse von der Natur zu einem Handelsstaate erster Größe bestimmt. Dennoch nimmt es seit der Mitte des 17. Jahrh., wo die Hansestädte, sowie Nürnberg und Augsburg, die ersten und reichsten Handelsstädte Europas zu sein aufhörten, mit Ausnahme der preuß. und östr. Bundesprovinzen, unter den Handelsstaaten nur einen untergeordneten Rang ein, was ursprünglich zum Theil als Folge seiner großen Zerstückelung anzusehen sein dürfte. Diese hat sich zwar durch Secularisationen und Mediatisirungen in jüngerer Zeit bedeutend vermindert; allein es ist an die Stelle der politischen Kriege ein Kampf der Parteien in der deutschen Finanzwelt getreten, der auf Deutschlands Handel feindseliger einwirkt als selbst die Prohibitivsysteme verschiedener seiner Nachbarstaaten. Die gute Zeit ist vorüber, wo die Regierungen Deutschlands ganz stille der Arbeit und dem Handel zusahen, wo sie sich darauf beschränkten, Hindernisse hinwegzuräumen, die Wege zu ebnen, auch Ordnung und Einklang im Ganzen zu erhalten. Damals war der Wohlstand besonders Süddeutschlands noch auf Landwirthschaft und den Handel mit Erzeugnissen begründet. Manufacturen und Fabriken waren untergeordnete Nader in der Maschine. Jetzt, wo das unbeschränkte Eingreifen der Regierungen in die mercantilschen Verhältnisse an der Tagesordnung, und Deutschland den Preis seiner Bedürfnisse an Fabricaten und Manufacturen größtentheils mit Producten zu bezahlen außer Stand gesetzt ist, kann man mit den Kaufleuten eines bedeutenden britischen Handelsplatzes, die ein englischer Minister fragte: was er für ihr Interesse thun könnte, nur wünschen, daß unsere deutschen Regierungen, besonders deren Finanzminister, sobald ihr mercantilsch-finanzieller Krieg unter sich beendet ist, des Handels künftig weder im Guten noch im Bösen gedenken mögen. — Um Deutschlands Handelsverhältnisse richtig beurtheilen zu können, müssen wir überblicken, wie sie sein könnten, wie sie wirklich sind, welche Hindernisse ihr Fortschreiten aufgehalten haben, und ob die Mittel existiren, sie zu beseitigen, oder wenigstens größerm Verfall derselben vorzubeugen. — Landhandel kann Deutschland führen mit Frankreich, der Schweiz, Italien, den Niederlanden, Polen, Rußland und Ungarn; am stärksten führt es denselben mit der Schweiz, Polen, Rußland und Ungarn. Seehandel kann es treiben mit Frankreich, Spanien, Portugal, England, den nordischen Staaten, Italien, der Türkei und Amerika. Seinen vorzüglichsten Seehandel führt es mit England; aber eben dieser gewährt ihm mehr Nachtheile als Vortheile. Sein Handel zur See wird vorzüglich befördert durch die Benutzung seiner Hauptflüsse, der Donau, Elbe, des Rheins, der Weser, Oder u. s. w. — Ausführen kann Deutschland Getreide, Holz, Salz, Flach, Leinwand und Leinengarn, Weine, Obst, Rindvieh, Pferde, Schafe, Butter und Käse, gesalzenes und geräuchertes Fleisch, Honig und Wachs, Eisen- und Stahlwaaren, Kupfer, Blei und Zinn, Quecksilber, Silberarbeiten, Glas und Spiegel, Taback, Rübsamen, Mühlsteine, Mineralwasser,

Porzellan, Lumpen, Pottasche, Schmelztiegel, hölzerne Uhren, Pech, Theer und Kienruß, auch rohe und gemahlene Luffsteine. — An zum Theil reeller und zum Theil erkünstelten Bedürfnissen erhält Deutschland von dem Auslande Zucker, Caffee, Thee, Gewürze, Baumwolle, Reis, Seide und Seidenwaaren, Wollenwaaren, fremde Weine, Bijouterie- und Quincaillerieswaaren, Leinsamen und Hanf, Taback, Campher, Hopfen und Dipsflanzen, Seefische, Käse, Rindvieh, Pferde, Papiere, Tücher, Feintensteine, Farbehölzer und Indigo, auch Medicinalwaaren. Vergleicht man die große Zahl deutscher Ausfuhr- mit den fremden Einfuhrartikeln, so sollte man nicht glauben, daß nach der Handelsbilanz, insofern sie sich mit einiger Wahrscheinlichkeit von den verschiedenen Ländern, die der Name Deutschland in sich faßt, ziehen läßt, in Hinsicht der Exporten und Importen die Handelsinbuße auf deutscher Seite so groß sein könne als sie wirklich ist. Es läßt sich mit Gründen annehmen, daß es gegen Frankreich, England, die Niederlande, Italien und die Türkei in den Handelsverhältnissen bedeutende Summen verliert. Nur in dem Handel mit den nordischen Staaten und der Schweiz ist es zum Theil im Gewinn, zum Theil in ziemlich gleicher Bilanz. Die Handelsverhältnisse mit Spanien und Portugal haben sich sehr vermindert, und mit Amerika sind sie noch nicht bedeutend genug, um bei der Hauptbilanz in Anschlag gebracht zu werden. Die Veranlassung zu diesen mercantillischen Mißverhältnissen Deutschlands gegen das Ausland, die man durch die Einwendung, daß wir keine fremde Güter kaufen würden, wenn wir nicht im Wohlstande wären, nicht in Zweifel ziehen kann, gehen theils aus den Prohibitiv- und Zollsystemen, theils aus den im Handel wie der Politik gewöhnlichen Revolutionen, der gesteigerten und erleichterten Fabricationsindustrie einiger fremder Reiche, sowie ihrem durch größere Hülfsmittel gewonnenen Übergewichte hervor. Hierzu kommt noch, daß mercantillischer Übermuth, finanzielle Speculationen, angemachte Monopole und gewaltfame Seeherrschaft uns auf verschiedenen Punkten die directen Verbindungen mit auswärtigen Staaten hindern oder erschweren, und daß wir daher an Zwischenhändler einen Theil des Gewinnes überlassen müssen. Amerika hat viele frühere Abnehmer am Markte Deutschlands an sich gezogen, neuerdings Odesa. Frankreich sucht Nichts mehr von unserm Material; denn seine Production hat sich seit der Revolution auf das Fünffache gehoben. Spanien will Nichts von uns, weil sein Boden der hervorbringenden Arbeit wiedergegeben ist, und Portugal, das seine Acker wüste und brach liegen lassen mußte, und dessen Weberstühle die englische Factorei zerbrach, treibt nun den Pflug und webt Zeuche. Factionen sind in der Weltrepublik des Handels überhaupt entstanden. Den ersten Impuls gab Englands Regierung durch die Navigationsacte, da es bis noch vor Kurzem ihr einziger Gesichtspunkt war, den Handel eines jeden Volkes wo nicht zu vernichten, doch von dem ihrigen abhängig zu machen. Alle, welche gleich Deutschlands meisten Provinzen gegen die herrschende Faction nicht auf ihrer Hut waren, mußten dabei verlieren. Sowie einmal die Regierungsgewalt ihres finanziellen Vortheils wegen die Handelsrepublik angegriffen hatte, ahmten andre Regierungen das Beispiel nach. Oestreich und Preußen waren unter den deutschen Staaten die Ersten, obwol nur Jenes sein Gebiet gegen eine überwiegende ausländische Concurrenz zu schützen vermag. Ihnen folgte bald unter den deutschen Staaten zweiten Rangs zuerst Baiern. Daß vor den neuesten Zollverträgen (s. d.) mehre andre deutsche Regierungen, unter dem Deckmantel des Mercantillsystems, zur Vergrößerung ihrer Finanzeinnahmen, der Handelsfreiheit unter sich selbst entgegenarbeiteten, darin liegt noch mehr als in den nachtheiligen Zeitumständen und nachbarlichen Mauthsystemen der Grund unserer Handelsrückschritte. Hätten die 30 Mill. Menschen, welche den deutschen Staatenbund bewohnen, auf ihren 11,869 □M. überall unter sich freien Markt, um ein- und auszuführen, und wäre ihr mercantillischer Krieg einzig nur gegen feindselige auswärtige Staaten,

besonders gegen Holland und England, gerichtet, so würden wir uns gegenseitig leisten, was uns das Ausland verweigert. Allein der deutsche Bund, mercantilisch unter sich selbst getrennt, läßt Heere von Douaniers gegenseitig anrücken, und man unterhält mit großen Kriegskosten solche Zolllegionen, um zum Nachtheile der Moralität im Volke die Staatsfinanzen zu bereichern. Der beschränkte Umfang des innern Marktes in mehren deutschen Staaten, ihre Follung, oft unverhältnismäßige Zölle oder mit Zeit- und Kostenverlust verknüpfte Erschwerungen der Einfuhr, die hauptsächlich den kleinen Verkehr, als die wohlthätige Mutter des großen, hemmen, nöthigen uns gleichsam, in unserm Productenreichthume zu ersticken. Die Getreidepreise müssen sinken, und mithin der Tagelohn immer geringer werden. — Die Quelle, woraus die städtischen Gewerbe während vieljähriger Kriege ihre Nahrung schöpften, ist versiegt, und ihr gegenwärtiger Zufluß verhältnismäßig unzureichend, um Blüthen für den Handel zu treiben. Den mittlern und kleinern wehrlosen deutschen Staaten, die einzeln zu schwach sind, um den ungleichen Handelskampf bestehen zu können, stehen Ausland und größere Bundesstaaten mit exclusiven Mercantilsystemen schlagfertig gegenüber — oft mit mehr Feindseligkeit als Fremde, deren manche wenigstens zu Handelsverbindungen geneigt sind. Gehen wir aber, um uns dagegen zu schützen, zu dem Extreme vollkommener Retorsionsmaßregeln gegen das Ausland über, so ist unser deutscher Handel eher vernichtet als emporgehoben; denn eine unmittelbare Folge wäre, daß Frankreich und England aufhören würden, uns einen Theil des Handels mit ihren Manufactur- und Fabrikwaaren als Zwischenhandel nach dem Norden und Osten zu überlassen. — So weit ist freilich unser Handel noch nicht herabgekommen, wie ihn der deutsche Handels- und Gewerbeverein schildert; denn hätten wir, wie er glaubt, überall nur Passivhandel, so müßte seit dem Frieden fast all unser circulirendes baares Geld, das man in ganz Deutschland nur auf 500 Mill. Gulden annehmen kann, ausgewandert sein. So viel ist aber gewiß, daß Deutschlands Handelsbilanz, mit Ausnahme Ostreichs, längst schon hätte tiefer fallen müssen, existirte nicht der Zwischen- und Expeditionshandel, den es seiner glücklichen Lage, der Thätigkeit und Geschäftsgewandtheit seiner Bewohner und der Freiheit seiner ansehnlichen Messen verdankt. Hierin liegt vorzüglich der Grund, warum die in jüngster Zeit besonders von dem deutschen Handelsvereine verkündete Verarmung noch nicht eingetreten ist, auch nicht sobald eintreten wird, obwohl die deutschen Staaten, ungeachtet der Ausbülfe durch ihre Silberbergwerke, einigermassen Verschwendern gleichen, die einen großen Theil ihres Vermögens im Auslande verzehren.

Auf den deutschen Zwischen- und Expeditionshandel könnten die oben angeführten Umstände nicht so nachtheilig einwirken als auf seinen Industriehandel; denn in der Mitte zwischen allen fabricirenden Staaten (England, Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz und Italien) einerseits, und andererseits zwischen denen gelegen, die von ihnen Manufacte und Fabricate beziehen, ist Deutschland gleichsam von der Natur bestimmt, der Markt von Europa zu sein. Zuweilen haben sich daher, selbst in den Zeiten der deutschen Handelsfreiheit, die in dem Zwischenhandel angelegten Capitale reichlicher verzinst als die auf die inländische Production verwendeten. Mit dem Zwischenhandel bezahlen wir einen Theil der Verbrauchartikel, die wir dem Auslande abkaufen. Baiern z. B. gewinnt allein auf diese Art für die Gesammtheit seines Nationaleinkommens im Durchschnitt die jährliche Summe von 1,180,000 Gulden. Der Expeditionshandel ist um so einträglicher für die deutsche Nationalwirthschaft, als er mit fremden Capitalien betrieben wird. Von einem besondern Werthe sind überdies für unsern Handel die schon in frühern Jahrhunderten begründeten Messen, auf welchen mehr als 60 Mill. Gulden jährlich umgesetzt werden. Sie rücken zum Austausch der Güter und Genusmittel den Osten und Westen, den Süden

und Norden von Europa gleichsam in einen Punkt, besonders zu Frankfurt und Leipzig, zusammen, und der größere Theil ausländischer Manufacturwaaren geht durch sie nach Deutschland herein und in das Ausland hinaus. Der franz. Seidenwaarenhandel ist fast ausschließlich in den Händen unserer deutschen Kaufleute, und der Wollhandel mit englischen Manufacturwaaren dient als qualifizierter Transito durch die vielen Gewerbe, welche von ihm in Thätigkeit und Nahrung gesetzt werden, zur Vermehrung unseres Nationaleinkommens. Von großem Vortheil sind unsere Messen ferner dadurch, daß die nordischen Messeinkäufer ihre eignen Fuhrwerke mit Producten befrachten, die uns wieder zum Zwischenhandel nach Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz und Italien dienen.

Der Lichtseite dieses deutschen Zwischen- und Expeditionshandels steht in jüngster Zeit die Schattenseite des bis zur mercantilschen Wuth gesteigerten Handels mit Staatspapieren gegenüber. Der mit demselben verknüpfte mühelose und oft plöbliche Gewinn reizt die Capitalisten in Hoffnung des Glücks, dem politischen Wechsel der Reiche und Staaten einen Theil ihres Vermögens zu vertrauen. Bedeutende Capitalien werden jetzt dadurch der inländischen Werkthätigkeit mittelst Belegung der Production, der städtischen Gewerbe und des Industriehandels entzogen. Inzwischen würden alle diese Verhältnisse, wenn sie auch durchaus günstig wären, Deutschlands successiv schwächung und damit fortschreitende Verarmung, die bei Nationen nur minder schnell als bei Individuen bemerkbar wird, in der Folge doch nicht aufhalten, wenn die mercantilsche Isolirung der meisten deutschen Bundesstaaten unter sich noch eine geraume Zeit so bleiben sollte, wie sie gegenwärtig ist, und wenn wir verabsäumen würden, alle die Hülfsmittel zu benutzen, welche unsern Industriehandel, der die eignen Producte des Bodens und der Nationalarbeit zum Gegenstand hat, wieder mehr emporzuheben geeignet sind. — Als zum Theil nothwendige, zum Theil nützliche Mittel, dem gesunkenen deutschen Handel wieder emporzuhelfen, sind anzusehen: 1) Freiheit des Handelsverkehrs im Innern der deutschen Bundesstaaten. So schwer es werden möchte, durch zureichende Maßregeln den deutschen Bund gegen das Ausland, besonders England und Frankreich, in einen vollkommenen Retorsionszustand zu versetzen, so ausführbar ist es, alle Douanenslinien zwischen den einzelnen deutschen Bundesstaaten aufzuheben und sie, ohne bedeutenden Verlust für einzelne Vereinstaaten, an die Grenze Deutschlands zu versetzen. So lange die deutschen Handelsbewegungen von Volk zu Volk, von Staat zu Staat gehemmt sind, so lange man dessen Bewohnern unter sich selbst die Benutzung ihrer natürlichen Hülfquellen erschwert, ist wahrlich an keinen dauerhaften Flor des Industriehandels Deutschlands zu denken. Selbst sein Zwischenhandel bleibt in steter Gefahr der Vernichtung, und die Expedition in dem Grade erschwert, als man durch die künstlichen Veranstellungen der Regierungen die natürlichen Vortheile in der Folgezeit einzubüßen Gefahr läuft, welche schon die geographische Lage zu sichern scheint. Es ist nicht schwer zu beweisen, daß die Prohibitivsysteme deutscher Bundesstaaten mehr gegen sie selbst als gegen das Ausland gerichtet waren, und daß sie sich durch den unter ihnen herrschenden mercantilschen Zwiespalt am meisten schwächten. So leicht diese Wahrheiten einzusehen sind, so dürfen wir, ungeachtet des 19. Art. der deutschen Bundesacte, doch nicht die Hoffnung nähren, alle deutsche Bundesstaaten aus dem Zustande ihrer Isolirung in den der natürlichen, einem Bunde angemessenen Handelsfreiheit unter sich selbst eintreten zu sehen. Die Finanzgewalt in einigen großen Staaten gibt dies nicht zu, und manche Regierungen, besonders in Norddeutschland, bleiben selbst gegen ihren Willen genöthigt, aus Rücksicht für ihre Lage und politischen Verhältnisse, sich von dem mercantilsch-finanziellen Systeme der Nachbarn ferner fortzuziehen zu lassen. Unsere kühnsten Hoffnungen würden schon übertroffen werden, wenn nur der Verein der süddeutschen Staaten, wie

er in einer momentanen patriotischen Aufwallung dem Ministerialcongresse zu Wien in der Idee vorschwebte, sich ganz zum Vortheile der innern deutschen Handelsfreiheit erklären sollte. Hat auch der Darmstädter Handelscongr. (s. d.) seinen unmittelbaren Zweck nicht erreicht, so ist doch durch ihn zur künftigen Entfesselung der innern deutschen Handelsfreiheit ein Mittelweg gebahnt worden, der mit der Zeit zu einem vollkommenen mercantillischen System der Gemeinschaft fähren kann. — 2) Besserer Haushalt in den Bundesstaaten, dadurch seltener werdende Staatsanleihen und sofort stärkere Benugung der Capitalien für den Industriehandel. Der vielfährige Kriegsaufwand wurde nur zum kleinsten Theil aus dem Einkommen der Regierungen und Unterthanen bestritten. Staatsanleihen kamen an die Tagesordnung und wurden seitdem besonders von den deutschen Kriegstaaten so fleißig wiederholt, daß die Capitalisten ihre Gelder mehr zum Papierhandel als zur Förderung der Industrie verwenden. Dem Gewerbestande fehlt es daher an numerairn Kräften, und je geringer diese sind, desto mehr geräth der Handel in Stockung. — 3) Eine Deutschlands Verhältnissen angemessene Handelspolitik. Wir dürfen diese nur von dem süddeutschen Staatenverein erwarten, sobald er einmal sich ganz ausgebildet haben wird. Handelstractate, besonders mit Preußen, Sibirien, der Schweiz und den Niederlanden, können sich als wohlthätige Folgen zeigen, wenn sie nicht, nach dem Katechismus der neuern Diplomatie, von dem Grundsätze wechselseitiger Überlistung und der Berechnung der Vortheile des Augenblicks, sondern der Beförderung eines gleichmäßigen Interesses der unterhandelnden Staaten ausgehen. — 4) Verbesserung der Land- und Wasser-Handelsstraßen. Für erstere ist im südlichen Deutschland schon viel geschehen, und in den norddeutschen Staaten hat sich in jüngerer Zeit Preußen am meisten ausgezeichnet; doch bleibt darin noch viel der Zukunft vorbehalten. Letztere haben ihre Verbesserungen von Anwendung der auf dem wiener Congresse ausgesprochenen Schiffahrtsgrundsätze zu erwarten. (S. Donau-, Elbe-, Main-, Neckar-, Rhein- und Weserschiffahrt.) Der nützlichen, zum Theil auch nöthigen Schiffbarmachungen der kleinen Gewässer, welche die süddeutschen Vereinstaaten in verschiedenen Richtungen durchströmen, wollen wir nur vorübergehend erwähnen, damit die Summe der gerechten deutschen Ansprüche möglichst klein bleibe. — 5) Handelskammern, die man nur in einem kleinen Theile Deutschlands findet, obwohl sie längst unter die allgemeinen Wünsche gehören, und ihre Vortheile sich durch Frankreichs Beispiele erprobt haben; eigne Schiffahrtsbehörden in den Länden, deren Handelschiffahrt von einiger Bedeutung ist; Handelscompagnien, wie gegenwärtig die Rheinisch-westfälische Compagnie das erste Muster gibt; Vereine zur Beförderung des Gewerbefleißes, gleich dem, der sich in Preußen gebildet hat, und möglichste Begünstigungen unserer Messen sind, außer einer größern Einheit des deutschen Postwesens, eines gleichen Münzfußes und eines übereinstimmenden Maß- und Gewichtsystems (bloße fromme Wünsche deutscher Patrioten!) die weitern mächtigen Hebel zur Belebung unsers deutschen Handels, den nur Kurzsichtige zu einem bloßen Diener der Fabriken herabwürdigen können. — Haben wir uns unsrer innern Handelsfesseln entledigt, und durch weise Beschlüsse der mercantillischen Welt gezeigt, daß unsere Regierungen zu dem natürlichen Principe zurückgekehrt sind, nur den Nettogewinn als Früchte der Handelszweige zu belasten, dann dürfen wir uns zuerst mit etwas mehr Recht beklagen über den Egoismus fremder Handelsstaaten, der viel natürlicher erscheint als der vor Kurzem noch neununddreißigfache Egoismus der deutschen Bundesstaaten.

73.

Deutsche Industrie. Mit Recht nennt der Dichter das deutsche Land „an Kunst und edeln Sitten reich“. Denn seit der Deutsche an festere Wohnsitze gewöhnt war, zeigte er großen Erfindungsgeist, Eifer und Fleiß in der Betreibung

ber Künste. Natürlich aber entwickelten sich zuerst die Künste des äußern Bedürfnisses, in dem Schoße der Städte, in den Händen des sich hier ausbildenden Bürgerstandes. (S. Anton's „Geschichte der deutschen Landwirtschaft“ u. Fischer's „Geschichte des deutschen Handels“.) Künste und Gewerbe wurden ein Zweig der bürgerlichen Nahrung. So ward seit dem 13. Jahrh. die Wollenweberei, Leinweberei und die Tuchmacherkunst in Deutschland eifrig betrieben, besonders in den kunstreichen Städten Augsburg, Nürnberg und nachher Frankfurt a. M. Die Nachkommen des Webers Hans Fugger, im Graben bei Augsburg (lebte im 14. Jahrh.), welche ein Handlungshaus in Antwerpen gründeten und eine Flotte ausrüsteten, wurden vom Kaiser Maximilian in den Grafenstand und zu den bedeutendsten Ämtern erhoben. Ihr Reichthum begünstigte wiederum die Künste und Gewerbe. Ulrich Stromer, Rathsherr in Nürnberg, soll gegen 1390 daselbst die erste Papiermühle angelegt haben. Im nördlichen Deutschland waren in dieser mittlern Zeit Braunschweig, Goslar, Stendal, Stettin und Magdeburg die blühendsten Fabriksstädte. Auch in Metall-, Holz-, Leder-, Glas- und Steinarbeiten zeichnete sich der Deutsche aus. Das zu große Ansehen der Handwerker in mehreren deutschen Städten machte bald, daß öfters ihre Gilden und Zünfte von den deutschen Kaisern und von einzelner Fürsten aufgehoben wurden. Aber sie wurden immer wiederhergestellt. Der Bergbau fing in Deutschland seit Entdeckung der goslarischen Erzadern an, wodurch Wohlhabenheit, besonders in Niedersachsen, entstand; s. Smelin: „Beiträge zur Geschichte des deutschen Bergbaues“. Durch den nördlichen und sächsischen Handel wurden Wisby, Lübeck, Bremen, Hamburg groß und berühmt, im mittlern Deutschland Erfurt, Leipzig &c. Am Rheine blühten Köln, Mainz, Speier, Strasburg zuerst auf. Aber Handel und Gewerbefleiß wurden lange durch Fehden und Kämpfe, Unsicherheit und schlechte Beschaffenheit der Straßen erschwert. Daher die Bündnisse der Städte. Die Blüthe des Handels zeigt die deutsche Hansa (s. d.). Auch viel mechanische, vorzüglich mathematische und musikalische Instrumente verfertigten und erfanden die Deutschen, z. B. Peter Hele, Otto Guericke, v. Kempelen, Reichenbach. (S. Deutsche Manufaktur.)

Deutsche Kaiser, s. Deutschland, Deutsches Reich und Kaiser.

Deutsche Kirche nannte sich bis 1815 vorzugswelse die katholische Kirche in Deutschland, weil sie die evangelische als Kirche nicht anerkannte, und dieselbe vor den durch die franz. Revolution veranlaßten Secularisationen auch an Macht und Reichthum weit übertraf. Den Nationalkirchen andrer europ. Reiche war sie vor der Reformation an Umfang und nach derselben noch an Grundeigenthum und Ansehen überlegen. Die Erzbisthümer Bremen und Magdeburg, die Bisthümer Lübeck, Raseburg, Schwerin, Schleswig, Verden, Minden, Halberstadt, Merseburg, Naumburg, Meissen, Brandenburg, Havelberg, Kamin und Lebus (Fürstenwalde), nebst den meisten Collegiatstiftern, Abteien und Klöstern im nördlichen Deutschland, verlor sie durch die Reformation und den westfälischen Frieden an die protestantischen Regierungen; die Territorien der Bisthümer Metz, Toul und Verdun an Frankreich. Strasburg blieb nur als Bisthum im Reichsverbande. Dennoch bildeten die Staaten der geistlichen Reichsfürsten (die Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Köln, das Erzbisthum Salzburg, die Bisthümer Bamberg, Passau, Würzburg, Worms, Speier, Konstanz, Basel, Chur, Freisingen, Brixen, Trient, Eichstädt, Augsburg, Regensburg, Fulda, Hildesheim, Paderborn, Lüttich, Münster, Osnabrück und Korvey, der deutsche Orden und der Johanniterorden, mehre gefürstete und eine große Anzahl reichsunmittelbarer Abteien und Propsteien) eine Macht, die den katholischen Reichsständen auf dem Reichstage eine überwiegende Mehrheit der Stimmen und ihrer Kirche, und in Verbindung mit den unter östreich. und andrer

Reichsstände Hoheit stehenden Erzbisthümern, Bisthümern und Abteien Glanz und Ansehen gab. Ihre Domcapitel boten dem alten Adel, der alle andre Bewerber davon ausschloß, eine Menge ehrenvoller, einträglicher und meist ganz geschäftloser Pfründen dar, die den Ehrgeiz und Eigennuz dieses Standes an die katholische Kirche fesselten und ihr seinen Einfluß auf Fürsten u. Völker, wo sie dessen bedurfte, dienstbar machten. Dabei wimmelten die südlichen und westlichen Staaten Deutschlands von Klöstern der verschiedenen geistlichen Orden, die, im Besitze großer Reichthümer, die Bande der Abhängigkeit des Volks von der Kirche durch tausend Mittel zu befestigen wußten. Wo von dem Interesse der deutschen Kirche die Rede war, verstand man darunter nicht das Gedeihen religiöser Bildung und wahrer Frömmigkeit unter den deutschen Katholiken, sondern den Besitzstand der Güter, Einkünfte, Privilegien, Macht- und Ehrenvorzüge der Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Prälaten, Capitularen und Ritter, welche sich mit den ihnen untergebenen Weltgeistlichen und Mönchen für den Inbegriff der deutschen Kirche hielten. Und diese, aus vielen Tausenden bestehende Masse geistlicher Personen bildete ein durch die Rangstufen der Hierarchie wohlgegliedertes, stets gerüstetes Heer, das zum strengsten Gehorsam gegen den Papst eidlich verpflichtet war und Millionen abhängiger Menschen an sein Interesse band. Für die Feststellung dieses Verhältnisses hatten die Päpste seit der Entstehung der christlichen Kirche in Deutschland gesorgt. Mit dem Christenthume zugleich empfing sie römische Liturgie und Disciplin und blieb, als Tochter der römischen Kirche, abhängig von den Rathschlägen und Beordnungen der Päpste, denen die politische Verwirrung Deutschlands im Mittelalter, die streitigen Kaiserwahlen und häufigen Handel der Reichsstände mit den Kaisern, bei dem Heranwachsen der deutschen Bischöfe und Prälaten zu regierenden Landesherren, gute Gelegenheit gaben, sich hier mehr als in andern geschlossenen monarchischen Reichen einen überwiegenden Einfluß zu verschaffen, ihre Anmaßungen zum Nachtheil des bischöflichen Amtes und der deutschen Kirchenfreiheit in herkömmliche Rechte zu verwandeln, und unter allerlei Vorwänden die Abgaben der Deutschen nach Rom zu vermehren. Umsonst stellte die Kirchenversammlung zu Basel (s. b.) die dadurch eingeschlichenen Mißbräuche und Bedrückungen von Seiten des Papstes ab; das durch den listigen Unterhändler, Aneas Sylvius, 1448 abgeschlossene aschafenburgener oder wiener Concordat der deutschen Nation mit dem römischen Stuhle sicherte diesem die Erhebung der Annaten, die Bestätigung der Bischöfe und Äbte, die Besetzung der Pfründen in den Papstmonaten und andre ihm vortheilhafte Reservationen. Und auch über diesen Vertrag griffen die Päpste so oft und so weit hinaus, daß ihrer Curie 1522 hundert Beschwerden über die von ihr ausgehenden oder beförderten Ungerechtigkeiten und Mißbräuche von der deutschen Nation vorgehalten werden mußten. Die Kirchenversammlung zu Trient half ihnen in der Hauptsache gar nicht ab; vielmehr zogen die Päpste nun unter dem Vorgeben, die durch die Reformation zerrüttete Kirche wiederherzustellen und größern Übeln vorzubeugen, die Zügel ihrer Regierung über das katholische Deutschland immer straffer an, und bedienten sich dazu vorzüglich der Jesuiten, die mit den Bettelmönchen sich in die Universitäten theilten, an den Höfen als Reichthümer und Rathgeber der Fürsten in Alles mischten und sich des Erziehungswesens bemächtigten. So wurde der Aufschwung zu wissenschaftlicher Bildung im südlichen Deutschland, der in den letzten Decennien des 15. Jahrh. und den ersten des 16. so viel versprach, planmäßig niedergedrückt, jeder Zugang des Lichts aus der protestantischen Welt gewaltsam versperrt, neuer Aberglaube mit altem in Umlauf gebracht und durch eine Menge schlauberechneter Anstalten zur Beförderung desselben dafür gesorgt, die Laien so zu blenden und einzuwiegen, daß sie sich zu allen Zwecken der Hierarchie geduldig gebrauchen ließen. Neben finsterner Bigotterie und selbstzufriedener Unwissenheit wucherten in diesem Zustande der deutschen Katholiken die größten Laster und Unstet-

lichkeiten ganz gebehlich. Man hatte Mittel genug, die Kirche zu versöhnen. Rom diepenferte und absolvirte für Geld, so viel begehrt wurde; die Moral der Jesuiten beschwichtigte die Gewissen; Ablässe, Wallfahrten, Büssungen mit Rosenkranz und Fastenspeisen, fromme Bemächnisse und Seelenmessen wuschen alle Sünder rein. Nur für entschlossene Wahrheitsforscher und freidenkende Gelehrte hatte die Kirche keine Gnade. Statt der guten Ansichten Ferdinands I. und Maximilians II. zur Verbesserung der Kirche, trieb Verfolgungssucht ihre Nachfolger zu Grausamkeiten gegen ihre protestantischen Unterthanen, und der dreißigjährige Krieg erweckte Hoffnung zu einem vollkommenen Siege des Katholicismus in Deutschland. Freilich schlug sie fehl, da der westfälische Friede beide Religionsparteien gleichstellte und die Katholiken bedeutend schwächte; aber dafür gab dieser vom Papste ohnehin verworfene Friede ihrem Glaubenseifer neue Nahrung, und nicht nur ihren wirklichen Gerechtsamen, sondern überhaupt allen Eigenheiten, die sie von den Protestanten unterschieden, größeres Gewicht. Nicht sowol der Verlust an Land, Leuten und Einkünften, den die deutsche Kirche in Folge der Reformation und dieses Friedens erlitt, vielmehr der Ärger über die wachsende, wegen allzu großer Nähe häufige Reibungen veranlassende Macht des Protestantismus in Deutschland und die dadurch verstärkte Neigung, alle, auch die verkehrtesten Formen ihrer Religionsübung für ebenso viele Vorzüge anzusehen und um so beharrlicher festzuhalten, je lauter sich Spott und Tadel dagegen erhoben, brachte ihr wirklichen Nachtheil. Um die Gefahr der Ketzerei abzuwenden, trug sie die Schmach einer methodischen Verfinsternung; um katholischer zu sein als die franz. Kirche, ließ sie sich von der römischen Curie unterjochen. Noch im 16. Jahrh. hatte diese in Wien und Köln, wie bald darauf in Brüssel und Luzern, beständige Nuntien (s. d.) als päpstliche Statthalter eingesetzt, vorgeblich, um durch sie die Beschlüsse der tridentinischen Versammlung in Ausübung zu bringen, eigentlich aber, um in Deutschland ohne Mittelinstanzen zu herrschen. Die Nuntien rissen die Jurisdiction der Bischöfe, besonders in Dispensationsfachen, an sich, und gewöhnten die Deutschen, sich in geistlichen Bedürfnissen unmittelbar nach Rom zu wenden. Nach dem westfälischen Frieden brachte der Papst es dahin, daß die deutschen Bischöfe sich zur Ausübung der ihnen noch gebliebenen Amtsrechte Indulte von 5 Jahr zu 5 Jahr nicht ohne Bezahlung bei ihm auswirken, und die deutschen Theologen und Kanonisten an die Untrüglichkeit des ultramontanischen (päpstlichen) Kirchenrechts glauben lernten. Die Herrschaft dieses, zur Herabsetzung der bischöflichen Gewalt und Unterdrückung aller Freiheit der Nationalkirchen erfundenen Rechts auf den katholischen Lehranstalten vollendete die Erniedrigung der deutschen Kirche, die daher bis in die Mitte des 18. Jahrh. das traurige Bild einer eingeschüchterten Magd der römischen darstellte und ihre wahre Bestimmung fast ganz aus den Augen verlor. Wohlgemeinte Versuche zur Berechtigung des Priesterstandes, wie die Bemühungen der Bartholoräiten, hatten geringen Fortgang, einzelne würdige Bischöfe waren nicht Herren in ihrem Hause, fromme Leser Jansenistischer Schriften mußten sich verbergen, geistiges Leben kam nicht auf, auch die Behandlung der historischen Wissenschaften, in der einige Benedictinerklöster mit der berühmten franz. Congregation von St.-Maur wetteifern wollten, blieb meist roh und geschmacklos, wie die Predigten der Nachahmer des bewunderten Abraham a St.-Clara, sodas die Litterargeschichte dieser Periode aus dem Kathol. Deutschland kaum 6 Namen aufzuführen hat, die der Nachwelt bekannt zu werden verdienen. Für die geistig unmündige Menge noch zu früh kamen 1750 die wahrhaft christlichen Hirtenbriefe einiger östr. Bischöfe (Trautson's in Wien und Thun's in Gurk), und 1752 die von dem edeln Friedrich Karl von Schönborn (später Bischof von Bamberg und Würzburg) betriebene Verminderung der Festtage in den östr. Staaten. Dagegen konnte die wachsende Theilnahme der höhern Stände und selbst des Klerus an franz. Geschmack- und Gei-

stesbildung nicht ohne Folgen bleiben. Fährte sie gereifte Edelleute und lebenslustige Domherren zu frivoler Freigeisterei, so machte sie ernstere Staatsmänner und Theologen aufmerksam auf die Gebrechen ihrer Kirche und auf die gleichzeitigen Fortschritte der deutschen Protestanten in religiöser Aufklärung und Wissenschaft. Die nicht mehr zu hemmende Verbreitung heller Ideen über die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit warf auch in die deutsche Kirche die ersten Strahlen des Morgenroths innerer Veredlung. Hontheim (s. d.) hatte schon 1763 in einem begierig gelesenen Werke seine Glaubensgenossen mit gründlicher Gelehrsamkeit über das den ältern Formen des Katholicismus entsprechende freie Verhältniß der Nationalkirchen zu dem Papste aufgeklärt, und nun, da die Jesuiten 1773 aufgehoben waren, wagte man auch in Deutschland die Lehren dieses in Rom verdammtten Buches zu würdigen. Die Verbesserung des Unterrichts der Cleriker und Laien und eine günstige Pflege der Wissenschaften in den Staaten von Oestreich, Mainz, Baiern und Franken machte Bahn, die kräftigen Reformen Josephs II. fanden Beförderer auch unter den höhern Kirchenbeamten, und die deutschen Erzbischöfe vereinigten sich 1786 durch die emser Punctationen zu entschiedenem Widerstande gegen die päpstlichen Anmaßungen. Obgleich ihr Unternehmen an ihrer Uneinigkeit mit den Bischöfen und dem Zurückstreben Baierns zur alten Finsterniß scheiterte, Lächer, Einfalt und Trägheit viel von Josephs Absichten vereitelten, und das kirchliche Interesse sehr bald durch die Sorgen der Revolution in Frankreich verschlungen wurde, so blieben doch die öffentlich ausgesprochenen Grundsätze des Episcopalsystems, die in Umlauf gekommenen freien Ansichten von Religion und Gottesverehrerung in vielen Herzen, und die Gesetze der Duldung gegen die Protestanten aufrecht. Während nun geistreiche Schriftsteller und gebildete Seelsorger für die Erleuchtung des katholischen Deutschlands arbeiteten, führte die Niederlage seiner Heere zu einem Frieden mit Frankreich, der die Einziehung des Grundeigentums der deutschen Kirche zu einer durch die Politik der Noth gebotenen Maßregel machte. Ein Reichsdeputationsrecess entschied 1803 die Secularisation sämmtlicher geistlichen Staaten in Deutschland. Alle Regalien, Domänen, Besitzungen und grundherrliche Einkünfte der reichsunmittelbaren Erzbischümer, Bischümer, Domcapitel, Abteien und Prälaturen fielen weltlichen, zum Theil protestantischen Landesherren zu, denen es überlassen blieb, das vorhandene geistliche Personale zu pensioniren, oder, so weit es noch zum Dienste der Kirche verwendet werden konnte, verhältnißmäßig zu dotiren. Um eine neue Verfassung der deutschen Kirche zu begründen, wurde zufolge jenes Reichsschlusses der ehemalige Kurfürst von Mainz, Erzkanzler des Reichs, Erzbischof und Primas von Deutschland, bestätigt, mit Landeshoheit über Reste der mainzischen Lande am rechten Rheinufer und das bischöfliche Gebiet von Regensburg ausgestattet, sein erzbischöflicher Stuhl auf die Domkirche von Regensburg übertragen und das katholische Deutschland diesseits des Rheins, mit Ausnahme der östr. und preuß. Lande, seinem erzbischöflichen Sprengel untergeben. Die dazu gehörigen bischöflichen Sprengel hatten zwar zum Theil noch ihre Bischöfe, oder, wo diese fehlten, doch bischöfliche Generalvicariate, die sie verwalteten, aber unter den mannigfaltigen politischen Territorialveränderungen in diesen deutschen Ländern, die die Auflösung des Reichs, die Verwandlung des Kurzerzkanzlers in einen Fürst Primas des Rheinbundes, und der Glieder desselben in souveraine Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürsten mit sich brachte, erlitt diese Verwaltung durch das von den Regierungen auch gegen die katholische Kirche immer entschiedener geltend gemachte Territorialsystem mancherlei ungewohnte Beschränkungen. Die neuen Souveraine secularisirten nun auch die noch vorhandenen Gebiete und Güter des deutschen und des Johanniterordens und die nicht reichsunmittelbar gewesenen Stifter und Klöster, sodas nach wenigen Jahren außer Oestreich, welches seit Josephs Zeiten die Kirche schonte und begünstigte, das kirchliche Grundeigen-

thum und Stiftungsvermögen im westlichen Deutschland fast ohne Ausnahme zum Staatsgute geschlagen, veräußert oder andern Zwecken gewidmet war. Wegen wiederholter Kriege und Nützungen kamen die Souveraine nicht zur Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeit, neue Dotationen für Bischofsstühle und Domcapitel auszumitteln, und Niemand konnte sie dazu anhalten, da Napoleon der Kirche nicht günstig, der den protestantischen Fürsten ohnehin fremde Papst sein Gefangener, und der Fürst Primas, Karl v. Dalberg, sonst der thätigste und einsichtsvollste Beförderer eines veredelten kirchlichen Lebens, von dem Protector abhängig geworden war. Daher blieb die deutsche Kirche allen Widerwärtigkeiten eines Provisoriums überlassen, bei dem zwar das Wohl der Kirche, insofern es von treuer Verwaltung des Pfarraumes abhängt, immer noch ungehindert gedeihen mochte, auch die kanonische Aufsicht und die unentbehrlichsten bischöflichen Functionen durch die Generalvicariate und Weihbischöfe ausgeübt werden konnten, aber doch den Forderungen des päpstlichen Stuhles und den Ansprüchen der Hierarchie alle Aussicht auf Befriedigung gebracht. Die Befreiung Deutschlands von der franz. Herrschaft sollte, wie der Erfolg bewies, nur den Fürsten Vortheil bringen; der Congress zu Wien, obschon vom Papste und einzelnen Bittstellern für die deutsche Kirche beauftragt, wollte den Rechten der Landesherren über dieselbe nicht vorgreifen. Zwar begann mit dem 16. Art. der deutschen Bundesacte in der Geschichte des deutschen Kirchenstaatsrechts eine neue Periode; denn es ward durch denselben nicht bloß Gleichstellung der christlichen Religionsparteien im Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründet, sondern auch in Gemäßheit desselben der Begriff einer herrschenden und bloß geduldeten Kirche aufgehoben. Allein im Übrigen ward die Anordnung der kirchlichen Verhältnisse ihrer katholischen Unterthanen den deutschen Fürsten überlassen, und nun ein Gegenstand schwieriger Unterhandlungen mit dem Papste. Baiern schloß 1817 ein förmliches Concordat mit ihm ab. (S. Baiern und Concordat.) Für die Katholiken in der preuß. Monarchie, welche über 3200 Parochien ausmachen, schloß der König von Preußen kein Concordat, sondern nur eine Verabredung oder Übereinkunft. (S. Preußen und Concordat.) Die Erzbischöfe und Bischöfe, die in Baiern der König ernennt, werden von ihren Capiteln, die Präpöste und Domherren auf Stellen, die sich in den Pappimonaten erbedigen, vom Papste, die Dechanten, übrigen Domherren und Vicarien von ihren Erzbischöfen und Bischöfen gewählt, jene mit Rücksicht auf die durch den Willen des Königs bezeichneten Personen, die legten unter Vorbehalt landesherrlicher Genehmigung; Amaten, Confirmations- und Palliengelder sind, wie in Baiern, dem Papste, nach einer neuen Taxe der apostolischen Kammer bewilligt, sodas die Erzbischöfe 1000, der Bischof von Breslau 1166 $\frac{2}{3}$, die übrigen Bischöfe jeder 666 $\frac{2}{3}$ Goldgulden und die übrigen Dignitären verhältnismäßige Abgaben für ihre Einsetzung nach Rom zahlen müssen. Über den Verkehr der Geistlichkeit mit Rom, den das bairische Concordat freigibt, die Herstellung der Klöster, die es verspricht, die Ausdehnung des bischöflichen Einflusses auf die Ehesachen und öffentlichen Unterrichtsanstalten, und das Verhältniß der Kirche zu den Staatsbehörden überhaupt, setzt die preuß. Übereinkunft Nichts fest. Doch hat Preußen die bisher in Hinsicht auf seine katholischen Unterthanen gehandhabte Unterordnung kirchlicher Personen und Sachen unter die geltenden Gesetze und das Recht des Schutzes und der Aufsicht über die Kirche in rein geistlichen Dingen nicht aufgegeben. (Vgl. Concordat.) Die im Art. Concordat erwähnten Verhandlungen der deutschen Fürsten (Württembergs, Badens, beider Hessen, Nassaus und der übrigen minder mächtigen Glieder des deutschen Bundes mit Einschluß der freien Städte) führten erst, nachdem ihre Gesandtschaft 1819 unverrichteter Sache von Rom zurückgekehrt war, 1821 zum Abschluß einer provisorischen Übereinkunft mit dem Papste und zum Erlaß einer Bulle desselben, welche

die neuen Diöcesen für die Katholiken in den Ländern dieser Fürsten, nach den Vorschlägen derselben bestimmt. Demnach wurden für Württemberg zu Rotenburg am Neckar, für Baden und Hohenzollern zu Freiburg, für Hessen-Darmstadt zu Mainz, für Kurhessen zu Fulda, für Nassau und Frankfurt zu Limburg an der Lahn Bisthümer errichtet, unter denen das zu Freiburg die erzbischöfliche Würde und Jurisdiction über die übrigen hier genannten Bisthümer erhielt. Diese und die Domcapitel sind von den betheiligten Staaten bedeutend geringer dotirt als die preussischen, auch die Domherrenstellen geringer an Zahl, und überdies mit den Nebenämtern eines Weihbischofs, Generalvicars, Dompfarrers u. verbunden. Das Bisthum Konstanz ist, wie Worms, als aufgehoben anzusehen. Den Weihbischof Keller zu Rotenburg hat der Papst zum Volkzieher seiner Bulle ernannt, und der seitdem verstorbene Prof. Wanter (s. d.) in Freiburg war von seiner Regierung und seinen Diöcesanen zum Erzbischof designirt. Doch außer der päpstlichen Circumscription der Diöcesen und der Bestätigung der Dotationen, die der Papst in einer Note des Cardinals Consalvi vom 10. Aug. 1819 in Hinsicht auf Fulda und Limburg allzu armselig (*troppo meschino*) nennt, hat Sr. Heiligkeit noch keine definitive Bewilligung abgewonnen werden können. Vielmehr setzt die an die Gesandtschaft der deutschen Fürsten gerichtete Note den von dieser Gesandtschaft dem Papste vorgelegten Grundzügen einer Vereinbarung über die Verhältnisse der katholischen Kirche in den deutschen Bundesstaaten eine Menge von Einwürfen entgegen, die ganz den alten herrschsüchtigen Geist der römischen Curie aussprechen, und gerade Das tadeln oder gefährlich finden, was die deutschen Fürsten zur Herstellung wahrer Religiosität und einer christlichen Regierung der deutschen Kirche beabsichtigten, z. B. die Wahl der Bischöfe durch Capitel und Landdecane des Sprengels, was demokratische Umtriebe veranlassen, die Bedingung jährlicher Verwaltung eines Pfarr- oder Lehramtes für die Competenten zu den bischöflichen Würden, was Edelleute und Reiche, die also der Papst auch ohne solche Pastoral- und Lehramts Erfahrung für tüchtig erklärt, von diesen Würden ausschließen und der Kirche den von dergleichen Subjecten zu hoffenden zeitlichen Nutzen entziehen, die Studien der Geistlichen auf Universitäten, wodurch Religion und Staat gefährdet werden soll. Allerdings gaben jene, auf das jetzt geltende Recht des Staats *circa sacra* und die ältere durch päpstliche Anmaßungen abgebrachte Kirchendisziplin gebauten, sehr zweckmäßigen Grundzüge einem Kirchenoberhaupte, dem sein Macht- und Geldinteresse wichtiger ist als das eben dadurch stets verhinderte Gedeihen religiöser und sittlicher Bildung unter den Katholiken, manchen Anlaß zu solchen Ausstellungen. Dennoch ist bei dem redlichen Willen der Fürsten und bei dem guten, mehr christlichen als papistischen Geiste der Mehrzahl ihrer katholischen Unterthanen zu hoffen, daß, wenn die streitigen Punkte nach dem Wunsche des Papstes umgangen werden, kirchliche Ordnung in den Hauptsachen für sie ins Werk gesetzt werden könne. Hanover hat keine Übereinkunft mit dem Papste getroffen. Der Bischof zu Hildesheim, der einzige in diesem Reiche, verwaltet zugleich die nordische Mission. (*S. Mission*.) Die übrigen kleinern deutschen Staaten schließen sich für ihre katholischen Unterthanen nach Maßgabe der Localität an die genannten wiederhergestellten Bisthümer an. Der wiederauflebende Eifer der Papisten und Jesuitenfreunde in Deutschland wird zwar noch manche Reibung in der deutschen Kirche veranlassen, aber das Nad der Zeit, das auf Verbesserung strebt, nicht zum Stillstand oder Rückgang zwingen können. Vgl. die Schrift: „Preußen und Baiern im Concorbate mit Rom, im Lichte des 16. Art. der deutschen Bundesacte und nach den Grundf. der heil. Allianz“, von Alex. Müller (Neustadt a. d. D. 1824).

Deutsche Kirche. Das Christenthum drang zuerst in diejenigen Theile Deutschlands ein, welche von den Römern erobert und cultivirt waren,

und zum Theil zu Gallien gerechnet wurden. Hier erhoben sich zuerst die Bischöfe: Trier, Köln und Mainz. Man hat sie bis zu den apostolischen Zeiten hinauf führen wollen, was aber keinen Vertheidiger mehr findet. Im 2. Jahrh. bestand aber schon Christenthum in Deutschland, wie daraus unzweideutig hervorgeht, daß Irenäus und Tertullian sich auf den Glauben der deutschen Kirchen berufen. Im 3. Jahrh. war das Christenthum schon vollkommen ausgebreitet in dem römischen Deutschland. Die Verbindung der gallischen und deutschen Kirchen mit dem Bischof von Rom, als Oberhaupt der Kirche, läßt sich schon für jene Zeit nicht bestreiten, wie aus der Übersendung der Iponer Concilbeschlüsse und aus der Absetzung des Marcian hervorgeht. — Als die Frankenkönige Christen wurden und in Deutschland Eroberungen machten, wurde das Christenthum dort weiter ausgebreitet. Im 6. Jahrh. kamen Gallus und Columbanus als Missionnaire nach Deutschland und bekehrten in Schwaben und Baiern Viele zum Christenthum. Im 7. Jahrh. vollendete Rupert, erster Bischof von Fuvavien (in Salzburg), die Bekehrungen in Baiern und bei den benachbarten Volksstämmen. Willibrand, erster Erzbischof von Utrecht, bekehrte die Friesen, Bataver und Angelsachsen. Im 8. Jahrh. bekehrte Kilian das östliche Franken; Egbert, Suibert, Bonifaz (s. d.) und seine Gehülfen bekehrten fast das ganze übrige Deutschland. Karl d. Gr. bekehrte gewaltsam die Sachsen. Das Christenthum war Bedingung der Cultur, und keine Eroberung konnte dauerhaft sein, ehe die Bewohner durch das Christenthum in den immer größer werdenden Familienverband des fränkischen Reichs getreten waren. — Staat und Kirche hingen im fränkischen Reiche mannigfaltig zusammen. Wie überhaupt jede Nation in der Art der Annahme und dem Gebrauch des Christenthums ihren besondern Charakter gezeigt, so haben die Deutschen für den christlichen Glauben, nachdem sie ihn einmal angenommen, erstens gegen die fanatischen Feinde desselben als gute Ritter gekämpft, sodann aber das Christenthum nicht als eine abgesonderte Sorge für die Ewigkeit von dem Leben getrennt, sondern im vollen herzlichsten Gefühl des unschätzbaren Gutes, das ihnen zu Theil geworden, auch das ganze häusliche und öffentliche Leben christlich eingerichtet und auf die Kirche bezogen und gegründet. Die Bischöfe nahmen an den Reichsversammlungen neben den Herzogen und Grafen Antheil, sowie hinwieder nicht selten die Könige, Herzoge und Grafen bei den Synoden der Geistlichen zugegen waren. Karl der Große, der die Geistlichkeit wie den Adel auf die ursprüngliche Bestimmung zurückzuführen strebte, trennte und bestimmte, so weit es sein mochte, die gegenseitigen Grenzen der Geistlichen und Weltlichen, sowie er auch die Bischöfe und den hohen Adel auf den Reichsversammlungen in 2 Kammern abtheilte. Nichtsdestoweniger war aber die fränkische Kirche nicht eine abgeschlossene Nationalkirche; sie stand vielmehr mit der allgemeinen Kirche und mit dem Papst in enger Verbindung: eine Verbindung, die sich nach der Natur der Sache immer mehr erweiterte. Für ein Patriarchat war um so weniger eine geschichtliche Veranlassung, da die deutschen Kirchen durch Missionen der occidentalschen Kirche gestiftet waren. Ein Primat konnte sich ebenso wenig ausbilden, da, besonders seit das Kaiserthum zu den Deutschen gekommen war, seitdem der Kaiser als weltlicher und der Papst als geistlicher Herr die Welt beherrschten, die Ansicht Deutschlands, der weltherrschenden Nation, als einer bloßen Nationalkirche viel zu beschränkt gewesen sein würde. — Eine Folge des immer enger werdenden Zusammenhangs zwischen dem Papst und den einzelnen Kirchen war es, daß die an sich nur zufällige Mittelinstanz der Erzbischöfe manche Rechte an den Papst, und in Folge dessen auch das Synodalsystem vieles von seiner Bedeutung verlor. Isidor's falsche Decretalen kamen der Zeitstimmung entgegen. — Die Kirche war auf den Boden gegründet. Sie wurde also auch in die Veränderungen mit hineingerissen, die sich mit dem Boden begaben, und die man mit dem Namen des Feudalsystems zu belegen gewohnt ist. Die Kirchen hat-

ten auf diese Weise ebenso wie die Edeln geliehenen Besitz, um dessen willen die Bischöfe und Äbte, ebenso wie die Edeln, vom Kaiser als Haupt dieses Feudalstaates beliehen wurden. Bischöfe und Äbte wurden mit Ring und Stab beliehen, und die Fürhern, selbst noch in den Capitularen Kaiser Karls wiederholten Satzungen, daß die Bischöfe von Geislichkeit und Volk zu wählen seien, kamen in Abnahme. — Gerade dieses Verhältniß war es nun, was die Einigkeit zwischen Kaiser und Papst aufhob. Nachdem nämlich Kaiser Heinrich III. einen überwiegenden Einfluß zu Rom geltend gemacht hatte, zeigte sich die Reaction unter Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. Zu sehr hatte der Kaiser das Investiturrecht gemißbraucht, als daß der Papst länger hätte ein durch den Feudalismus eingeschliches Unrecht anerkennen können. Gregor verbot alle Investituren durch Laien. Der große Investiturstreit wurde erst unter Heinrich V. durch einen 1122 zu Worms mit Papst Calixtus II. geschlossenen Vertrag dahin geschlichtet, daß der Kaiser auf das Recht der Investitur durch Ring und Stab verzichtete und sich mit der Investitur durch das Scepter begnügte, und zwar so, daß die Wahl, der der Kaiser Commissarien beiwohnen lassen konnte, frei durch das Capitel geschehen, vom Papste die Bestätigung erfolgen, und der Gewählte vom Kaiser die Regalien zu Lehn empfangen sollte. Von diesem Calixtinischen Concordate datirt sich die unangefochtene Wahlfreiheit der Capitel.

Nachdem die päpstliche Macht aus dem Investiturstreite siegreich hervorgegangen, stieg sie immer höher. Der Papst erhielt viele Rechte auf die Verleihung und den Fruchtgenuß deutscher Beneficien: Rechte, die man Reservationen und Annaten nannte. Deutschland fand sich dadurch beschwert; auf den Concilien von Konstanz und Basel wurden diese Beschwerden vorgetragen, zu Basel auch alle päpstliche Reservationen, die nicht im Corpus juris electum enthalten, verworfen, jedoch eine anderweitige Dotirung des päpstlichen Stuhls in Aussicht gegeben. 1448 schlossen die deutschen Fürsten zu Frankfurt und Aschaffenburg über die Anwendung der baseler Decrete ein Concordat ab, welches man *Concordata principum* nennt. — Die katholische Kirchenverfassung bestand in ihrem Wesen fort bis zur Reformation. Die Landeshoheit, welche die katholischen Bisthümer im Laufe der Zeit erlangt hatten, gab sie jetzt vorzüglich den Angriffen der evangelischen Fürsten preis. Viele katholische Bisthümer gingen dadurch unter. Erst der im Religionsfrieden von 1555 bedungene geistliche Vorbehalt machte einigermaßen die Kirche sicherer. Eine Folge der Reformation war, daß durch den westfälischen Frieden die katholische, lutherische und reformirte Confession im Reiche gleich berechtigt wurden, obgleich der Kaiser Voigt der katholischen Kirche blieb. Die in Religionsfachen gestattete *litio in partes*, das dieferinnach gestiftete *Corpus Evangelicorum* und das demselben entgegengesetzte *Corpus Catholicorum* sorgten dafür, daß die kirchliche Freiheit in Deutschland nicht beschränkt ward. Die Sorgfalt der Evangelischen ging so weit, daß, wenn ein bisher evangelischer Fürst katholisch ward, er die Ausübung der sonst vom Landesherren auf die protestantische Kirche ausgeübten Rechte einem unabhängigen Consistorium überlassen mußte. — Die katholische Kirche behielt ihre Verfassung. Ihre hohen Stellen waren freilich eine *Dormaine des Abels*, der es im Mittelalter ungeachtet des Widerspruchs der Curie durchzusetzen gewußt hatte, die Capitel für die Bürgerlichen zu schließen. Mit dem Papste lebte man so ziemlich im Frieden, der so mächtig gegenüberstehende Protestantismus gebot Einheit von Innen, Anschließen an die Kircheneinheit. — Erst in den 1780er Jahren kam es zwischen dem Papste und mehren deutschen Erzbischöfen zu offener Fehde, durch den *Nuntiaturstreit*. Seit mehr als einem Jahrtausend war es nämlich unverrückte Kirchenpraxis, daß das Dispensationsrecht der Kirche von allgemeinen Kirchengesetzen nur dem Papste zustand. Insbesondere das Dispensationsrecht von Ehehindernissen wegen Verwandtschaft schie

nen die Bischöfe um so bereitwilliger dem päpstlichen Stuhle überlassen zu haben, je schwieriger es ihnen oft war, fughosen Dispensationsanträgen Mächtiger zu widerstehen. Ebenfalls war es eine uralte Kirchenpraxis, daß gegen bischöfliche Entscheidungen, und zwar seit Verfall des Metropolitan-systems mit Umgehung der Metropolitcn, die Appellation an den Papst ging. Eine nicht ganz klare Bestimmung des baseler Concils, welches die Beauftragung von *Judices in partibus* in Deutschland zur Aburtheilung der Appellationen verordnete, war nicht zur Ausführung gekommen. Bei den mannigfaltigen Berührungen, in die auf diese Weise die Katholiken mit dem Papste kamen, mußte die weite Entfernung von Rom als eine große Unbequemlichkeit erscheinen. Zur Erleichterung der Christen, und weil ohnedies das unstreitige Aufsichtsrecht des Papstes oft örtliche Untersuchung erforderte, wurden daher in verschiedene Länder der Christenheit päpstliche Legaten, Nuntien, gesandt, welche für die meisten Fälle die Stelle des Papstes versahen, insbesondere für Dispensationsfachen und Appellationen. Namentlich bestand seit mehreren hundert Jahren beständig in Köln eine Nuntiatur. Da die deutschen Bischöfe, welche zugleich Landesherren waren, ihre geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit gewöhnlich durch das geistliche Officialatgericht ausüben ließen, so entstand dadurch der Mißbrauch, daß gegen die Entscheidungen dieser Officialatgerichte auch in weltlichen Sachen der Recurs an die Nuntiatoren versucht ward: ein Mißbrauch, dem aber durch die Reichsgesetze kräftig begegnet ward. Im Übrigen mußte man die Nuntiatoren als eine heilsame Anstalt betrachten, die päpstlichen Reservatrechte mit der mindest möglichen Unbequemlichkeit der Christen auszuüben. Der Kurfürst von Baiern erkannte Dieses auch und ersuchte daher den Papst, 1785, in München eine eigne Nuntiatur für die pfälzbairischen Lande, die sich sonst an die Nuntiatur zu Köln wandten, zu errichten. Der Papst bewilligte das. Hiergegen trat nun der Erzbischof von Salzburg, unter dessen Sprengel Baiern gehörte, auf. Indessen erklärte der Papst, daß der münchener Nuntius in Pfalzbaieren keine andern päpstlichen Rechte als bisher dort der kölnner Nuntius ausüben solle, und zwar ohne alle Beschränkung der bischöflichen und erzbischoflichen Rechte. Es war einleuchtend, daß der Erzbischof von Salzburg gegen die Übertragung der kölnner Nuntiatorenbefugnisse auf die münchener Nuntiatur keine gegründete Einwendung vorbringen konnte. Allein nunmehr vereinigte sich der Erzbischof von Salzburg mit den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln, und diese erhoben bei dem Kaiser Beschwerde über das Institut der Nuntiatoren überhaupt, erlangten auch wirklich vom Kaiser, der damals bei vielen andern raschen Neuerungen auch die Gerichtsbarkeit des Nuntius zu Wien aufgehoben hatte, am 12. Oct. 1785 ein Schreiben, worin derselbe erklärte, daß er die Nuntien nur als päpstl. Abgesandten zu politischen Gegenständen und jenen Gegenständen geeignet erkenne, welche unmittelbar dem Papste als Oberhaupt der Kirche zustehen, daß er aber diesen Nuntien weder eine Jurisdictionsausübung in geistlichen Sachen noch eine Judicatur gestatten könne. Zugleich rief der Kaiser die Erzbischöfe auf, in Verein mit den Suffraganbischöfen ihre Metropolitan- und Diöcesanrechte gegen alle Anfälle aufrecht zu erhalten, und all Dasjenige, was innere Einschreitung oder Eingriff des päpstl. Hofes und dessen Nuntien wider solche Rechte und die gute Ordnung sein könnte, standhaft hintanzuhalten, worüber er denselben zugleich allen seinen kaiserl. Beistand zusagte, wobei jedoch der Kaiser auf die *Concordata nationis germanicae* verwies. Die Erzbischöfe verflagten hierauf den Nuntiatoren die Ausübung ihrer Befugnisse. Da sie zugleich von 5 zu 5 Jahren vom Papste die Erlaubniß bekommen hatten, im 3. und 4. Verwandtschaftsgrade zu dispensiren, und nun nach Ablauf des laufenden Quinquenniums die Einziehung dieser Erlaubniß befürchten mußten, befohlen sie ihren Vicariaten, diese Dispensationen nicht mehr wie bisher „*auctoritate delegata*“, sondern „*auctoritate ordinaria*“ zu ertheilen. Hierbei konnten

indessen die Erzbischöfe nicht stehen bleiben, sie ließen vielmehr am 25. Aug. 1786 durch ihre Räte (Heimes, Beck, v. Tautphäus, Bönicke) im Bad Ems eine Zusammenkunft halten und hier diejenigen Beschlüsse fassen, welche unter dem Namen der *Ems'er Punctationen* bekannt sind. Das Streben der Punctanten war, in Folge der kaiserl. Aufmunterung vom 12. Oct. 1785, jene bischöfl. Rechte, in deren Ausübung sie schon seit Jahrb. gehindert worden, zusammenzutragen und das deshalb Angemessene zu berathen. Sie gingen davon aus, daß alle Vorzüge und Reservationen, die mit dem Primat in den ersten Jahrhunderten nicht verbunden gewesen, sondern aus den nachherigen Isidor'schen Decretalen zum offenbaren Nachtheil der Bischöfe gestoffen seien, jetzt, wo die Unterschiebung und Falschheit derselben hinreichend erwiesen und anerkannt, nicht mehr in den Umfang der päpstl. Jurisdiction gezogen werden können. Die Punctanten stellten also die Uhr der Kirche um fast ein Jahrtausend zurück, und was sie auf diese Weise, nach Anleitung von Febronius, gefunden, sollte stracks ins Leben treten. Raun ließen sie sich bewegen, die deutschen Concordate wenigstens noch einstweilen bestehen zu lassen. Über den ungeschichtlichen Sinn dieser Menschen, die ihre Committenten gleich freigewordenen Sklaven auftreten ließen, kann es nur weniger Bemerkungen bedürfen. Von den neuern Historikern ist es anerkannt, daß die Isidor'schen Decretalen nicht so sehr den Zustand der Kirche g. hindert, als vielmehr beflissen gewesen seien, dem durch die Zeit bereits geänderten Zustande anpassend zu sein. Unmöglich konnten einige Erzbischöfe befugt sein, eine seit einem Jahrtausend bestehende, von so vielen Concilien als bestehend anerkannte Kirchenverfassung mit einigen Federstrichen aufzuheben und in die Rechte der alten Metropolitane wieder einzutreten. Die Ressortverhältnisse zwischen Papst und Bischöfen sind im Allgemeinen zufällig, und so wenig der Papst, wenn seine Rechte in den Zustand, wie sie vor tausend Jahren waren, zurückversetzt werden, aufhört, die wesentlichen Rechte des Papstthums zu besitzen, ebenso wenig konnten umgekehrt die Bischöfe des 18. Jahrh. über einen Mangel wesentlicher Rechte klagen, noch sich auf deren Unverjährbarkeit berufen. Ein wesentliches Recht des Papstthums aber, wie jedes Dinges, das ein Recht auf Existenz hat, ist es, daß in dem hergebrachten Rechtszustande nicht willkürliche Abänderungen geschehen. Was würden jene Erzbischöfe und Kurfürsten wol gesagt haben, wenn man sich die Mühe genommen hätte, ihnen den Zustand ihrer Landeshoheits- und Kurrechte im 10. Jahrh. zu erklären? Würden sie solchen historischen Forschungen ihrer Unterthanen u. s. w. wol praktische Gültigkeit zugesprochen haben? Oder wenn man, da sie doch einmal vergangene Zustände herstellen wollten, gleich bis zum 1. Jahrh. zurückgegangen und Bischöfe kleiner Gemeinden mit apostolischer Armuth zum Muster aufgestellt hätte, würde man wol darauf eingegangen sein? Sowie die weltliche Landeshoheit das Streben hatte, die Territorien immer mehr gegen den Einfluß des Reichsoberhauptes zu schließen, so scheinen die Erzbischöfe auch ihre geistlichen Territorien gegen den Papst so viel möglich abschließen gewollt zu haben. Indessen war den Suffraganbischöfen die beabsichtigte Herstellung des Metropolitansystems sehr ungeliegt, sie wären dadurch gleichsam mediatisirt worden. Kaiser Joseph hatte daher schon im Schreiben vom 12. Oct. 1785 die Verständigung mit den Suffraganbischöfen vorausgesetzt, und als der emser Congress heimlich ohne diese Verständigung abgehalten, und dem Kaiser die Punctationen zur Bestätigung vorgelegt wurden, erwiderte dieser im Schreiben vom 16. Nov. 1786, daß es vorzüglich und wesentlich erst noch dieses Einverständnisses bedürfe. Hieran vorzüglich und an dem beharrlichen Widerspruche des Papstes — der 1789 eine sehr gründliche Schrift: „*Responsio Pii VI. P. M. ad Metropolitanos Moguntin., Trevirens., Coloniens., et Salisburgens. super nunciaturis apostolicis*“, herausgab — scheiterten die emser Punctationen. Bald darauf trat der Revolutionekrieg ein, die rheinischen Erzbischöfe wurden ver-

jagt. In Folge des Friedens von Luneville geschahen die bekannten Secularisationen in Deutschland, welche der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 näher bestimmte. Die auf der linken Seite des Rheins gelegenen Bisthümer erloschen. Der Stuhl zu Mainz ward auf die Domkirche zu Regensburg übertragen, und dessen Metropolitangerichtsbarkeit auch die auf der rechten Rheinseite gelegenen Theile der ehemaligen geistlichen Provinzen von Mainz, Trier und Köln, jedoch mit Ausnahme der k. preuß. Staaten, unterworfen. Für den Kurfürst Erzkanzler ward noch eine reichliche Ausstattung, in Territorien bestehend, aufgefunden. Die übrigen sonst geistlichen Lande wurden zu Entschädigungen der weltlichen Fürsten verwendet. Alle Güter der Domcapitel und ihrer Dignitarier wurden den Domänen der Bischöfe einverleibt, und mit den Bisthümern auf die Fürsten, denen diese angewiesen worden, übertragen. Ebenso wurden die Güter der Stifter, Abteien und Klöster in den alten und neuen Besizungen deutscher Landesherren der freien und vollen Disposition der betreffenden Landesherren, sowol zum Behuf des Aufwandes für Gottesdienst, Unterrichts- und andre gemeinnützige Anstalten als zur Erleichterung ihrer Finanzen überlassen, unter dem bestimmten Vorbehalt der festen und bleibenden Ausstattung der beizubehaltenden Domkirchen, und der Pensionen für die aufgehobene Geistlichkeit (§. 35). Die erzbischöfl. und bischöfl. Diocesen wurden in ihrem bisherigen Zustande belassen, bis eine andre Diöcesan Einrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen sein werde, wovon dann auch die Einrichtung der künftigen Domcapitel abhängen sollte (§. 62). Die bisherige Religionsübung eines jeden Landes sollte gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt sein, insbesondere jeder Religion der Besitz und ungeförte Genuß ihres eigenthümlichen Kirchenguts, auch Schulfonds nach der Vorschrift des westfälischen Friedens ungeförst verbleiben, dem Landesherren jedoch frei stehen, andre Religionsverwandte zu dulden und ihnen den vollen Genuß bürgerlicher Rechte zu gestatten (§. 63). — Unstreitig war die Absicht des Reichs, indem es aus Noth einen Mißstand seiner Güter beraubte, darauf gerichtet, im Übrigen der Kirche ihre Verfassung zu lassen. Indessen starben allmählig die Bischöfe, neue wurden nicht ernannt, weil Verwirrungen auf Verwirrungen folgten. Der rheinische Bund zerstörte nun gar das deutsche Reich, und man fing an, ernsthaft zu untersuchen, ob nun überhaupt noch irgend eine der bisherigen Rechtsnormen gelte. Die ungemessene Souverainetät, welche die Rheinbundsfürsten von Napoleon zu Lehn trugen, zog hier, wie allenthalben, ein Heer gefügiger Schmeichler nach, welche in der Theorie Das zu begründen wußten, was eine elende Praxis zur Betrübnis rechtlicher Gemüther darbot. Als vollends Napoleon mit dem Papste brach, wußten die Schmeichler der Gewalt nichts Eiligeres zu thun als sich zu einem System zu bekennen, das der weltlichen Gewalt kaum begrenzten Einfluß auf die Kirche gab. Der Ausdruck: Landesbischöfe, ward beliebt, und man drückte damit aus, daß der Fürst das Recht habe, für sein Land einen Bischof zu ernennen und nach den Grundsätzen des, sonst nur um die Abhängigkeit der protestantischen Kirche zu erklären, erfundenen Territorialsystems zu behandeln. An ein Wahlrecht der Capitel war kein Gedanke mehr; selbst der Kurerzkanzler hatte noch vor Entstehung des Rheinbundes eigenmächtig den Cardinal Fesch zu seinem Nachfolger ernannt.

Der Rheinbund hörte auf, der Papst ward aus der Gefangenschaft befreit, und indem man das wiedereroberte linke Rheinufer nicht dazu benutzte, nunmehr, wo der Grund jener Secularisationen wegfiel, den Status quo herzustellen, und die Länder des Kurerzkanzlers vertheilte, erinnerte man sich doch mit einiger Lebhaftigkeit an die Pflicht, der Kirche wieder ihr Recht und Gestalt zu verschaffen. Es sollte ja überhaupt mit der Vertreibung des Usurpators die rechtlose Zeit geendet haben, selbst ein heiliger Bund sollte die Völker und die Kirche vergewissern, daß man die Kirche nicht forthin aus dem heidnischen Gesichtspunkte des Territorialsystems

als eine selbst wieder zu bewachende Bewachungs- und Zähmungsanstalt des Volkes, sondern als etwas Sittliches, geschichtlich Gewordenes, auf eigenem Rechte Ruhendes betrachten werde! Diejenigen gingen allerdings von sehr sanguinischen Hoffnungen aus, die von einer deutschen Nationalkirche träumten, Einrichtung eines deutschen Patriarchats oder doch wenigstens Primats in Antrag brachten. Dem Reiche war ein einfacher Staatenbund gefolgt, und wenn schon im Reiche seit der Reformation eine eigentliche Nationalkirche allein darun undenkbar war, weil der Reichstag bei jeder Religionsache in partes ging, so mußte nach aufgehobenem und nicht hergestelltem Reichsverbande der Gedanke an eine Nationalkirche um so mehr chimärisch sein. Obgleich es sich nicht leugnen läßt, daß der Bund davon Kenntniß zu nehmen haben würde, wenn ein einzelner Staat die reichsdeputationshauptschlußmäßige Pflicht zur Herstellung und Dotation der katholischen Bisthümer verkennen wollte, so blieben doch die Verhandlungen der einzelnen Länder über diesen Gegenstand Sache der einzelnen Bundesglieder. Plank's Vorschlag, das Corpus Evangelicorum herzustellen, konnte ebenfalls nicht angewandt werden, da ja ohnedies schon jeder Einzelne beim Bundestage den Beschlüssen der Mehrheit in der Regel widersprechen kann. — Von Österreich kann hier keine Rede sein, da die neuern Begebnisse auf die östr. Kirche von gar keinem Einfluß gewesen. Unter den übrigen deutschen Staaten war Baiern der erste, der mit dem Papste das Concordat schloß. Die bisherige rechtliche Kirchenordnung ward darin anerkannt. Aber sehr zu beklagen ist es, daß der Papst sich bewegen ließ, die alte Wahlfreiheit der deutschen Kirche aufzuheben und ein königl. Ernennungsrecht an die Stelle treten zu lassen. In dem übrigen Theile von Süddeutschland gaben die Wessenberg'schen Angelegenheiten (s. Konstanz) den Anstoß zur Eröffnung von Verhandlungen. Es traten die protestantischen Regierungen des nördlichen Deutschlands hinzu, mit Ausnahme jedoch von Preußen, Sachsen und Hanover. Eine Commission bildete sich in Frankfurt, welche über die Art, wie Bisthümer zu errichten, sich berieth. Nachdem alle die Vorbehalte und Clauseln, welche bald diese, bald jene Regierung wünschte, in den Grundzügen zu einer Vereinbarung über die Verhältnisse der katholischen Kirche in deutschen Bundesstaaten aufgenommen waren, wuchsen diese zu 100 Paragraphen an, deren letzter sich noch die Adoption alles Dessen, was allenthalben im östr. Kirchenrechte noch Vortheilhaftes gefunden werden könnte, vorbehält. Aus diesen Grundzügen wurde nun eine Declaration in lateinischer Sprache zusammengesezt, welche dem Papste zur Annahme vorgelegt werden, und deren Annahme Bedingung der Errichtung der Bisthümer sein sollte. Eine Gesandtschaft ging zu diesem Zwecke nach Rom. Sie erhielt am 10. Aug. 1819 als Antwort die Darstellung der Gefinnungen des Papstes. Er verzichtete gern auf alles ihm pecuniäre Nützliche, z. B. auf die Vergebung von geistlichen Stellen in den Papalmonaten, gemäß den aschaffenburgischen Concordaten; ebenso beeilte er sich, die, obgleich dürftigen (z. B. des Limburger und fulder Capitels) Ausstattungen anzunehmen. Aber die ihm zugemuthete Einwilligung in Abänderung der Grundsätze der Kirche konnte er nicht annehmen. Die beabsichtigte Vereinigung oder vielmehr Anerkennung der zu Frankfurt ausgearbeiteten Declaration kam also nicht zu Stande, und man möchte sich hierüber weniger als darüber wundern, wie man es auch nur erwarten konnte, daß der Papst schwach genug sein werde, die Unfreiheit der Kirche ausdrücklich anzuerkennen. Man hat also nur dem Papste Gelegenheit gegeben, auf Geldvorthelle zu verzichten und die Freiheit der Kirche zu vertheidigen, in der Meinung, freigelebene Gemüther zu gewinnen. Indessen eröffnete Consalvi am Schluß der päpstlichen Darlegung einen Ausweg, indem er auf den Fall, daß die bedungenen Modificationen der Declaration nicht angenommen werden sollten, in seinem lebhaftesten Wunsche, dem dringendsten Bedürfnisse der Gläubigen, nämlich dem, ihre Seelenhirten zu haben, abzuhelpen, und in beständiger Beziehung auf Das, was in

Betreff der regelmäßigen Einrichtung der kirchlichen Sachen in diesen Staaten von ihm gesagt worden, den Vorschlag machte, einstweilen die bezeichnete neue Begrenzung der Diöcesen in Vollzug zu setzen, um hernach in gutem Einverständnisse den Kirchen weiter vorzusehen. Die Gesandtschaft ging in der Note verhole vom 3. Sept. 1819 hierauf ein. Nach weiteren Unterhandlungen ward beschlossen, in Freiburg das Erzbisthum für Baden, in Rotenburg das Bisthum für Württemberg, in Mainz für das Großherzogthum Hessen, in Limburg für Nassau und in Fulda für Kurhessen — welchen verschiedenen Bisthümern einzelne kleine Bundesstaaten sich anschließen — zu errichten. Die erste Ernennung der Bischöfe kann nur mit wechselseitigem Einverständnisse der Regierungen und des Papstes geschehen. Ob die Bischöfe Erzprießliches werden wirken können, wird abhängen von der Klugheit und Umsicht, die die Bischöfe, und der Mäßigung, die die Cabinette zu bewahren haben werden. — Die Krone Preußen hatte schon seit mehreren Jahren mit Rom wegen der kirchlichen Verhältnisse ihrer katholischen Unterthanen unterhandelt. Als 1821 die Verhandlungen des laibacher Congresses dem nun vereinigten Fürsten Staatskanzler einige Muße gewährten, reiste er nach Rom, und im Raume weniger Tage war die Übereinkunft in ihren Grundlagen abgeschlossen, welche vom König 1821 genehmigt ward. Über die Erziehung der Geistlichen ist bestimmt, daß in jeder erzbischöfl. und bischöfl. Stadt ein geistliches Seminar erhalten oder neu gegründet werden solle, damit darin eine solche Anzahl angehender Kleriker unterhalten und nach Vorschrift der Beschlüsse von Trient unterrichtet und gebildet werden möge, als es der Umfang und der Bedarf der Sprengel fodern und der päpstliche Commissair bestimmen wird. — Die Unterhandlungen der handv. Regierung mit dem päpstlichen Stuhle sind noch nicht beendet, und es handelt sich noch darum, ob die bestehenden 2 Bisthümer Hildesheim und Osnabrück nach dem Wunsche der Regierung in Eins verschmolzen werden sollen. v. e. R.

Deutsche Kritik. Ein freies Erzeugniß des Volkes war die deutsche Literatur entstanden. Die politische und bürgerliche Verfassung hatte sich die Nation wol von den höhern Ständen geben lassen, aber ihr geistiges Leben schuf sie sich selbst. Zwar waren es vornehmlich Fürsten und Edle, welche die fruchtbringende Gesellschaft stifteten; aber dieser, einen großen Einfluß auf die Literatur beabsichtigende Verein würde bald unthätig geworden sein, wenn er nicht auch bürgerlich Mitglieder gehabt hätte, und andre ähnliche Vereine stellten sich in Kurzem demselben gegenüber. Zu einem mit allgemeiner Anerkennung herrschenden literarischen Gerichtshofe, wie es in Frankreich die Académie française war, konnte es wegen der Vereinzelung der deutschen Staaten nicht kommen; kein der Literatur gebietender Hofton engte die Schriftsteller in gewisse beliebte Formen und Weisen ein, und die Universitäten waren, selbst für die eigne Provinz, ohne allen Einfluß auf die Nationalliteratur. Jedem Einzelnen war unbenommen, sich auszusprechen, wie es ihm der Gott oder der Reim gab. Die Dichter seit Opitz sangen in ganz verschiedenen Weisen friedfertig neben einander; das Publicum hörte Jedem. Nirgends war Streit, und auch Opitz's „Deutsche Posterei“, welche er selbst nicht als einen allgemein gültigen Kanon aufstellen wollte, unterbrach den Frieden nicht. Bei dieser innern Ruhe konnten nur äußere Einflüsse Widerspruch und Parteigeist erzeugen. Die Notiz, welche man bisher von der ausländischen Literatur genommen hatte, war eines solchen Einflusses nicht fähig, da man bloß die matten und gehaltenen italienischen Schriftsteller aus dem Ende des 16. und dem Laufe des 17. Jahrh. studirte und nachahmte, aus der franz. Literatur aber, mit einer merkwürdigen Vernachlässigung der ersten Classiker, bloß einige werthlose Romane und Gedichte sich aneignete, oder auch aus den Holländern, den Nachahmern der Franzosen, schöpfte. Fast ein volles Jahrhundert nach Opitz war es erst, wo eine Vergleichung des dormaligen Zustandes der deutschen Literatur mit dem der ausländischen die

deutsche Kritik weckte und ins Leben rief. Zwei Schweizer, Bodmer und Breitinger, gaben seit 1721 die sogenannten Discurse der Maler heraus. Beide, hauptsächlich durch das Studium der englischen Literatur genährt, legten an die bisherigen deutschen Leistungen einen neuen Maßstab, indem sie nach Ansichten, welche sie sich zunächst aus Milton's Paradies abstrahirt hatten, die Poesie zu größerer Höhe und Würde zu erheben strebten. Weniger die Form als den Stoff beachtend, gingen sie bei ihren Untersuchungen mit ebenso viel Scharfsinn und Gründlichkeit als republikanischer Unparteilichkeit zu Werke. Andern Ansichten huldigte der leipziger Prof. Gottsched, welcher, der franz. Literatur sich zuneigend, die deutsche Literatur bloß dem Allverständlichen durch einen gewissen Conversationston zuzuführen beabsichtigte. Indem er aber dieses Ziel durch Sorgfalt für Reinheit der Sprache, gefälligen Fluß der Rede und leichte Versification zu erreichen strebte, vernachlässigte er über der Form den Stoff und verkannte nicht selten den Geist und die Bedürfnisse seines Volkes. So war freilich bei beiden Parteien das Heil nicht. Gottsched sank bis zur Platitude und Leere herab; die Schweizer beförderten wenigstens mit ihren oft scholastischen Grübeleien das Produciren nicht. Und doch verdankt den Reibungen, welche zwischen beiden Parteien entstanden, die deutsche Literatur ein neues Leben, und die deutsche Kritik ihre Begründung. Eine neue Regung riefen hervor Haller's gedankenschwere und kräftige Gedichte und Klopstock's von altclassischer Bildung zeugende „Messiade“ (1748). War der Streit, welcher über sie entstand, auch eben nicht reich an Resultaten, so weckte er doch die Köpfe und das eigne Urtheil mehr, als es durch die oft überschätzte ästhetische Theorie Baumgarten's und durch den um dieselbe Zeit in Deutschland eingeführten Bateau und Du Bos geschah.

Kurz nach dieser Zeit war es, als der größte Kritiker, welchen Deutschland je gehabt hat, der herrliche Lessing, auftrat. So auf eignen Füßen hatte noch Niemand gestanden wie er. Ohne Vorliebe für irgend eine Nation und alle richtig würdigend, durch keine Convenienz befangen und frei von aller Menschenfurcht, mit roblicher und tiefer Forschung und einer sich selbst nicht schonenden Unparteilichkeit nur das Wahre suchend, vereinigte er vielseitige Gelehrsamkeit, Schärfe des Urtheils, Klarheit des Bewußtseins, Feinheit des Geschmacks und schlagende Bündigkeit in Darlegung der gewonnenen Resultate in einem solchen Grade, daß er zu gleicher Zeit als eigentlicher Stifter der deutschen Kritik und als unvergeßliches Muster für dieselbe zu betrachten ist. Seine eignen originellen Productionen erhöhten und verstärkten den Eindruck, den er als Kritiker gemacht hatte. Mit und neben ihm wirkte der berliner Buchhändler Nicolai durch Errichtung mehrerer kritischen Zeitschriften. Weder durch Genialität noch durch tiefe Kenntniß ausgezeichnet, verband Lesterey doch mit einem natürlich gesunden Verstande ein gewisses Gefühl des Wahren und Richtigen und eine Gabe unerschrockener Freimüthigkeit, welche ihn bei der von ihm selbst getroffenen Wahl seiner Mitarbeiter leiteten. Zuerst stiftete er 1757 die „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, welche er aber bald seinem Freunde Weiße übergab und an deren Stelle 1759 die „Literaturbriefe“ und 1760 die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ unternahm. Die „Literaturbriefe“, an denen Lessing, Mendelssohn, Abbt, Sulzer, Resewitz und Grillo Theil nahmen, zeichneten sich vor dem letztern Institute, welches sich mehr auf kurze und strenge Rüge der eben gangbaren Fehler und Verirrungen beschränkte, durch eigne Reflexionen und weitere Durchführungen einzelner ästhetischer Gegenstände aus; beide Zeitschriften verstärkten ihren Einfluß durch ihren entscheidenden und rücksichtslos freimüthigen, nicht selten selbst schonungslosen und verwundenden Ton. Neben ihnen führte Weiße, mit geringerer Originalität, obgleich im Ganzen nach denselben Grundsätzen, die „Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften“ fort, welche sich durch ruhigen Ton und feinen Anstand, durch Klarheit und Anmuth der Darstellung

und durch besonnene und überlegende Empfänglichkeit für dasjenige Neue charakterisirt, was sich als tüchtig bewährte. Gegen das Nicolai'sche Tribunal lehnte sich vornehmlich der hallische Professor Klog auf, welcher seit 1768 eine eigne „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ herauszugeben anfang, die aber ungeachtet der guten classischen Bildung ihres nicht geschmacklosen, aber oberflächlichen Urhebers keinen wahren Einfluß gewinnen konnte, da sie nur der unredlichen und selbstlichen Absicht, sich auf jede Art eine Partei zu machen, fröhnen mußte. Auch wurde Klog's Ansehen durch Lessing in Kurzem gänzlich vernichtet. Mit besonderer Eigenthümlichkeit trat dagegen Herder in seinen „Kritischen Wäldern“ (1769) auf. An Originalität vielleicht über der Nicolai'schen Partei stehend, hatte er nur Das mit ihr gemein, daß er sich durch keine Convenienz beschränken ließ. Aber seinen hellen Verstand überwältigte oft seine sehr feurige Phantasie, und seiner Kritik fehlte es nicht selten an Klarheit und an scharf bestimmten Begriffen. Auch blieben die um dieselbe Zeit von Meinhard auf deutschen Boden verpflanzten Grundsätze der Kritik des Schottländers Home, welcher die Aesthetik auf rein psychologischem Wege zu construiren suchte, nicht ohne Einfluß. Den durch die meisten der bisherigen kritischen Bemühungen bekämpften französischen Geschmack brachte Wieland durch seinen „Deutschen Mercur“ wieder zurück, ohne ihn doch unbedingt in seine frühern Rechte wieder einsetzen zu wollen. Wieland war zu vielseitig und gründlich gebildet und mit der ältern und neuern Literatur der gebildetsten Nationen zu sehr vertraut, um etwas Andres als das allgemein Anwendbare und dem Wesen der deutschen Literatur Verwandte aus der franz. Literatur herüberleiten zu wollen. Und wirklich darf man es diesem Einflusse, wenigstens zum Theil, beimessen, daß die deutsche Kritik bei unverminderter Regsamkeit und Tiefe einen vielseitigern Charakter und einen Ton des feinen und milden Anstandes annahm, welcher sich namentlich in der 1785 gestifteten jenaischen „Allgemeinen Literaturzeitung“ kund gab. Aber schon 1790 drohte Kant's „Kritik der Urtheilskraft“ eine gewaltige Revolution herbeizuführen. Da nach seiner Lehre das reine Geschmacksurtheil von Reiz und Nahrung unabhängig und lediglich auf die reine Form eines Schönen Gegenstandes beschränkt ist, so wurde, wo man bisher mit Interesse und Gefühl zu prüfen gewohnt gewesen war, eine sich selbst verleugnende Geschmackskälte sanctionirt, welche, zumal seit sie selbst von Schiller in seinem „Reiche der Formen“ anerkannt worden war, der deutschen Kritik eine andre Gestalt gegeben haben würde, wenn sie mehr in der menschlichen Natur begründet gewesen wäre. Zwar säumten die Anhänger der neuen Schule nicht, an alle Erzeugnisse der Literatur sofort des Meisters Richtsheit anzulegen, aber sie selbst stimmten in ihren Systemen der Aesthetik nicht überein, die Nation (welche sich überhaupt in Sachen des eignen Gefühls noch nie von der Schule Etwas aufbringen lassen) nahm nicht Partei, und der geniale Herder trat durch seine „Kalligone“ mit einer Heftigkeit als Gegner der neuen Lehre auf, welche nicht ohne Wirkung bleiben konnte, wenn auch sein dafür aufgestelltes Humanitätsprincip bei strengerer Prüfung selbst als ungenügend erscheinen mußte. Schiller's ungerechte Kritik der Bürger'schen Poesie war allein schon hinreichend, zu zeigen, wohin die Kant'schen Grundsätze führten. Bloß vorübergehend war die Wirkung der 1797 ins Publicum geworfenen weimarischen „Kenien“. Aber ein der Kant'schen prosaischen Ansicht der Poesie entgegen gesetzter Geist frischen und jugendlichen Lebens, durch Schärfe und kühne Unparteilichkeit an Lessing erinnernd, sprach sich aus in dem „Athenäum“ der Gebrüder Schlegel, in welchem tiefe Reflexion mit lebendiger Anschauung des Schönen gepaart erschien. Von noch ausgedehntern Folgen war der innige Verein, den sie mit Tieck, Bernharth, Novalis und andern befreundeten Geistern schlossen. Auch das Mittelalter zogen sie in ihre Betrachtung und nahmen aus demselben einen romantischen und selbst mythischen Geist in sich auf, welcher viele Freunde und in der Schelling'schen Lehre eine neue Stütze, aber

auch seine Gegner fand. Unter Letztern machte sich Kogebue durch die 1803 von ihm geführte Zeitschrift: „Der Freimüthige“ (an welchem auch Merkel Theil nahm), am bemerklichsten, während die „Zeitung f. d. elegante Welt“ die Ansichten der Schlegel'schen Schule in Schutz nahm. Mit Entwicklung der mannigfaltigsten Ansichten scheint die deutsche Kritik mündig geworden zu sein, aber leider erschäufte sie nun in den Unterhaltungsblättern als ein vielköpfiges Ungeheuer, welches ins Unendliche vervielfältigt bellt und lästert. 52.

Deutsche Kunst. Die schönen Künste wurden von den Deutschen mit Glück betrieben, und unter diesen vorzüglich Poesie und Musik. (S. Deutsche Poesie und Deutsche Musik.) Die bildenden Künste, die Baukunst (s. d.) ausgenommen, wurden wegen Mangels an Öffentlichkeit und Gelegenheit, sich zu zeigen, in Deutschland weniger begünstigt. Die Plastik wurde mehr als Verzierungskunst betrieben, und in ihr manches Erzeugniß höchster Kunstfertigkeit geliefert. Aber die Verzierungen waren mehr symbolisch bedeutsam als von anmuthiger Form. Doch lieferte auch die Bildhauerkunst einige bedeutende Werke. (S. Bildhauer der Deutschen.) Ferner erzeugte Deutschland viele treffliche Schnitarbeiten, vergleiche einige von Albrecht Dürer (z. B. in der Elisabethkirche zu Marburg) bekannt sind. Dieser vervollkommnete auch die Form- oder Holzschnidekunst (s. d.), welche seit Anfang des 14. Jahrh. in Deutschland entstanden war und die (auch deutsche) Erfindung der Buchdruckerkunst vorbereitete. Auch die Erfindung der Kupferstecherkunst (und zwar der Arbeit mit dem Grabstichel) schreibt man einem Gold- und Silberschmied in Oberdeutschland (Nürnberg oder Augsburg), welcher 1460 lebte, zu (s. Kupferstecherkunst und Steinschnidekunst), die der Ägkunst (die Arbeit mit der Nadirnadel) einem andern deutschen Künstler (Einige sagen Michael Wohlgemuth 1434 bis 1519), welches aber Beides noch des Beweises bedarf. Um die Richtung zu bezeichnen, welche die bildende oder zeichnende Kunst insbesondere unter den Deutschen neuerdings genommen, ist es nothwendig, aus der Geschichte derselben die geschichtlichen Momente hervorzuheben, die zu ihrer eigenthümlichen Entwicklung früherhin gewirkt haben. Im 13. bis zum 16. Jahrh. hatte Deutschland eine eigenthümliche Baukunst, die sich im Hochstrebenden, mit der höchsten Fülle der Gestaltungen beurlaubete. Im 14. bis zum 15. Jahrh. blühte am Rhein eine deutsche Malerschule, welche sich an die untergehende Kunst der Griechen angeschlossen. (S. Deutsche Schule und Byzantinische Kunst.) Im 15. bis zum 16. Jahrh. lebten die größten deutschen Maler, Bildgießer, Schnitarbeiter, Formenschnneider etc., und üppig sproßte der Raum deutscher Kunst in eigenthümlicher Fülle, besonders in dem Süden von Deutschland. Religion war der Gegenstand und Mittelpunkt aller Künste. Mit religiösem Gemüthe, eigenkräftig aufgefaßt, mußten die heiligen Sagen, sowie die weltlichen Geschichten, als das versichtbarte Gemüthsleben der Künstler, als ihre eigne, innere Geschichte, und alle Ereignisse des Lebens in höherer, religiöser Beziehung erscheinen. Dies war der Hauptzug der Kunstwerke jener Zeit; die alte, echte, deutsche Nationalphysiognomie mit allen ihren Zügen, Biederkeit, Treue, Frömmigkeit und Tapferkeit, war ihnen unverlöschlich aufgedrückt, ja selbst der Einfluß der in Italien blühenden Malerkunst vermochte diesen Charakter lange nicht zu verdrängen. Die Religionsstreitigkeiten im 16. Jahrh. zerstörten diese Blüthe, und was auch einzelne deutsche Fürsten dieser Zeit zum Vortheil der Kunst gethan haben mögen, Haß und Zweifel erschütterten innerlich die Gemüther und griffen die Kunst in ihrer Wurzel an, während die rohe Gewalt fanatischer Wüthstürmer und dann die Schrecknisse des dreißigjährigen Kriegs den Baum der deutschen Kunst entlaubten. Nach den Stürmen dieses Krieges, der die Trennung der Nation noch fühlbarer machte, hob sich in den protestantischen Staaten Deutschlands vornehmlich eine gelehrte Bildung hervor, welche die Ausbildung deutscher Sprache und

Eigenthümlichkeit lange zurückhielt; aber noch schädlicher war dem deutschen Charakter und der strengen Sitte, die bis dahin obgewaltet hatte, die lächerliche Nachahmung des Französischen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Wie sollte unter solchen Umständen die deutsche Kunst in nationaler Eigenthümlichkeit sich emporheben? Nicht nur die ursprünglichen Gegenstände der Kunst waren ihr fremd geworden, sondern auch der Geist eigenthümlicher, nationaler Auffassung verloren gegangen. Unter diesen Umständen konnten die, ohnedies nach dem Muster der Franzosen eingerichteten Kunstakademien, welche einige deutsche Fürsten errichteten, von geringem Erfolge sein. Die Bildergalerien aber, welche damals angelegt wurden, erregten besonders das gelehrte und kritische Interesse. Entscheidend wirkten auf die deutsche Kunst Winkelmann und Mengs ein. Der Enthusiasmus des Erstern für die Werke der alten Kunst wendete den Blick der Liebhaber und Künstler auf das classische Alterthum. Heyne's archäologische Untersuchungen wirkten zu demselben Ziele hin. Winkelmann zog sogar (in seiner Abhandlung über die Nachahmung der griechischen Werke der Malerei und Bildhauerkunst) die Nachahmung der Alten der Nachahmung der Natur vor. Dieses Resultat eines ausschweifenden Enthusiasmus hatte auf die Künstler einen nachtheiligen Einfluß, indem man unter dem lockenden Titel des schönen Ideals, das an griechischen Formen haften sollte, zur Nachahmung eines fremden, nicht erlebten und angeeigneten Lebens verleitet ward. Mengs's großes Talent fand sich auf demselben Wege. Aber alle Nachbildungen der Antike drangen nicht in das Leben des Volkes ein, und konnten nur erst bei tieferm Verständnisse des Alterthums, welches nicht allein durch die fortschreitenden philologischen und archäologischen Studien, sondern auch durch die geistvollen Nachbildungen der classischen Poesie, wie sie z. B. in Göthe's „Iphigenie“ und andern Dichtungen neuerer Meister erschienen, dem gebildeten Theile des Volks nahegebracht werden. Aber bald zeigte sich auch eine entgegengesetzte Richtung der Kunst, welche durch die wahrhafte nationalen Schöpfungen der größten deutschen Schriftsteller und durch die freier werdende Kritik aufgeregt, durch die Schicksale der Nation aber nicht wenig genährt wurde. Man begeisterte sich für das Nationalalterthümliche und verachtete das Hohle, Kleinfürische, das aus den regelrechten akademischen Nachbildungen segenannter schöner Formen hervorging. Göthe, Schiller, Herder hatten der Nation das Vaterländische in ihren Schriften wieder nahegebracht; doch förderte der Erste in Verbindung mit den weimarischen Kunstfreunden mehr die Bearbeitung griechisch-römischer Mythe und Geschichte, wie auch der Inhalt ihrer Preisaufgaben (seit 1799) beweist. Von großem Einflusse auf die jüngern Künstler waren Wackenroder's „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ (1797), dann Tieck's und Novalis's romantische Poesien, der Gebrüder Schlegel geistvolle Beurtheilungen, und die darauf folgende Erneuerung mehrerer Denkmale alter vaterländischer Poesie, wie z. B. des Liedes der Nibelungen; endlich auch die Sammlungen der herrlichsten alten Malereien durch die Brüder Boisseree u. A. So hat sich ungefähr seit 1802 und vornehmlich unter den deutschen Künstlern in Rom eine große Neigung entwickelt, im Geiste der altdeutschen und der ihr verwandten altitalienischen Malerkunst, Religion und Geschichte darzustellen, welche Richtung Göthe die neudeutsche, religiös-patriotische Kunst genannt und nicht ganz gerecht beurtheilt hat. (S. Dessen „Kunst und Alterthum“, 1. Bb., 2. Hft., S. 135 fg., vgl. 3. Hft., S. 39; wogegen sich Docen in einer Abhandlung im 8. u. 9. Bde. der „Wiener Jahrbücher der Literatur“ erklärt und Alles, was sich den hellenistischen Begnern der altdeutschen Kunst entgegenzusetzen läßt, fast erschöpft hat.) Im Allgemeinen muß wol das Bestreben der Deutschen in Malerei und Plastik dahin gehen, in dem eigenthümlichen deutschen Geiste — denn wo anders dürfte eine Nation die feste Grundlage ihres Kunstwirkens suchen als in ihrer Nationalität? —

mithin in dem Geiste fortzuarbeiten, der die Künstler des 14. und 15. Jahrs befehle, und zunächst die eigenthümlichen Ereignisse und Zustände unserer Nation zum Gegenstande der Darstellung zu machen; denn nur das Selbsterlebte und Verwandte kann in vollkommen lebendiger Gestalt aus des Künstlers Geiste in die Wirklichkeit treten. Um nun in jenem Geiste fortzuarbeiten, kann auch das Studium der altdeutschen und altitalienischen Malerkunst sehr vortheilhaft sein, sofern der Ausdruck in der Darstellung aufgefaßt, nicht die Unvollkommenheit der Formen als gleichwesentlich nachgeahmt wird. Der Künstler kann sich durch die stille Einfachheit und Gemüthlichkeit dieser Werke anregen und begeistern, während die Werke der Spättern, in äußern Formen weit vollendeter, ihm schon die Absicht zu gefallen unvorholbar ankündigen, und durch dieselbe die reine Natur so leicht verlieren. Aber damit ist freilich nicht gesagt, daß der Künstler bei der Nachahmung der Alten stehen bleiben, oder daß er gar Zustände der Religiosität und Nationalität in sich erzwingen solle, die in der Entwicklung der Völker schon verschwunden sind, und Vorstellungsweisen festhalten müsse, denen das Leben und Wirken in der Gegenwart innerlich widerspricht. Sonach gilt es, in Allem was die bildende Phantasie nähren kann, nicht die Form, sondern den Geist zu ergreifen, und dadurch angeregt, in eigenem Geiste darzustellen. — Nicht zu leugnen ist es nun, daß aus jenem Streben der jüngern deutschen, besonders in Rom verbundenen Maler, die, wie ihre Lage es selbst mit sich bringt, von der Antike ebensowol als von den herrlichsten Werken der ältern und neuern italienischen Schule berührt, an ihre Arbeiten gehen, schon manches Erfreuliche hervorgegangen ist, und daß, wenn auch manche Abirrung und Einseitigkeit bei minderm Talent sich hier und da hervorgethan hat, die Anforderung der Gegenwart und die mächtig eingreifenden Bewegungen der Zeit einer beschränkten und das Alte slavisch nachahmenben Kunstübung kein dauerndes Interesse versprechen. Zu den jüngern deutschen Malern, welche hauptsächlich jene Richtung genährt und ausgebildet haben, gehört vornehmlich Peter Cornelius aus Düsseldorf (s. d. u. Carton), Dverbeck aus Lübeck, die Brüder Kiepenhaufen, der zu früh verstorb. Pforr, Joseph Koch aus Tirol, die Brüder Weith aus Berlin, Wilh. Schadow aus Berlin, Julius Schnorr (s. d.) aus Leipzig u. A. Ihnen schließen sich die bedeutenden Künstler Mäke und Karl Vogel (s. d.) (beide aus Dresden) an. Wenn wir nun auch nicht mit großem Lobe bemerken können, was durch die in den vorzüglichsten Residenzen Deutschlands vorhandenen Kunstakademien für die bildende Kunst geleistet wird, so können wir doch mehre deutsche Maler und Bildhauer nennen, welche unsere gegenwärtige Zeit besitzt. (S. Deutsche Malerkunst und Bildhauer.) Unter den deutschen Kupferstechern neuerer Zeit verdienen Chodowiecky, Bause, Müller der Vater in Stuttgart und der leider so früh verstorbene jüngere Müller in Dresden, der das berühmte Blatt der Sirtinischen Madonna vollendete, Kohl, Fury, G. E. Krüger, Darnstedt, Seyfert, Böhm, Volt, Schwerdgeburth, Hess ehrenvolle Auszeichnung. In der Linienmanier insbesondere sind Clemens, Smelin, J. S. Klauber, J. Schmuzer, Rahl, Reindel, Amler; in der Nadirnadel Bartsch, Ford, Kobel, E. Reinhard, Kolbe, Formel, Koch (in Manheim), Grimm, Marie Ellenrieder; in der Schabkunst Pichler, Friedhof, Wenk; in der aqua tinta J. G. Presel und seine Gattin Katharina, Halbenwang, Kunz und Wilh. Kobell; in der Punktirmanier Dürner, John, Sinzwich. Sehr gelübte Zeichner sind: Ramberg, Kolbe, Schnorr (der Vater). Ersterer hat so viel Talent als leider auch Manier. Die vorzüglichsten Kunstfisse in Deutschland: Wien, München, Dresden, Berlin, haben auch bedeutende Kunstakademien. — Zu Dem, was in den letztern Jahren in Hinsicht auf bildende Kunst Auszeichnungswerthes zur öffentlichen Kunde gekommen ist, gehören die Denkmale Blücher's, Scharnhorst's, sowie das Denkmal Luther's (1821 auf dem Markte zu Wittenberg aufgestellt), und was in Baiern vom König Ludwig gethan wird. Ferner gehören

hierher die lithographischen Werke der Officinen in München, Wien u. Hamburg, z. B. das über die Boisseree'sche Gemäldesammlung, von Strirner, Piloty etc., die Abbildungen denkwürdiger Gebäude von Quaglio, Moller; die k. preuß. Gemäldegalerie in Steindruck u. a. m. Von größern Kupferwerken sind bemerkenswerth: das Boisseree'sche Werk über den Dom zu Köln; die Apostel von Wischer, gestochen von Reindel; die in Wien (bei Haas) erscheinende Abbildung der Gemälde der k. k. Bildergalerie zu Wien, nach Perger's Zeichnungen; Reisch's „Outlines to Shakspeare“ (Leipz., C. Fleischer); das „Neue Taschenbuch von Nürnberg“; die Ansichten von Frankfurt a. M. und dessen Umgegend; die Decorationen des berliner Theaters, auch in der Erfindung ausgezeichnet; und manches Gute, was in den jährlichen Taschenbüchern, z. B. der „Aglaja“, zu Tage kommt. — Von der deutschen Schauspielkunst s. Deutsches Theater. Die Mimik wurde in den letzten Zeiten auch selbständig z. B. von Madame Hendel-Schütz, von Seckendorff u. A. geliebt. (S. Attituden.) Ebenso erhob sich die Declamation (s. d.) der Deutschen, vorzüglich als lyrische Declamation seit Anfang dieses Jahrh. zur Selbständigkeit.

44.

Deutsche Literatur und Wissenschaft. A. W. Schlegel äußerte, daß es ihm vorkomme, als hätten die Deutschen gar keine Literatur, sondern wären höchstens auf dem Punkt, eine zu bekommen. Allein er schloß dabei den Begriff der Literatur in die französischen Grenzen ein, und von derselben die gelehrten und wissenschaftlichen Werke aus, welche doch nicht minder zur Literatur eines Volks gehören. Dann aber fährt er fort: „Wenn man unter Literatur einen ungeordneten Wust, ein rohes Aggregat von Büchern versteht, die kein gemeinschaftlicher Geist befeelt, unter denen nicht einmal der Zusammenhang einer einseitigen Nationalrichtung bemerkbar ist: wo die einzelnen Spuren und Andeutungen des Bessern sich unter dem unübersehbaren Gewühl von leeren und mißverstandenen Strebungen, von Verkehrtheit und Verworrenheit, von übelverkleideter Geistesarmuth und fragenhafter anmaßender Originalitätssucht fast unmerklich verlieren, weit entfernt, daß der Gipfel der Vollkommenheit für eine durch Nationalität und Zeitalter bestimmte Gestalt der Poesie in einer bedeutenden Anzahl von Werken der verschiedenen Gattungen wirklich erreicht wäre: dann haben wir allerdings eine Literatur, denn man hat mit Recht bemerkt, daß die Deutschen eine von den hauptschreibenden Mächten Europas sind“. Da nun in diesen Worten die Einheit oder Verbindung der schriftlichen Werke der Deutschen zu einem Ganzen durch Nationalität gelungnet wird, so hängt die Beantwortung der Frage: „ob die Deutschen in diesem Sinne eine Literatur haben, d. h. einen Vorrath von Werken, die sich durch eine Art von System untereinander vervollständigen, und worin eine Nation die hervorstechenden Anschauungen der Welt und des Lebens niedergelegt findet“, von der oft aufgeworfenen Frage ab: Haben die Deutschen einen Nationalcharakter? Denn der Zusatz: „daß diese Schriften sich der Nation für jedes geistige Bedürfniß so befriedigend bewähren müssen, daß sie nach Menschenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt“, wird durch die Bildungsstufen und Schicksale, welche eine Nation durchläuft, gar sehr beschränkt; und man dürfte so auch nicht einmal von einer französischen Literatur überhaupt, welche Schlegel doch nicht zu leugnen scheint, sondern nur vielleicht von einer franz. Literatur des Siecle de Louis XIV. reden. Hier erinnern wir uns aber einer andern trefflichen Stelle Friedrich Schlegel's über die Deutschen, in welcher er sie mit den Römern vergleicht. „Was sie“, sagt er, „von den Römern besonders unterscheidet, ist die größere Liebe zur Freiheit; es war bei ihnen nicht bloß ein Wort und eine Regel, sondern angeborenes Gefühl. Zu groß gesümt, ihre Sitten und ihren Charakter allen Nationen aufprägen zu wollen, schlug derselbe doch überall Wurzel, wo der Boden nicht ganz ungünstig war, und der Geist der Ehre und Liebe, der Tapferkeit und Treue wuchs dann mit mächtigem Gedeihen hervor. Wegen dieser ur-

springlichen Freiheit des Bodens, die ein unvergänglicher Charakter der Nation ist, erscheint sie auch in guten Zeiten ursprünglicher und dauerhafter romantisch, als selbst die orientalische Märchenwelt. Ihre Begeisterung war fröhlicher, kindlicher, zweckloser, nicht so einseitig und zerstörend wie der Enthusiasmus jener bewundernswürdigen Fanatiker, die den Erdkreis noch schneller und allgemeiner entzündeten, als selbst die Römer. Eine gefühlte Rechtlichkeit, die mehr ist als die Gerechtigkeit des Gesetzes und der Ehre, eine kindlich aufrichtige und unerschütterliche Treue und Herzlichkeit der Gesinnung ist der tiefste, und hoffentlich nie ganz zu vertilgende Zug des deutschen Charakters". Schon diese Züge, welche auch in den schriftlichen Geisteserzeugnissen der Deutschen sich zeigen müssen, und welche nachzuweisen sehr leicht sein würde, mußten die deutsche Literatur zu einem Ganzen verbinden und vor Andern bezeichnen, wenn auch schon die Geisteswerke der Deutschen aus den verschiedenen Zeiträumen ihrer Bildung sich so unähnlich scheinen, als oft die Literatur verschiedener Nationen. Denn aus jenem Freiheitsfinn, welcher der freien Ausbildung der Einzelnen und der Stände so günstig war, entwickelte sich auch jene Vielseitigkeit der deutschen Literatur, mit welcher sie die Schätze und den Ertrag der Literatur fremder Völker aufnahm, zu den ihrigen machte, und sich in der Geschichte, Wissenschaft und Kritik einen univervellen Standpunkt erwarb. Wo aber Freiheit ist, da sucht sie sich nach allen Seiten des menschlichen Lebens auszubreiten und in der Tiefe zu begründen. Keine Nation hat daher wie die deutsche in allen Fächern des menschlichen Wissens mit gleichem Ernste und mit gleicher Gründlichkeit gearbeitet, keine so verschiedenartige Ansichten des Lebens in ausgebildeten Formen (Systemen) aufgestellt als die deutsche, keine überhaupt eine so systematische Geistesbildung gezeigt, und die systematischen Anforderungen in jedem Zweige des Wissens so geltend gemacht, als diese. Ist dies keine Eigenthümlichkeit der deutschen Literatur? Ja, wenn auch dieser Freiheitsfinn gar oft in Willkür, Zügellosigkeit, und in der Literatur in Schreibsucht, Nachahmungslust, Verworrenheit, Paradoxie, Formlosigkeit und Verkehrtheit ausgeartet ist, so war dagegen die Literatur anderer Nationen nur durch Einseitigkeit und slavische Autoritätenfurcht vor den Fehlern unserer Literatur gesichert, und deshalb von nationalem Gepräge; wie überall mit der Bestimmtheit auch Beschränktheit verbunden ist. Viele Nationen konnten nicht fehlen wie wir. Ja, wenn ferner der mehr speculirende, durch keine Form zu fesselnde Geist der Deutschen, der das Leben und seine Zustände nicht verlassen kann, ohne sie auch begriffen zu haben, die Gründlichkeit derselben in jeder Wissenschaft weit mehr begünstigte als ihre Poesie und Kunst, so dürfen wir doch auch hier mit Stolz fragen: Bezügen nicht die Deutschen poetische Werke von einer Tiefe des Gemüths und Innigkeit, welche in keiner Nation so gefunden ward, und die den gleichnerischen Schein äußerlich abgerundeter Formen weit übertrifft? Endlich, wenn man behauptet, daß bei unverkennbarer Originalität der einzelnen und trefflichsten Erzeugnisse der Literatur (denn jede Literatur hat eine Flut des Schlechten, welche sich allmählig verläuft) die deutsche Literatur doch selbst keine Originalität und Selbstständigkeit habe, so bedenke man nur, mit welcher eigenthümlichen Kraft dieselbe nach vielen verderblichen und zerstörenden Kriegen, die immer im Herzen Europas wütheten und den Frieden der Cultur oft brachen, sich mehrmals verjüngte, und immer in anderer Gestalt aufblühte, ja wegen Mangels an Einheit in der Staatsverfassung Deutschlands, von Aussen weniger begünstigt als die Literatur irgend eines andern Volks, dennoch zu Ende des 18. und am Anfange des 19. Jahrh. eine solche Höhe erreichte, daß man mit demselben Journale, welches die entgegengesetzte Behauptung H. W. Schlegel's mittheilte („Europa", 1. Bd., 1. St.), sagen kann: „Die wichtigsten literarischen Erscheinungen, sowol im Fache der Wissenschaft als der Poesie, machen jest in Deutschland ein so vielfach ineinandergreifendes, zusammenstimmendes und zugleich weit umfassendes Ganzes aus, daß man nicht nur

in den modernen Zeiten, sondern selbst im Alterthume vergeblich sich nach einem Beispiel umsehen würde von einer ähnlichen rastlosen Thätigkeit und universellen Wechselwirkung aller der Künste und Wissenschaften, deren einziges oder vorzügliches Augenmerk es ist, den Menschen seiner göttlichen Natur und Bestimmung näher zu führen oder würdiger zu machen". Übrigens hängt ja jede Literatur auch von den Schicksalen und Thaten eines Volks ab; in ihr spiegelt sich gleichsam das Leben des Volks, ihre Perioden werfen gleichsam ein Bild zurück von der gleichzeitigen Gestalt des Volks, unter dem sie entstanden; und auch in dieser Hinsicht muß die deutsche Literatur ein Ganzes bilden, wie schwer es auch immer sein mag, die Fäden zu bemerken, an welchen das unübersehbliche Gewebe zusammenhängt.

Die Literatur theilt sich in die poetische und prosaische; von jener werden wir unter d. Art. Deutsche Poesie besonders handeln. Hier geben wir eine gedrängte Übersicht des Ganzen der deutschen Literatur. Da eine Literatur schriftliche Denkmäler voraussetzt, so ist es begreiflich, warum wir vor Karls des Großen Zeiten nicht einmal den Anfang der deutschen Literatur suchen dürfen. Erst nach den Stürmen der großen Völkerwanderung wurden die Verhältnisse der deutschen Stämme dauernder; sie erlangten einen festern Aufenthalt; eingewanderte Völker, welche sich mit ihnen vermischten, theilten ihnen von ihrer Bildung mit, Gesetze wurden abgefaßt, deren Sammlungen (der Burgunder, Alemannen, Baiern, Friesen, Sachsen) zu den ersten Urkunden deutscher Bildung gehören. Das Christenthum verbreitete sich vorzüglich durch Bonifacius im 8. Jahrh. immer weiter. Die ersten Lehrer und zugleich die Bewahrer der Bildung unter den Deutschen waren Geistliche; sie sängen zuerst an, die noch rohe Sprache zu schreiben, und wählten dazu das ihnen geläufige lateinische Alphabet. So ist des Bischofs Ulfilas Uebersetzung der 4 Evangelisten in das Mofogothische (um 360) das älteste schriftliche Denkmal der deutschen Sprache. Die Franken, welche sich in Gallien niederließen, stifteten schon im 6. Jahrh. Schulen, in welchen sich ihre Geistlichen bildeten, und die nachher auch auf die übrigen deutschen Stämme übergingen. Allein diese Bildung beschränkte sich meist nur auf Lesen, Schreiben und ein wenig schlechtes Latein. Indessen ist es bemerkenswerth, daß nur die deutsche Sprache den Anfang einer geschriebenen Prosa vor Karls des Großen Zeiten aufweisen kann, und unter allen neuuropäischen Sprachen zuerst zur Schriftsprache ausgebildet worden ist. (Vgl. Koch's „Compendium der deutschen Literaturgeschichte“, 1. Bd., 2. Ausg., S. 27 fg.) Die ältesten schriftlichen Sprachdenkmale sind aber größtentheils nur Uebersetzungen aus der lateinischen Sprache, welche dadurch, daß sie gleichsam das Organ der Religion war und noch viele spätere Jahrhunderte von den Geistlichen, die allein das Bedürfnis eines höhern Grades von Bildung hatten, vorzugsweise geschrieben wurde, zwar die Bildung der Landessprachen hemmte, aber auch den Stamm einer freien Bildung so lange aufbewahrte, bis die deutsche Schriftsprache sich aus eigener Kraft entwickelte; die alten herrlichen Lieder sagen aber, aus welchen das „Nibelungenlied“ und das „Heldenbuch“ erwachsen sind, waren vor Karl noch nicht gesammelt, sondern gingen lebendig von Mund zu Munde. Mithin gab es vor diesem noch keine Literatur in dem obengedachten Sinne. I. Der erste Zeitraum der deutschen Literatur aber beginnt mit Karl dem Großen und kann mit der Zeit der schwäbischen Kaiser oder der Minnesänger geschlossen werden. Er geht also, nach Koch, von 768 bis 1137. Karl der Große ließ viele Klosterschulen, Fulda, Korvey etc., errichten, aus welchen die damals berühmtesten Gelehrten und tüchtigsten Geschäftsmänner hervorgingen; er war für die allgemeinere Verbreitung der Bildung bemüht und wollte in dieser Absicht besonders, daß auch die Laien Unterricht in den Schulen seines weiten Reichs bekommen sollten. Er stiftete, auf Alcuin's Rath, eine Art gelehrter Gesellschaft an seinem Hofe, an welcher er selbst Theil nahm. Er ließ auch viele Denkmale der deutschen Sprache, beson-

ders Gesetze und Lieder, sammeln, in der deutschen Sprache predigen, und Einiges für den Unterricht des Volks aus dem Lateinischen übersetzen. (S. Deutsche Sprache.) Nur fuhrn seine Nachfolger nicht in demselben Geiste fort. Doch war die Trennung Deutschlands von dem fränkischen Reiche der selbständigen Entwicklung der deutschen Sprache und Bildung sehr vortheilhaft. Die größten Fortschritte machten die Deutschen unter den sächsischen Königen (von 919 an), besonders unter den 3 Ottonen, und unter den fränkischen Kaisern (von 1024). Im 10. Jahrh. zeichneten sich mehre Stifts- und Klosterschulen in Deutschland aus, welche mit Bibliotheken ausgestattet wurden. In diesen Zeitraum fallen die Chronikenschriftsteller Eginhard, Witichind, Dithmar, Lambert, Bruno, die Volkshistorien und philosophischen Schriftsteller Alcuin und Rhabanus Maurus (776 bis 856), und vorzüglich die, welche in deutscher Sprache schrieben, Dtfried von Weisenburg, dessen metrische Bearbeitung der Evangelien, in ihrer Treue und Kürze bewundernswürdig, als eigentlicher Anfang der deutschen Literatur gelten kann (s. Dtfried.), Notker (Abt zu St.-Gallen, st. 1022), Willeiram (Abt zu Ebersberg in Baiern, st. 1085) und U., deren Schriften bei Koch (1. Bd., S. 23 — 33) verzeichnet sind, und der Verfasser des Liedes auf den heiligen Anno. — II. Ein neuer Zeitraum beginnt von den schwäbischen Kaisern (1138) und geht bis zur Reformation (Anfang des 16. Jahrh.). Deutschland war jetzt nicht mehr jene Wildniß der Germanen im Tacitus; die Moräste waren getrocknet, die Wälder gelichtet oder niedergebrannt; Luft und Sonne hatten freien Spielraum; Klima, Lebensart und Einwohner hatten sich gemildert. Der fortgesetzte Umgang mit Italien und andern Ländern von Europa, bei den vielen Römer- und andern Ritterzügen; die fremden Sitten, die man durch die Kreuzzüge hatte kennen lernen; die bessern Muster, die man häufig vor sich sah, und der edle Eifer, ihnen gleich zu werden, hatten eine heilsame Revolution in dem Gemüthe der Deutschen angefangen. Lebensart und Sitten wurden durch das blühende Ritterwesen verfeinert, die Ideenmasse vergrößert, Ton und Denkungsart vergeistigt, und da die Sprache immer mehr der Verbesserung und Verfeinerung der Denkart folgt, so war der edlere Theil von Deutschland allmählig zum Besitze alles Dessen gelangt, was zur Gründung einer Nationalliteratur gehört. Ihre Morgenröthe brach nun an, und zwar in Alemannien, d. i. in Schwaben, mit Inbegriff eines großen Theils der Schweiz, und die alemannische Mundart gewann als Sprache des Kaiserhofs eine so entschiedene Ausbildung vor allen andern Mundarten, daß sie, fast wie das spätere Hochdeutsch, literarische Gesamtsprache wurde. Von da verbreiteten sich ihre Strahlen bald über die übrigen Provinzen Deutschlands. Dieses ist das Zeitalter der Ritterpoesie und des Minnegesanges, gewöhnlich das schwäbische genannt. Den Minnesängern schlossen sich die Meisterfänger an, unter welchen die Poesie wieder sank. Die deutsche romantische Poesie, kräftig und wohltonend, beginnt die eigentliche Nationalliteratur. Daneben zeigte sich bei den Deutschen eine besondere Liebe für ihre volksthümlichen Anstalten und Sitten dadurch, daß deutsche Urkunden, Land- und Stadtrechte und Gesetze seit der Mitte des 13. Jahrh. niedergeschrieben und gesammelt wurden. Hierher gehört der „Sachsenspiegel“ und der „Schwabenspiegel“ (s. d.). Vom 11. Jahrh. an wurde auch das römische Recht von Deutschen bearbeitet, und leider auch auf deutsche Anstalten angewendet. Neben der Rechtskunde wurde vorzüglich die Specialgeschichte mit religiöser Treue und religiösem Sinn bearbeitet. Hierher gehört des Bischofs Otto von Freisingen Chronik und seine Geschichte Friedrichs I., die Werke von Heinrich von Herford (starb 1370), Gobelinus Persona (1420) u. m. U., in latein. Sprache, Dttokar's von Hornes (um 1264 geb.) Reichschronik, das älteste große historische Werk in deutscher Sprache (s. über ihn L. Schacht's Schrift, Mainz 1821), und die Chroniken des Jak. von Königshofen, Joh. Rothe, Joh. Thurnmayer

(Aventinus) Detmar's „Lübeckische Chronik“ u. A., deutsch abgefaßt. Seb. Franke's „Weltchronik“ ist die erste Universalgeschichte der deutschen Literatur. Die Philosophie wurde nun eifriger studirt, indem vorher nur philosophische Werke der Alten und der Araber übersetzt und abgeschrieben worden waren; sie wurde mit der Theologie verbunden und zur Vertheidigung der kirchlichen Grundsätze gebraucht, aber auch von diesen beherrscht. Unter den scholastischen Philosophen zeichnen sich mehre Deutsche seit dem Anfange des 13. Jahrh. aus. Zu ihnen gehört der Dominicaner Albert der Große aus Lauingen an der Donau (starb 1280), welcher in Paris und mehren deutschen Städten Philosophie lehrte, wie auch große Forschungen in der Naturwissenschaft anstellte. Als theologischer deutscher Schriftsteller ist der Mystiker Joh. Tauler (starb 1361) wichtig. Ihm folgte im folgenden Jahrh. der Theolog zu Strassburg, Gayler von Kaysersberg, der satyrisch strafende Sebast. Brandt (geb. 1458, st. 1520) und s. Nachfolger Thomas Murner (geb. 1475). Auch wurde zu Ende dieses Zeitraums die Mathematik, Astronomie und Mechanik von Deutschland aus fleißig bearbeitet und ausgeübt; daher mehre der wichtigsten Erfindungen. Was bisher die deutsche prosaische Literatur sehr niedergedrückt hatte, war vorzüglich Mangel an Büchern, und daher Kostbarkeit derselben, beschränkte Schulanstalten und endlich die Abhängigkeit der Wissenschaften von den Mönchen und Geistlichen, in deren Händen sie blieben. Seit dem 14. Jahrh. aber wirkten die überall neugegründeten höhern Lehranstalten (s. U n i v e r s i t ä t e n), und seit dem 15. die Erfindung der Buchdruckerkunst so mächtig zu einer neuen Bildung hin, daß man von ihnen neue Epochen der Literatur datiren muß. Erst durch letztere konnte eine gelehrte Literatur, wie sie Deutschland vor allen übrigen Völkern sich erworben hat, und welche nur auf möglichst leichtem und allseitigem Umtausch der Ansichten und Kenntnisse beruht, möglich werden. Vortheilhaft wirkte zu dieser neuen Bildung der Untergang des griechischen Reichs (1453), dessen Gelehrte nach Italien entflohen und von hier aus die Keime einer neuen Bildung durch Erhaltung und Fortpflanzung alter Gelehrsamkeit austreuten. Der freie Geist aber, welchen das Studium der alten Sprachen vorzüglich auf Universitäten aufregte, bewirkte und begünstigte die großen Bestrebungen der Reformation. Zu den Männern, welche schon früher durch Verbreitung der sogen. Humanitätsstudien die höhere Bildung förderten, gehört vorzüglich Rud. Agricola (1442—85), Lehrer an der Universität zu Heidelberg, Konrad Celtes (1459—1508), der erste gekrönte deutsche Dichter in Wien, der Polyhistor Joh. Trithemius (1462—1516), vorzüglich aber Reuchlin, Prof. in Tübingen (1454—1525) und Ulrich von Hutten (1458—1523), Melancthon, Joach. Camerarius und der berühmte Erasmus von Rotterdam. Endlich waren auch die Aufhebung des Faustrechts und die Stiftung eines allgemeinen Landfriedens unter Maximilian I., dem großen Beförderer der Künste und Wissenschaften, sowie die Gründung einer festern Reichsverfassung und ein hoher Grad von Wohlstand sehr förderlich für die aufblühende freiere Bildung.

III. Der Zeitraum der neuern Literatur, von der Reformation bis auf unsere Zeiten.

1) Bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges (1618); 2) bis zum Ende des siebenjähr. Krieges (1763); 3) von da bis auf unsere Zeiten. 1) Von dem durch Wohlstand blühenden Kursachsen ging die große Umwälzung aus, welche alle geistige Kräfte in freie Bewegung setzte. Die Streitigkeiten mit den Gegnern derselben ermunterten zu gelehrter Ausbildung und übten die Geisteskraft ihrer Vertheidiger. Mit Luther, dem echten deutschen Manne, der die Freiheit des Geistes von willkürlichen Sagenungen mit kräftiger deutscher Zunge predigte und die Urkunden des Christenthums so meisterhaft in deutsche Sprache übertrug, daß man ihn mit Recht den Stifter der deutschen Prosa genannt hat (obgleich auch die deutschen Übersetzungen der Classiker zur Bildung der Prosa beitrugen), verband sich der milde und gelehrte Schüler Reuchlin's, Melancthon; und wie Jener öffentlich und mehr nach Außen,

so wirkte Dieser mehr im Stillen, durch Verbesserung der Schulen und Verbreitung gelehrter Kenntniß, zu einer freieren Bildung. Die protestantischen Fürsten, besonders die Kurfürsten und Herzoge von Sachsen, unterstützten ihre Bemühungen durch Anlegung von Lehranstalten, besonders Schulen, welche auf die Universitäten vorbereiteten (seit der Mitte des 16. Jahrh.), und Bibliotheken. Während in dem katholischen Deutschland die gelehrte Bildung durch kirchliche Vorurtheile, besonders mit Hülfe der Jesuiten, gehemmt wurde, boten sich Theologie und Philologie in den protestantischen Ländern, namentlich in Sachsen und seinem damaligen gelehrten Mittelpunkte, Wittenberg, freundlich die Hand. Nur als der Lehrbegriff der protestantischen Kirche fester wurde, gerieth das philologische Studium (seit dem 17. Jahrh.) wieder in Verfall, und eine scholastische und polemische Theologie nahm die Oberhand, mit welcher die Theosophie und Mystik in einen wohlthätigen Gegensatz trat. Früher hatte Melanchthon durch s. brauchbaren philosophischen Lehrbücher die barbarische Schulphilosophie zu ersetzen gesucht. Seitdem suchte man sich der ursprünglich peripatetischen Lehre zu nähern. Die Mystiker schlossen sich theils an die Kabbalah, auf welche der treffliche Reuchlin bei seiner Bearbeitung der hebräischen Literatur geleitet wurde, theils an die Chemie und Astronomie, welche damals fast nur Alchimie und Astrologie waren; an ihrer Spitze der berühmte Paracelsus, Val. Weigel, Jak. Böhme u. A. In den Naturwissenschaften thaten sich die Deutschen seit dem 16. Jahrh. hervor. Hier sind unter den Ersten der große Metallurg Georg Agricola aus Meissen und Konrad Gesner (1542), der Vater der Naturgeschichte, zu nennen. Der Chemie gab der genannte Theophrastus Paracelsus (seit 1526) eine andre Wendung, wandte sie glücklich auf Medicin an und erfand mehre chemische Arzneien, die Mercurialzubereitungen und Opiate. Auch gewann die Heilkunst einige Fortschritte, sowie die Mathematik und Mechanik. Dürer schrieb sogar ein Werk über die Perspective in deutscher Sprache. In der Astronomie ragten schon Nic. Kopernicus und Tycho de Brahe, später Kepler hervor. Die Rechtswissenschaft wurde nur in der Art, das römische Recht vorzutragen, verändert, und mit dem protestantischen Kirchenrechte vermehrt. Übrigens wurde der Anfang eines deutschen Staatsrechts durch Bearbeitung mehrer Reichsgesetze seit dem 16. Jahrh. gemacht. Das Civilrecht fing mit mehren Gesetzen an, auf welche die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. (Carolina genannt) folgte. Die Geschichte wurde weniger gebildet. Nur Saron's deutsch geschriebene Chronik (1532) erregte allgemeine Theilnahme und wurde sogar in verschiedene Sprachen übersetzt; noch größere Sleibanus's in lateinischer Sprache geschriebene Universalhistorie. Mehr wurde die Specialgeschichte bearbeitet. In der Mitte des 16. Jahrh. fing man nicht nur an, die Chroniken und Urkunden des Mittelalters zu sammeln, sondern auch die ausländische Geschichte zu treiben, und die magdeburgischen Centuriatoren schrieben mit Fleiß und Genauigkeit. Die Literaturgeschichte begann mit Konrad Gesner; und schon 1564 erschien ein Bücherverzeichnis von der frankfurter Buchhändlermesse. Auch zwischen den Gelehrten selbst waren genauere Verbindungen eingetreten durch gelehrte Gesellschaften und Briefwechsel. 2) Der dreißigjähr. Krieg drohte alle Bildung zu vernichten; indes blieb den vielfach bedrückten und aller öffentlichen Unterstützung beraubten Gelehrten doch die Möglichkeit, in die tiefste Einsamkeit zurückgezogen, in der Literatur ihren Trost zu suchen. Ja die Bearbeitung der deutschen Sprache und Poesie erreichte sogar während desselben durch die sogleich schlesischen Dichter Mart. Opitz (1597—1639), Flemming, Andr. Gryphius u. c. und durch die Stiftung mehrer literarischen Gesellschaften (z. B. die fruchtbringende oder der Palmenorden, der Schwanenorden, der Blumenorden, der Pegnischschäfer) einen neuen Flor. Höchst wohlthätig wirkte auf das erschöppte Deutschland der westfälische Friede (1648). In den verschiedenen, besonders protestantischen Staaten wurde durch Fürsten, die in der Sorge für literarische Bildung wetteiferten, ein freies Studium

und eine Denk- und Pressfreiheit begünstigt, welche wir in diesem Grade fast bei keiner andern Nation finden; keine Hauptstadt erhob sich zum Gerichtshofe der Nationalbildung. Vorzüglich fand die Geistesfreiheit in dem aufblühenden preuß. Staate Schutz und Begünstigung. Man begann über einzelne Wissenschaften, z. B. Geschichte, Rechtswissenschaft, zu philosophiren, und dieses zeigte bald einen vortheilhaften Einfluß auf die Bearbeitung der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften, sowie auf die Bearbeitung des Staats- und Privatrechts. Hermann Conring, Sam. v. Pufendorf sind große Namen, welche hierher gehören, sowie Otto Guericke an der Spitze der deutschen Physiker glänzt. In der Theologie herrschte der größte Dogmatismus, gegen welchen der Pietismus eines Spener und anderer frommen Männer von wohlthätiger Wirkung war. Ein Haupthinderniß der deutschen Literatur blieb immer dieses, daß auch in diesem Zeitraume die deutsche Prosa noch keine Selbständigkeit erhielt. Zwar empfand man schon das Bedürfniß einer deutschen Sprachlehre (s. Deutsche Sprache), und Viele, wozu vorzüglich der gelehrte Dan. Georg Morhof (starb 1691) und der fleißige Just. Georg Schottel gehörten, waren es zu heben bemüht, auch wurde die deutsche Sprache seit Chr. Thomasius zu wissenschaftlichen Vorträgen gebraucht; allein immer blieb sie mit fremden, vorzüglich latein. und franz. Wörtern geschmacklos vermischt. Mit dem Wachsthum des politischen Einflusses von Frankreich wuchs auch diese Sprachvermengung und die Nachahmungssucht in der deutschen Literatur. Ja der größte Genius, welcher damals unter den Deutschen auftrat, Leibniz (1646 — 1716), wollte s. Gedanken lieber in der französischen als in seiner Muttersprache mittheilen. Von Wichtigkeit waren daher die Bemühungen Christians von Wolf, die Philosophie auch in deutscher Sprache verständlich reden zu lassen. Diese Philosophie wurde von zahllosen Anhängern bearbeitet, von Andern, z. B. Crusius, geprüft, und so das Denken und Schreiben in Deutschland ungemein gefördert. Die vermittelst Leibniz's gestiftete Akademie der Wissenschaften zu Berlin bewirkte große Entdeckungen in den mathematischen und Naturwissenschaften. Überall gründeten sich literarische Gesellschaften und Vereine. Der Buchhandel fing an aufzublühen, und kritische Anstalten traten als Gerichtshöfe über Wissenschaften und Künste hervor. Die Ausartung des durch Wolf beförderten systematischen Bestrebens in den Wissenschaften wurde bald durch Liebhaberei für schöne Literatur verdrängt, und die Deutschen schienen, was ihnen noch fehlte, Reinheit und Geschmack in ihrer Muttersprache, nachholen zu wollen. Hierzu wirkten Alex. Baumgarten, der Stifter der Ästhetik, und Gottsched (1700 — 66), der Sprachreiner, der aber den franz. Geschmack einer genielos zahmen Poesie und Prosa einzuführen strebte. (S. Deutsche Kritik.) Glücklicherweise arbeitete seiner Schule (die leipziger genannt) die zürchische unter Bodmer und Breitinger entgegen, und die Dichter Haller, Hagedorn, Gellert, J. E. Schlegel gaben der Muttersprache Schwungkraft, Leichtigkeit und Schmuck. Von einer andern Seite wurde die deutsche Kraft auf das classische Alterthum durch Philologen und Archäologen (Joh. Mat. Gesner, Joh. Dav. Michaelis, J. A. Ernesti, Christ u. A.), besonders seit der Stiftung der Universität Göttingen, hingeleitet. 3) Diese Bestrebungen reiften in dem dritten Abschnitte dieses Zeitraums durch Lessing, Klopstock, Winckelmann, Heyne, die Stolberge, Herder, Wieland, Voß, Schiller, Göthe: Namen, welche jede gebildete Nation verehren muß. Ersterer trat, mit Wiß und Scharfsinn reich ausgerüstet, als Gegner des franz. Modegeschmacks und Stifter einer geistreichen Kritik kräftig auf. Mit Recht sagt Fr. Schlegel (in der angeführten Abhandlung): „Sein Geist, sein dialektischer Scharfsinn und polemischer Wiß, seine ganze literarische Eigenthümlichkeit und Vielseitigkeit, wird noch so lange ein nachahmungswürdiges Beispiel für uns bleiben, als der gegenwärtige Zustand der Literatur dauert“. Winckelmann's Begeisterung für das Alterthum und die Kunst, in einem unsterb-

lichen Werke dargestellt, als eine gewaltige Masse erhabener Bildung mitten in die Verderbtheit und Armseligkeit der damaligen literarischen Welt hingestellt, ist die Grundlage des Besten und Edelsten unter uns geworden. Klopstock erhob die deutsche Sprache und Poesie durch seine unsterblichen Werke zu einer vorher kaum gekannten Höhe und Fülle der eigenthümlichen Entwicklung. Hierzu wirkte auch der Einfluß der englischen Literatur auf Deutschland, namentlich die Uebersetzung des Riesengeistes Shakespeare. Während Untersuchungen über die Sprache durch Wadlung, Wolf u. A. angestellt wurden, übte sich dieselbe in allen Gattungen der Wissenschaften und Poesie. Kritische Anstalten bemühten sich, das Ganze der überströmenden deutschen Literatur zusammenzuhalten und in Uebersicht zu bringen. Namentlich werden die Verdienste der Deutschen um eine gründliche Theologie (seit Michaelis und Ernesti, Mosheim, dann Reinhard, Schleiermacher, de Wette), und Philosophie (besonders Metaphysik) (s. Deutsche Philosophie), zu welcher F. H. Jacobi, Kant, Fichte, Schelling u. A. durch eigenthümliche Ansichten wirkten, der Philologie (man denke eines Heyne, Wolf, Hermann, Böckh u. A.), Geschichtsforschung (Joh. Müller, Voltmann, Schröckh, Schmidt, Eichhorn, Heeren, Zschöcke, Manso, Dohm, Niebuhr, Luden etc.), Mythologie (Wolf, Creuzer, Kuhn, Görres) und Kritik, der umfassendsten, welche je ein Volk gehabt, in der Geschichte der Literatur unauslöschlich sein. Unzählig sind die originellen Geister, welche Deutschland in diesem Zeitraum erzeugt hat; kein Volk kann deren so viele aufzählen, und bei keinem Volke hat die Literatur ein so umfassendes Ganzes ausgemacht, als bei den Deutschen. Nur macht man der neuern Literatur nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß sie über den Inhalt zu oft die Form vernachlässige und von einem Ausersten zum andern übergehe. Ueberhaupt aber ist bei dem Deutschen das Wissen herrschend über die Darstellungskraft, und die Gründlichkeit und Tiefe des deutschen Geistes verträgt sich nicht mit einer leichtfertigen und oberflächlichen Behandlung. Wir verweisen die Leser auf das Werk der Frau von Staël über Deutschland und auf das Urtheil eines Engländers über die deutsche Literatur in dem 52. Stücke des „Edinburgh review“ (deutsch in der „Zis“, 1817), um zwei eigenthümliche Ansichten der Fremden von unserer Literatur kennen zu lernen.

Wollen wir selbst die jüngste Zeit der deutschen Literatur schildern, so ist dies ein mißliches Unternehmen. Denn, wie bedeutend oder unbedeutend die Erscheinungen sein mögen, die sich innerhalb derselben zusammendrängen, wir haben sie ganz vor Kurzem selbst mit durchlebt und stehen mehr oder weniger auch jetzt noch unter ihrem Einflusse. Weisen wir daher auf Das hin, was uns als vorherrschende Richtung in dem literarischen Streben der letzten Jahre vorgekommen, so bescheiden wir uns gern, Nichts zu geben als eben unsere Ansicht, womit wir keiner fremden zu nahe zu treten gedenken. Wir vergessen zuvörderst nicht, daß jede Literatur bis zu einem gewissen Grade der Widerschein ihrer Zeit ist, und nehmen an, daß auch der Gang der jüngsten Zeitereignisse nicht ohne Einfluß auf das neueste deutsche Schriftstellerwesen geblieben sein werde. Künftige Literatoren werden, wenn und nicht Alles trägt, mit 1813, dem Jahre der Befreiung von einem fremden Joch, einen neuen Zeitraum in der Literaturgeschichte unsers Volks beginnen müssen, und so gehen auch wir bis dahin zurück, um die Enden der Fäden aufzusuchen, aus denen sich im Laufe weniger Jahre das bunte Gewebe der Tagesliteratur entwickelt hat. Wie das Unglück den einzelnen Menschen auf sich selbst zurückführt, so haben auch die deutschen Völker während einer langwierigen Unterdrückung sich und das Unzulängliche ihrer Lage besser kennen lernen, als eine Reihe glücklicher Jahre ihnen verstattet hatte. Das dunkel gefühlte Bedürfniß des Besserwerdens vereinigte sie alle zu Einem Wunsche und, als die Tage der Befreiung erschienen, zu Einer Begeisterung. Wie nun aber das Joch gefallen war, und mit zurückgekehrter Besonnenheit man sich fragte, was man denn nun eigentlich gewollt und was man

erlangt habe, so ward es sichtbar, daß, so enig man im Herbeiwünschen eines Bessern gewesen war, dennoch in Hinsicht dieses Bessern selbst die entgegengesetztesten Ansichten obwalteten. So geschah es, daß, während die Einen jede Fessel, die den Geist in Zwang und Bann hält, zerbrechen wollten, Andre den Geistern geboten, sich blindlings unter das Scepter des Positiven zu beugen; daß, indem die Einen den Geist des untergegangenen Alten herauf beschworen, Andre ein dunkel geahn-tes Neue zu verwirklichen trachteten; daß hier mit frecher Stirn das Göttliche verhöht ward, während der Aberglaube seinen Götzen Altäre baute. Natürlich mußte dieser Zwiespalt der Meinungen auch der Literatur einen entschiedenen Charakter ertheilen, und dieser konnte kein anderer als ein polemischer sein. Alle Versuche aber, durch Censurzwang die laute und freie Äußerung der Meinung niederzuhalten, scheiterten an der Begeisterung für die Idee und an der lebendiger gewordenen Überzeugung, daß dieselbe nicht das Eigenthum einiger Wenigen, sondern das Besitzt-
thum Aller sei, nicht der Wissenschaft, sondern dem Leben angehöre und folglich aus jener in dieses hinübergeführt werden müsse. Denn auch dies gehört zu den eigenthümlichen Merkmalen dieser Zeit, daß das ganze Schriftenwesen eine praktische Richtung, auf Verwirklichung der Idee durch die That, gewonnen hat. Nachdem wir so den Standpunkt gewonnen haben, von dem aus der gegenwärtige Zustand der deutschen Literatur, bei aller Verschiedenheit der Richtungen, als Einheit sich darstellt, wenden wir uns zu den besondern Zweigen derselben, um in einem Überblick, hier und da bedeutenderes Einzelne hervorhebend, zu zeigen, was in jedem derselben geschehen.

In der Theologie ward der Kampf zwischen Rationalismus und Supernaturalismus nicht ohne Lebhaftigkeit fortgesetzt, und die Vermittelungsversuche Einiger, wie A. L. Kähler's („Hinweisung auf eine höhere Einheit zwischen Rationalismus und Supernaturalismus“) und Fr. A. Klein's („Grundlinien des Religiosismus“), waren ohne sonderlichen Erfolg geblieben; dennoch hielt sich dieser Streit mehr in den Grenzen der Schule, während außerhalb derselben Mysticismus und Schwärmerei die Köpfe erhitzten und zu ernster Gegenwehr aufriefen. (Wir erinnern nur an den Schriftenwechsel über die Harms'schen Thesen und die in mehr als 20 Büchern und Büchlein verhandelten Wundercuren des Fürsten von Hohenlohe.) Es konnte hierbei dem ruhigen Beobachter nicht entgehen, daß in jener un-
leugbaren Hinneigung eines großen Theils der Zeitgenossen zum Mysticismus, bei allen groben Verirrungen eines falsch geleiteten Gefühls, etwas sehr Löbliches und Erfreuliches wahrzunehmen sei, und darauf hinzuweisen blieb immer verdienstlich, wenn es auch, wie neuerdings in Ewald's „Briefen über alte Mystik und neuen Mysticismus“, in einer von mystischer Unklarheit selbst nicht ganz freien Darstellung geschah. Ein anderer, durch die begonnene Vereinigung in den beiden protestantischen Kirchen erregter Meinungskampf neigte sich zwar, wie es scheint, zu einem friedlichen Ende, dem durch die „Christliche Glaubenslehre“ von Schleiermacher, eine Schrift, welche zum ersten Male die Glaubenslehre der evangelischen Kirche ohne alle dogmatische Scheidewand darstellte, das Siegel aufgedrückt werden sollte; dagegen aber fühlten sich hellsehende protestantische Schriftsteller durch die immer mehr um sich greifende Herrschaft des Katholicismus zu erhöhter Wachsamkeit be-
rufen. Zu gleichem Ende ward von mehreren Seiten auf eine Reformation des protestantischen Kirchenwesens gedrungen (von Schuderoff, Greiling u. A.), und man-ches darauf Bezügliche bereits ins Werk gesetzt. Während so von Einigen das Un-
sichere der Kirche in Obacht genommen ward, suchten Andre die Wissenschaft weiter zu bringen. Im Fache der Bibelklärung wirkten mit Erfolg: Gesenius, Bretschneider, Umbreit, Justi, Winer u. A.; die christliche Sittenlehre fand an de Wette einen geistvollen und sorgfältigen Bearbeiter; die allgemeine theologische Encyclopädie ward von Staudlin und Bertholdt bearbeitet. Das Feld der praktischen

Theologie blieb daneben nicht unangebaut. Muster der Kanzelberedtsamkeit lieferten: Ammon, Dräseke, Schuderoff, Tzschirner u. A. — Wie die Theologie, konnte auch die Rechtswissenschaft dem Einflusse der Zeit nicht entgehen. Nicht genug, daß einzelne hochwichtige Rechtsfragen, wie über die Zulässigkeit des Nachdrucks, über die Freiheit der Presse und über die freie Beschiffung der Ströme, zur Sprache kamen oder weiter erörtert wurden, drang der unaufhaltsam vorwärtstreibende Geist der Zeit auf gänzliche Umgestaltung der bestehenden Rechtsverfassung und foderte, neben der bürgerlichen Freiheit des Volks, als Grundlage derselben, Theilnahme des Volks an den öffentlichen Geschäften und öffentliche Gerechtigkeitspflege. Auch hier blieb der Kampf zwischen den Anhängern des Alten und den Begünstigern des Neuen nicht aus, und die Eigenthümlichkeit der Deutschen, vor vielem Schreiben nicht zum Handeln zu kommen, bewährte sich hier und da aufs neuem. Mannigfaltige Erörterungen wurden mündlich und schriftlich gepflogen. Als eine der neuesten und reifsten Früchte nennen wir, statt aller, Feuerbach's „Betrachtungen über die Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege“ (1821). Zugleich gewann aber auch durch Savigny's, Eichhorn's, Göschel's u. A. Bemühungen die historische Behandlung des bürgerlichen Rechts neue Freunde, und wenn sie von Vielen lediglich dazu benutzt wurde, das Alte zu empfehlen und das pedantische Formelwesen nicht aussterben zu lassen, so ist doch nicht zu verkennen, daß durch dieselbe ein gründlicheres Verständniß der noch gültigen alten Gesetze und die Ausschreibung des darin enthaltenen Untauglichen und Zeitwidrigen vorbereitet worden, sowie auch zu eben der Zeit für die legislative Ausbildung des Criminalrechts von Kleinschrod, Feuerbach, Konopack, Mittermaier u. A. wirksame Fortschritte geschahen. Zahlreiche encyclopädische und methodologische Lehrbücher der Rechtswissenschaft, unter denen die von Wening und Falck gerühmt werden, kamen dem Studium zu Hülfe. — Die Philosophie, die sich nur zu lange an dem Niederrücken alter und dem Aufbaue neuer Systeme abgemüht hatte, hörte den Ruf der Zeit und trat aus der Begrenzung der Schule heraus in das Leben, nachdem sie an Staat und Kirche würdige Gegenstände ihrer Thätigkeit gefunden hatte. Der todte Formalismus einer frühern Schule hatte längst zu genügen aufgehört, aber auch die spätern dialektischen Kunstwerke konnten nicht mehr zusetzen in einer Zeit, die die Speculation nur in ihrer unmittelbaren Beziehung auf das Leben werth zu halten gelernt hatte. (S. Deutsche Philosophie.) Glücklicher waren Schriften, welche auf dem Gebiete der Politik, in einer von der Schulform entkleideten Sprache, obwohl meist auf den Augenblick berechnet, für diese oder jene Partei in die Schranken traten. Wie Manche von ihnen auch den unbefangenen Sinn trüben oder empören mußten, und wie Wenige die Zeit, in der sie entstanden, überleben möchten, so haben sie doch Alle das Verdienst, jene Reibung entgegengesetzter Ansichten unterhalten zu haben, ohne die nach unserer Überzeugung etwas Großes nicht gedeihen kann. Man denke an K. L. v. Haller's Restaurationslehre, die es sich herausnahm, einen zweihundertjährigen politischen Grundirrtum, wie sie ihn nannte, auszurotten, und an die Menge von Gegenschriften von Krug, Tzschirner, Troxler u. A., in denen die liberalen Ideen einen glücklichen Kampf gegen die Befechter des Alten bestanden. Je leichter in solchem Streite das Wesentliche aus den Augen verloren und über dem Einzelnen das Ganze vergessen wird, um so wünschenswerther war es, daß einmal wieder die Idee des Staats nach allen ihren Beziehungen aufgefaßt und dargestellt wurde. Eine solche Darstellung ist uns in K. S. Zacharia's „Vierzig Büchern vom Staate“ geboten worden. — Das nach glücklich vollendetem Kampfe gegen fremde Übermacht unter den Deutschen neu erwachte Gefühl der Selbstständigkeit erwarb der vaterländischen Geschichte neue Freunde, ermuthigte zu fortgesetzten Forschungen die alten, und vereinigte die Thätigsten und Tüchtigsten unter ihnen zu gemeinsamen Unternehmungen, denen zum künftigen

Gedeihen vaterländischer Geschichtschreibung und zum Ruhme unsers Volks der glücklichste Fortgang zu wünschen ist. Wir meinen vor Allem die 1819 zu Frankfurt a. M. gegründete Gesellschaft zur Herausgabe der Quellschriftsteller deutscher Geschichten des Mittelalters. (S. Deutsche Geschichtskunde.) Wie hier zunächst den Quellen deutscher Geschichte ein rühmlicher Eifer sich zuwandte, so ward auch andern Denkmälern deutscher Vorzeit eifrige Forschung zu Theil. (S. Alterthümer, deutsche.) Sodann haben Luden in s. „Gesch. der Deutschen“ (4 Bde., 1826 fg.) und Pfister in s. „Gesch. der Deutschen“ (1. Bd., 1829) viel zu leisten begonnen. Daneben fand, während die neueste Zeit von Fr. Saalfeld mit Umsicht dargestellt wurde, das oft zu tief herabgewürdigte, von manchen Seiten kenntnislos zurückgewünschte Mittelalter schon jetzt einen selbständigen Darsteller an H. Luden; die allgemeine Weltgeschichte aber außer demselben Schriftsteller an Fr. Ehr. Schloffer einen kundigen Erzähler, und die Periode der Kreuzzüge an Wilken einen gründlichen Forscher. Auch die alte und älteste Geschichte ward nicht vernachlässigt. E. Ritter's „Vorhalle europ. Völkergeschichten“ gab neue, wenn auch theilweise zu gewagte Ansichten. In Fr. v. Raumer's „Vorlesungen üb. alte Geschichte“ schlug die besonnene Forschung ihren eignen Weg ein. Namentlich ward die Geschichte des alten Griechenlands in mehreren wesentlichen Punkten aufgehehlt durch E. D. Müller und Fr. Kortum; und über die ältere Geschichte des römischen und des griech. Staats gab, nach Niebuhr, W. Wachsmuth Beachtungswerthes. Der schon früher begonnene Kampf über die Mythengeschichte der alten Völker, für deren Behandlung der geniale Creuzer neue Wege eröffnet hatte, ein Kampf, in welchem Manche wiederum Nichts als den alten Widerstreit zwischen Mysticismus und gesundem Menschenverstand auftauchen sahen, ward für und gegen die neue Ansicht — wir hoffen, zum Heil der Wissenschaft — fortgesetzt von Creuzer, Moser, Ritter, Wof, Hermann, D. Müller, Lobeck, Baur u. A., und so viel mindest erkannt, daß man in Zurückführung alles Hellenischen auf indische Urweisheit hier und da zu weit gegangen. L. Wachler's fortgeführte geistvolle Arbeiten im Gebiete der Literaturhistorie, dargelegt in der neuesten Auflage seines großen Werks, setzten die Resultate sorgfältiger Forschungen in einem größern Kreise in Umlauf. Um die Geschichte der alten Kunst, die in Lord Elgin's Marmors und den Entdeckungen auf Agina neue Anhaltspunkte gewonnen hatte, erwarben sich neue Verdienste Böttiger (durch Herausg. der „Amalthea“), Fr. Thiersch, Hirt, Grotefend, D. Müller u. A. — Gleichen Dank verdient, was für die Geschichte der ältern vaterländischen Kunst von Stieglitz, Büsching, Fiorillo, Moller, v. d. Hagen, Johanna Schopenhauer, Waagen, und vorzüglich durch die Brüder Boisseree („Kölner Dom“) u. A. neuerdings geschehen ist. (S. auch Alterthumskunde.) — Die rein philologischen Wissenschaften, denen sich der Deutsche von jeher mit Liebe zugewendet, wurden unter diesen Untersuchungen nicht verabsäumt. Wir erinnern nur an die Ausgaben alter Autoren von Uff (Plato), Poppe (Thucydides), Böckh (Pindar), Hermann (Sophokles), Lobeck (Phrynich), Bothe (Horaz nach Fea), Bekker (Attische Redner), Schäfer ic., an die Übersetzungen von Thiersch (Pindar), J. H. Wof (Aristophanes), v. Knebel (Lucrez), an die lexikographischen Arbeiten von J. G. Schneider, Passow, Lünemann u. A., an das große Unternehmen der berliner Akademie, das „Corpus inscript. graec.“, besorgt durch Böckh, an die treffliche latein. Sprachlehre von K. L. Schneider, und an so Manches, was auch in dieser letzten Zeit in Programmen und Gelegenheitschriften nach deutscher Sitte ans Licht gestellt worden. Für hebr. und orient. Literatur und Sprachkunde überhaupt arbeiteten Gesenius, v. Hammer, Görres (als Übersetzer des Schah-Nameh) u. A., und die indische Literatur, bis vor Kurzem den Deutschen fast nur in Übersetz. zugänglich, fand nun auch unter uns Beförderer und Bearbeiter an A. W. Schlegel, J. G. L. Rosgarten, D. Frank und Franz Bopp. (Von Dem, was für deutsche Sprache

und altdeutsche Literatur geschehen, s. Deutsche Sprache, von der Deutschen Poesie s. d. Art.) Wie dem encyclopädischen Streben der Zeit das vorliegende Wörterbuch auf eine erfreuliche Weise entgegengekommen war und noch kommt, so ward nach einem umfassendern, aber auch weiter aussehenden Plane von Ersch und Gruber ein größeres encyclopädisches Werk begonnen, das, als ein Werk der Nation, nicht bloß das Bedürfnis des Augenblicks befriedigen, sondern zugleich ein Denkmal der Bildungsstufe der Gegenwart werden soll. — Für die allgemeine Bücherkunde erhielten wir von Ebert in dessen „Bibliogr. Lexikon“ den Anfang eines Unternehmens, das als das erste s. Art in Deutschland und als ein Muster deutschen Fleißes, eine längst fühlbare Lücke auszufüllen verspricht, und Ersch's bibliogr. Werk wurde in einer neuen Aufl. erweitert und verbessert. Noch ist der literarischen Zeitblätter in dieser Übersicht nicht gedacht worden, die in einer Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der deutschen Literatur nicht fehlen dürfen. Eben jenes encyclopädische Streben der Zeit, dessen oben Erwähnung geschah, und das freilich nur zu oft als eitle Allerleiwisserei sich darstellt, kommt auch diesen flüchtigen Blättern zu statten, sodaß wir nicht bloß das Vorhandene bei aller theilweisen Gestalt- und Gehaltlosigkeit sich behaupten, sondern auch Neues der Art entsehen sahen. Minder Bedeutendes übergehend, nennen wir hier vor Allem 2 neuere kritische Institute: die neuen „Wiener Jahrbücher“ und den „Hermes“, welche, obwohl in einem sehr verschiedenen Geiste geleitet, darin übereinkommen, daß sie beide, in ihrer innern Einrichtung den brit. Reviews nachgebildet, bei weiser Beschränkung auf das, nach der Ansicht einer jeden, Wichtigste, eine Tiefe und Gründlichkeit des Urtheils erstreben, die andre beurtheilende Blätter nur zu oft vermiffen lassen. Dagegen ward in dem „Literarischen Conv.-Blatt“ (seit Juli 1826: „Blätter für literarische Unterhaltung“) eine Tageschrift eröffnet, die, da sie alle Stimmen in sich aufnimmt, sodaß in ihr Partei und Gegenpartei unter der Bedingung des Anstandes und der Mäßigung eine Rednerbühne gefunden, für die Controle des Gesammtverkehrs der Schriftstellerei in Deutschland immer willkommene Beiträge liefert. — Über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur insbesondere hat man treffl. Vorlesungen von Wachler (Jkf. a. M. 1818, 2 Thle.). über Wolfg. Menzel's Schrift: „Die deutsche Literatur“ (Stuttg., 2 Th.) vgl. m. Deinhardstein in den „Wiener Jahrb.“, Bd. XLIV, 1828.

Deutsche Malerkunst. Das Eindringen der Römer an die Ufer des Rheins und der Donau bewirkte eine große Veränderung in den Sitten der deutschen Völker. Sinn für Kunst wurde hier zuerst durch sie geweckt. Die byzantinische Malerschule herrschte in allen ihren Verzweigungen am Rhein wie über den ganzen Westen. Ihre orientalisch-düstere Trockenheit erheiterte sich nicht vor dem 13. Jahrh.; dann aber brach ein frohes Naturgefühl auf einmal durch. Die Plastik eilte auch in Deutschland der Malerei voraus, doch diese folgte fromm und ämsig nach. Die Kennzeichen der Gemälde aus jener frühesten Zeit sind: der Goldgrund, mit eingedruckten Heiligenscheinen um die Häupter, dessen glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gemustert ist und durch braune Umrisse und Schattierungen in vergoldetes Schnitzwerk verwandelt scheint; klare, heitere Farben, ohne Harmonie, aber auch ohne Buntheit, zarte Umrisse. (S. Byzantinische Kunst.) Betrachten wir die verschiedenen deutschen Lande in dieser frühern Zeit, so war es in Ostreich besonders der Abt Reginald, Stifter des Klosters zu Mur 900, der die Liebe für Kunst weckte. Ihm folgten hierin der h. Thimo zu Salzburg, und besonders Gisela, Königin von Ungarn und Gemahlin des h. Stephanus. Ludwig der Fromme erhielt von dem byzantinischen Kaiser schon kostbare Kunstgeschenke. Die schlesischen und mährischen Fürsten lebten in freundschaftlicher Verbindung mit den griech. Kaisern. Der h. Methodius, der 863 als Missionair zu den Slawen geschickt wurde, wird als ein geübter Maler gepriesen, der s. Kunst zur Unterstützung

des Belehrungsgeschäfts gebrauchte. Die ersten schlesischen Bischöfe waren Italiener, welche die frommen Gemälde überall zur Beförderung der Religion benutzten. In der Elisabethkirche und der Kirche der h. Barbara zu Breslau findet man noch höchst merkwürdige Gemälde aus jener Zeit. Das berühmteste Monument dieser Art ist aber die sogen. gemalte Hedwigtafel in der St.=Bernhardinskirche zu Breslau; auf dieser Tafel sind in 32 Vierecken lauter verschiedene Begebenheiten aus dem Leben der h. Hedwig dargestellt. Kaiser Karl IV. rief besonders viele geschickte Maler nach Böhmen, wo sich schon 1348 eine Malerkunst bildete. 1450 fing eine bedeutende Malerschule in Breslau an zu blühen, früher als die nürnbergische. In Baiern suchte Herzog Theodor II. durch den h. Rupert, den er 696 von Worms nach Baiern herief, die christliche Religion mehr auszubreiten, und hier, wie überall, knüpfte sich die Einführung der Malerkunst an die des Christenthums. In den Benedictinerklöstern wurden die Künste am eifrigsten ausgebildet. Alfred und Atram, von denen der Letztere ein Mönch von St.=Emmeran war, werden als die größten bairischen Künstler jener Zeit genannt. Wernher von Tegernsee zeichnete sich besonders durch seine herrlichen Glasmalereien aus. Als Maler des 15. Jahrh. in Baiern werden Gleißmüller, Maier, Mächselkircher, Güterer und Zawnhaack gerühmt. In Franken finden wir die ersten Spuren der Kunst zu den Zeiten des h. Bruno, der 1042 den Dom zu Würzburg von Grund auf neu erbauen ließ. Kaiser Heinrich II. und s. Gemahlin, die h. Kunigunde, beschützten hier die Künste sehr. In dem Kloster Heilsbronn findet man noch mehre Gemälde aus den Zeiten des h. Otto, Bischofs zu Bamberg, der 1139 starb. Nürnberg müssen wir besonders erwähnen als denjenigen Ort, wo die mühsam-künstliche Bildschnitzerei sowol als die Malerei sehr früh zu einer hohen Stufe der Vollenbung gebracht wurden. Die uralten Malereien in der Marienkirche und in der St.=Sebaltskirche daseibst sind merkwürdig. Zu den frühesten nürnbergischen Malern gehören: Hans Traut, Kulenbach, Hans Bäuerlein und Michael Wohlgemuth. Es gab überdies viele treffliche Glas- und Miniaturmaler daseibst. In Schwaben wurde zuerst das Kloster Hirschau durch viele Kunstschätze berühmt. Sehr viele Klöster und Kirchen gaben der Kunst Gelegenheit, sich hier zu entfalten, sowie auch viele Handschriften hier mit köstlichen Miniaturen geschmückt wurden. In Augsburg, Ulm, Nördlingen gab es schon früh kunstgeschickte Meister. Am Oberrhein wurde durch Karl den Großen der Sitz aller Bildung errichtet. Mainz, Trier, und ganz besonders Köln waren die ersten Kunststige jener Zeit. Wir können annehmen, daß die Periode von 1153 — 1350 für deutsche Kunst, sowie für Poesie und Sprache entscheidend war. Damals blühte in Köln die älteste deutsche Malerschule, welche die spätere zu Nürnberg an Reinheit des Styls und stiller Lieblichkeit weit übertraf. Die meisten ihrer Gemälde sind auf Holz gemalt, welches erst mit einem Kreidegrunde, dann mit Leinwand überzogen wurde, auf welche wieder ein Grund von Kreide und Bolus und ein Goldgrund aufgetragen ward. Die Farbenpracht erhielt sich darauf im wunderfamsten Glanze. Das berühmteste Kunstwerk jener Zeit ist das Altargemälde im Dom zu Köln, von welchem man nicht einmal bestimmt den Maler kennt; man schreibt es bald einem Wilhelm von Köln, bald dem Peter Galf zu. Die Sammlungen von Wallraf, Boisserée (s. d.) und Bettendorf enthalten die köstlichsten Gemälde jener Kunstperiode. Friedrich Schlegel machte zuerst darauf aufmerksam. In Frankfurt zeichneten sich besonders die trefflichen Glasmaler aus. Auch blühte in gedachter Kunstperiode der dichtungreichste der altdeutschen Meister, Hemmelink, dessen Werke voll Kühnheit und Glut sind. In Hessen und Thüringen wurde der Erbauer der Wartburg, Graf Ludwig II., auch der erste Beschützer der Kunst. Die alte Elisabethkirche zu Marburg enthält noch viele Denkmale uralter Kunst. In Sachsen beschützte Heinrich I. am frühesten die Künste. Nicht allein in Kirchen

und Klöstern, sondern auch in zierlichen Handschriften und auf den in Nonnenklöstern gestickten Messgewänden und Altarbehängen muß man die Kunstgebilde jener frühern Zeiten suchen. In Niedersachsen und Westfalen lebten zuerst ausgezeichnete Künstler in den Abteien Korvey, Minden, Hildesheim und Snabrück. Es ist unglücklich, wie viele Kunstdenkmale aus dieser frühesten Zeit sich noch überall in Deutschland finden; sie wurden sonst zu wenig beachtet, und in neuester Zeit werden sie überschätzt.

Eine zweite wichtige Kunstperiode war die Zeit für Deutschland, wo der tief-sinnige Albrecht Dürer, den selbst Rafael hochschätzte, lebte (von 1471—1528), der sich zuerst in Wohlgemuth's Schule und dann durch eine Reise durch Deutschland, die Niederlande und Italien bildete. Martin Schön erwarb sich schon früher großen Ruhm; man kann ihn mit Recht den deutschen Perugino nennen; seine Werke haben große Ähnlichkeit mit denen dieses Meisters, und Beide standen auch in freundschaftlichem Briefwechsel. Lucas Kranach's (geb. 1470, gest. 1553) Gemälde gewannen besonderes Interesse durch die Bildnisse der ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit, die er darin anbrachte. Viele geschickte Maler gehörten zu der Familie Holbein; der ausgezeichnetste darunter war Hans Holbein (geb. 1495, gest. 1554). Diesen kann man wol den deutschen Leonardo da Vinci nennen. Ferner müssen wir Altdorfer, Beham, Bink, Penz, Burgkmaier, Scheuffelin, Grünewald, Schoen, Springinklee, Schoreel, Lucas von Leyden, Heemskerk, Füßli, Joan von Mabuse, Suteremann, Goltzius, Franz Floris, Franz Frank, Christoph Schwarz, Rottenhammer, und besonders Adam Elzheimer, als die vorzüglichsten Künstler der deutschen Schule im 16. Jahrh. nennen. Die Mehrsten waren auch Kupferstecher. Ihre Ideen waren oft sehr poetisch, bisweilen zu tief-sinnig allegorisch. So fleißig ihre Ausführung war, so fehlte ihnen meist höherer Schönheits-sinn, der sich in der Wahl edler Formen zeigt, richtige Zeichnung, Haltung des Ganzen durch Hellbunzel und durch ein willkürliches Aufopfern kleinlicher Nebendinge. Im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. war die Kunst in Deutschland ganz gesunken. Die deutsche Malerschule erlosch gewissermaßen ganz mit Albrecht Dürer und Holbein. Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung muß in der Reformation und in dem dreißigjährigen Kriege gesucht werden. Mengs kann, wenigstens in Hinsicht auf Deutschland, keineswegs als Hersteller der Kunst gelten. Sein plastisches Princip war dem Wesen der Malerei überhaupt, besonders aber dem Geiste der deutschen Schule, geradezu entgegengesetzt. Nur die Franzosen sind seinem Beispiele gefolgt, bloß mit der Abweichung, daß sie, wie früher den Sophokles und Euripides, nun auch die Antiken theatralisch zuzustuten. Mengs weckte wenigstens ein reineres Streben. Sein strenger Ernst wurde von seinen Schülern und Nachahmern weniger befolgt; die Meisten neigten sich zu einer heitern Flüchtigkeit und oft etwas flachen Buntheit bei ihren lieblichen, gefälligen Compositionen; wir nennen hier besonders Maron, Unterberger, Dser und Angelika Kaufmann. Wilhelm Tischbein, aus Hessen gebürtig, welcher lange Zeit in Neapel lebte und sich jetzt in Genua befindet, gehört zu den merkwürdigsten neuern Künstlern. Sein Geschmack ist rein, sein Styl edel, seine Phantasie ungemein schöpferisch und dichterisch; er weiß in seinen geistvollen Skizzen der ganzen belebten und unbelebten Natur Sprache und Physiognomie zu geben. Seine Umrisse zu den Homer'schen Gedichten sind berühmt. Fäger stiftete eine treffliche Malerschule als Director der Akademie in Wien; reiner Schönheits-sinn und echter Idealstyl zeichnen ihn besonders aus. Seine Zeichnungen zu Klopstock's „Messias“ sind berühmt. Hetsch in Stuttgart ist nicht allein selbst sehr geschickter Künstler, sondern er bildete auch manches jugendliche Talent. Wächter daseibst zeichnet sich durch einen einfachen, frommen und oft großen Styl aus. Sein Hiob ist groß gedacht und ausgeführt. Man könnte ihn den deutschen Garofalo nennen. Der 1820 ermordete Verhard von

Kügelgen, Professor an der dresdner Kunstakademie, gehört zu den sinnigsten deutschen Künstlern. Seine Ideen sind schön und tief durchdacht; seine Ausführung vereint die Kraft und Grazie der italienischen Schule mit dem Fleiß und Farbenzauber der Niederländer. Seine Portraits sind ebenso treffend wahr, als seine historischen Gemälde bedeutend und vollendet. Professor Hartmann in Dresden ist einer der wissenschaftlichsten jetzigen Künstler. Sein Aneas, sein Hector ic. sind ebenso trefflich in Zeichnung und Composition, als sein Eros und Anteros, sein Erbkönig ic. dichterisch schön sind. Seine neuern Werke sind geistvoll und kühn, ahmen aber zum Theil den Michel Angelo Buonarotti fast zu sehr in ihrer Tendenz nach. Seine Portraits haben sprechende Wahrheit. Professor Matthäi zeichnet sich in Portraits aus, besonders in männlichen Köpfen, und hat schon in mehreren historischen Gemälden bewiesen, welch ein braver Zeichner, und wie erfahren in allen technischen Theilen der Kunst er ist. Professor Rödler hat sich neuerlich in Gemälden aus der sächsischen Geschichte als einen denkenden und auf dem richtigsten Wege fortschreitenden Künstler gezeigt. Der verst. Professor Seydelmann stand einzig in seiner Geschicklichkeit, große Sepiazeichnungen auszuführen. Der verstorb. Graff gehörte zu den trefflichsten Portraitmalern. Prof. Weitsch in Berlin ist sehr geschickt in Behandlung sowol als Erfindung; Wach in Berlin, als Portrait- und Historienmaler ausgezeichnet; Hummel und Nahl in Kassel verdienen die ehrenvollste Erwähnung. Rehsch in Dresden, geistvoller Erfinder kleiner romantischer Scenen, ist auch Portraitmaler; seine Skizzen und seine Umrisse zu Shakspeare sind schön. Vogel (s. d.) war der lieblichste Kinderbilderer; er hatte sehr viel Schmelz und Weichheit. Sein Sohn, jetzt Professor in Dresden, ist ausgezeichnete Portraitmaler, hat aber auch schon während seines langen Aufenthalts in Rom historische Gemälde geliefert, worin sich nicht sowol die Manier der alten Meister, als vielmehr ein dem ihrigen ähnliches, durch das Studium ihrer Werke im Innern angeregtes selbständiges Streben nach Bedeutung und Innigkeit zeigt. Hierher gehören seine Deckengemälde im neuen Schlosse zu Pillnitz, die er seit 1821 ausführte. Viele junge deutsche Künstler ließen sich in neuern Zeiten allerdings verleiten, sich jener alterthümlichen Manier hinzugeben, die von dem wahren Wege der Natur und echten Kunst lockt, und zu eckiger Unbeholfenheit, magern Formen, trockener Farbengebung und Vernachlässigung der Perspective verführt. Die erste Richtung bekam dieser neu-alterthümliche Kunstgeschmack durch die mystische Frömmigkeit vieler Dichter und Schriftsteller. (S. Deutsche Kunst.) Die Brüder Niepenhausen aus Göttingen, die seit mehr als 10 Jahren in Rom leben, neigten sich sonst sehr zu dieser Partei, doch kehrten sie dem bessern Wege der Rafael'schen Schule seit mehren Jahren wieder zu; Overbeck, Cornelius, Schadow der Jüngere, lauter höchst talentvolle, tieffühlende Künstler, folgten gleichfalls jenem Wege, doch zeigte sich in den Werken, die sie auch während dieses Zeitabschnitts ihrer Ausbildung hervorgebracht haben, so viel Geist und Kraft, daß man in jenem unsichern Streben schon mit Freude die Schritte erkennt, die sie auf ihren eignen Weg führen. Unter den jüngern Künstlern, die sich in Rom bilden, sind vorzüglich die Historienmaler Weit aus Berlin und Nake aus Dresden ausgezeichnet. Zu den größten Erwartungen berechtigt Julius Schnorr (aus Leipzig), dessen Frescomalereien in der Villa Massimo in Rom nach Ariosto dem deutschen Namen Ehre bringen. Mit unendlich zarter Phantasie begabt war der frühverstorb. Runge, dessen liebliche Hieroglyphen und Arabesken wahre Dichtungen sind. Im Landschaftsfache zeichnen sich die deutschen Künstler Philipp Hackert, Reinhard, Mechau, Klengel, Wihle, Weith, Zingg, der geniale Rhode in Rom, der geistvolle Tiroler Koch, dann Steinkopf in Stuttgart, Dahl, Dörner, Catel in Rom, Rebel und U., endlich Kunz in Karlsruhe, ein vortrefflicher Thiermaler und ebenfalls in der Landschaft glücklich, besonders aus. Ein

neues Fach schuf sich der geniale Friedrich in Dresden, welcher mystisch-religiöse Bedeutung in die Landschaftsmalerei zu legen weiß. Auch er verschmäht oft alle Kunstregeln, doch hat er den großen Vorzug, nur seiner oft düstern, aber stets erhabenen Phantasie zu folgen, und nicht altdeutsche Meister nachzuahmen; so bleibt ihm die anziehendste Eigenthümlichkeit. Um ausführlichere Kunde über deutsche Malerkunst zu bekommen, sind Fiorillo's „Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den Niederlanden“, Göthe's Hefte über „Kunst und Alterthum“ ganz vorzüglich nachzulesen. (S. auch Boissierée'sche Gemäldesammlung.)

Deutsche Manufactur- und Fabrikindustrie. Die Deutschen haben in der Vorzeit nicht nur einen großen Theil ihrer inländischen Producte, sondern auch viele fremde Materialien verarbeitet. Sie versorgten mit den Fabricaten und Manufacten ihres Kunstfleißes nicht bloß deutsche und andre europäische Staaten, sondern führten sie selbst nach Amerika aus. Deutschland kann die ersten und ältesten Fabriken in Europa aufweisen. Verschiedene seiner blühendsten Fabrikstädte, wie z. B. Nürnberg und Augsburg, zeichneten sich schon im 15. und 16. Jahrhundert mit ihren Waaren auf Englands, Frankreichs und Italiens Märkten aus. Doch war damals deutscher Kunstfleiß noch weit von der Höhe entfernt, zu der er sich unter Friedrichs des Großen Regierung in den preuß. Staaten emporhob. Die Freiheit des Handels erschien in jener Zeit den Fabrikanten und Manufacturisten in einem wohlthätigen Lichte, weil sie im Innern Deutschlands einen freien Spielraum, und von Außen keine erdrückende Concurrenz gegen sich hatten. Verheerender Kriege ungeachtet hob sich Deutschlands Wohlstand fortan, bis ihm, wie mehren andern Staaten, Englands durch portugiesisches Geld gewonnenes Übergewicht fühlbar wurde. Es war aber nicht in der Lage, gleich Spanien und Frankreich, einer solchen Rivalität zu begegnen, sondern mußte vielmehr die Folgen des mercantillischen und Industriekampfes doppelt empfinden, sobald England, um seine mächtigen Gegner zu besiegen, zu Prohibitionsmaßregeln schritt, die den Factionsgeist ungemein verstärkten, weil sie zugleich die Bereicherung der Staatsfinanzen zum Zwecke hatten. Deutschland schien, mit Ausnahme Osterreichs und Preußens, dem Verfall seiner Manufactur- und Fabrikindustrie ruhig zusehen zu müssen, bis Napoleon den sogenannte Continentsystem zum Sturze der englischen Industrie in allen Zweigen systematisch begründete und, mit allen nur möglichen zerstörenden Maßregeln ausgestattet, durchzuführen suchte. In dieser Epoche sahen Deutschlands Fabrikanten und Manufacturisten ein neues erwärmendes Licht über ihre Industrie verbreitet. Der Kürze der Zeit ungeachtet, steigerte sie sich daher bald zu einer die Erwartungen übertreffenden Höhe. In einem hermetisch geschlossenen Handelsstaate glaubte jetzt der Fabrikstand das goldene Zeitalter für den Industriehandel zu finden, und nur wenige Fabrikanten forschten mit ernstlichen Blicken auf die Zukunft nach der wahrscheinlichen Haltbarkeit ihres Glücksterns; obwol nicht schwer voranzusehen war, daß eine so unnatürliche Maßregel wie die Continentsperre unmöglich von sehr langer Dauer sein könne. Der eigenthümlichen deutschen Beobachtbarkeit war indessen doch zu danken, daß nicht zu viele Unternehmer ihre Kräfte zu hoch spannten, um, nach Aufhebung des Continentsystems, in der erneuerten Concurrenz mit England, dem inmittelst unser ausländischer Absatz in die Hände gekommen war, desto tiefer zu fallen. — Daß der gegenwärtige Zustand unserer deutschen Fabrik- und Manufacturindustrie mehr als jemals in Verfall gerathen ist, läßt sich nicht bezweifeln. Die Leinwandfabrication in Schlessien, die noch vor 20 Jahren für 9 Mill. Fabricate jährlich im Werth lieferte, kann jetzt kaum mehr für 1 Mill. Thaler versenden, weil die irländische Leinwand der heimischen den vaterländischen Boden streitig macht. Selbst an Leinengarn, wovon

England 1814 noch 45,926 Centner bedurfte, werden jetzt kaum 6000 Centner versendet, weil die Engländer leinwandähnliche Stoffe aus Baumwolle verfertigen. Hanover verspinnt zwar noch seine Menge Flachses, muß aber das Garn gebleicht oder ungebleicht ausführen. Nach England ist die Ausfuhr so gut wie vernichtet. Einen der wichtigsten Gegenstände der deutschen Industrie, die Wollenmanufactur, hat England an sich gerissen, obwohl Deutschland die Wollenwaaren des Auslandes ganz entbehren könnte. Oestreich erhält sich zwar noch im Besiz der Höhe seiner Wollenmanufacturen durch geschlossene Mauthanstalten. In Baiern sind sie dagegen kaum ein Schatten mehr von Dem, was sie in der Vorzeit waren. Deutschland vermag Englands Concurrenz, für die kein Opfer gescheut wird, hierin nicht auszuhalten, daher bedeutende Summen für die zum Theil aus deutscher Wolle verfertigten Tücher nach England, das sogar einen Theil der sächsischen Electoralwolle erhält, nach Frankreich und den Niederlanden auszuwandern. 1819 wurde zwar durch die in England auf die Wolle gelegte Zollabgabe deren Ausfuhr aus Deutschland sehr vermindert; aber ohne Nutzen für dessen Fabrikanten, weil ihnen nur das schlechtere oder das zu theure Material übrig blieb. Noch tiefer ist die Baumwollenweberei, die sich seit kurzer Zeit sehr ausgebreitet hatte, herabgekommen, weil die Engländer das Material aus erster Hand beziehen und durch ihre Maschinen wohlfeiler verarbeiten können. Unter allen erhält sich das Königreich Sachsen, einer der ersten Manufacturstaaen, dessen Baumwollensfabricate die Güte der englischen in jeder Hinsicht erreichen, noch am meisten in der Höhe. Die Leder- und Tabacksfabricationen sind die einzigen, die sich nicht seit 1813 im Abnehmen befinden. In Hinsicht der Eisen- und Stahlfabricate, Messing, Gold und Silber, Holz- und Stroharbeiten u. m. A. würden wir das Ausland nicht bedürfen, und doch fließen dafür jährlich große Summen aus, ohne daß wir unsern Ueberfluß an Fabricaten gegen einen Theil des Auslandes als Tauschmittel gebrauchen können, vielmehr an Frankreich allein über 14 Millionen jährlich für Seidenwaaren aller Art bezahlen müssen. Daß der Absatz unserer Manufacte und Fabricate nicht noch tiefer gesunken ist, als wir aus diesen angeführten Beispielen ersehen, verdanken wir unter Andern auch der Thätigkeit unserer Seestädte, die ihre Capitale verwenden, um die Fabricate unmittelbar aus den Händen der Hervorbringer zu beziehen und den besten auswärtigen Markt zu ihrem Verkaufe zu wählen. Sie allein haben schon in den bedrängten Zeiten, wo aller Handel stille stand, Millionen baaren Geldes an die schlesischen, böhmischen u. m. a. Werkstätte gesendet, um deren Arbeit im Gange zu erhalten. — Woher dieser Verfall unserer Manufactur- und Fabrikindustrie — woher das Übergewicht auswärtiger Reiche, wird man aus dem Grunde mit Recht fragen, weil es den Deutschen weder an Hülfsmitteln noch an Industrie und Thätigkeit gebricht? — Die Angabe der Zusammenwirkung vieler Quellen des ausländischen Übergewichts wird die Frage lösen. Mehrere sind aus der Natur der Zeitverhältnisse und der ihnen folgenden Umstände an und für sich ohne Einfluß fremder Concurrenz entsprungen; andre sind nur dieser zuzurechnen. Zu den ersten gehören, daß bei der Stockung des europäischen Handels überhaupt, der deutsche, als Theil des Ganzen, gleichfalls leidet und auf das Sinken der Gewerbe Einfluß haben mußte, — daß seit einiger Zeit ein großes Mißverhältniß zwischen Fabrication und Consumtion eingetreten ist. Ferner gehört dazu das Aufhören des Krieges, das immer das Signal zum Stillstand derjenigen Gewerbe ist, die er in Schwung brachte. Viele Artikel deutscher Fabrication, wie z. B. Nürnbergs kurze Waaren, mußten auch, des veränderten Geschmacks und verminderten Bedarfs wegen, an Absatz bedeutend leiden. Besondere, nur ausländischer überwiegender Concurrenz zuzuschreibende Ursachen des Verfalls unserer Fabrication sind: 1) Der Ueberfluß an Handels- und Gewerbscapita'ien, und der sich hieraus ergebende niedrige Zinsfuß in fremden Staaten, der besonders dem englischen Fabrikanten die

Waaren wohlfeiler herzustellen erlaubt, als dem deutschen. 2) Der, zwar nicht im Nenn- oder Realpreise, niedrigere Arbeitslohn in England. 3) Die Ausdehnung und Vervollkommnung des Maschinenwesens, sowie 4) die bis auf das Äußerste getriebene Arbeitstheilung, besonders bei den verschiedenen Operationen der englischen Fabrication. 5) Größere Aufmerksamkeit der Regierungen des Auslandes auf das Fabrik- und Manufacturwesen in ihren Ländern, durch Sicherung des Absatzes auf ihren inländischen Märkten. 6) Begünstigung der Ausfuhr in England durch Bezahlung der sogenannten Drawbacks (Rückzoll) mit 10 Procenten des Werthes, durch Abnahme des Überflusses der Fabrication in bebrängten Zeiten und deren Sendung mit ein Paar Millionen Schaden in das Ausland, sowie durch künstlich ineinandergeschobene Ein- und Ausfuhrverbote. 7) Gesellschaften von Privatpersonen zu Unterstützung der Landesfabrication, die, wie z. B. die Manchestergesellschaft in England, Vorräthe um den Fabrikpreis kaufen und durch Lotterien so wieder ausspielen, daß die Gewinner die Fabricate und Manufacte, wenn sie solche selbst zu verkaufen vorziehen, in das Ausland versenden müssen, woraus sich die Verkäufe der englischen Waaren um Spottpreise zu Hamburg, Leipzig, Frankfurt u. leicht erklären. 8) Die mit zureichenden Executivmitteln ausgestatteten Prohibitiv- oder hohen Zollsysteme auswärtiger Staaten, besonders Frankreichs. Ersteres gestattet keinem Gegenstande deutschen Gewerbleißes den Ein- oder Durchgang. 9) Widernatürliche Verschließung oder Erschwerung deutscher Fabricate auf Deutschlands eignen innern Märkten.

Die widrigen Einflüsse, welche Zeitumstände auf den Gang unserer Fabrik- und Manufacturindustrie gehabt haben, können nur günstigere Zeitverhältnisse heben. Was aber nicht zufällig, sondern absichtlich von Außen die deutsche Gewerthätigkeit schwächt, dem kann man nach und nach mehr oder minder begegnen. Vermindert sich die Masse der Staatspapiere und der immer erneuerten Staatsanleihen, zeigen die deutschen Regierungen eine größere Aufmerksamkeit für den Industriehandel, und sucht man die Einfuhr der uns überflüssigen Erzeugnisse des Auslandes ohne Zwang zu beschränken, so werden die Capitalisten ihr Einkommen wieder mehr auf die Unterhaltung der inländischen Werththätigkeit verwenden. Wird der Zunftgeist beschränkt, und die Gewerbsfreiheit mehr begünstigt, steuert man dem Wucher, der Faulheit der Tagewerker, und weiß die Preise der Lebensbedürfnisse durch Concurrenz in ein gehöriges Gleichgewicht zu setzen, so müssen auch die Arbeitslöhne billiger werden. Ausdehnung der inländischen Märkte, mehr Arbeitstheilung und Unterstützung von Seiten der Capitalisten werden die Ausbreitung des Maschinenwesens zur Folge haben, und gehen die Regierungen mit dem Beispiele besonderer Sorgfalt für die deutsche Industrie voran, so kann es auch nicht an begünstigenden Privatvereinen fehlen. Das Hauptmittel der Hülfe ist aber unter allen die Freiheit des Industriehandels im Innern von Deutschland, vereint mit klugen Maßregeln, welche unsern Industrieerzeugnissen die Concurrenz mit den ausländischen möglich machen. Der deutsche Handels- und Gewerbsverein verfolgte im Gegensatz, als einzigen Gesichtspunkt der Hülfe, ein vollkommenes Retorsionssystem, durch Aufstellung der strengsten Zoll- und Prohibitivmaßregeln gegen alle auswärtige Nationen, bis auch sie den Grundsatz der europäischen Handelsfreiheit anerkennen. Deutschland sollte, nach dessen Ansichten, ein ganz geschlossener Handelsstaat im engsten Sinne werden. Daß sich dies nie realisiren werde, ja daß selbst die süddeutschen Vereinstaaten ihre Maßregeln nicht so weit auszudehnen gedenken, glauben wir, unter Beziehung auf den Art. Darmstädter Handelscongr. mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten zu können. Eine vollkommene Retorsion als dauernder Zustand könnte auch auf den deutschen Handel und das Fabrikwesen nur nachtheilige Einwirkungen haben. Vernichtet wäre in einem solchen Falle der größte Theil unsers wichtigen Zwischenhan-

dels, und der innere Handel würde zur Krämerei herabsinken. (S. Deutscher Handel.) Vernichtet wäre der Einfluß unserer Messen auf Vermehrung unseres Nationaleinkommens, auf Belebung und Vervollkommnung der deutschen Industrie; denn durch die Messen wird der deutsche Fabrikant in anschaulicher Kenntniß der Vorschritte seines Faches erhalten. — Zwei Extreme sind an der Tagesordnung. Die Fabrikanten verlangen das strengste Retorsionssystem gegen das Ausland, welches unserer Industrie feindselig gegenübersteht, ohne zu bedenken, daß mit Verschleichung alles fremden Kunstfleißes die Verzichtleistung auf allen auswärtigen Handel verbunden, daß eine Maßregel wie die Continentsperre war, jetzt nicht ausführbar ist, weil sie sich nicht über den Norden von Europa, insbesondere nicht über Polen, ausdehnen kann, andrer großen Unterschiede zwischen Deutschlands damaliger und jetziger Lage nicht zu gedenken. Die Kaufleute, besonders diejenigen, welche sich mit dem wichtigsten deutschen mercantilischen Zweige, dem Zwischenhandel, befassen, verlangen dagegen volle Freiheit, ohne Rücksicht auf ausländische Handels- und Zollsysteme. Auf ihrer Seite sind die Consumenten; denn natürlich will das große Publicum die besten und billigsten Waaren zur Auswahl. — In der Mitte von beiden zu großen Forderungen liegt der wahre Mittelweg. Vollkommene Freiheit für den Industriehandel im Innern von Deutschland und ein modificirtes Reciprocitätssystem gegen das Ausland, das durch seine Einheit weit mehr wirkt als die stärksten verschiedenartigen Retorsionsmaßregeln, wie sie kürzlich gegen Frankreich genommen wurden. Wir werden uns hierüber näher erklären. Daran, daß ganz Deutschland dem Princip vollkommener Gewerbs- und Handelsfreiheit huldigen werde, ist nicht zu denken; denn Preußen und Oestreich werden von ihren Mauthsystemen, die auf das Interesse ihrer Staaten berechnet, und der Größe sowie der geographischen Lage nach, in denselben leichter ausführbar sind, im Ganzen nicht abgehen, sondern sich höchstens auf einzelne Modificationen einlassen. Ebenso wenig wird z. B. Hannover einem Retorsionssystem gegen England beitreten. Nur von den mittel- und süddeutschen Staaten, deren keiner für sich allein seinen Fabrikanten einen hinreichend weiten Markt für den Absatz und Austausch ihrer Industrieerzeugnisse darbietet, ist zu erwarten, daß sie die Schranken niederreißen wollen, die von einem deutschen Gaue zum andern den Vertrieb der heimischen Erzeugnisse nicht nur erschweren, sondern oft unmöglich machen. Wir haben in dem Art. über den Handelscongrès in Darmstadt gezeigt, daß die Ausführung zwar bedeutenden Schwierigkeiten unterliegt, diese aber bei einem wahren gemeinsamen Sinne und gutem Willen wol auszugleichen sind, besonders wenn auch möglichst gleichförmige Grundprincipien des Steuersystems in den Vereinstaaten aufgestellt werden. Sobald die unnatürlichen Mauthschranken unter ihnen selbst gefallen sind, kann es nicht fehlen, daß ihren Industrieerzeugnissen ein solcher Grad der Güte ertheilt wird, vermöge dessen sie wenigstens auf eignen Märkten in Concurrènz treten können, und Absatz finden, wenn es auch nicht, wie doch sehr wahrscheinlich ist, gelingen sollte, nützliche Handelsverbindungen mit den sich jenseits des Océans zur Selbständigkeit gestaltenden Staaten anzuknüpfen. — Schwieriger und verwickelter ist aber das aufzustellende modificirte Reciprocitätssystem gegen das Ausland, damit nicht entweder wie vormals die Fabrik- und Manufacturindustrie, als untergeordnet dem Handel, oder wie jetzt, als strebend nach Vorherrschaft, erscheine, sondern freundlich beide neben einander bestehen, und selbst auch dabei das finanzielle Interesse der einzelnen Staaten seine Rechnung finde. So groß die Aufgabe ist, so wird sie sich doch lösen lassen. Die Vereinstaaten müssen einen geschlossenen Handelsstaat nicht in dem engsten Sinne, wie ihn der Handels- und Fabrikverein in Anspruch nimmt, sondern in dem weitern bilden, wie wir ihn in dem Artikel über den darmstädter Handelscongrès angenommen haben, d. h. sie müssen nach einem und demselben mercantili-

schen und Zollsysteme unter sich geschlossen gegen das Ausland dastehen als ein wahrer Bundeshandelsstaat. Sie sollen nicht das Ausland nöthigen, den Erzeugnissen unserer Industrie seinen Markt zu öffnen, auch ebenso wenig allen Productenhandel mit demselben stören. Sie sollen nicht den Betrieb solcher Industriezweige, die unserer Urproduction nicht angemessen sind, erzwingen wollen. — Sie sollen vielmehr durch zweckmäßige Zolleinrichtungen an den Grenzen des mercantilisch geschlossenen süddeutschen Bundes den Verbrauch ausländischer Waaren nur in so weit beschränken, als solcher nicht ferner, ohne des Inlandes Verarmung zur Folge zu haben, bestritten werden kann, auch die der Verarbeitung der rohen inländischen Stoffe entgegenstehenden Hindernisse beseitigen. Eine vorzüglich dahin führende Maßregel wird sein, daß die Einfuhr derjenigen Erzeugnisse der ausländischen Industrie möglichst beschränkt werde, für die der inländische Gewerfleiß, ohne dazu die Urstoffe aus der Fremde zu beziehen, Surrogate darbietet. So z. B. können die baumwollenen und seidenen Fabricate, für welche so viele Millionen nach England und Frankreich ausfließen, durch deutsche gewebte wollene und leinene Zeuche ohne Unbequemlichkeit ersetzt werden. Hohe Eingangszölle auf erstere gelegt, müßten daher die letzteren in eine vortheilhafte Concurrenz mit denselben setzen. Ueberhaupt muß das künftige gemeinschaftliche Zollsystem der Vereinstaaten, ganz verschieden von den jetzt bestehenden, die meistens nur für den Gewinn der Staatscassen berechnet sind, solche Anordnungen enthalten, die es Nachbarstaaten wünschenswerth und möglich, dem Vereine aber nützlich machen, Unterhandlungen anzuknüpfen und Handelsverträge abzuschließen, was so lange unmöglich ist, als mehrere deutsche Staaten Prohibitivsysteme in mannigfaltigen Abstufungen besitzen, andre dagegen unbedingte Handelsfreiheit gewähren. Kommt dagegen ein Verein der mittel- und süddeutschen Staaten zu Stande, so wird selbst Frankreich bald einsehen, daß es sein Vortheil ertheischt, mit ihm einen gegenseitigen höchst einträglichsten Zwischenhandel und Transit zu treiben. — Bei einem modificirten Reciprocitätssysteme wird auch das finanzielle Interesse der Vereinstaaten seine Rechnung finden können, ohne es zum Nachtheil des nationalökonomischen zu gebrauchen. Das gemeinschaftliche Zollsystem gegen das Ausland darf daher nicht die Grenzlinie überschreiten, über welche hinaus der Handel, ohne gehemmt zu werden, die Abgabe nicht mehr tragen kann. Erzeugnisse des Auslandes, die entweder nothwendige Lebensbedürfnisse sind oder die zur Befriedigung irgend eines inländischen Fabricbedürfnisses dienen, wie z. B. die höhern Nummern des in Deutschland bisher nicht zu producirenden Baumwollenspinnstoffes, müssen ganz freigelassen oder wenigstens nur sehr gering belegt werden. Erzeugnisse des Auslandes, die zwar Gegenstände des unmittelbaren Verkehrs sind, aber doch nicht zu den nothwendigsten Bedürfnissen gehören, wären, im Verhältnisse ihrer Entbehrlichkeit, mit mehr oder minder hohen Einfuhrzöllen zu belegen. Ähnliche Rücksichten müßten hinsichtlich der Manufactur- u. Fabrikwaaren eintreten. In dem Grade nämlich, wie sie die inländische Industrie in gleicher Güte u. hinreichender Menge hervorzubringen im Stande ist, würden sie hoch zu belegen sein; doch wäre bei ihrer Einfuhr Rücksicht zu nehmen auf ihr specifisches Gewicht im Verhältnisse zu ihrem Werth, ferner darauf, ob sie roh oder mehr oder weniger bearbeitet sind, und ob sie zu Befriedigung der Bedürfnisse der niederen Volksklassen oder zum Luxus der Vornehmern u. Reichern dienen. In Hinsicht der Ausfuhr wäre auf die größere oder geringere Entbehrlichkeit für das Ausland zu achten; so z. B. müßte die den Engländern unentbehrlichste feinste Schafswolle mit einem den neuen englischen Wollzoll wieder vergeltenden Aufslage belegt werden. Bei einem solchen Zollsystem werden auch die Finanzen der Vereinstaaten um so weniger verlieren, als sie von der inländ. Consumtion ausl. Artikel verhältnißmäßig beträchtlichere Zölle als in ihrem bisherigen Zustande der Isolirung erheben, die Erhebungskosten in Zukunft weit geringer sind, und doch eine strengere Grenzbewachung und Aufsicht ein-

tritt, als in den einzelnen Staaten bis jetzt stattfinden konnte. — Auf diesem Mittelwege wird, ohne finanziellen Schaden, der deutschen Fabrik- und Manufacturindustrie die Hilfe geleistet werden, die mit Sicherung der Rechte aller Einzelnen dem wahren Staatszweck angemessen ist. Besondere Begünstigung werden aber immer unsere Fabriken verdienen, da wir reich an Mineralien und Fossilien sind, das Hüttenwesen viele Menschenhände beschäftigt, und das Ausland unserer Fabricate mehr bedarf, dagegen in Hinsicht der Manufacte einen zu großen Vorsprung vor uns hat.

73.

Deutsche Medicin und Chirurgie. Sowie in dem wissenschaftlichen Thun und Treiben des einzelnen Menschen, so spiegeln sich auch in der Cultur der Wissenschaft, bei einem gegebenen Volke, alle geistige Eigenthümlichkeiten, der volksthümliche Charakter treu wieder. Es wird daher dem Denker überall nicht schwer werden, aus der Art, wie er bei einem Volke die Philosophie, die Theologie, die Medicin u. s. w. bearbeitet vorfindet, sich den geistigen Charakter eben dieses Volkes zurück zu construiren, und eben diese Wechselbeziehung, in welcher die volksthümliche Geschichte der wissenschaftlichen Cultur zu der volksthümlichen Geschichte des menschlichen Geistes steht, macht das Studium jener so anziehend, so lebendig. Hiernach würde es also darauf ankommen, bei einer Entwicklung der Charakteristik und des neuesten Zustandes der deutschen Medicin und Chirurgie, die wir hier versuchen wollen, zu erforschen, ob und inwiefern dieser Nationalcharakter sich in unserer deutschen medicinischen Art und Kunst wiederfinde? — Dem deutschen Geist eigenthümlich ist zunächst ein endloser Hang zur Speculation, und wie die kalte Vernunft in des Deutschen Seele das vorherrschende Princip sein dürfte (vgl. Französisch und Englisch Medicin), so suchte er durch sie Alles möglichst zu erfassen, Alles zu begreifen, und es ist, dünkt uns, eine sehr sprechende Erscheinung, daß der Faust, der ins Endlose schweifende Metaphysiker, der Lieblingsgegenstand gerade der deutschen Volksphantasie ist. Wenige Völker haben daher, wie wir, eine solche große Zahl philosophischer Systeme aufzuweisen, und keine Nation theilt mit der deutschen den merkwürdigen Hang zu Systemen in der Medicin: ein Umstand, der bei Betrachtung unserer Arzneiwissenschaft zu allernächst ins Auge fällt. Muß man uns Deutschen den Ruhm lassen, daß wir über viele Probleme in der Philosophie der Medicin klarer geworden sind als andre Völker, daß wir in unsern Systemen Vieles entwickelt, hier getrennt und dort zusammengestellt haben, was ohne unsere theoretischen Forschungen dem rein praktischen Sinne noch lange unenthüllt geblieben wäre: so ist auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß eben unsere deutsche Systemsucht hier und da reine Lächerlichkeit ausgebrütet hat, sodas in der deutschen medicinischen Literatur ein System der Medicin zu finden ist, welches so beginnt: „Das Leben oscillirt zwischen zwei Punkten“, und gar ein andres mit dem wunderlichsten aller Vordersätze: „Die Natur muß construirt werden!“ Wo die Speculation sich wie hier in so schwindelnde Höhen verirrt, da wird sie zur Schwärmerei und leider verunstaltet zum Hohne des gesunden Menschenverstandes die Schwärmerei so manche wackere und lobenswerthe Bestrebungen im Reiche der deutschen Arzneiwissenschaft. Die Anwendung, die einige hyperspeculirende Ärzte von der sogenannten Naturphilosophie auf unsere Wissenschaft gemacht haben, und immer, wenn gleich seltener, noch täglich machen, die Bearbeitung unserer physischen Krankheitskunde, und die Erfahrung, daß nirgends der sogenannte thierische Magnetismus mit mehr Vorliebe gehegt und gepflegt ist als in einigen Schulen Deutschlands, bestätigen jene Wahrheit. Denn wenn wir auch das viele Geistvolle und Vortreffliche, das in der Naturphilosophie liegt, keineswegs verkennen, so kann doch kein Unparteiischer bergen, daß für die Arzneiwissenschaft, für das Krankenbette, diese Philosophie, die so oft mit Bildern spielt, wo sie untersuchen sollte, und in der nur zu häufig phantasiereiche Träume die Stelle metaphysischer Forschung einnehmen,

nur höchst behutsam und eingeschränkt anzuwenden sei. Mögen Irritabilität und Sensibilität immerhin in den Büchern und auch so lange am Krankenbette als Grundkräfte des Lebens und als Angeln, um die die ganze Pathologie sich dreht, angesehen werden, bis die Krankheit selbst andre Indicationen fodert, als hier die Sensibilität, dort die Irritabilität zu erhöhen oder abzuschumpfen: was soll man aber sagen, wenn man den Lehrer auf dem Katheder seinen Schülern vorzagen hört: „Die Vernunft liegt am Wasserstoffpole“, welchen curiosen Ausspruch einst der Verfasser, mit mehren ganz ähnlichen, erstaunt auf einer unserer berühmtesten Universitäten gehört hat! Man würde lachen über jene Verirrungen, gälte es nicht hier die Kunst, die das Menschenleben zu ihrem Zwecke hat, gälte es nicht die Ehre deutscher Wissenschaft! Denn das eben war die unausbleibliche Folge, die jene Schwärmer herbeiführten, daß das Ausland, so wenig vertraut mit unserer Sprache und Art, nun glaubt, die ganze deutsche Gelehrtenrepublik lebe und webe in dem Nebel dieser mystisch-poetischen Philosophie, und, um bei unserm Thema stehen zu bleiben, mit der deutschen Medicin sei es auf einen Punkt gekommen, wo es sich kaum mehr lohne, sich danach umzusehen, was jetzt die deutschen Ärzte leisteten! Man lese nur, was unaufhörlich die besten französischen und englischen Zeitschriften uns in dieser Hinsicht vorwerfen, und man verurtheile die Ausländer immerhin, daß sie das Kind mit dem Bade verschütten, aber man sei auch ferner, zur Ehre unserer deutschen Medicin, nicht so gleichgültig gegen jene Ultratheoretiker und Schwärmer, auf daß das Ausland einsehe, wie der größere und gesündere Theil der deutschen Ärzte über jene Tendenz denkt und spricht. Die Bearbeitung unserer psychischen Krankheitskunde haben wir ferner für unsere Behauptung angeführt, und wer in diesem Felde heimisch ist, wird uns, denken wir, nicht geradezu widersprechen. Statt daß Engländer und Franzosen in den großen Irrenanstalten ihrer Hauptstädte mit unermüdlicher Sorgfalt immer wieder durch die Fackel der pathologischen Anatomie das dunkle Gebiet der Geisteskrankheiten zu erhellen strebten, stellte sich der philosophirende Deutsche auf den Standpunkt der Metaphysik und meinte, von da aus die Sphinx zu stürzen. Daher auch die Erscheinung, die wir bei unsern Nachbarvölkern nirgends fanden, daß bei uns Philosophen von Fach, also Laien in der Arzneikunde, dreist ihr Urtheil in den Verhandlungen über psychische Krankheiten abgeben, wobei aber die deutsche psychische Heilkunde Namen aufzuweisen hat, wie Neil, Hoffbauer, Greding, Meckel, Horn, Nasse, Heinroth u. A., die wir stolz ausländischen Autoritäten gegenüberstellen dürfen. — Was sollen wir endlich über das vielbesprochene Thema vom thierischen Magnetismus sagen? Uns über dieses Agens auszubreiten, ist hier nicht der Ort, daß der Magnetismus aber neuerdings von Deutschland wieder ausgegangen, und in seinem Geburtslande wie nirgends, selbst Frankreich nicht ausgenommen, gehegt und besprochen worden sei, darüber sind alle Parteien einverstanden, wenn uns eine derselben auch nicht den Zusammenhang dieser Thatsache mit der behaupteten Neigung der deutschen Medicin zur exacten Physik zugeben dürfte.

Wir haben mit der Schattenseite der deutschen Medicin begonnen, und wenden uns zu ihrer, hoffentlich überwiegenden und glänzenden Lichtseite. Das Ausland ist längst gewöhnt, unser Vaterland das gelehrte Deutschland zu nennen, und wie Gründlichkeit und Gelehrsamkeit der Charakter deutscher Wissenschaft überhaupt ist, so ist sie auch, vorzugsweise vor allen andern Nationen, der der deutschen Arzneiwissenschaft. In keinem einzigen Lande der Welt zählt die Gelehrsamkeit so viele Schulen als in Deutschland, das seit der Entstehung der Universitäten bis heute mit 44 Hochschulen auftritt, während das übrige Europa zusammen nur 80 zählt. Wenn der rühmliche Wettstreit, den viele unter den deutschen Universitäten und Staaten unter einander stets rege erhalten, gewiß nicht wenig dazu beigetragen hat, die Wissenschaften so sehr zu heben, als es in Deutschland seit je

der Fall war, so muß man freilich auf der andern Seite auch nicht übersehen, daß gerade dies Zertheilen in viele Herde wissenschaftlicher Cultur einer gewissen Einheit deutscher medicinischer Art und Kunst sehr nachtheilig gewesen ist, weshalb es auch dem Bewanderten unmöglich sein dürfte, die deutschen Ärzte, z. B. in einer Übersicht wie diese, alle unter einen Hut zu bringen; man müßte denn mit jener Oberflächlichkeit und Unwissenheit aburtheilen, die Brouffais unlängst in seinem crassen Urtheile über unsere Medicin so staunenerregend dargethan hat. — Jene deutsche Gründlichkeit nun nöthigt unsere Schriftsteller zu einer gewissen Universalität des Wissens, in welcher sie die Schriftsteller aller andern Nationen hoch und glänzend übertreffen: es genügt dem deutschen Arzte nicht, nachgedacht und beobachtet zu haben, er muß auch wissen, was Andre vor uns gleichzeitig mit ihm gedacht und gesehen haben, er muß seinem Publicum zeigen, daß er dieses wisse, und daher sehen unsere wissenschaftlich-ärztlichen Werke mit den Scharen ihrer Citate stets einem Repertorium der europäischen (jezt sogar auch schon der amerikanischen) Gesammtliteratur über den gegebenen Gegenstand ähnlich, während Engländer und Franzosen, auch die Bessern unter ihnen, oft in einer Unkenntniß selbst ihrer eignen, vaterländischen Literatur sich überbieten. Wie Alles übertrieben werden mag, so ist auch oft diese, an sich gewiß so herrliche Tendenz gemißbraucht worden, und das dadurch eingerissene Citatenunwesen, mit welchem viele deutsche Autoren die eigne Dürftigkeit glänzend zu verhüllen glauben, hat wol die Ausländer zu dem Urtheile verleitet, ihre Literatur enthalte mehr Eignes, die unsrige sei mehr compilatorisch: ein Urtheil, das viel begründeter und wahrer wäre, wenn es sich bloß auf die neueste Literatur der deutschen Journale erstreckte, von denen die meisten wirklich immer mehr und mehr auf fremdem Boden Wurzel zu schlagen beginnen. Da wir bei dem Mißbrauch der vortrefflichen deutschen Universalität stehen, so darf hier einer nicht unerwähnt bleiben, der für die neuere deutsche arzneikundige Literatur höchst charakteristisch ist, wir meinen die Sucht zu Übersetzungen. Wir mögen die meist etwas niedrigen Triebfedern der vielen Übersetzungsanstalten, die Deutschland jezt zählt, nicht untersuchen, und es genüge hier, die Erscheinung selbst festzuhalten und zu bemerken, daß durch die, sich einander an Flüchtigkeit meist überbietenden Übersetzungen von, ohne alle Rücksicht auf innern Werth gewählten, ausländischen Büchern und Broschüren unsere Literatur einerseits mit einem Ballast überschwemmt wird, aus dem es immer schwerer wird, das wahrhaft Brauchbare herauszufinden, wie sich andrerseits die deutsche Literatur dadurch gewissermaßen vor dem Ausländer herabgewürdigt, der täglich jezt sieht, wie Alles, was er schreibt, der Ehre einer, ja sogar mehrerer Übersetzungen in Deutschland gewürdigt wird, während Vieles davon zu Hause oft in demselben Augenblick geboren und — zu Maculatur wird! Dafür mögen aber gleich, als Schluß der Betrachtungen über die gründliche, univervelle Richtung des deutschen Geistes, die vortrefflichen Werke deutscher Schriftsteller über medicinische Bibliographie erwähnt sein, eine Wissenschaft, die das Ausland so gut als gar nicht kennt. Was aber die Haller, Ploucquet, Blumenbach, Puchelt, Burdach, Wilburg u. a. wackere Männer durch ihren eisernen deutschen Fleiß geleistet haben, das erkennen und verehren die dankbaren Schriftsteller nach ihnen, und der Name jener Männer wird genannt werden, so lange es eine deutsche Literatur gibt.

Wir wollen jezt die Betrachtung der deutschen Bearbeitung einzelner medicinischer Disciplinen auf alle Theile unserer viel umfassenden Wissenschaft in so weit ausdehnen, als es der Zweck dieses Artikels gestattet. Was die Anatomie betrifft, so ist es wahr, daß Deutschland in den frühern Jahrhunderten in der Ausbildung derselben namentlich den Italienern, Holländern, Engländern und Franzosen nachstand; seit dem großen Haller aber zählt die deutsche Anatomie Namen, wie Lieberkühn, J. F. Meckel sen., Zinn, Wrisberg, Ph. F. Meckel, Mayer, Wal-

ter, Sömmerring, Loder, Gall (für Anatomie des Gehirns) u. A., die ihre Spur durch Entdeckungen bezeichnet haben. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist auch eine Vorliebe für die vergleichende und die pathologische Anatomie in Deutschland erwacht, deren Resultate heutzutage im letztern Fache dreist neben die der Engländer und Franzosen, im erstern Fache aber ganz besonders weit darüber gestellt werden müssen, wenn man bedenkt, daß der erste vergleichende Anatom der Franzosen, Cuvier, ein Schüler Kielmayer's, also einer deutschen Schule ist. Beide Nationen erkennen es, was sie in diesen Zweigen den neuen und neuesten Bestrebungen unserer Blumenbach, Sömmerring, J. F. Meckel jun., Rudolphi, Liedemann, Treviranus u. A. zu danken haben. Ebenso stolz darf Deutschland auf seine Physiologie sein, die durch seinen Haller neu begründet wurde, der die Irritabilität (nicht die Irritabilität der Schelling'schen Schule, sondern die Haller'sche Reizbarkeit) als Grundbedingung alles Lebens aufstellte, und lange vorher, ehe die franz. Physiologie sich durch Vivisectionen so zu bereichern suchte, als es in diesem Augenblicke der Fall ist, experimentirten in Deutschland die Blumenbach, Aenemann, Humboldt, Gruiithuisen u. A. — Es geht sehr natürlich aus dem intellectuellen Volkscharakter der Deutschen hervor, daß keine Nation die sogenannte allgemeine Pathologie so ausgebildet habe wie eben wir, als eine Disciplin, die nur ein systematischer Geist erfinden und pflegen konnte. Die Zahl deutscher Handbücher und Schriften über allgemeine Pathologie beweist schon durch ihre Quantität jene Vorliebe der Deutschen für dies Fach, verglichen mit andern Nationen. Gaub, Brandes, Rose, Hufeland, Conradi u. e. A. haben Geniales darin geleistet. Was nun die strenger sogenannte praktische Medicin betrifft, so gebührt hier, trotz allem Systemwesen, das aber doch meist nur in den Büchern stecken bleibt und nicht ins Leben tritt, den deutschen Ärzten die Oberhand. Die Deutschen behaupten den Ruhm, die treusthätigsten Beobachter am Krankenbette zu sein, wie denn zweitens ihre Therapie auch immer zwischen jener einbringend-heroischen der Engländer und der allzu passiven der Franzosen die besonnene Mitte hielt. Wir wollen nicht bis in die mittlern und spätern Decennien des vorigen Jahrh. hinaufsteigen, wo die Werlhof, de Haen, Auenbrugger, N. A. Vogel, S. G. Vogel, Störk, Stoll u. A. beobachteten und schrieben, und deren Werke classisch und praktisch unentbehrlich bleiben werden, wie viel neuere Systeme sich auch darüber erheben und wieder vergehen mögen, wir wollen nur in diesem Ueberblick bei der neuern und neuesten Zeit stehen bleiben, die des Wichtigen im Gebiete der deutschen praktischen Medicin so Vieles aufzuweisen hat, daß fast in allen wichtigsten Krankheitsformen des nosologischen Systems ein Deutscher als classisch zu nennen ist. So unterschied Lentin zuerst am genauesten Sicht und Rheumatismus und beschrieb die Krankheiten der Metallminenbergleute meisterhaft; Lafontaine und Schlegel sind noch heute die Einzigen, die in dem Capitel vom Weichselkopf genannt werden; Peter Frank, der Stolz der Deutschen, wird bei allen europäischen Nationen studirt und in seinem praktischen Handeln nachgeahmt; Horn und Hufeland haben in ihren vielen Schriften die wichtigsten praktischen Thatsachen niedergelegt; Schmidt brachte Ordnung und gereifte Erfahrung in das Fach der Syphilidoklinik; Stütz gab eine Methode zur Heilung des Starrkrampfes, die als die bewährteste überall angenommen ist; um die Bräune, den Keuchhusten, den Typhus machte sich Marcus sehr verdient, wie das wichtige letztgenannte Fieber an Hilbrand seinen Mann fand, der mit meisterhafter Hand sein wichtige Verhältnisse untersuchte; Albers's vortreffliche Arbeit über den Croup ward selbst von dem höchsten Forum Frankreichs als Preisschrift gekrönt, und wie diese Schrift sich zu den gepriesenen franz. Arbeiten von Royer-Collard und Jurine, so verhält sich Keupig's großes Werk über die Krankheiten des Herzens zu denen der ausländischen Classiker Testa, Corvisart, Senac und Burn, mit ihnen nämlich ganz auf gleicher Linie stehend. Das Wesen der Granthème suchte Keupig scharfsinnig zu ergründen,

und in mehr praktischer Hinsicht traten auf diesem Felde Autenrieth mit wichtigen Erfahrungen über die Krätze, sowie Stieglitz mit der Angabe einer auf die Natur begründeten Behandlung des Scharlachfiebers hervor, welche Curart seitdem allgemein geworden ist und die Furchtbarkeit dieser mörderischen Krankheit ungemein gemindert hat, sodas die Stieglitz'sche Methode der Jenner'schen Entdeckung wenigstens an die Seite gestellt zu werden verdient. Gölis lehrte den hitzigen Wasserkopf der Kinder kennen und behandeln; Louvrier und Rust lehrten eine radicale Heilung der veralteten syphilitischen Formen durch die Inunctions- und Hungercur; Pucheit untersuchte die Krankheiten der Venen — aber schon genug glauben wir für eine summarische Übersicht unser Urtheil über den Werth der praktischen Medicin der Deutschen durch Thatsachen begründet zu haben. Was die therapeutische Seite dieser Heilkunde betrifft, so ist es schwer, ein allgemeines Urtheil darüber zu fällen. Das Eine, dünkt uns, dürfte noch am meisten seine Anwendung finden, das — wenn nicht gerade ein Modestystem Alles in seinen Strudel reißt, wie es z. B. beim Brownianismus der Fall war, der indeß jetzt (trotz Herrn Broussais!) nur noch hier und da bei einigen Ärzten und Schriftstellern spukt — das dann im Allgemeinen die Therapie der deutschen Ärzte eine etwas paläopharmaceutische ist, ein Umstand, der aus der gelehrten Bildung in unsern Schulen sehr natürlich folgt. Der deutsche Arzt hat so viel Mittel bei seinen Vorfahren und bei den Engländern, Franzosen ic. empfohlen gehört und gelesen, daß er leicht auf den Gedanken kommt, dies und jenes Medicament im gegebenen Falle anzuwenden. Hiermit hängt sehr genau eine andre Tendenz der deutschen Therapie zusammen, ich meine die experimentirende, die gleichfalls für die deutsche Medicin charakteristisch ist. Alle Jahre streiten sich in unsern Krankenanstalten, periodischen Schriften ic. einige neue Modearzneien um den Vorrang des Experiments, und die Bewanderten wissen, wie viele Versuche nur allein Blausäure und Jodine veranlaßt haben! Daß die bessern deutschen Ärzte des jetzigen Jahrzehends im Allgemeinen eine antiphlogistische Methode handhaben, mag auch noch hier angeführt sein; dagegen wird man es uns verzeihen, wenn wir von Homöopathie und Wundercuren schweigen.

Die deutsche Chirurgie ist deutlich von ihren Nebenbuhlerinnen, der französischen und englischen, unterschieden. Aus literarischen Ergebnissen ist es schon bekannt, was wir auch noch aus eigener Anschauung bestätigen können, daß wir Deutschen in Muth und Gewandtheit in der operativen Chirurgie unsern Nachbarn jenseits des Rheins und Canals nachstehen; Operationen, wie die Unterbindungen der Carotis, ja der Iliaca, der Exarticulation aus dem Hüftgelenk, der Excision der Rippen über dem Herzen, die alle von Franzosen und Engländern zuerst gewagt wurden, haben wir Nichts entgegenzusetzen, als daß wir dergleichen Wagstücke hier und da auch nachgemacht haben, wie es uns denn an kühnen und vollendeten Operateurs (Klein, Gräfe u. A.) nicht fehlt; fragt es sich aber, ob es der Triumph der Chirurgie sei, Künste zu wagen und auszuführen, deren Endresultate doch nie erfreulich sein können, oder ob nicht vielmehr eine genaue Diagnose der chirurgischen Krankheitsformen, und dadurch naturgemäßere Heilung, ein viel würdigeres Ziel ihrer Bestrebungen sei: so wird man wol nicht anstehen, diese zweite Frage zum Nachtheil der erstern zu bejahen. Dann aber wird auch die Wage sich weit mehr zu Gunsten der deutschen Wundarzneikunst neigen. Wir legen dann nämlich mit patriotischer Freude hinein: die Werke der in ganz Europa nach Verdienst geschätzten Heister und Richter, Sömmerring's chirurgische Arbeiten, Hesselbach's und Langenbeck's Arbeiten über die Brüche, Rust's Meisterwerke über die Geschwüre und über die Verrenkungen aus innern Bedingungen; Wenzel's und Walter's Untersuchungen über den Hirnschwamm, ohne einmal der Leistungen zu bedürfen, die Deutschland in den Zweigen der Chirurgie, der Augenheilkunde nämlich und der Geburtshülfe, geleistet hat, in welchen beiden die neuere deutsche Chirurgie keine

Nebenbuhlerin kennt. Richter und Beer bilden in England, Frankreich und Italien, Länder, die alle große Augenärzte aufzuweisen haben, den Coder der Ophthalmologie, und was nach ihnen S. A. Schmidt, Himly, Langenbeck, Rust, Buchhorn, Walther, Gräfe u. A. auf diesem Felde geleistet haben, das wissen und schätzen selbst die Franzosen und Engländer sehr hoch. — In der Geschichte der Entbindungskunst gebührt Deutschland das Verdienst, die ersten Entbindungsschulen für Männer eingerichtet, also zu einer wissenschaftlich-rationalen Geburtshülfe den Grund gelegt zu haben, auf dem auch später seine Ködlerer, Stein, Starke, Boer, Olander, Siebold, Wenzel, Nägele, Wigand, Jörg, Schmitt u. s. w. wacker fortgebaut haben und bis auf den heutigen Tag mit so erfolgreicher Thätigkeit darauf fortarbeiten, daß in keinem Lande die wissenschaftliche Cultur der Geburtshülfe so hoch steht als bei uns. — Noch unbefiegter steht Deutschland auf dem Gebiete der Staatsarzneikunde, und es wäre eine sehr anziehende Aufgabe, zu untersuchen, wie die merkwürdige Übermacht wol erklärlich sei, deren die Deutschen sich hier über alle Mitvölker zu erfreuen haben; denn es läßt sich nachweisen, daß Italien von wichtigen ältern Schriftstellern hier nur den Fortunatus Fidelis und den Zachias nennen kann, daß Frankreich, England, ja das ganze übrige Europa keinen einzigen Classiker aus einer Zeit aufzuweisen haben, aus welcher Deutschland seine Valentin, Zittmann, Bohn, Alberti, Reichmeier, Tropaneger, Hebenstreit, Peter Frank, Plouquet, Bättner, Uden, Pyl, Wegger u. A. nennt, und daß auch die neueste Zeit überall in Europa nur einzelstehende Bestrebungen sah, während bei uns die Henke, Berndt, Kausch, Kopp, Wildberg, Langemann, Horn und viele Andre ununterbrochen dies interessante Gebiet durch ihre Erfahrungen und Untersuchungen bereichern, und Staatsarzneikunde in Deutschland so gut als alle übrige Disciplinen der Medicin in allen Schulen cultivirt wird. So haben auch zur Geschichte der Arzneikunde und zur Erhaltung und Erklärung der alten Ärzte die gründlichen, gelehrten Deutschen von jeher die meisten und die gelehrtesten und wichtigsten Werke geliefert, wofür wir nur an Krause, Gruner, Kühn und an die Werke von Sprengel, Choulant und Hecker zu erinnern brauchen. 56.

Deutsches Meer, zwischen Großbritannien, Holland, Deutschland, Dänemark und Norwegen, hat den Namen Nordsee wegen seiner nördlichen Lage gegen Deutschland und Holland erhalten. In Dänemark heißt es die Westsee. Seinen Flächeninhalt schätzt man auf 10,000 □M. Es hat Ebbe und Flut, welche sich am stärksten an den Küsten von Holland und England zeigen, weil es hier am meisten eingeengt ist. Das Wasser ist salziger als das Wasser der Ostsee und zeigt häufig den Glanz, über dessen Ursachen der Art. Mollusken nachzusehen ist. Der Engländer Robert Stevenson hat eine auf viele Sondirungen der Tiefe gegründete Beschreibung des Bettes der Nordsee, mit einer erläuternden Charta, im 5. Hefte des „Edinburgh philosophical journal“ bekanntgemacht. Nach den Ergebnissen s. Untersuchung nimmt die Tiefe des Meeres von S. gegen N. zu, wechselt jedoch in der Durchschnittslinie vom Breitengrade der nördlichsten Schetlandsinsel bis nach Ostende, in unregelmäßigem Verhältnisse. Die Unregelmäßigkeiten der Tiefe hängen von den häufigen, in der Mitte am ausgedehntesten, Sandbänken ab, die gegen $\frac{3}{4}$ des ganzen Flächenraums (den Stevenson zu 153,709 engl. □M. bestimmt) einnehmen.

Deutsche Musik. Von jeher äußerten die Deutschen große Fähigkeit und Neigung zum Gesange. Schon Tacitus gedenkt ihrer kriegerischen Gesänge. Auch bei ihrem Götzendienste scheinen sie sich blasender Instrumente bedient zu haben. Mit der Annahme der christlichen Religion vermehrte sich ihre Neigung zur Tonkunst; der lateinische Gesang ward bei ihrem Gottesdienste eingeführt, und sie waren bald wegen ihres Gesanges und ihrer Geschicklichkeit im Spiel der Blasinstrumente (besonders der Zinken, Posaunen, Walbhörner und Trompeten) unter den

Christen berühmt. Gesang und Unterricht im Gebrauche dieser Instrumente gehörten zu dem Schulunterrichte im Mittelalter und wurden in den Klöstern getrieben. Johann, Mönch von Fulda, Schüler des Rhabanus, soll den harmonischen Gesang in Deutschland verbessert haben. Notker Labeo zu St.-Gallen (im 8. Jahrh.) schrieb zuerst unter den Deutschen von Musik und componirte sequentias missales. Die Erfindung der Noten, deren Stelle früher die mangelhafte Tabulatur vertrat, und die Solmisation wurde von Bischöfen (im 11. Jahrh.) eingeführt. Franko von Köln verbesserte die Theorie des Mensuralgesanges und die Zeichen desselben. Aus Italien kam die Lehre vom Contrapunkte, der nun von Vielen künstlich bearbeitet wurde. Seit dem 12. Jahrh. wurde die Musik durch die Minnesinger und späterhin durch die Meisterfänger ausgeübt. Im 14. und 15. Jahrh. wurde die Harmonie besonders in Frankreich und England gründlich ausgebildet, wozu die Erfindung der Orgeln und ihre Einführung beim Gottesdienste viel beitrug. Doch finden wir auch im 15. Jahrh. berühmte Contrapunktisten unter den Deutschen, z. B. Jakob Obrecht, Johann Bonadies u. An den Domkirchen wurden Cantoreien und Singschulen errichtet. Die Einführung der Figuralmusik zu Anfange des 16. Jahrh. zog auch eine Verbesserung und größere Verbreitung der musikalischen Instrumente nach sich, z. B. der Orgel. Um 1470 erfand Bernhard, ein deutscher Künstler, das Pedalclavier. Luther stellte den einfachen Kirchengesang wieder her (s. Mortimer, „Über den Kirchengesang zur Zeit der Reformation“), erwarb sich große Verdienste um den einstimmigen Choralgesang und begünstigte die Musikanstalten in den Städten, besonders auf Schulen (die Stadtzinkenisten u. das Thurmblasen kamen auf). Durch einige Volkslieder haben sich sehr gemüthliche Melodien aus dieser und der Zeit der Meisterfänger erhalten. Auch scheint die Entstehung des deutschen Tanzes (des Schleifers), welcher den Charakter der deutschen Lustigkeit trägt, in diese oder vielleicht schon in frühere Zeit zu fallen. Vor dem dreißigjährigen Kriege wurde die Musik besonders von dem kaiserl. Hofe zu Wien, von den Kurf. von Baiern und von den Bischöfen begünstigt. Sie hatten Chöre von Sängern und Instrumentisten, zu geistlichem und weltlichem Gebrauch. Der Kurfürst von Baiern hatte den berühmten Rolandus Lassus (Orlando Lasso) zum Capellmeister. Aber jener Krieg zerstörte viele herrliche Reime dieser Kunst. Jetzt wurde vorzüglich der eigentliche deutsche Marsch, welcher den gemessenen, aber kräftigen Gang der Deutschen mit erhebender Feierlichkeit bezeichnet, ausgebildet. Schnell lebte die Tonkunst nach dem dreißigjährigen Kriege wieder auf, besonders an dem Hofe des Kaisers Leopold und seiner Nachfolger. Hier bildete sich seit dem 18. Jahrh. der Kammer- und Concertstyl, obgleich der Kirchenstyl noch die Oberhand behielt. Karl VI. hatte das größte bekannte Orchester. Fuchs und Caldara waren seine Capellmeister. Die deutsche Musik trat hier zuerst in ihrer Eigenthümlichkeit auf und hat sich seitdem von der italienischen immer unabhängiger gemacht. „Gründlichkeit ohne Pedanterie“, sagt Schubert (in s. „Ästhetik der Tonkunst“), „immer lachendes Colorit, großes Verständniß der Blasinstrumente, war der Charakter der sich hier bildenden wiener Schule“. Noch höher stieg die Musik unter Maria Theresia, deren musikalischer Lehrmeister Wagenfeil war. So wurde namentlich in **D e i t s c h** die glänzende Periode der deutschen Tonkunst vorbereitet, welche Gluck, Mozart u. Haydn herbeiführten, und die sich bis auf gegenwärtige Zeit erhalten hat, wozu auch die Fertigung vortrefflicher musikalischer Instrumente viel beiträgt. In **S a c h s e n** blühte ebenfalls schon früh der Gesang; die Italiener nannten alle deutsche Musiker Sachsen. In Dresden bildete sich unter den Königen von Polen ein eigener Styl und eine treffliche Capelle. Der Capellmeister Schütz componirte *Opis's* „Daphne“ mit großem Erfolge; Haffs, Sebastian Bach, Händel, Homilius, Hiller, Naumann, Schweiger, Benda, Wolf, M. v. Weber u. A. machten den sächsischen Namen in der Tonkunst groß. Die Schule der Tonkünstler in **B e r l i n** wurde

vorzüglich durch Friedrich den Großen gestiftet. Graun (ein Sachse) wurde sein Capellmeister. Große Instrumentalisten, wie Quanz, Friedrichs Lehrer auf der Flöte, Franz Benda, hoben die Concert- und Kammermusik. Auch gingen aus dieser Schule große Theoretiker, wie Marpurg und Kirnberger, hervor. Hier lebte auch Schulz, der treffliche Liedercomponist. Ihnen folgten ein Fasch, Reichardt, Himmel, Weber, Zelter u. A., welche zum Theil noch jetzt Zierden der deutschen Tonkunst sind. Auch in Baiern und an den übrigen deutschen Höfen, z. B. Braunschweig, und in den blühenden Handelsstädten, wurde überall die Tonkunst geliebt und beschützt. Tonsetzer, wie Vogler, Winter, Romberg, Spohr, Poissl, gehören zu den ersten in Deutschland. Durch den Theaterstyl wurde die Musik zu dem höchsten Gipfel erhoben. Seitdem aber der Theaterstyl und die Concertmusik sich ausbildeten, wurde der Kirchenstyl immer galanter und mit dem Theaterstyl vermischt; man sah sich daher neuerdings genöthigt, zu den alten Kirchenstücken zurückzukehren. Die deutsche Musik, die in großen, tiefen Harmonien den romantischen Charakter der Tonkunst vorzüglich entwickelt hat, scheint am Ende des 18. Jahrh. und am Anfange des 19. ihre Blüthe erreicht zu haben. Keine Nation kann dieser Musik etwas Gleiches an die Seite stellen. Ihre Tiefe der Harmonie, Reichthum der Instrumentation und Fülle der Melodie setzten Italiener und Franzosen in Staunen. (S. Deutsche Sänger und Deutsche Virtuosen.) In den letzten Jahren artete der Geschmack in harmonische Überladung, welche den Gesang unterdrückt, Seltsamkeit und Streben nach Originalität, vorzüglich seit Beethoven und Cherubini, aus. Der Modegeschmack, der sich an ein förmiger und unkräftiger Liebeleie, vorzüglich durch die beliebte Guitare befördert, einige Zeit ergögte, bewundert jetzt pikante Modulationen und mechanische Seiltänzerei und sucht Entschädigung am Ausländischen. Da bei uns die Instrumentalmusik verhältnißmäßig immer das Übergewicht über die Vocalmusik hatte, für welche der Italiener eine besonders günstige Anlage und darauf gegründete Methode besitzt, so ist es wol zu erklären, warum jetzt in einem großen Theile von Deutschland und namentlich an den Orten, wo bisher die Tonkunst vorzüglich ausgeübt ward, eine Spaltung in Hinsicht des musikalischen Geschmacks herrscht, indem ein Theil des Publicums mit fast leidenschaftlicher Vorliebe der neuen italienischen Opernmusik und ihrem Anführer Rossini wie einem Götzen anhängt, ein anderer Theil aber fortdauernd den echt deutschen Nationalwerken, und was sich diesen annähert, huldigt. Diese Parteien sind vorzüglich in dem süblichen Theile von Deutschland und an den Orten, an welchen selbst die Koryphäen der deutschen Nationalmusik lebten, namentlich in Wien und München, in lebhaftem Kampfe. In beiden Orten scheint die italienische Partei um so mehr die Oberhand zu behaupten, je mehr hier die italienische Musik selbst durch italienische Gesangsvirtuosen eingeführt wird und durch ihren kunstfertigen Vortrag eine bedeutende Empfehlung gewinnt; dahingegen im nördlichen Deutschland, vornehmlich in Berlin und Leipzig, die eigentlich deutsche Partei bis jetzt noch die herrschende zu sein scheint, und in Berlin namentlich der Geschmack an Gluck durch treffliche Aufführungen und durch Spontini's verwandte Strebungen einen Damm gegen die Überschwemmung durch italienischen Modegeschmack zu bilden scheint. Für jene Partei ist es auch sehr günstig, daß es wenig deutsche Sänger von Bedeutung gibt, welche nicht den italienischen Vortrag durch Unterricht oder Hören angenommen hätten, weshalb selbst die echt deutschen Gesangwerke ganz fremdartige Ausschmückungen sich gefallen lassen müssen. Unter diesen Umständen könnte die deutsche Oper, die bis jetzt noch eine der herrschenden Musikgattungen ist, sich nur dadurch selbständig erhalten, wenn es mehre Tonsetzer gäbe, die, wie K. Maria von Weber in seinem so beliebt gewordenen „Freischütz“ that, den wesentlichen und ursprünglich deutschen Gesang, der vorzüglich im volkmäßigen Liede sich kund thut, auf die Oper sinnig anwendeten

und so den blendenden Neuigkeiten, welche so zahlreich aus Italien kommen, eine Reihe von Musikwerken entgegensetzen, in welchen sich der deutsche Gesang in einer poetischen Sphäre entwickeln könnte. Immer tiefer aber möchte diese Gattung bei uns sinken, wenn selbst deutsche Tonsetzer, wie Mayer Beer, sich unter das Joch dieses fremden Geschmacks zu schmiegen nicht schämten, oder wenn blinde Parteilucht, was im Sinne und Geiste der deutschen Tonkunst empfangen ist, zu mißhandeln wagte. Hiermit haben wir den gegenwärtigen Zustand der dramatischen Musik in Deutschland so weit angedeutet, als derselbe durch die vorhandenen Tonsetzer bestimmt wird. Allein von der andern Seite wirken auch Directionen, Sänger und Publicum auf dieselbe ein. Untergeordnete Directionen wagen selten, die Hervorbringungen junger oder noch ungekannter Tonkünstler in die Scene zu setzen; sie verlangen in der Regel schon das Zeugniß, daß eine Oper auf den Hauptbühnen „Glück gemacht habe“. Letztere stehen aber in der Regel unter einer Leitung, welche jüngern Tonsetzern ebenfalls nicht günstig ist, und die entweder das sogenannte Classische ihrem Publicum ausschließend vorführen zu müssen glauben oder, durch irgend eine Einseitigkeit des Geschmacks oder wol gar Eiferucht gegen aufstrebende Talente bewogen, Alles, was ihrer Ansicht entgegen ist, unbarmherzig niederdrücken. Solchergehalt können Tonsetzer in den äußern Verhältnissen keine besondere Aufmunterung für dramatische musikalische Arbeiten finden. Aber gefällt einmal eine deutsche Oper (vorausgesetzt, daß sie anständig und vollkommen gut in die Scene gesetzt wurde), so kommt der günstige Erfolg doch mehr den Directionen als dem Tonsetzer zu Gute. Zum Gefallen gehören aber auch hauptsächlich noch gute Sänger und Schauspieler, die ihre Schuldigkeit thun und den eigenthümlichen Charakter der Musik aufzufassen und wiederzugeben im Stande sind. Nun fehlt es gegenwärtig fast durchaus an Sängern und Sängerinnen, welche zu recitiren vermögen; doch werden unsere Sänger durch Weber's, Spohr's und Andern neueste Werke in diesem Fache ebenso genöthigt werden, sich hierin eine Geschicklichkeit zu erwerben, wie ehemals die deutschen Schauspieler an den Vortrag der Verse durch Schiller's und Goethe's Gedichte gewöhnt worden sind. In Hinsicht des melodischen Vortrags halten sich unsere deutschen Sänger fast größtentheils an Das, was sie von italienischer Gesangsweise unmittelbar oder mittelbar aufgefaßt haben, und fordern entweder nur italienische Musik, in deren Vortrag sie ihren fremden Mustern meistens natürlich nachstehen müssen, oder überladen die einheimische mit ungebührlichen Verzierungen, und lassen Das fallen, was ihnen zu denselben nicht hinlängliche Gelegenheit darbietet. Außerdem muß bemerkt werden, daß die guten und reinen Stimmen äußerst selten werden; namentlich fehlt es jetzt in Deutschland nicht bloß am hohen Tenor, sondern auch am hohen Sopran und an den tiefen Bassstimmen, welche sonst nicht selten waren; dagegen findet man den tiefen Sopran (mezzo soprano) häufiger, und die meisten Tenoristen und Bassisten sind Baritonisten. Wir wollen hier nicht den Grund dieser Erscheinung untersuchen; aber das scheint uns gewiß, daß die Verdeckung der Stimmen durch überladene Instrumentalbegleitung, worin mehre deutsche und franz. Operncomponisten sehr weit gegangen sind, und die instrumentartige Behandlung der Stimmen, welche sich die neuern Italiener und ihre Nachtreter vornehmlich erlaubten, nicht geeignet sind, Stimmen in Ruhe auszubilden und zu entwickeln. Daher ist auch im Vortrage das Portament fast verloren gegangen, und die schlechteren Stimmen mühen sich, durch Passagenwerk, ewig wiederholte Schwebungen oder durch Schreien zu ersetzen, was ihnen an Unmuth abgeht. Ein gutes Ensemble von Theatersängern ist ungeachtet der Summen, welche von den bedeutendsten Directionen auf die Oper verwendet werden, doch äußerst selten; und wenn es ein solches z. B. in Wien und München, hauptsächlich für die italienische Opergattung, und in Berlin besonders für die Gluck'sche und Spontini'sche Opermusik gibt, so sind doch auch diese nicht ohne empfindliche Lücken.

Außer den Anforderungen an die nur mit schwerem Gelde zu erwerbenden Sänger, kommen aber noch andre Anforderungen und Ansichten des Publicums hinzu, welche der deutschen Opernmusik gegenwärtig sehr ungünstig sind. Das Opernpublicum theilt sich in die Gattung der eigentlichen Musikliebhaber und Kenner und in diejenige Gattung der Zuschauer, welche die Musik nur als eine angenehme Zugabe zum Schauspiel betrachten. Erstere nehmen es mit einem langweiligen Text und mit Mängeln des Spiels nicht zu genau, aber scheinen auch oft zu verlangen, Jedermann solle sich wie sie an einer in Vocalstimmen gesetzten Symphonie begeistern und über der kunstreichen musikalischen Aufführung den plattesten Unsinn der Handlung vergessen, oder nicht einmal wahrnehmen. Diese Gattung ist jedoch jetzt an Zahl die kleinere Partei. Die größere verlangt rasche Handlung und Drenkizel dazu. Man macht an jene die Anforderungen der gemeinsten Wahrscheinlichkeit, und vergißt, daß man über diese schon hinaus sein muß, wenn nur von Oper die Rede sein soll, indem bei musikalischen Darstellungen keine Nachahmung des wirklichen Lebens, wie es vorliegt, denkbar ist. Fast müßte man bei solchen Voraussetzungen dahin kommen, daß nur dann Gesang eintreten dürfte, wo in dem wirklichen Leben ein Liedchen oder dergleichen gesungen werden kann; und doch haben wir von Leuten, die sich Kritiker nennen, Beurtheilungen dieser Art erlebt. Hier befinden sich die italienischen Opernmacher in weit günstigerem Verhältnisse, weshalb es auch kein Vorwurf für die deutschen Tonsetzer ist, wenn man die Fruchtbarkeit italienischer Operncomponisten erhebt und einige Duzend italienische Opern mehr nennt, welche im Süden einen guten Ruf erlangt haben. Denn man kennt wol die Art, wie die Mehrzahl der italienischen Opern fabricirt und gehört wird. Eine Oper wird in Italien furore machen, wenn die Hauptstücke, d. h. diejenigen, in welchen die erste Sängerin und der erste Sänger auftreten, eine glänzende Wirkung hervorbringen, wozu nur gehört, daß sie für dieselben vortheilhaft gesetzt sind und einige wenige den Ohren schmeichelnde Melodien haben, welche durch diesen Vortrag sich günstig herausheben; von dem Zusammenhange der Musikstücke, welche die Oper bilden, und daher auch von dem Charakter einzelner Partien ist nicht die Rede, und da die Aufmerksamkeit sich nur auf einzelne Stücke wendet, so ist das Glück einer Oper leichter entschieden, und poetischer Unsinn oder Ungeschicklichkeit kann die Absicht eines Tonsetzers nicht so leicht vereiteln, wie dies in Deutschland der Fall ist. Man verlangt hier mit Recht von der Oper, daß ihr eine poetische Handlung zum Grunde liege, welche sich nicht allzu langsam bewege, und einen leichten, singbaren Text; aber man geht überhaupt zu weit, wenn man bei Situationen, bei deren Schilderung der Tonsetzer verweilen muß, wenn er das Wesen seiner Kunst enthüllen soll, dem Dichter und Tonsetzer keine Aufmerksamkeit gestatten will, wenn man eine Oper schon langweilig nennt, die nicht mit französischer Trivolität vorüberauscht, und wenn man eine Vollendung und Ausführung des Textes im Einzelnen fodert, deren es, weil hier nicht die Poesie allein und für sich wirkt, gar nicht einmal bedarf, gesetzt auch, die besten vorhandenen Dichter wollten sich der Oper annehmen, wozu sie jedoch unter den gegenwärtigen Verhältnissen wenig anreizen kann. So wenig indeß von dem Standpunkte eines Unbefangenen, welcher die beiderseitigen Anforderungen der Poesie und Musik zu würdigen weiß, einzusehen ist, warum die Oper (s. d.) eine Mischung von Kunst und Unsinn nothwendig sein muß, so schwer läßt sich bei Fortdauer der gegenwärtigen Umstände und den entgegen gesetzten Anforderungen des Publicums eine bessere Epoche der deutschen Oper erwarten. Wenn wir endlich erwähnen, daß auf der deutschen Opernbühne alle fremde Gattungen, nämlich französische und italienische opera seria und buffa, Operette und Vaudeville, neben den deutschen und in steter Abwechslung mit ihnen, vorübergehen, so haben wir mehr den Umfang deutscher Kunststrichtungen als den innern und wesentlichen Gehalt derselben bezeichnet.

Betrachten wir die deutsche Kirchenmusik, so müssen wir vor allen Dingen bemerken, daß die Herrschaft der weltlichen Musik derselben großen Eintrag gethan hat. Den reinen Kirchenstyl finden wir in den jetzt erscheinenden Kirchencompositionen äußerst selten, und es wird den Componisten schwer, den Prunk eitler Gefallsucht oder den Schein der Gelehrsamkeit aufzugeben, und die reine Empfindung der Andacht in Tönen einfach auszudrücken. Hierzu wirkt auch die große Virtuosität im Sologefang und Instrumentenspiel, welchem man, auch am ungebührlichen Orte, Gelegenheit zu geben sucht, sich hervorzuthun. Noch tiefer greifen folgende Umstände ein. Sonst wurden Sänger und Orchester für geistliche Musiken gebildet; die Kirchen waren reich genug, Capellen zu besolden, welche dem Vortrag der geistlichen Musik sich widmen mußten; gegenwärtig werden dazu häufig Concert- und Theatervirtuosen gebraucht. Im katholischen Deutschland, wo sonst so viele bischöfliche Capellen existirten, und die Musik ein noch wesentlichere Theil des Gottesdienstes als in dem protestantischen Deutschland war, ist die Kirchenmusik fast noch mehr verfallen als in dem letztern. Dort hört man mit Befremden die galantesten und frivolsten Theatermelodien in der Kirche; hier verlangt man doch wenigstens Ernst und Würde, wenn man gleich oft durch überladene Instrumentation und gehäufte Kunstaufgaben sündigt. Der protestantische Gottesdienst dagegen läßt der Musik nur geringen Raum, und die Musik steht noch zu wenig mit der Liturgie in Verbindung. Die größern Kirchenstücke, Dratorien, kirchlicher Cantaten werden daher immer seltener; doch haben die Werke von Friedrich Schneider (sein „Weltgericht“, seine Vocalmissen), Gottfr. Schicht, von Seyfried, Fecca u. A. gezeigt, daß es noch Männer gibt, welche den bessern Weg kennen. Übrigens scheint es, als könne unsere Kirchenmusik künftig von einer andern Seite an Einfachheit gewinnen. Noch immer gibt es in Deutschland mit Schulen verbundene Singchöre, eine wohlthätige und herrliche Anstalt früherer Zeiten; und obgleich es in denselben neuerdings sehr an tiefen Wässen gefehlt hat, indem die Schulen gegenwärtig fast überall zu einer Zeit verlassen werden, wo sich die Kraft des Basses noch nicht entwickelt hat, so erhält man doch durch diese Anstalten eine Menge von Stimmen, welche für Kirchengesang sich ausbilden. Wo dergleichen Singchöre nicht existiren oder nicht zureichend gebildet sind, da finden sich jetzt an mehreren Orten zahlreiche Singakademien und Musikvereine, welche sich im Vortrage geistlicher Vocalmusiken üben und die besten Werke der ältern Kirchenmusik eifrig studiren, weshalb auch die Musikverleger jetzt häufig ältere kirchliche Gesänge erneuern, und junge Componisten sich dieselben zum Muster nehmen. In Stuttgart und an einigen andern Orten bildeten sich insbesondere die Gemeinden zu vierstimmigem Choralgesang und stellten die dazu gehörigen Übungen an. Dazu kommt, daß der Chorgesang auch Gegenstand des Unterrichts in den Bürgerschulen geworden ist und durch zweckmäßigere Methoden der Jugend lieb gemacht wird. Viele wackere Componisten haben darauf Rücksicht genommen, und begeistert durch den Eindruck, welchen reine Vocalmusik, besonders wenn die Stimmen stark besetzt sind, hervorbringen kann, Lieder, Chöre für Singstimmen gesetzt, die zu den erfreulichsten Erzeugnissen unserer neuesten musikalischen Literatur gehören. Alle diese Umstände lassen hoffen, daß der geistliche Gesang sich in Zukunft wieder emporheben werde; vielleicht gelingt es sogar mit Hilfe jener Vereine, besonders in Kirchen, deren Fonds bisher keine Kirchenmusik gestatteten, die höhere kirchliche Vocalmusik zu Erweckung wahrer Andacht einzuführen, und die glänzende Kirchenmusik durch das Einfachgroße der von reinen Menschenstimmen gesungenen Hymnen, wenn nicht zu verdrängen, doch zu vereinfachen und auf ihren wahren Wirkungskreis zu beschränken, indem die Ausschweifungen derselben ins Weltliche auch den Laien fühlbar und unerträglich werden. Der letztere Punkt ist ein Streitpunkt zwischen dem Verfasser der Schrift von der „Reinheit der Tonkunst“ und dem

Schweizer Nägeli geworden, der die Fortschritte der neuern Musik gegen jenen in Schutz nimmt.

Was die Concertmusik anlangt, so wird ihr Eigenthümliches gewöhnlich in Concertstücke gesetzt, in welchen die Virtuosität auf irgend einem Instrumente sich geltend macht. Was aber diese Virtuosität anlangt, so ist sie nicht nur in der neuesten Zeit auf ihre Spitze getrieben worden, d. h. man hat die höchsten Schwierigkeiten auf irgend einem Instrumente zum Gegenstande des Kunstbestrebens und Genusses gemacht, sondern mit ihr ist auch der Gipfel in der Ausbildung der Instrumentalmusik überhaupt erreicht worden. Es gab nicht leicht ein Instrument, welches in Deutschland nicht virtuosenmäßig behandelt worden wäre, selbst Posaunen, Violon und Mundharmonica, sonst Brummelisen genannt, haben in der letzten Zeit Erstaunungswürdiges leisten müssen. Die Mechanik in der Handhabung der Instrumente wurde zuletzt so hoch getrieben, daß wir Knaben, ja Kinder in dieser Hinsicht anstaunen mußten. In dem Maße aber, als das Virtuosenwesen sich vermehrte, welches in der mechanischen Tonkunst, in der Fertigkeit der Finger, des Bogens, des Athems, der Zunge, das Höchste möglich zu machen sucht, und mithin dahingeht, in der kürzesten Zeit möglichst viele Töne, gleichzeitig und auf einander folgend, so hervorzubringen, daß das Ohr einigermaßen gereizt, und die sehr allgemeinen Anforderungen eines durch bloßes Hören gebildeten Geschmacks befriedigt werden, in dem Maße fing man an einzusehen, daß auch die angestaunte Kunstfertigkeit noch eine größere zu denken übrig lasse, und daß es in der Tonkunst Etwas gebe, was bloßer Fertigkeit unerreichbar ist. Viele sogenannte Dilettanten hatten die Musikübung schon trostlos aufgegeben, da sie sich in Dem, was sie für das Wesentliche der Kunst gehalten hatten, selbst von Kindern übertroffen sahen, bis der Ekel an den leeren Virtuosenkünsten, der tiefere Drang, sein Gefühl in Tönen auszusprechen, und das Beispiel wahrer Künstler ihnen ein edleres Ziel der Nacheiferung und den Gegenstand wahrer Musikliebe zeigten. Wir besitzen nämlich mehre deutsche Künstler, welche bei der größten Herrschaft über das Mechanische der Tonerzeugung doch stets die Fertigkeit nur als Mittel angesehen und die Würde der musikalischen Darstellungskunst unter den Deutschen dadurch aufrecht erhalten haben, daß sie dieselbe von der innern Begeisterung abhängig machten. Diese großen Künstler (s. Deutsche Virtuosen) haben auch dem Concertstück seine wahre Bedeutung erhalten; und wenn der Werth des Concertstücks, gleich dem der meisten Bravourarien, sonst nur darein gesetzt wurde, daß es dem Virtuosen Gelegenheit verschaffte, seine Fertigkeit möglichst vortheilhaft zu zeigen, so haben jene Tonsetzer ihren Concerten nicht nur einen selbständigen Werth gegeben, sondern auch mannigfaltige Formen des Concertstücks erfunden, welche es der monotonen Wirkung entziehen. Betrachten wir aber bei dieser Gelegenheit die virtuosenmäßige Ausbildung der deutschen Instrumentalmusik in Hinsicht einzelner Instrumente, so finden wir, daß dem Pianofortespiel in letzter Zeit die meiste Ausbildung gewidmet worden ist, wozu, außer der Beschaffenheit dieses Instruments überhaupt, vorzüglich die sehr vervollkommeneten Instrumente, die wir besonders aus den wiener Officinen eines Andreas Stein, Streicher, Graf, Lauterer ic. und auch von andern Orten herbeziehen, ferner die verhältnismäßig leichtere Mechanik des Pianofortespiels und der immer neue Zuwachs guter oder wenigstens brillanter Compositionen für das Pianoforte, sehr viel beigetragen haben. In Wien namentlich findet man auch eine Unzahl tüchtiger Dilettanten, welche anderwärts als Virtuosen auf diesen Instrumenten auftreten dürften. Indessen dürfen wir doch nicht unbenutzt lassen, daß der übertriebene Umfang der Pianofortes, besonders in der Höhe, eine leere Klingelei sehr begünstigt und die intensive Ausbildung des Pianofortespiels nicht befördern kann. Die Violine hat große Meister aufzuweisen, aber im Ganzen werden die Orchesterinstrumente in Deutschland schon weniger zum Gegenstande

des Dilettantismus gemacht, weil bei ihnen die Bemühung nicht so bald belohnt wird als beim Pianofortespiel. So mangelt es überhaupt an tüchtigen Spielern für die Streichinstrumente in demselben Maße, als der übertriebene Lärm der Messinginstrumente eine Verstärkung derselben erfordert. Privatübungen in Quartetten für Streichinstrumente haben sich zum Nachtheil wahrer Musikpflege in der letzten Zeit sehr vermindert. Unter den Blasinstrumenten hat die Clarinette gegenwärtig fast den Vorrang, der ihr auch wegen der Mannigfaltigkeit des Tonausdrucks zu gehören scheint; doch wird die süßere, sanfte Flöte, der man jetzt auch größere Fülle und Stärke zu geben sucht, immer ihre Liebhaber behalten. Sehr zu beklagen ist, daß die Hoboe, ein wegen seiner eigenthümlichen Wirkungen in der Orchestermusik so schätzenswerthes Instrument, jetzt so sehr vernachlässigt wird, und daher gute Hoboisten auch in den Orchestern weit seltener sind als Clarinetisten und Flötisten. Der Fagott scheint in der letzten Zeit ebenfalls etwas vernachlässigt worden zu sein; guter und starker Ton ist selten; vielleicht wäre es gut, ihn durch das Serpent im großen Orchester zu verstärken, welches durch die militairische Musik sehr empfohlen worden ist. Die letztere hat auch zur Cultivirung der Posaune Veranlassung gegeben, die vielleicht gegenwärtig ihren Flor erreicht hat; aber leider muß man klagen, daß die Virtuosen dieses Instruments sich aus dem Ganzen zu sehr hervorbringen, und daß die Trompeten in der letztern Zeit an Güte verloren haben. Die Hörner, scheint es, haben durch Stözl's Vorrichtung gewonnen; sonst aber muß man wünschen, daß mit den Messinginstrumenten keine Veränderungen vorgenommen werden, durch welche der Naturton dieser Instrumente sich verlieren könnte. Ein gutes Zeichen der Zeit scheint es zu sein, daß man bei vielen der zuletzt genannten Instrumente von dem alten herkömmlichen Zuschnitte der concertirenden Musikstücke abgegangen ist, und statt das Ohr der Zuhörer jedes Mal mit 3 Sätzen zu quälen, mehre freiere Formen angewendet hat, welche der Natur beschränkter Instrumente zusagen; womit jedoch keineswegs dem geistlosen Quodlibet das Wort geredet werden soll. Die erhabene Orgel steht auch jetzt noch nicht von großen Künstlern ganz verwaist; aber ihr Spiel ist in der letzten Zeit doch weniger kunstmäßig betrieben worden, und es mangelt oft den trefflichsten Orgelspielern theils an Gelegenheit, die Macht und Fülle ihres Instruments in selbständiger Weise zu zeigen, theils an guten Orgeln, da die besten die Werke älterer Meister sind, und neuere Orgelbauer von Ruf wenig Arbeit und Aufmunterung finden. — Die Zahl der Instrumente ist in der neuesten Zeit durch viele neue Erfindungen vermehrt worden, aber nur wenige (z. B. das Terpodion) haben dem allgemeinen Bedürfnisse der Musikliebhaber entsprochen. Die Liebhaberei an der Gitarre endlich hat sehr abgenommen, weil man das Unvollkommene dieses Instrumentes wol mehr eingesehen hat; dagegen ist mit Unrecht die Harfe noch immer im Verfall, und wird es vielleicht so lange bleiben, als die bessern Instrumente, die wir von Paris aus beziehen, zu theuer sind. Wir haben von den Instrumenten und ihrer Cultur zuerst gesprochen, weil diese auf die höchste Gattung der Instrumentalmusik, wir meinen die große Symphonie (s. d.), den bedeutendsten Einfluß gehabt hat. Die Meister, welche sich dieser Gattung gewidmet haben, und dies sind die größten Componisten unserer Nation, haben durch die Anforderungen, welche sie in ihren Symphonien an die Instrumente machten, die deutschen Orchester vorzüglich auf ihre Höhe gebracht. Die sich verbreitende Virtuosenkunst unterstützte diese Anforderungen, und jene Meister konnten daher bald von dem Orchester Leistungen verlangen, welche sonst nur von Virtuosen gefordert worden wären; sie konnten in die Massen der Töne, die ihnen ein solches Orchester darbot, eingreifen, wie ein Meister im Clavierpiel in die Töne seines Pianofortes, auf welchem er im schnellen Fluge phantasirt. Und dies geschah in der That durch Beethoven u. A., welche in dieser Hinsicht unübertroffene Originalwerke aufgestellt ha-

ben. Mit diesen Werken beschäftigt, haben unsere Orchester einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, ja selbst unsere Dilettantenorchester sehen wir jetzt Schwierigkeiten überwinden, welche sonst für unübersteiglich gehalten worden wären. Aber die riesenmäßigen Werke Beethoven's scheinen die Nachfolger in dieser Sphäre abzuschrecken. In den letzten Jahren ist wenig Neues in dieser Gattung erschienen, und reisende Virtuosen, denen es darum zu thun war, durch leichte Waare zu gefallen, verdrängten die große Symphonie und setzten an deren Stelle die meist charakterlose Ouverture (oft eine Einleitung ohne ein Einzuleitendes). Diesem Übel können feststehende Concerte am besten entgegenwirken; aber leider befügt Deutschland nur wenige von der Art, wie die Concertinstitute in Leipzig und Frankfurt. Der Mangel an Aufmerksamkeit einer durch Ohrenkugel verwöhnten Menge für die größern Musikwerke solcher Art, und der daraus hervorgehende Mangel an Unterstützung der Tonsetzer von Seiten der Musikverleger (derselbe Fall findet statt bei der Herausgabe großer Kirchenstücke und Cantaten), welche Ouverturen, leichte Harmonien und Potpourris vor Allem verlangen, möchte jedoch in Zukunft von weit nachtheilignen Folgen sein. Denn es ist klar, daß mit dem Falle der Symphonie die Blüthe der reinen Instrumentalmusik fallen muß. Für das Concert vermissen wir ferner jetzt sehr schmerzlich Cantaten über poetische Texte, in welchen die Concertmusik ebenfalls einen von Kirchenmusik und Theatermusik unabhängigen Charakter entwickeln könnte; aber auch hieran hat wol der Mangel stehender Concerte mit Schuld. Ubrigens mangelt es ebendeshalb nicht minder an Solofängern und Sängerinnen im Concert, und man hat häufig Gelegenheit, zu bemerken, daß die berühmtesten Theatersänger und Sängerinnen am Concertgesange scheitern, weil hier ein selbständiger musikalischer Vortrag erfordert wird, und manche Unfertigkeiten, welche den Bühnensänger begünstigen, hier nicht stattfinden. Zur Aufführung der nur für kleinere Cirkel geeigneten Instrumentalquartette, Quintette u. haben sich an vielen Orten, z. B. in Wien, Berlin, Dresden, Leipzig u., die besten Instrumentalisten, von den Liebhabern dieser feinen Musikgattung unterstützt, vereinigt. Auch fehlt es nicht an guten Compositionen, und die deutschen Musikhandlungen finden bei der Herausgabe derselben, wie überhaupt bei der Herausgabe leicht besetzbarer Instrumentalstücke, noch immer ihre Rechnung, besonders da die bessern Werke dieser Art häufig im Auslande gekauft werden. Auch die wahren Liebhaber der Tonkunst fühlen sich indessen oft genöthigt, über die Componisten zu klagen, daß sie nur für Virtuosen ersten Ranges schreiben und der Wiederherstellung des reinen Kunstgeschmacks durch zu große Rücksicht auf diese selbst entgegenwirken. Für das Privatstudium mangelt es nicht an guten Lehrmethoden für Instrumentalisten, an zweckmäßigen Übungsstücken, besonders für Clavierpiel; aber die Sucht zu glänzen, aus welcher Manche Musik treiben, verleitet oft den Dilettanten, nach dem Schwierigsten und Glänzendsten zu greifen; Andre führt die Liebhaberei an gedankenlosem Ohrenkugel zum Gebrauch schlechter Auszüge aus Opern oder mangelhafter Arrangements, zu denen die neue, aber nicht lobenswürdige Erfindung der Clavierauszüge ohne Worte gehört. Ja wir glauben, daß das ewige Wiederholen arrangerter Musikstücke bei jeder Gelegenheit (beim Krüge und bei Karten), insbesondere aber die Aufführung großer Musikwerke in den sogenannten Gartenconcerten, wo man ohne eigentliche Andacht mithören muß, wie schlecht auch Gesungenes sich oft, von Instrumenten vorgetragen, ausnimmt, der eigentliche Ruin und die Entweihung wahrer Musik sei, weil hier selbst das Höchste der Musik zum Gegenstand flüchtiger Unterhaltung gemacht wird, wo ein Tanz, ein Marsch, eine Serenade und dergleichen am Orte wäre, und weil auch das Beste dadurch verlieren muß, daß es durch unvollkommene Wiederholungen als etwas Gleichgültiges behandelt wird. Bei solcher überhandnehmenden Neigung zu dem charakterlosen Klingklang scheint die ausgeführte Sonate nebst den mit ihr verwand-

ten Gattungen bald verdrängt zu werden. — An Liedercompositionen ist Deutschland, besonders das nördliche, außerordentlich reich, aber selten zeigen die Componisten derselben einen poetischen Geschmack, und öfters ist die schwierige, vollgriffige und viel modulirende Begleitung dem Charakter des Liedes auch widersprechend. Neuerdings sind an mehreren Orten musikalische Gesellschaften zum Vortrage kleiner mehrstimmiger Gesellschaftslieder (besonders für Männerstimmen) errichtet worden, welche den Namen Liedertafeln (s. d.) führen, worin sich der Sinn der Deutschen für das Lied eigenthümlich beurkundet. Dagegen ist die Liebhaberei an Balladencompositionen fast verschwunden. Häufig singen Liebhaber auch Opernstücke am Pianoforte; aber es fehlt doch an Orten, wo keine stehende (besonders italienische) Opernbühne ist, an der Anleitung im Sologesang, welche die Gesangstücke der neuern Opern verlangen. Im Ganzen darf man wol behaupten, daß die edle und, wir möchten sagen, keusche Ausübung der Tonkunst, welche darin besteht, daß der Liebhaber oder der Geweihte in unbelauschter Einsamkeit durch Töne seinem Herzen Ausdruck und Bewegung gibt, seltener ist als sonst, wo die Musik weniger Gegenstand der Ostentation war. — Daß die deutsche Militair- und Tanzmusik, um auch diese Gattung der Instrumentalmusik nicht zu vergeffen, gegenwärtig wenig Eigenthümliches hat, und daß die Deutschen, wie in andern Gebieten, alle fremde Charaktere (französisch, schottisch, polnisch, russisch etc.) durchlaufen haben, kann jedem nur oberflächlichen Beobachter bekannt sein. Hier sucht man gegenwärtig durch Verstümmelung von Opernmelodien den augenblicklichen Forderungen der Mode entgegenzukommen, und allzu oft nur den Ekel zu vermehren, der durch unaufhörliche Wiederholungen pikanter Neuigkeiten zu entstehen pflegt. — Zu den Erscheinungen, aus denen sich die Pflege der Tonkunst beurtheilen läßt, gehören auch noch folgende. In der Theorie der Musik, vornehmlich in der Harmonielehre, sind verdienstliche Versuche gemacht worden, auch diesem Zweige der Wissenschaft die längst vermiste systematische Form zu geben. Hierher gehört Gottfried Weber's „Theorie der Tonkunst“. Während diese zunächst für den Musiker bestimmt ist, sucht Logier's, eines geborenen Deutschen, treffliche Methode des musikalischen Unterrichts, in Verbindung mit einer einfachen Harmonielehre, den Weg zu einer gründlichen Kenntniß und Behandlung der Elemente der Musik allgemein zu machen. Von Berlin aus wirkte seine Thätigkeit auch auf entfernte Provinzen Deutschlands. Daneben stehen viele Versuche, den Gesang in den Volksschulen zu begründen. Wie die Theorie der Musik, so ist auch die Kritik der Musik jetzt kräftiger und geistvoller geworden; eine lange einzigstehende und unter Rochlig's Redaction ehemals mit großem Verdienst wirkende „Leipziger musikalische Zeitung“ ist jetzt durch die von Marx redigirte „Berliner musikalische Zeitung“, was tiefer eindringende, umfassendere und geistvollere Beurtheilung der neuern Erscheinungen in der Musik anlangt, übertroffen worden. Ihr stellen sich das beliebte Journal „Cäcilia“, in welchem man z. B. Gottfr. Weber's Untersuchungen über die Echtheit des Mozart'schen Requiem las, und mehre kleinere musikalische Anzeigebblätter zur Seite. Zum Schluß erwähnen wir noch der sehr vermehrten Musikhandlungen, unter welchen Leipzig allein gegen 8, und unter ihnen 4 der größten Verlagshandlungen hat.

44.

Deutscher Orden, s. Deutsche Ritter.

Deutsche Philosophie. Diese konnte nicht eher auftreten, als bis die deutsche Prosa einen gewissen Grad der Bildung erreicht hatte. So lange die Deutschen ihre philosophischen Werke vorzugsweise in lateinischer Sprache schrieben, schlossen sie sich an die herrschende Philosophie, z. B. der Scholastiker an, oder bestritten dieselbe, seit dem 15. Jahrh., und verbreiteten, wie Philipp Melanchthon, durch ihre humanistische Kenntniß bessere philosophische Ansichten, geschöpft aus den reinen Quellen des classischen Alterthums. (S. Deutsche Literatur und

Wissenschaft.) Die eigentlich deutsche Philosophie charakterisirt sich sowohl durch das rastlose Streben nach Systemen und Ableitung wissenschaftlicher Sätze von einfachen und möglichst umfassenden Principien, als auch durch ihre kosmopolitische Richtung. Sie beginnt mit Leibniz (s. d.), dem ersten philosophischen Genie unter den Deutschen am Ende des 17. Jahrh. Leibniz's Lehre von den angeborenen Ideen, seine Monadologie und Theodicee, sein Streben nach einem höchsten Princip, gaben allen denkenden Köpfen seiner Zeit zu thun. Er legte den Grund zu einem rationalistischen Realismus, welcher sich dem Locke'schen Sensualismus entgegenstellte und das philosophische Wissen auf nothwendige und angeborene Wahrheiten der Vernunft durch Demonstration zurückzuführen suchte. Wolf führte diese Ansicht in der demonstrativen Form des Systems aus, das zu den Zeiten der Regierung Friedrichs des Großen herrschend war. Er stellte schon die philosophischen Wissenschaften in einem deutlichen encyclopädischen Zusammenhange auf; allein der Hauptfehler seiner Philosophie lag darin, daß er die Wahrheit nur in Definitionen und Beweisen (in der demonstrativen Methode) beschloffen glaubte. Seine unzähligen Schüler bildeten diesen Formalismus bis zum Ekel. Er fand an Chr. A. Crusius (seit 1747) und Joh. G. Daries wichtige Gegner, jedoch mehr im Einzelnen als im Ganzen. Unter seinen Anhängern aber finden sich mehre Philosophen, welche einzelne Wissenschaften, besonders Logik, mit Glück ausbildeten, z. B. Lambert, Ploucquet, Reimarus, Baumgarten (s. d.) u. A. Darauf bildete sich von 1760—80 ein Eklekticismus in der Philosophie. Einige folgten bald dem Descartes, welcher die Trennung des Körpers und Geistes zu einem Grundcharakter der neuern Philosophie erhob, bald den psychologischen Forschungen eines Locke, wie Feder, Garve u. A. Durch Hume's Skepticismus und Locke's Prüfung des Verstandes angeregt, suchte endlich der scharfsinnige Denker Immanuel Kant (s. d.) (seit 1780), mit welchem die neueste Philosophie (die zweite Periode der eigentlich deutschen Philosophie) beginnt, die Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens gegen die Dogmatiker fest zu bestimmen, und das Verfahren der Vernunft im Philosophiren, unter Voraussetzung psychologischer Begriffe, zu prüfen, wodurch er das Resultat fand: die menschliche Erkenntniß gehe nicht über das Gebiet des Bewußtseins und der Erscheinung hinaus, und es gebe keine Erkenntniß des Über sinnlichen. Die praktische Vernunft aber, welche kategorisch gebietet, überzeuge uns von Dem, was die speculative nicht beweisen könne. Reinhold suchte diese Kritik in eine Theorie des Vorstellungsvermögens zu fassen, welchen Versuch jedoch Schulze (als Anesidem) mit den Waffen des Skepticismus glücklich bestritt. Obwol nun der Gegensatz des Denkens und Seins durch diese Lehre erst recht grell hervorgehoben wurde, so weckte doch Kant's Kritik den Geist eines freiern Philosophirens unter den Deutschen. Der kühne kräftige Denker Fichte sah, wie diese Philosophie auf halbem Wege zu dem Idealismus stehen blieb, und stellte mit der strengsten Folgerichtigkeit ein System des Idealismus, seine Wissenschaftslehre, auf, in welchem er aus einem Princip, dem Ich, alle Erkenntniß und Wahrheit herzuleiten suchte. An die Kant'sche Subjectivitätslehre sich anschließend, machte Fichte das Ich, das Subject des Selbstbewußtseins, zur absoluten, auch das Object producirenden Thätigkeit, womit eigentlich die Realität der Objecte aufgehoben war. Von Fichte ging Schelling aus, der zu einer neuen Ansicht den Grund legte, als er der subjectiven Idealphilosophie gegenüber, einen objectiven Idealismus oder eine Naturphilosophie aufstellte, in welcher man von der Natur zum Ich aufsteigt, sowie in der ihr gegenüberstehenden Idealphilosophie vom Ich zur Natur fortgegangen wird. Diese beiden Seiten der Philosophie suchte Schelling durch die später ausgebildete Identitätslehre zu verbinden, in welcher das Absolute als Identität des Denkens und Seins, und die intellectuelle Anschauung als die Erkenntniß dieser Identität gesetzt wird. Von

Schelling ausgehend, sucht Hegel (s. d.) nun einen absoluten Idealismus in strenger dialektischer Methode aufzustellen, indem er die absolute Idee, als die sich, als das Absolute, erfassende Vernunft, in ihrer nothwendigen Entwicklung betrachtet, und dieselbe in ihrem Fürsichsein (in der Logik), in ihrem Sein im Andern (in der Naturphilosophie) und endlich in ihrer Rückkehr in sich selbst (in der Philosophie des Geistes) darstellt.

Die bisher angeführten philosophischen Systeme kann man als eine fortlaufende Reihe philosophischer Ansichten und Standpunkte betrachten. Viele andre philosophische Ansichten und Systeme entwickelten sich entweder durch Opposition mit den hier genannten, oder suchten einen der angeführten Standpunkte festzuhalten und die auf demselben liegende Ansicht zu berichtigen, oder in vollkommen ausgebildeter Form darzustellen. Das Letztere gilt z. B. von Fries's neuer Kritik der reinen Vernunft und Krug's transcendentalen Synthetismus, in welchem man alle Hauptlehren der Kant'schen Kritik in systematischer Form verbunden findet. Bardili suchte ebenfalls das Absolute zur Basis aller Philosophie zu machen. Er fand es in dem Denken und wollte daher die Logik zur Quelle realer Erkenntnisse erheben. F. J. Wagner und Eschenmayer suchten Schelling's Lehre theils zu berichtigen, theils weiter zu bilden. In der Reihe eigenthümlicher Denker aber, welche vornehmlich im Gegensatz gegen die obigen Ansichten die ihrige entwickelten, gehören Jacobi durch seine Gefühls- und Glaubenslehre, nebst Köppen, und mehre seiner Schüler, ferner der hier sich anschließende Rationalismus Bouterwoks, der auf den Glauben an die Vernunft gebaut ist; Platner's und Schulze's bedingter Scepticismus und Herbart's scharfsinnige metaphysische Bruchstücke, die meist als Kritik andrer Systeme erscheinen. Die meisten dieser zuletzt angeführten philosophischen Ansichten fallen, wenigstens ihrer Ausbildung nach, noch in das erste und zweite Decennium des gegenwärtigen Jahrh., und es verdient bemerkt zu werden, daß die Forschungen der Deutschen im Gebiete der philosophischen Wissenschaft sich in demselben Zeitpunkte um so tiefer und vielseitiger entwickelt haben, in welchem sich die größten politischen Ereignisse drängten, und eine fast weitereobende Kühnheit auch Deutschlands politische Selbstständigkeit gefesselt hielt. Die ebenso großen Ereignisse, durch welche die Herrschaft des Welteroberers gestürzt wurde, und das wieder erwachte Streben und Drängen der von einander getrennten und vom fremden Druck entfesselten Länder nach einem neuen selbständigen politischen Leben, scheinen dagegen mit ganz entgegengesetzten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Philosophie zusammenzuhängen. Von der einen Seite bemerkt man, daß gegenwärtig keine der angeführten philosophischen Ansichten eigentlich herrschend ist, und die Meisten, welche sich mit Ausbildung und Mittheilung philosophischer Lehren beschäftigen, sich entweder an eine der eben genannten Hauptansichten, welche die neuere Periode der deutschen Philosophie hervorgebracht hat, oder an irgend eine frühere anschließen, dieselben nach Form oder Inhalt, im Ganzen oder Einzelnen, kritisch oder dogmatisch entwickeln und ausbilden, und nach denselben einzelne Disciplinen, z. B. Moral, Aesthetik, bearbeiten; oder die von Kant vorausgesetzte psychologische Grundlage zu berichtigen und die Philosophie auf dem Wege der Erfahrungsseelenlehre zu begründen suchen, wie neuerdings z. B. Beneke. Und in der That ist die psychologische und anthropologische Richtung unter unsern Philosophen durch den Gegensatz der willkürlichen Speculation seit Kurzem sehr lebhaft hervorgerufen worden, wie man auch aus den zahlreichen Schriften über Anthropologie und Psychologie abnehmen kann, welche in den letzten Jahren erschienen sind. Mit dieser psychologischen Richtung ist die historische Ansicht der Philosophie und die fleißige Bearbeitung der Geschichte der Philosophie zusammenhängend, indem die Verschiedenheit und der Streit speculativer Ansichten den Geist zur Recapitulation des Vorhandenen, zur Betrachtung über den Zusam-

menhang der gleichzeitigen und aufeinanderfolgenden Ansichten und über die Fortschritte in der Entwicklung der Wissenschaft führen mußte. Aber aus der historischen Ansicht der Philosophie entwickelt sich bei Schwäche des Verstandes leicht Lauheit und Indolenz; man sagt, an einer Wissenschaft, über deren Principien man sich noch immer streiten könne, müsse überhaupt wol wenig Wahres sein. In Wahrheit ist diese gemeine Ansicht im Publicum neuerdings sehr häufig geworden, und es ist nicht zu leugnen, vielleicht durch den gegenwärtigen Zustand der philosophischen Literatur erwiesen, daß sich das wissenschaftliche Studium jetzt entschieden mehr zu dem Positiven und Historischen hinneigt als zu den Systemen der Philosophie; ja man möchte fast behaupten, daß in Beziehung auf dieselben ein Zustand der Abspannung eingetreten, welcher bloß der Kritik, und der Anwendung der in Umlauf gekommenen philosophischen Ansichten auf die Bearbeitung einzelner Wissenschaften günstig ist, was sich besonders in den Naturwissenschaften, in der Heilkunde, Rechtswissenschaft und Theologie bemerken läßt. Viele haben den Wechsel der Systeme unter den Deutschen mit oder ohne Miß getadelt. Gewiß aber ist es, daß über die Wahrheit einer umfassenden Ansicht nur dann vollkommen geurtheilt, und selbst der Irrthum deutlicher erkannt werden mag, wenn sie sich in Form des folgerechten Systems dargelegt hat; und dies war dies Bestreben des gründlichen Deutschen. Je mehre und verschiedene Systeme dann auftraten, desto umfassender wird die Einsicht des Denkers. Welche die Nachtheile weit überwiegende Vortheile mußte also der Deutsche von seinen Systemen erhalten! Dazu kommt, daß nicht nur die einzelnen philosophischen Wissenschaften, sondern alle Wissenschaften überhaupt durch diesen streng philosophischen Geist eine höhere Gestalt gewonnen haben, und von keiner andern Nation so sehr als ein einziges organisches Ganze dargestellt worden sind als von den Deutschen, ja überhaupt kein wichtiger Gegenstand der Menschheit bei ihnen ohne wissenschaftliche Bearbeitung geblieben ist, wie oft auch die Anwendung der jedesmal herrschenden Systeme auf dieselben zu lächerlichen Seltsamkeiten, Ausschweifungen und geschmackloser Pedanterei verleiten mußte; daß endlich eben darum keine neuere Nation einen solchen Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung in Europa geäußert hat als sie. Von ganz entgegengesetzter Wirkung ist das seit kurzem herrschende encyclopädische Streben, welches jetzt auch in die Philosophie einschleicht und mit schmeichelnder Popularität der Oberflächlichkeit großen Vorschub thut. — Unter denen, welche sich Philosophen nennen, wenden jetzt Viele der praktischen Sphäre ihre Thätigkeit zu, und die Krisis, in welcher sich die Staaten der alten Welt gegenwärtig befinden, ladet sie ein, aus dem abstracten Gebiete, in welchem sie vorher lebten, in die Wirklichkeit herabzusteigen, um ihre Theorien zur Anwendung zu bringen, oft ohne die gehörige Kenntniß der gegebenen Verhältnisse, auf welche die Anwendung zu machen ist. Viele endlich verschmähen auch diese praktische Wirksamkeit der Philosophie, welche die Wichtigkeit der öffentlichen Verhältnisse veranlaßt, und suchen die Philosophie mit den theologischen Dogmen in Übereinstimmung zu bringen, weshalb man den Unterschied christlicher und unchristlicher oder heidnischer Philosophie jetzt öfter als früherhin hört; oder sie werfen sich, an allem philosophischen Forschen verzweifelnd, mit frömmelnder Sehnsucht dem blinden Glauben in die Arme. Solche Verschiedenheit der Ansicht herrscht gegenwärtig in der Philosophie und über dieselbe in Deutschland. Überdies ist der gegenwärtige Stand unserer Kritik dem gründlichen Fortschreiten in der Philosophie nicht eben günstig. Nicht zu gedenken, daß in den meisten literarischen Blättern die ärgste Parteilichkeit und weniger ein Streit der Ansichten als der Personen herrscht, und daher fast jedes kritische Institut einige tüchtige Schreiber hat, welche die Parole ihrer Partei unermüdet ausrufen, so ist auch gegenwärtig ein solches Mißverhältniß zwischen Lesen und Schreiben eingetreten, daß es bei Recensenten, welche von Amts wegen viel lesen müssen, sehr selten zu einem gründlichen

Lesen kommt. Aus diesem Grunde wird man eine tiefere Beurtheilung aufgestellten Ansichten, welche bis auf die Grundlage derselben ginge und mehr als einen flüchtigen Wis oder eine trockene Bemerkung darüber enthielte, in unsern meisten Journalen oft vergebens suchen. Überhaupt legt man jetzt mehr Gewicht auf Schreiben als auf das Forschen; daher so vieles Oberflächliche und Unverbaute auch in der Philosophie, daher jenes Streben nach einer flachen Popularität, die sich klare Lebensansicht zu nennen beliebt, und daher besonders in praktisch-philosophischen Schriften, wie z. B. in der Masse von Broschüren über Staatsverhältnisse, mit welchen unsere Literatur jetzt überschwemmt wird, das Buhlen der Schriftsteller um die öffentliche Meinung, um die Sucht, den Geist der Zeit in abgedroschenen Gemeinprüchen zum Reben zu bringen. Überall aber, wo die gründliche Forschung nicht vielseitige Empfänglichkeit und die ihr gebührende Prüfung gefunden, hat sie sich allmählig verloren, weil die Wissenschaft nur durch rege Wechselwirkung der Geister gedeiht. — Nicht minder ungünstig als die Kritik und das literarische Treiben überhaupt, ist der gründlichen Behandlung der Philosophie gegenwärtig die Beschaffenheit des akademischen Studiums. Meist noch unreif, und zwar mit einer Masse grammatisch-historischer Sprachkenntniß, welche man Philologie nennt, ausgerüstet, aber ohne alle oder ganz unzureichende Vorbereitung zur Philosophie, tritt die größere Zahl der Studirenden in die philosophischen Hörsäle, beeilt sich, Logik und Psychologie oder Naturrecht zu hören, um so schnell als möglich an die „Brotwissenschaften“ zu kommen, zumal da in den meisten deutschen Ländern philosophische Prüfungen nicht eingeführt, und Logik und Naturrecht fast die einzigen philosophischen Disciplinen sind, welche gehört zu haben man bescheinigen muß. Diesem Eilpoststudium huldigen viele Lehrer, denen es nicht wahrer Ernst um die Sache ist, und sie sind im Stande, alle philosophische Disciplinen in weniger als Jahresfrist, mit Einrechnung langer Ferien, glücklich abzuthun, wodurch jedem gründlichem Studium der Raum benommen wird. Und doch müssen sich die Meisten, welche das akademische Studium durchlaufen, mit solchem philosophischen Unterricht auf Lebenszeit begnügen, da die Wenigsten auf ein gründliches Privatstudium der Philosophie Zeit, Lust und Kräfte zu wenden haben. Hieraus geht hervor, wie Noth es gegenwärtig thut, dem philosophischen Unterricht auf Schulen und Universitäten größere Aufmerksamkeit zu widmen, damit uns nicht die edelste Grundlage aller humanen Bildung verloren gehe. 44.

Deutsche Poesie. Auch in ihr offenbart sich der Charakter der Deutschen (s. Deutsche Literatur und Wissenschaft), vorzüglich durch geistvolle Tiefe und Gemüthlichkeit in einer kräftigen, bildsamen und bedeutungsvollen Sprache. Ihre Entstehung, wie überall, viel älter als die der Prosa, fällt in Zeiten, wo die übrigen neuern Sprachen entweder noch gar nicht vorhanden, oder in Europa noch nicht eingewandert, oder in tiefer Nacht verborgen waren. Wir nehmen die drei im Artikel Deutsche Literatur bezeichneten Zeiträume auch für die Geschichte der deutschen Poesie an. I. Die Lieder der alten deutschen Sängers, von denen uns Tacitus erzählt, gewöhnlich, wenn auch fälschlich, Wardeulieder genannt, sind verschollen. Sie vertreten bei dem der Schreibekunst nicht mächtigen Volke die Stelle der Annalen und Chroniken und pflanzten das Andenken großer Helden und Fürsten fort. Ob solche Lieder es waren, die Karl der Große sammeln und aufschreiben ließ, ist vermuthet, aber nicht bewiesen worden. Doch auch von diesen Denkmälern hat sich Nichts erhalten, es müßte denn das Bruchstück aus dem Hildebrandsliede, welches die Gebrüder Grimm aus einer kasseler Handschrift bekanntgemacht haben (Kassel 1812), dahin zu rechnen sein. Nach der Einführung des Christenthums in Deutschland, und namentlich seit Karl dem Großen, bietet die deutsche Poesie fast nichts als biblische Übersetzungen und Paraphrasen dar, die meisten nur als Sprach-

denkmäler werthvoll. Dittfried's „Evangelienharmonie“ in kurzen vierzeiligen Reimstrophen aus Ludwigs des Deutschen Zeit ist unter diesen biblischen Gedichten das bedeutendste. Das erste deutsche Lied feiert den Sieg des Westfrankenkönigs Ludwigs III. über die Normannen (881), und aus den Zeiten Kaiser Heinrichs IV. hat sich der Lobgesang auf dessen Erzieher, den heiligen Anno, Erzbischof von Köln, in niederrheinischer Mundart erhalten. In den übrigen Gedichten, die wir angeführt haben, herrscht die oberdeutsche Mundart, und namentlich die fränkische.

II. Die Regierung der schwäbischen Kaiser aus dem Geschlechte der Hohenstaufen nimmt den ersten Theil dieses Zeitraums ein, das eigentliche Blüthenalter der romantischen Ritterpoesie und des Minnegesanges, gewöhnlich das schwäbische Zeitalter auch in der Geschichte der Poesie genannt, theils wegen jener Kaiserherrschaft, theils weil die meisten und vorzüglichsten Dichter dieser Periode alemannischer Abkunft waren, theils weil die schwäbische Mundart, als die gebildetste und reichste, die allgemeine Sprache der Poesie geworden war. Der zunehmende Wohlstand Deutschlands und die dadurch beförderte Cultur, die nähere Bekanntschaft mit Italien und Frankreich, vorzüglich mit der gesangreichen Provence, die Kreuzzüge, welche dem ritterlichen Geiste der Deutschen einen schwärmerisch-romantischen Schwung gaben, der edle Kunstsinne des Hohenstaufischen Kaiserstammes bewirkten mit manchen andern kleinern Förderungsmitteln die schnelle und reiche Entwicklung der Poesie in diesem Zeitraume. Deutsche Kaiser und Fürsten sangen selbst Minnelieder oder schmückten ihre Höfe mit den Liedern einheimischer und fremder wandernder Sänger, und poetische Wettspiele (Krieg auf der Wartburg) wechselten mit Turnieren. Dem Beispiele der Fürsten folgten die Ritter, und die Poesie trat auf diese Weise als ein wesentlicher Bestandtheil in das Leben und die Sitte der höhern Stände ein. Die Reihe der Minnesänger oder Minnesinger, d. h. der Säger der Liebe, beginnt mit Heinrich von Veldeke (1170), und man kennt die Namen von beinahe 300 Dichtern, welche in diesem kurzen Zeitraume die Liebe, die Frauen und ritterliche Ehre und Kunst in Liedern gefeiert haben. Eine von dem züricher Ritter Rüdiger von Manessa um 1313 veranstaltete Sammlung enthält ihrer 140 (herausgeg. von Bodmer und Breitinger, Zürich 1758—59, 2 Bde., 4.). Als die berühmtesten nennen wir Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Hartmann von der Aue, Ulrich von Liechtenstein, Gottfried von Strassburg, und einen der letzten, Konrad von Würzburg. Die meisten Minnesänger haben sich auf Das beschränkt, was dieser Name bezeichnet: sie besingen die Liebe und ihre Geliebten in lyrischen Weisen, voll Armut, Zartheit, Tiefe und Wärme der Empfindung, jedoch, bei aller romantischen Schwärmerci, nicht überall ohne sinnlichen Reizgeschmack. Aber viele unter ihnen haben auch große epische Gedichte geschrieben, theils nach vaterländischen, theils nach fremden Stoffen. Der vaterländische Sagenkreis, zum Theil wol noch Erinnerungen aus der heidnischen Vorwelt mit sich führend, bewegt sich in den Stürmen und Zügen der großen Völkerverwanderung, und Attila der Hunnenkönig (Egel) und Theodorich der Gothenkönig (Dietrich von Bern) sind die Haupthelden desselben, deren geschichtliche Herkunft am sichersten nachgewiesen werden kann. Die Gedichte aus diesem Sagenkreise sind: das große Nationalepos, das „Nibelungenlied“, das Werk eines unbekanntem, aber ewigen Ruhms werthem Sängers aus der schönsten Blüthenzeit der Ritterpoesie, und die von verschiednem Verfassern herrührenden größern und kleinern Gedichte des sogenannten „Heldenbuches“. (S. beide Art.) Die fremden Stoffe sind größtentheils provencalische, nordfranzösischen und albritannischen Ursprungs, nämlich die Sagen von Karl dem Großen und seinen Paladinen, und von der Tafelrunde des Königs Artus und dem heiligen Graale (d. h. Sang royal, der Schlüssel, aus welcher der Hei-

land das heilige Abendmahl genoss, und welche nachher dessen Blut aufnahm). Unter den Gedichten aus diesem Fabelkreise zeichnen sich vorzüglich aus: Wolframs von Eschenbach „Markgraf von Narbonne“, „Titurel“ und „Parzival“, Gottfrieds von Strassburg „Tristan“, Hartmanns von der Aue „Ivain“ u. A. m. Endlich bearbeitete man auch die antike Sage und Geschichte, jedoch in ritterlich modernem Gewande. Dahin gehört Heinrich von Veldeke's „Fiebt“ und „Der trojanische Krieg“ des Konrad von Würzburg. Mit Rudolf von Habsburg und der ihm folgenden unruhvollen Zeit des Faustrechts beginnt der Verfall des eigentlichen Ritterthums in Deutschland und der ihm eigenthümlichen und von ihm untrennbaren Poesie. In der Übergangsperiode des Minnegesanges und der Ritterpoesie zu dem Meistergesange und der bürgerthümlichen Dichtkunst finden sich einige didaktische und satyrische Werke von Bedeutung, namentlich „Der Renner“ des Hugo von Freyberg (um 1300) und die Fabeln des Boner, „Der Edelstein“ betitelt (um 1324). Die epische Poesie geht zu den Reimchroniken über, und die alten Rittergedichte werden zu prosaischen Volksbüchern verarbeitet. Die Gesangkunst, vorher ein freies Eigenthum der gebildeten Stände und vorzüglich der Ritter, wird, durch zünftige Regeln und Gesetze beschränkt, in den Meistersängerschulen eingeschlossen gehalten. Diese Schulen bildeten sich um die Mitte des 14. Jahrh., namentlich in Nürnberg, Strassburg und Mainz, als ein Mittelglied zwischen Akademien und Handwerkszünften aus, und die Handwerker würdigten die poetische Kunst zu handwerksmäßiger Reimerei herab. Nichtsdestoweniger gingen aus diesen Instituten, wenn auch nicht als Ergebnisse ihrer zünftigen Thätigkeit, ein Hans Sachs, und schon vor ihm die ersten Reime des deutschen Theaters in den Fastnachtspielen des Hans Rosenblüt und Hans Folz hervor. Überhaupt wurde in dieser zweiten Hälfte des zweiten Zeitraums nur eine Dichtungsart mit entschiedenem Glück behandelt, nicht ohne Einfluß des großen geistigen Umschwunges, welcher endlich die Reformation herbeiführte, nämlich die moralisch-satyrische. Wir nennen zum Belege dafür den „Reineke Fuchs“ des Heinrich von Alkmar, das weltberühmte „Narrenschiff“ des Sebastian Brandt, Thomas Murners „Narrenbeschwörung“ und „Schellenzunft“, Kollenhagens „Froschmäusler“ und den deutschen Rabelais, Johann Fischart. Es offenbart sich in dem Zeitalter der Meistersänger eine überschwenglich komische und satyrische Laune, wie sie kaum zu einer andern Zeit unter den Deutschen zu finden ist, und sie zeigt sich unter der eigenthümlichen Form gutmüthiger Drolligkeit und Derbheit, welche den Deutschen angehörte. Als ein tüchtiger Repräsentant dieser Volkslaune ist der Eulenspiegel aufzuführen. In diesen Zeitraum gehören, wie schon oben bemerkt worden, die originellen Anfänge der dramatischen Literatur der Deutschen (seit der Mitte des 15. Jahrh.), welche wir der Schule der Meistersänger zu Nürnberg verdanken. Vorher kannte man nur die Mysterien, Dramatisirungen biblischer Geschichten, größtentheils in lateinischer Sprache. Hans Folz, ein Barbier, Rosenblüt u. A. führten die Fastnachtspiele ein (s. d.). Sie übertrifft der geniale und erfindungsreiche Hans Sachs (1494 — 1576), vielleicht neben dem Spanier Lope de Vega der fruchtbarste Dichter, dem auch ein Wieland und Göthe ein Denkmal zu setzen nicht unter ihrer Würde achteten. Andre Volksdramen, wie z. B. „Faust“, blieben ungedruckt. Diese dramatischen Versuche scheinen vorbereitet worden zu sein durch die im 13. Jahrh. sich ausbildenden deutschen Volkslieder, welche durch die Mannigfaltigkeit im Stoffe, indem sie sich auf alle Stände, Stimmungen und Lagen des damaligen Lebens beziehen, ferner durch ihren sinnlichen, handelnden Charakter und ihre ungezügelte Freiheit, Frische und Munterkeit, eine in dieser Art neue Erscheinung darbieten. Sie sind jedoch, wie auch andre lyrische Gedichte, z. B. die trefflichen Kriegslieder Veit Webers

(1476), kein Erzeugniß der Meistersängerschulen. Im 14. und 15. Jahrh. war das Singen und Musciten dem deutschen Volke Bedürfniß geworden. Dies erzeugte eine in allen Classen verbreitete Volkspoesie, welche auch den geistlosen handwerksmäßigen Meistergesang gewissermaßen verdrängte. Im 17. Jahrh. schadete ihnen die wachsende Gelehrsamkeit und der Ruin des Wohlstandes. In diesem Zeitraume (15. und 16. Jahrh.) fangen auch die epischen Gedichte an, allegorisch und historisch zu werden, z. B. Melchior Pfinsing's „Teuerdank“, welcher Maximilian I. zum Helden hat, und die Form der Prosa anzunehmen, wodurch der jetzt sogenannte Roman vorbereitet wurde; aus den größern romantischen Gedichten hatten sich früher schon kleinere, als Romanzen und Balladen, abgesondert. Aus den erstern entstanden die deutschen Volksbücher: „Die Melusine“, „Morgane“ und viele andre, welche bis auf unsre Zeiten das Volk ergötzt haben; unter ihnen sind einige Originale, wie der berühmte „Till Eulenspiegel“.

III. Groß wie ein Heros steht der kräftige Luther in dem dritten Zeitraume als religiöser Sänger da, „dessen Worte Schlachten sind“. Eine neue Zeit begann, als die romantische verschwand, und mit ihr die neuere Poesie, an deren Spitze ein achtungswerther Deutscher, Martin Opitz von Hoberfeld (geb. zu Bunzlau 1579, starb 1639) mit der sogenannten schlesischen Dichterschule steht. Sein kräftiger Vorläufer war Rudolf Weckherlin (1584—1651). Das Nationalepos der Deutschen war vergessen, seit das öffentliche und das bürgerliche Leben sich im entschiedensten Gegensatze der alten Ritterzeit entwickelte; sonach war der Dichter auf lyrische Darstellung fast beschränkt, und die Gelehrten deuteten hin auf die Muster des Alterthums. Die Deutschen fingen nun an, nach classischen Mustern oder solchen, die man dafür hielt, namentlich nach Franzosen und Holländern, zu dichten, bis diese Nachahmung auf die Nachahmung der Nachahmer herabsank, und die Gallomanie die deutsche Poesie in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. in ihrer tiefsten Erniedrigung zeigt. In diesem Zeitabschnitte finden wir viele Deutsche, welche in lateinischer Sprache dichteten, wie ein Jak. Balbe (1603—62), und auch mehre ausgezeichnete deutsche Dichter, wie Flemming, Dach u. m. A., haben auch lateinische Verse hinterlassen. Opitz ist durch die Einführung der Sylbenmessung statt der Sylbenzählung und durch die Begründung eines eignen poetischen Styls der Vater der neuern deutschen Dichtkunst geworden; sein poetisches Talent war reich genug, um durch das Eigenthümliche desselben die deutsche Poesie zu beleben und zu bereichern. Seine lyrischen Gedichte sind das Trefflichste. Zu seinen geistreichen Nachfolgern, worunter viele religiöse Lieberdichter bekannt sind, gehören Paul Flemming (1606—40), Sim. Dach (1605—59), A. Eschering (1611—59), Paul Gerhard (1606—76), F. v. Logau (1604—55), A. Gryphius (1616—46), Johann Rist (1607—67), Georg Phil. Harsdörfer und Joh. Klai, die Stifter des Blumenordens. Überhaupt fallen in diese Zeit eine Menge poetischer Gesellschaften, z. B. die fruchtbringende, welche 1616 vom Fürsten Ludwig von Anhalt gestiftet wurde, der Blumenorden der Pegnischäfer, welcher 1644 zu Nürnberg gestiftet wurde und noch jetzt dem Namen nach vorhanden ist, u. A., deren Dasein das gemeinschaftliche Streben nach einem festen Mittelpunkte in der Poesie und Sprache bewährt. Doch arteten viele in kleinliche Correctheit und Ziererei aus. Mit der politischen Bedeutung Deutschlands, seit dem dreißigjähr. Kampfe durch Frankreich's Übergewicht, sank auch die deutsche Poesie wieder herab, die man durch gezielte Nachahmung der Ausländer auszubilden strebte; dies geschah vorzüglich durch Chr. Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—79), einen witzigen, aber gemüthlosen Dichter, der den Geschmack des Marino und Ähnlicher einzuführen suchte. Er ward von seinen Zeitgenossen angefaunt. Aber jetzt war die Dichtung schon zu einem losen Schmucke, zu einer lügenhaften Maske herabgesunken, sie bestand in einem schwülstigen Bil-

Gattung der Poesie blieb unversucht, und neue (z. B. das ländliche Epos) wurden erfunden.

Zur Bezeichnung der höchsten Blüthe der deutschen poetischen Literatur genügt es, die Namen Herder, Göthe, Schiller anzuführen. Wenn man die Fülle Dessen, was diese 3 Heroen geschaffen und gewirkt haben, überschaut so möchte man glauben, die Geschichte großer Zeiträume in ihnen personificirt dargestellt zu finden. Der Reichthum und die biegsame Beweglichkeit der deutschen Sprache errangen in dieser Periode durch die Nachbildung fremder Dichtwerke fast aus allen bekannten Sprachen der alten und neuen Welt den höchsten Grad, und die Namen Boß, A. W. Schlegel, Gries, Streckfuß erinnern an die glänzendsten Erscheinungen auf diesem Felde. Der Zweck dieser Übersicht erlaubt keine einzelne Musterung Dessen, was die deutsche Poesie in jeder einzelnen Gattung der Poesie bis zu Ende des 18. Jahrs geleistet hat. Wir verweisen daher theils auf die Übersichten dieser einzelnen Gattungen, theils auf die biographischen Artikel, welche hier einschlagen. Der Verfall von Deutschlands Macht und Verfassung, während ein benachbartes Reich sich im Kampfe erhob und dem ganzen deutschen Vaterlande Vernichtung androhte, konnte nicht ohne Einfluß auf den Gang der Poesie, sowie überhaupt auf Kunst und Literatur, bleiben. Der Deutsche, äußerlich erschüttert und innerlich in seiner tiefsten Nationalität angegriffen, flüchtete aus der drängenden und niederschlagenden Gegenwart in das herrliche Alterthum seines Volkes zurück, Trost und Ergebung suchend in den Sagen und Gesängen, welche aus jenen Fernen als lebendige Zeugen herüber tönten. Andre gingen den verwandten Nachklängen des romantischen Mittelalters in Italien, Spanien und dem hohen Norden nach, und so bildete sich aus der Zeit heraus jene oft in zeitwidrige Alterthümelei und welsche Süßlichkeit und Ziererei freilich ausgeartete, aber doch ursprünglich und im Allgemeinen den Geschmack erweiternde, kräftigende und reinigende Schule der neuen Romantiker. Unter ihnen glänzen als Kritiker die beiden Schlegel und L. Tieck hervor. Die bedeutendsten Erscheinungen der neuesten deutschen Poesie stehen mittelbar oder unmittelbar unter dem Einflusse der durch diese Männer bewirkten Geschmacksrevolution, und von den ganz selbständigen und nur aus sich selbst erklärbaren Geisteswerken möchten wol nur die von Jean Paul eine Auszeichnung in einer Gesamtübersicht der deutschen Poesie verdienen. Ein gewisser Stillstand, ein Fortbauen auf alten Grundlagen, ein Weiterspinnen abgerissener Fäden, ist in dem Zustande der vaterländischen Dichtkunst zu Anfange des neuen Jahrhunderts nicht zu verkennen, und die überhandnehmende Ausländerei, die encyclopädische Sammelsucht und das anthologische Zusammentragen aus alter und neuer Welt zeugt von eigener Erschöpfung. Daher fragt jeder Gebildete mit Fug: Was wird nun kommen? — Zwar hat es nicht an einzelnen beifallswürdigen Bestrebungen gefehlt, und wir würden ungerecht sein, wenn wir nicht bekennen wollten, daß manches Erfreuliche, die nächste Zeit gewiß überdauernde, daraus hervorgegangen sei; aber darum wollen wir nicht in eigenliebiger Verblendung über unleugbare Mängel hinwegsehen oder wol gar da Vorzüge erblicken, wo das unbefangene Auge, bei aller Neigung, das Bessere herauszufinden, nur Unvollkommenes und Tadelnswürdiges erblickt. Es gibt Zeiträume in der Literaturgeschichte eines jeden Volks, in welchen die schöpferische Kraft desselben wie erstorben, und der lebendige Geist, der in eignen, selbständigen Erzeugnissen sich kundthut, wie untergegangen erscheint. In solchen Zeiten pflegt die geistige Kraft sich an dem Vorhandenen zu üben. Das Bekannte wird geprüft und gesichtet, wol auch nach dem Geschmacke der Zeit zugerichtet; das Alte, minder Bekannte wird aus dem Dunkel hervorgezogen, erläutert und umgestaltet, Alles aber, Altes und Neues, zu einem Gegenstande kritischer Verurtheilung gemacht. Dahin gehören die encyclopädischen Bestrebungen der Zeit, die Verbreitung und Vereinigung

classischer Werke zu großen Sammlungen in wohlfeilen Taschenausgaben, die Übersetzungsfucht etc. Der menschliche Geist kann und will nicht ruhen; ist er nicht mehr fähig, Neues zu schaffen, so will er mindest das Bestehende erhalten oder durch Prüfung und Sichtung Neues vorbereiten. Dies dauert so lange, als die Ahnung des Bessern nicht ganz verloren gegangen. Wir berufen uns statt alles Beweises auf bekannte Thatfachen unserer eignen frühern Literaturgeschichte. Ob auch uns eine solche Zeit nahe bevorstehe, oder ob sie wol gar bereits angebrochen sei, lassen wir unentschieden; aber Das dürfen wir uns nicht verhehlen, daß viele tüchtige Kräfte nöthig sind, um sie lange noch von uns fern zu halten. Die Lobredner der Zeit verweisen auf die Menge poetischer Erzeugnisse, die alljährlich zur Freude des müßigen Haufens im Norden und Süden Deutschlands die Presse verlassen und in Tageblättern und Taschenbüchern zur Schau liegen. Aber wie wenig des wahrhaft Selbständigen und Eigenthümlichen möchte da eine strengere Sichtung übrig lassen! wie Weniges davon möchte zu einer Begeisterung hinreißen, wie die, von der eine nicht längst verfloßene Zeit so häufig Zeuge gewesen! Niemand schelte die Lesewelt und sage, sie wolle es nicht anders, sie begehre nur leichten, flüchtigen Genuß und verschmähe die Fessel des wahrhaft Schönen. Mit welcher Liebe hat sie jede neue Erscheinung begrüßt, die etwas mehr als die gemeine Dürftigkeit zur Schau trug! Mit welcher lebendigen Theilnahme hat sie die ersten Gaben Müllner's, das geistige Vermächtniß Ernst Schulze's in Empfang genommen! Sie glaubte in ihnen glückliche Vorzeichen einer bessern Zeit zu sehen, und hieß sie willkommen. So allgemein verbreitet ist das Gefühl der Unzulänglichkeit Dessen, was die Gegenwart bietet, und die Sehnsucht nach würdigen Leistungen. Daher gewiß zum großen Theil der Eifer, mit welchem das längst Vergessene hervorgesucht, das Zerstreute vereinigt, das Untergegangene aufs neue ins Leben gerufen wird. Was von älterer deutscher Poesie irgendwo noch ungekannt vorhanden ist, wird fort und fort aufgespürt und zu allgemeiner Kunde gebracht; Volkslieder, die als bedeutsame Stimmen untergegangener Tage alle Achtung verdienen, werden mühsam gesammelt (Sammlungen von Meinert, von Schottky und Ziska), alte Sagen und Märchen, in denen oft allein die Poesie einer ganzen Zeit niedergelegt ist, vom Untergange gerettet (Sammlungen der Brüder Grimm), halbvergeßene Dichterwerke einer spätern Zeit, mit zweckmäßiger Auswahl des Bessern, in neuen Ausgaben der Lesewelt näher gebracht („Flemming's Gedichte" von G. Schwab und W. Müller's „Bibl. deutscher Dichter des 17. Jahrh.", Hagen's „Gottfried von Strasburg", Dess. und Primisser's „Heldenbuch", Büsching's „Hans Sachs", Münch's „Hutten" etc.), und auch wol neuere Dichterwerke, mit dankbarer Anerkennung ihres Verdienstes, zu vollständigen Sammlungen vereinigt, aufs neue in Umlauf gesetzt. Wo die Gegenwart volle Befriedigung gewährt, da mag sich wol dann und wann die Vorliebe Einzelner dem Vergangenen zuwenden, aber nie wird die letztere so zur herrschenden Neigung werden, wie dies in unsern Tagen unleugbar der Fall ist. Damit scheint uns die kritische Sichtung der Zeit auf das Innigste zusammenzuhängen. Es ist noch nicht gar lange her, daß Deutschland an einigen wenigen namhaften kritischen Instituten genug hatte; jetzt sehen wir nicht nur die Anzahl der eigentlichen Recensiranstalten bedeutend vermehrt, sondern auch den fliegenden, der leichtesten Unterhaltung gewidmeten Tageblättern, die sich bis dahin mit gelegentlichen Anzeigen und Theaterkritiken begnügt hatten, beurtheilende Beiblätter hinzugefügt, sodas wir in Kurzem für jede Art einsamer und geselliger Unterhaltung, für Theatrische, Caffeehäuser, für feinere Conversationscirkel, Gelehrtenzimmer und Tabernen besondere kritische Blätter aufzuweisen haben werden. Ob die so vervielfältigte Gelegenheit, auch bei mittelmäßiger Kraft vor aller Welt den Richter zu spielen, der Kritik selbst erspriesslich gewesen oder künftig sein werde, kann hier füglich unerörtert bleiben; wenn uns aber dabei oft eine wehmüthige Erinnerung an die

geistreichen Wortführer einer frühern Zeit, die mindeſt wußten, was ſie wollten, angewandelt hat, und wenn dieſe Empfindung nur noch verſtärkt wird durch das einzelne, obwol ſeltene Treffliche, was hier und da ſich darbietet, ſo bedarf auch dieſes wol keiner Erklärung. Könnten uns dieſe Thatſachen zuſammengenommen leicht in dem Glauben beſtärken, als neige es ſich wirklich mit dem freien poetiſchen Schaffen unter uns bereits zum Ende, ſo belebt wieder manches Preiswürdige, was die jüngſte Zeit zum Vorſchein gebracht, aufs neue den Muth und die Hoffnung. Und ſo wenden wir uns denn ſogleich zu Dem, was in den neuſten dichterischen Erſcheinungen der Zeit Erſreuliches und Hoffnungsreiches ſich darbietet, ohne das Entgegengeſetzte ganz mit Stillſchweigen zu übergeben. Es kann hierbei nicht darauf abgeſehen ſein, Einzelnes zu entwickeln und zu beurtheilen, ſondern vielmehr, in allgemeinen und flüchtigen Umriſſen auf Das hinzuweiſen, was ſich uns aus den Beſtrebungen der jüngſten Zeit als eigenthümlich hervorgehoben. — Schon haben Andre bemerkt, wie ſich die Poesie des Tages vorzugsweiſe dem lyriſchen Elemente zuneige, und achten wir auf die anſchwellende Maſſe von Liedern und Liedlein, die unſere Almanache und Zeitblätter Jahr aus Jahr ein zu Markte bringen; ſehen wir, wie Epos und Drama daſſelbe Element in ſich aufzunehmen kein Bedenken tragen; nehmen wir daneben wahr, mit welcher Äuſſigkeit die lyriſchen oder dem Lyriſchen verwandten Werke des Auslandes auf deutſchen Boden verpflanzt werden, ſo dürfte gegen die Sache ſelbſt kaum ein Zweifel zu erheben ſein. Gedenken wir dann der letzten ereignißſchweren Zeit und wie eine ſolche wol geeignet ſein könne, den Geiſt in ſich ſelbſt zurückzudrängen und ihn zu nöthigen, in dem Mittelpunkte ſeiner eignen Gefühle vor der Übermacht der äußern Erſcheinung Schutz und Ruhe zu ſuchen, ſo ſcheint uns auch eine der Haupturſachen gefunden, warum es alſo hat kommen müſſen. Manches Andre mag mitgewirkt haben; ſo leugnen wir nicht, daß dieſe Richtung ſchon in einem frühern Zeitraume unſerer Literatur vorbereitet worden; ſo geben wir gern zu, daß es leichter ſei, ein fehlerfreies Lied zu dichten als ein untadeliges Epos oder Drama; und die Mittelmäßigkeit und Werthloſigkeit werden gerade durch dieſe Kleinarbeit in unſerer poetiſchen Literatur immer heimlicher und drohen, Raſmann's namenreiche Dichterverzeichniſſe zu Bänden anzuzuwachen. Klang ohne Gedanken, wohlfeile Gedanken ohne Klang, abgenutzte Phraſeologie — wie viele lyriſche Erſcheinungen des Tages, Eintagsfliegen im ſtrengſten Sinne des Wortes — ließen ſich auf die eine oder andre Art treffend genug bezeichnen! Ob nicht auch Andre, namentlich eine gewiſſe Scheu vor Dem, was man unter dem Namen Reflexionspoeſie vielleicht zu unbedingt in Verſuch gebracht, die Schuld mit trage, bedürfte einer ausführlichen Erörterung, zu der es hier an Raum gebrechen möchte. — Doch wir würden undankbar ſein, wenn wir über dem Unerquicklichen der Zeit das wahrhaft Erſreuliche unbeachtet laſſen wollten. Und ſo genüge es, daran zu erinnern, wie auch in dieſer letzten Zeit Göthe, dem keine ſtache Unkritik das Recht des Meiſterſtuhs ſtreitig machen wird, nicht geſchwiegen und in ſ. „Weſtöſtlichen Diwan“ aufs neue dargeſtellt hat, wie leicht es ihm ſei, die Eigenthümlichkeit jeder Zeit und jeder Zone in ſich aufzunehmen; wie Dieck mit der Sammlung ſ. Gedichte allen Freunden des echten Liedes eine Überraschung bereitet; wie Uhland, den wir den Trefflichſten beizählen, das Vorurtheil, als ſei kein neuer Lorberkranz zu verdienen, zu Schanden gemacht; wie W. Müller in ſ. begeiſterten „Griechenliedern“ das Auferſtehungsfest eines ſchmachvoll unterdrückten Volks würdig gefeiert, und wie manche andre Dichter und Dichterinnen — wir nennen Liedge, Helmina v. Chezy, Gr. v. Löben, Fr. Rückert, Fr. Kind, Guſt. Schwab, Mar. v. Schenkenborſ, Graf v. Platen und den König Ludwig von Baiern („Gedichte“ 2 Th., München 1829) — in Sammlungen oder einzelnen Spenden Schönes und Dankenswerthes geliefert. — Minder Erſreuliches haben wir von den neuſten Leiſtungen im Gebiete der epiſchen Poesie zu

berichten. Ernst Schulze's „Bezauberte Rose“ und „Cäcilia“, sowie Fouqué's „Corona“, gehören nicht mehr der neuesten Zeit an, und doch dürfen und müssen wir hier an sie erinnern, da seit ihnen Nichts, was mit ihnen um den Preis wetteifern könnte, in dieser Gattung erschienen ist. Daß das sogen. Homer'sche Epos, das in der Sage, also in dem innersten Seelenleben des Volks, seine Wurzel hat, in unserer historisch abgeklärten Zeit nicht mehr gedeihen könne, sieht man, scheint es, nachgerade ein; daß aber jene Versuche im romantischen Epos so wenig Nach-eiferer gefunden, dürfte bei der herrschenden Vorneigung zum Lyrischen auffallen, wenn nicht die Schwierigkeit der Gattung und ein gewisser Starrsinn des größern Lesepublicums gegen metrische Dichterwerke von einiger Länge, vielleicht auch die Scheu der Dichter selbst vor Werken, an deren Vollendung Jahre zu setzen wären, die Erscheinung hinlänglich erklärten. — Und hier gedenken wir sogleich, da es uns nicht um ein kunstgerechtes poetisches Fachwerk zu thun sein kann, der Romanze, deren innerstes Wesen, seitdem ihre Klänge auf spanischem Boden verhallt sind, von keinem Volke so tief und wahr ergriffen worden ist als von dem unsrigen, und wenn wir hier abermals, und zwar vor Allen, Uhland nennen, so geschieht es, weil wir ihn gerade zu dieser Gattung vor allen andern deutschen Dichtern berufen glauben. — Gern schwiegen wir von einer Gattung, die lange und mit Recht zu den begünstigtesten gehört hat, jetzt aber, mit unverdienter Vernachlässigung, nur von wenigen unserer besten Dichter, meist von solchen, die ihr von jeher ihre Kräfte zugewendet haben, bearbeitet wird. Wir meinen den Roman. Was von Schilling, Fr. Laun, Fr. Jacobs, Claren und van der Weide, von Hoffmann und Fouqué in dieser Gattung gesendet worden, hat immer dankbare Leser gefunden; dennoch scheint es, als ob seit Kurzem die Novelle oder novellenartige Erzählung die besten Kräfte für sich dahin nehmen wolle, sodaß selbst Göthe in seinen vielfach besprochenen „Wanderjahren“, recht als wäre es ihm darum zu thun, diese Eigenheit der Zeit zu parodiren, öfters den Gang des Romans unterbricht, um an schicklicher Stelle eine anmuthige Erzählung der Art einzuschalten. Was auch die nächste Ursache davon sein möge, ob mehr die engen Grenzen, welche die räumliche Beschränkung unserer Almanache dem erzählenden Dichter vorschreibt, oder die größere Leichtigkeit und Behendigkeit des pecuniären Gewinns, oder aber jene echte Vorliebe, die, bei vorhandenem Talente, Beruf heißt: so viel ist gewiß, daß wir uns dieser veränderten Richtung höchlich zu erfreuen hätten, wenn jedes Jahr nur eine Erzählung uns brächte wie Tieck's neueste Novellen: „Die Gemälde“ bis zum „Dichterleben“ (in der „Urania“ 1826). Indes mag das schon Freude gewähren, was in dieser Gattung von v. Löben, H. v. Chezy, v. Arnim, F. Horn, Fr. Kind, Willib. Alexis u. A. Ehrenwerthes, zum Theil Meisterliches, geboten worden ist. Auch steht zu hoffen, daß eine gewisse weiche Verschwommenheit und Breite, die hier und da in dieser Art Darstellungen noch wahrzunehmen gewesen, bei fortgesetztem Studium der kräftigen, gestaltreichen, von Lindau und einigen Andern mit Glück übertragenen W. Scott'schen Romane, allmählig verschwinden werde.

Unter allen Dichtarten ist keine in der letzten Zeit so eifrig bearbeitet worden als die dramatische, namentlich die Tragödie und das ernstere Schauspiel, und fast scheint es, als ob kein junger Dichter auf solchen Namen Anspruch machen zu können glaube, wenn er nicht ein oder ein Paar Trauerspiele über die Breter gesendet habe. Mag die Erkenntniß der hohen poetischen Bedeutung dieser Gattung, ja mag die Zeit selbst, die mit mehr Glück als die meisten ihrer Dichter den tragischen Dolch geschwungen, ihren Theil daran haben: Das läßt sich dennoch nicht verkennen, daß manche unreine Triebfeder auch mit untergelaufen, von der unsere frühern dramatischen Dichter, denen es um die Kunst ein heiliger Ernst war, Nichts wußten. Die theatralische Darstellung des eignen Werkes hat, auch bei

den schwachen Kräften, die den meisten heutigen deutschen Bühnen zu Gebote stehen, so viel Verführerisches, Applaus der Menge, wenn es gelingt, oft nur durch Hülfe der Bühnenkünstler gelingt, so viel Reiz, die Aussicht auf pecuniäre Vortheile ist bei der dormaligen Einrichtung, nach welcher ein dramatisches Gedicht, bevor es in den buchhändlerischen Vertrieb kommt, mehrmals handschriftlich zu Kaufe getragen wird, so sicher, daß man sich nicht wundern darf, wenn junge Dichter, denen ein gutes Auskommen und das laute Lob der Menge über Alles gehen, dadurch verführt, einer Gattung sich hingeben, der sie leider nur allzu selten gewachsen sind. Daher so viele verunglückte Versuche, daher bei aller dramatischen Fruchtbarkeit die bejamernswürdige Leerheit unserer Theaterrepertorien. Gute Versification und eine reine Sprache findet man nun wol in den meisten jener Versuche; leider aber gelten diese unerläßlichen Erfodernisse bei Dichter und Publicum nur zu oft für Surrogate der Poesie selbst, sodasß man die Correctheit und Geschmeidigkeit des Ausdrucks schon hoch anrechnet und zufrieden ist, wenn hier und da ein anmuthiges Bild die innere Leere verbirgt. Aber wie arm erscheint nun das Meiste an wahrer Poesie, an innerm frischen Leben, an dramatischer Vollendung. Eine bis an das Gräßliche hinabgetriebene Unnatur, mit der man die nächstvergangene Zeit überbieten zu wollen scheint, kann doch unmöglich die echte tragische Größe erfassen! Möchten doch unsere jungen Dichter, die bald von einem übermächtigen Stoffe sich erdrückt sehen, bald in geistloser Form sich selbst verlieren, endlich einmal sich entschließen, bei Shakespeare und Calderon in die Schule zu gehen, um von ihnen zu lernen, wie nur bei der innigsten Vermählung des Stoffes und der Form von einem Kunstwerke die Rede sein könne. Die Übersetzerlust unserer Tage kommt ihnen zu Hülfe. Ein großer Theil der Meisterwerke Shakespeare's liegt in theilweise trefflichen Übertragungen vor Aller Augen, und auch Calderon ist uns durch die meisterhaften Übersetzungen von Gries, Schlegel und v. d. Malsburg näher gebracht worden. So knüpfen sich auch hier wieder Hoffnungen an, gegründet auf manches auch in verfehlten Bestrebungen noch sichtbare Talent, gegründet aber auch auf einzelne mehr oder weniger erfreuliche Dichtungen, mit denen von Houwald, Werner, Grillparzer, Kind, Raupach, Schlenkschlager, Zimmermann, Robert, Gr. v. Platen u. A. in dieser letzten Zeit die Lesewelt und die Bühne beschenkt oder, wie v. Kleist, nach ihrem Tode noch erfreut haben. Wenn so im Felde der tragischen Poesie das Bedürfnis doch nicht ohne alle Befriedigung geblieben ist, so läßt dagegen der Blick auf das neueste deutsche Lustspiel kaum die Hoffnung des Besserwerdens aufkommen. Das ältere Gute ist zum großen Theil veraltet, das neuere will nicht zusagen. Ist das Komische aus der Zeit entwichen? Haben sich die Charaktere so abgeflacht, daß sie in ihrer Allgemeinheit der Darstellung Nichts mehr bieten? Ist die Welt so einförmig geworden in ihren Verhältnissen, daß sie nicht einmal mehr zu neuen Situationen auf der Bühne Stoff gibt? Oder hat — um das Äußerste zu sagen — der Ernst unserer Tage selbst die Lust an der Lust vertrieben? Das Letztere möchte kaum glaublich erscheinen, wenn wir der Klagen gedenken, die sich von allen Seiten über den Mangel guter Lustspiele vernehmen lassen. Unstreitig sind diese Klagen gerecht, und wie zahlreiche Versuche auch gemacht worden sind, die fühlbare Lücke auszufüllen, so möchten dennoch Wenige zu widersprechen geneigt sein, wenn sie behaupten hören, der verschmähte und nicht ohne Grund getadelte Rosebue stehe immer noch einzig da, und keiner seiner Nachfolger gebe sonderliche Hoffnung, ihn je zu erfassen. Wenn wir auch hier das altenglische und spanische Lustspiel als eine Schule, in der noch Viel zu lernen sei, nennen und anpreisen, so haben wir darin die vorurtheilsfreien Kenner des Alten und Neuen auf unserer Seite, aber die Versuche, welche in der neuesten Zeit bei uns darin gemacht worden sind, scheinen noch zu sehr Versuche und zum Theil noch zu fern, um Erwähnung zu finden. Daß in einer Zeit voll widerstrebender Ansichten und verunglückter Bestrebungen das Feld der Satyre nicht unangebaut bleiben konnte, war

natürlich, und wir hätten uns des freuen müssen, wenn sie nicht unter feindseligen Händen zu einem Dolche geworden wäre, der gegen den Einzelnen ausstößt. Eine Satyre, die es nur mit der Sache zu thun hat, ist immer willkommen; nicht so die bloß persönliche, die, im Dienste eines beleidigten, überspannten und krankhaften Selbstgefühls und der Erbitterung, sich an dem Charakter des Individuums hämisch und böshaft, ja selbst pöbelhaft vergreift. Wir haben nicht nöthig, Namen zu nennen, da Jedermann sie sich selbst nennen wird; aber wol wünschen wir, ohne zu den unbedingten Lobrednern einer dahingeshiedenen Zeit zu gehören, daß auch in diesem Gebiete die Gutsinnigkeit und die bessere Sitte früherer Tage zurückkehre. Ein trauriges Zeichen der Zeit in der neuesten schönen Literatur Deutschlands ist ihre immer mehr überhandnehmende und immer freivoler werdende Ausländerei. Die Ebbe der deutschen Poesie, das Gefühl des Mangels an etwas wahrhaft Großem, durch Eigenthümlichkeit und Vollendung Epoche Machendem im Vaterlande, wandte unsere Blicke vorzüglich nach England, wo durch Byron, Scott und Moore eine neue Periode der Poesie auf eine glänzende Weise erschaffen worden war. Diese Theilnahme des Deutschen an dem wahrhaft Großen und Neuen in der Literatur einer fremden vielfach verwandten Nation konnte an und für sich nicht tadelnswerth scheinen, aber sie artete gar bald in Überschätzung und modische Begier aus, und sich nicht beschränkend auf die Meister, führte sie wetteifernd auch des Schillerhaften, welches jenen beliebten Geistesrichtungen des Einen oder des Andern von den Chorführern nachlief, nicht ohne Nachtheil und Ungerechtigkeit für deutsche Originalproducte in Nachdrücken, Übersetzungen und Nachahmungen zu uns über. Da diese Anglomanie bald Mode wurde und durch die Scott'schen Romane auch die große Lesewelt ergriff, so konnte es nicht fehlen, daß die buchhändlerische und schriftstellerische Speculation dadurch rege wurden, und die Übersetzungskunst ging auf diese Weise in schnellem Fabrikwesen unter. Die Beispiele davon liegen leider zu sehr am Tage, als daß wir sie namentlich anzuführen brauchten. Das Taschenausgabenwesen und der Wetteifer in Wohlfeilheit der Drucke brachten dieses Fabrikübersezen immer tiefer herunter, und so wurde nicht nur das ausländische Original, sondern auch die Ehre der deutschen Literatur durch dergleichen Arbeiten und Unternehmungen geschändet. Frankreichs Modeliteratur blieb nun auch nicht zurück, und da sie weniger reich und anziehend als die englische ist, so müssen die alten Classiker derselben sich wol auch in die lieberliche Übertragungsjagd der Taschenbibliotheken fügen, ja selbst die alten Heroen der Poesie, Cervantes und Shakspeare, hat man auf solche Weise für die Gemeinheit des großen Modegeschmacks zurechtgemacht. Meyer's sogenannte freie Bearbeitung des Shakspeare ist das Nonplusultra Dessen, was auf diesem Felde frecher Unverstand zu leisten gewagt hat. — Dabei gedenken wir aber auch Dessen, was in diesen letzten Jahren die deutsche Literatur aus dem Auslande in würdigen Übertragungen empfangen hat, und vor Allem des „Dante“ von A. Streckfuß. Dieß ist damit beschäftigt, A. W. Schlegel's Übersetzung des Shakspeare zu revidiren und vollständig zu machen. Schäßbare Erweiterungen unsers poetischen Horizonts sind die Übertragungen von Volksliedern, wie Tatvj uns solche aus Serbien, W. Müller aus dem neuen Griechenland nach Fauriel's Sammlung und Rhesa aus Lithauen geliefert haben.

50.

Deutsche Prosa. Dem, was wir in d. U. Deutsche Literatur von dieser gesagt haben, fügen wir noch Folgendes hinzu. Die deutsche Prosa wurde durch Herrschaft der fremden, d. i. der lateinischen und romanischen Sprachen, lange Zeit von derjenigen Ausbildung zurückgehalten, welche jede Sprache erst als Schriftsprache erhält. Die ersten Beiträge zur Bildung derselben finden wir in den Übersetzungen (vom 11. Jahrh. an). Ein freieres Feld eröffnete sich ihr, seitdem man deutsch predigte (denn die Kanzelberechtbarkeit ist fast der einzige Zweig

der öffentlichen Beredsamkeit bei den Neuern) und polemisirte *); später als man die Wissenschaften in deutscher Sprache bearbeitete und vortrug (seit Thomafius 1694). Darum ist auch der didaktische Vortrag der herrschende in der deutschen Prosa geblieben. Diesem zunächst ist der historische und erzählende am meisten von den Deutschen ausgebildet worden. Die erste deutsch geschriebene Weltchronik ist von Steinhövel (Ulm 1473). Es genügt hier, die geistvollsten der neuern Prosaisker der Deutschen, deren Werke classisch genannt werden können, anzuführen. Hierher gehören als eigentliche Stifter der neuern deutschen Prosa: Lessing, der große Theolog Lor. Mosheim, Vater der neuern deutschen Kanzelberedsamkeit (geb. 1694, st. 1755), und f. Nachfolger: Jerusalem, Andr. Cramer, Spalding, Zollhofer, Keller, Sturm, Reinhard, Sack, Hanstein, Ribbeck, Stolz, Köppler, Schleiermacher, Niemeyer, Ammon, Marezoll, Schatter, Veilodter, Harms, Deßfke, Krummacher, Tschirner, Schuberoff; ferner Winkelmann (st. 1768), Justus Möser (st. 1794), Helf. Pet. Sturz (st. 1799), Dusch, Joh. Kasp. Lavater (st. 1801), M. Heinse, Georg Forster, Lichtenberg, v. Zimmermann, Engel (st. 1802), Moriz, Sulzer (st. 1779), Thom. Abbt (st. 1776), Garve (st. 1798), Moses Mendelssohn (st. 1786), Musäus, Wieland, Herder, vorzüglich aber Göthe, v. Thümmel, Klinge, J. P. Miller, Kosebus, die Gebr. Schlegel, besonders A. W. Schlegel; in der Gesch.: Spittler, Heeren, Eichhorn, Joh. Müller, Joh. N. Voigt, Poffelt, Schiller, Woltmann, Plank, Luden, Pölsig; in dem philosophischen Vortrage: Kant, Heidenreich, Fichte („Neben an die deutsche Nation“, „Musterkräftiger Beredsamkeit“), Schelling (z. B. „Rede über das Verhältniß der Natur zur bildenden Kunst“), Friedr. Heine. Jacobi, Steffens („über die gegenwärtige Zeit“), Köppen, der wahrhaft populäre Matth. Claudius, Voß, E. M. Arndt, Görres u. A.; in der eigentlichen Rede: Gebike, Niemeyer, Jacobs, Delbrück; ja selbst in der Bearbeitung besonderer wissenschaftlicher Gegenstände: Feuerbach, Zacharia; in der Schilderung der Natur: von Humboldt, und im Kleinen Matthiffon. (Vgl. Deutsche Sprache.)

Deutsches Recht (Jus germanicum). Die germanischen Stämme, welche sich endlich zu einem deutschen Volke in der engen Bedeutung vereinigt und darin einen eigenthümlichen gemeinschaftlichen Charakter entwickelt haben, sind mit großen Verschiedenheiten ihres Culturfonds und der davon abhängenden Rechtsbegriffe auch zu sehr weit auseinanderliegenden Zeiten und unter sehr verschiedenen Umständen in diese Volksgemeinschaft eingetreten. Ein Theil des westlichen und südlichen Deutschlands war bereits römische Provinz, auf ihn wirkte römische Cultur bedeutend ein; im Norden und Westen sind slawische Stämme eingebracht, welche erst lange nachher zu deutscher Sprache und Sitte gewonnen wurden. Das Christenthum war der erste entscheidende Schritt zur geselligen Ordnung; gleichzeitig mit der Belehrung dazu wurden die ersten Gesetze angenommen, welche man sehr unrichtig für bloße schriftliche Aufzeichnung vorhandener Rechtsnormen ansieht, da der bei weitem größte Theil ihres Inhalts aus Regeln besteht, die gerade in diesem Zeitpunkte neu festgesetzt wurden. Das Zeitalter dieser ältesten Gesetze, welche zum Theil als Capitulationen zwischen den Eroberern und den Besiegten, zum Theil als Vergleiche zwischen dem Heidenthume und der alten Ungebundenheit einerseits und den christlichen Religions- und Rechtsbegriffen anderseits, hier und da auch als Verträge zwischen der Volksfreiheit und der fürstlichen Herrschaft, zwischen dem Gefolge und seinem Führer, zwischen der Volksgemeinde und der Schar der fürstlichen Leute zu betrachten sind, geht vom fünften Jahrhundert bis in das neunte. (Gesetze der Westgothen, von König Eurich, 466 — 484; der salischen Franken gegen Ende des 5. Jahrh.; der Burgunder um 517; der ripuarischen Franken zwischen 511 und 534; der Baiern und Alemannen zwi-

*) Es ist bemerkenswerth, daß mehre deutsche Prediger zugleich Satyriker waren, z. B. Seyler von Kaisersberg, Murner etc.

schen 613 und 638; der Friesen, Sachsen, Angeln aus den Zeiten Karls des Großen; der Longobarden von 643 an bis 724; der Angelsachsen von Athalbert von Kent 501 — 604 bis zur normannischen Eroberung.) So übereinstimmend der Charakter derselben im Ganzen ist, so unsicher ist doch der Schluß von einem Volksstamme auf den andern in Ansehung der einzelnen Verhältnisse, und sie bedürfen sämtlich einer viel isolirtern historischen Behandlung, als ihnen bisher zu Theil wurde. (Einen Anfang dazu macht Philipp's „Geschichte des angelsächsischen Rechts“, Göttingen 1825.) Den zweiten Abschnitt bilden die königlichen Capitularien der spätern Zeit, wo sich die königliche Gewalt schon mehr zur Staatsgewalt erhoben hatte, deren Wirkung für das eigentliche Deutschland aber in Ansehung ihres Umfangs und ihrer Dauer noch genauerer historischer Untersuchungen bedürftig und fähig ist. Von dem 10. Jahrh. an wurde das Lehnverhältniß fast allgemeine Form des Grundbesizes und selbst die Grundlage des öffentlichen Rechts, konnte aber doch das Bedürfniß eines vollständigern und geregelteren Rechtssystems, welches die zunehmende Bevölkerung, Landesanbau, Gewerbleiß und Handel durch das ganze westliche Europa erweckte, so wenig befriedigen, daß das römische Recht, welches bald nachher im obern Italien von neuem gelehrt wurde, Schüler aus allen Ländern an sich zog und alle Rechtsverfassungen mehr oder weniger durchbrang. Theils Nachahmung, theils Opposition ward die Veranlassung, auch die alten einheimischen Rechte in systematischer Form zusammenzustellen, wovon die Bearbeitung Eike's (Ekkehard's) von Repkow, später der Sachsenpiegel genannt (zwischen 1215 und 1235), in Deutschland eine zahlreiche Nachkommenschaft von Nachbildungen, Umarbeitungen, Auszügen und Nachträgen nach sich gezogen hat, während um dieselbe Zeit fast in allen europäischen Ländern von Neapel (Kaiser Friedrichs II. Gesetzbuch durch Peter de Vineis 1231) bis in den Norden (K. Wolodemars II. jütisches Recht 1240) ein Ähnliches geschah, und eine Menge von Städten sowol durch ausdrückliche Gesetze als durch Gewohnheit ihre eignen Rechte erhielten. Das Ansehen des römischen Rechts (zu welchem das longobardische Lehnrecht einen Anhang bildete) wurde dessenungeachtet immer größer und allgemeiner und bekam selbst in öffentlichen Angelegenheiten bedeutenden Einfluß; die gemeinschaftliche Gesetzgebung des Reichs wurde durch die immer mehr hervortretende Landeshoheit noch mehr gelähmt; die einheimischen Rechte lebten aber in den Gerichten (Schöppensstühlen, Landgerichten) ebenfalls fort und hatten, bei großer Abweichung im Einzelnen, doch auch manche gemeinschaftliche Grundlagen; bis sich endlich, vorzüglich vom 15. Jahrhundert an, eine seitdem immer höher gestiegene Thätigkeit der Landesgesetzgebung (der Particularrechte) hervorthat. Fast jedes Land bekam seine Landesordnung, der Reichskammergerichtsordnung v. 1495 und ihren spätern Umarbeitungen und Zusätzen folgten Landesproceßordnungen, der Criminalordnung K. Karls V. (welche den fürchterlichsten Mißbräuchen der Strafgewalt entgegengesetzt wurde) peinliche Gerichtsordnungen der einzelnen Staaten. Im Staatsrecht verließ man um die Zeit des dreißigjährigen Krieges die romanisirende Methode und fing an, die nationalen Quellen desselben historisch zu brauchen, wodurch man endlich auch wieder auf die wissenschaftliche Bearbeitung des Privatrechts geleitet wurde. Man muß hieran dem berühmten Hermann Conring (st. 1681) einen großen Antheil zuschreiben, obgleich Georg Beyer der Erste war, welcher 1707 zu Wittenberg eigne Vorlesungen über das deutsche Privatrecht hielt.

Wenn man jetzt von deutschem Recht spricht, so versteht man darunter nur das Privatrecht, insofern die Quellen des in Deutschland geltenden Rechts nicht in der römischen und päpstlichen Gesetzgebung gesucht, auch nicht aus der particularen Gesetzgebung der einzelnen Länder abgeleitet werden. In welcher Art man hier von einem gemeinen deutschen, wirklich gültigen und brauchbaren Rechte sprechen könne, ist sehr bestritten worden. Zuerst war man sehr freigebig damit, allgemeine deutsche

Rechtsgewohnheiten und Entwicklungen aus gewissen Grundbegriffen deutscher Rechtsverhältnisse anzunehmen, aus welchen sich Theorien über dieselben zusammenfügen, wovon aber die einen oft so unsicher waren als die andern, und oft von sehr localen und zufälligen Bestimmungen das Allgemeine abzuleiten versuchten. Andre leugneten daher lieber das Dasein eines gemeinen deutschen Rechts, als wahrer unmittelbar verbindlicher Rechtsnormen ganz, und ließen sich nur eine Erklärung der Particulargesetze und Ergänzung ihrer Lücken aus einer allgemeinen Theorie und Analogien gefallen. Das ist auch im Ganzen die Ansicht der neuesten Bearbeiter des deutschen Privatrechts, nur daß Eichhorn („Einleitung in das d. Privatrecht“, Göttingen 1823, 2. Ausg. 1826) die leitenden Principien jedes Rechtsinstituts, welche zu Erklärung und Ergänzung des positiven Rechts der einzelnen Länder dienen sollen, bloß auf dem historischen Wege aus der Übereinstimmung der ältesten Rechtsdenkmäler und ihrer Fortbildung abzuleiten sucht. Vgl. Jak. Grimm's „Deutsche Rechtsalterthümer“ (Götting. 1828), welche den Inhalt der „Weisthümer“ u. a. Rechtsquellen bis in das 13. Jahrh. darstellen. S. auch Mittermaier's „Grundzüge des deutschen Privatrechts“ (Heidelb. 1823, 2. Aufl. 1826). 37.

Deutsches Reich. Das deutsche Reich entstand durch die Theilung der fränkischen Monarchie im Vertrage zu Verdun 843. 924 kam Lothringen hinzu. König Otto der Große verband 951 das Königreich Italien und 962 die römische Kaiserkrone mit dem deutschen Reiche, das hierauf das heilige römische Reich deutscher Nation genannt wurde. Doch waren die italienischen Staaten nicht Stände des deutschen Reichs, sondern standen mit demselben in bloßer Lehnsv Verbindung, welche erst in den neuesten Zeiten gänzlich aufgelöst worden ist. Böhmen ward seit Otto dem Großen als ein Theil des deutschen Reichs betrachtet und blieb es bis zur Auflösung desselben. Auf kürzere Zeit erkannten selbst die Könige von Dänemark wegen Jütland (948), die Könige von Polen wegen Schlesiens von Ottos III. Zeiten bis 1355, die Könige von Ungarn, als solche, von 1045 bis zu Heinrichs IV. unruhiger Regierung, die Oberlehnsherrlichkeit des deutschen Reichs an. In ähnlichem Verhältnisse gegen dasselbe stand Preußen, als Besitztum der deutschen Ritter, von 1230—1525, und Liefland, das den Schwertrittern gehörte, von 1205—1556. Mit der deutschen Krone hatte Konrad II. (1033) auch das arelatische oder niederburgundische Reich verbunden, welches die Franche-Comté, das Delphinat, Lyonnois, die westliche Schweiz, die Provence und Savoyen in sich begriff. Aber nach und nach gingen alle diese Länder verloren, und nach 1648, wo auch die Schweiz und die Vereinigten Niederlande als unabhängige Staaten vom deutschen Reiche getrennt wurden, behielt das letztere von seinen ehemaligen Lehnstaaten nichts weiter als Savoyen, Mömpelgard und das Bisthum Basel. Gleichmäßig verlor es, bis zu seiner gänzlichen Auflösung, durch die Kriege mit Frankreich, in Deutschland selbst bedeutend. — Diejenigen Reichsgrundgesetze, wodurch die Verhältnisse des Kaisers zu den Ständen und der letztern unter einander bestimmt wurden, verdankten nicht, wie in andern Staaten, der monarchischen Gewalt des Reichsoberhauptes, sondern der öffentlichen Berathung des Kaisers mit dem Reiche, d. h. den Reichsständen auf den Reichstagen, ihr Dasein. Außer dem Gewohnheitsrechte (Reichsherkommen) waren dergleichen grundgesetzliche Bestimmungen vorzüglich enthalten: 1) in dem ewigen Landfrieden von 1495, wodurch alle bis dahin noch unter gewissen Bedingungen erlaubt gewesene Befehdungen bei Strafe der Reichsacht verboten, und Anordnungen zur Errichtung und Besetzung eines Reichskammergerichts gemacht wurden; 2) die goldene Bulle (s. d.) von 1356; 3) die Reichsabschiede, oder die von den Kaisern und Ständen auf den Reichstagen gefaßten Beschlüsse, insofern sie wesentlich sich auf die Reichsverfassung, und nicht bloß auf privatrechtliche Verhältnisse beziehen; 4) die Wahlcapitulationen (s. Capitulation); 5) der passau-

sche Vertrag von 1552, oder eigentlich der auf diesen Vertrag begründete, auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 geschlossene Religionsfriede, sicherte den Reichsständen und der Reichsritterschaft augsburgischer Confession freie Religionsübung und den Unterthanen das Recht zu, auch gegen den Willen ihrer Landesherren ihre Religion zu ändern und auszuwandern; 6) durch den westfälischen Frieden (1648) wurden nicht bloß den Reichsständen die nach und nach erworbenen landesherrlichen Rechte bestätigt, sondern auch die Religionsfreiheit auf die Protestanten des reformirten Bekenntnisses ausgedehnt. Die schon 1438 vom Kaiser Albrecht II. in Vorschlag gebrachte Kreisverfassung des Reichs entstand, um den Landfrieden zu behaupten, im J. 1500, als Maximilian I. und die Stände mit Ausschluß der Kurfürsten Deutschland in 6 Kreise theilten: den fränkischen, bairischen, schwäbischen, oberrheinischen, westfälischen und sächsischen, welche 1512 auf 10 vermehrt wurden, indem man die österreichischen und burgundischen Lande hinzufügte und aus den Ländern der 4 Kurfürsten am Rhein und der 2 in Sachsen, 2 neue Kreise bildete. Die Lausitz, Schlesien mit Glatz, Böhmen, Mähren, Mordelgard und andre, selbst im Umfange der Kreise belegene Länder und Bezirke waren in der Eintheilung nicht mit begriffen. Jeder Kreis hatte einen oder 2 kreisauschreibende Fürsten, einen geistlichen und einen weltlichen. Der kreisauschreibende Fürst rief die Kreisversammlungen zusammen, in seinem Namen wurden die Kreisgeschäfte besorgt, und an ihn die kaiserl. Verfügungen erlassen. Außerdem hatte jeder Kreis — oft unter dem Titel eines Feldmarschalls — einen Kriegsobersten, der die Kriegsgeschäfte besorgen mußte, und andre Beamte. Späterhin wurden den Kreisen, außer der Erhaltung des Landfriedens und der Aufsicht über das Kriegswesen des Reiches, die Präsentation der Kammergerichtsassessoren, die Vollstreckung der reichsgerichtlichen Urtheile, die Aufsicht über das Münz- und Zollwesen, die Reichsmatricularanschlüge u. s. w. übertragen. In den Kreisversammlungen galt Stimmenmehrheit, aber die Beschlüsse mußten den Reichsgesetzen gemäß sein. In religiöser Rücksicht theilte man die Kreise nach dem westfälischen Frieden in katholische, protestantische und gemischte ein. Zu den erstern wurden der österreichische, burgundische und bairische, zu den zweiten die beiden sächsischen, und zu lezttern die übrigen Kreise gerechnet. Bis auf Karl den Dicke (st. 888) war die Kaiserwürde in der Familie Karls d. Gr. erblich. Aber von seines Nachfolgers Arnulf Zeiten an ward Deutschland ein Wahlreich, obgleich man anfangs den einmal gewählten Familien eine Zeitlang treu blieb. Anfangs wurden die Kaiser durch alle, sowol weltliche als geistliche, Stände gemeinschaftlich erwählt. Während des Interregnums (1197 — 1272) behaupteten aber die höchsten oder Erzbeamten des Kaisers das ausschließliche Wahlrecht. Durch die Kurvereine von 1338, die Ludwig der Baier im selbigen Jahre und Karl IV. durch die goldene Bulle (1356) bestätigten, versprachen die Kurfürsten einander, sich mit aller Macht in diesem angemessenen Rechte zu schützen. Der Kurfürst von Mainz berief die Fürsten zur Kaiserwahl. Frankfurt am Main war durch die goldene Bulle zum Wahlorte bestimmt. Die Kurfürsten konnten selbst oder durch Gesandte wählen, aber keiner sollte ein größeres als 200 Mann starkes Gefolge mitbringen, von denen nur 50 bewaffnet sein durften. Zuerst wurde die Wahlcapitulation von den Kurfürsten berichtigt, und dann zur Wahl geschritten. Alle Fremde, selbst Reichsfürsten und Gesandte auswärtiger Mächte, die nicht im Gefolge der Kurfürsten waren, mußten am eigentlichen Wahltag die Stadt verlassen. Die Wahl ging in einer Capelle der Bartholomäuskirche vor sich. Mainz sammelte die Stimmen und gab zuerst die seinige an Sachsen ab. Nach geschעהner Wahl mußte der Kaiser die Wahlcapitulation beschwören, oder in seiner Abwesenheit durch seine Gesandten eidlich erhärten lassen, und nachher noch selbst vor seiner Krönung beschwören; dann ward er in der Kirche als Kaiser ausgerufen. Früher ward der Papst um die Einwei-

hung und Krönung gebeten. Aber Ludwig der Baiern verordnete 1338, daß der durch die Stimmenmehrheit Erwählte durch diese Wahl rechtmäßiger Kaiser, und keine päpstliche Krönung und Weihe nöthig sei. Die Krönung wurde, sowie sie Karl d. Gr. eingeführt hatte, zu Aachen, später immer zu Frankfurt vollzogen. Die Reichsinsignien und Reichskleinodien, welche man bei der Kaiserkrönung gebraucht, wurden seit Siegmunds Zeiten theils zu Nürnberg, theils zu Aachen verwahrt. — Als späterhin die deutschen Kaiser schon bei ihren Lebzeiten ihre Nachfolger wählen ließen, führten Letztere bis zur Gelangung zum Kaiserthron den römischen Königstitel. Der erste römische König dieser Art war Heinrich VII., ein Sohn Kaiser Friedrichs II., gewählt 1220. Auch ein solcher römischer König mußte eine Wahlcapitulation unterschreiben, durfte sich aber während der Lebenszeit des Kaisers nicht in die Reichsregierung mischen. Außer den Reichserzbeamten gab es auch Reichserbbeamte, die ihre Würden von Jenen zu Lehn trugen. (S. Kurfürst, Erbämter und Erzämter.) Auf den Fall des Absterbens, der Minderjährigkeit oder langen Abwesenheit des Kaisers, waren durch die goldene Bulle der Kurfürst von Sachsen für Ober- und Niedersachsen und Westfalen, und der Kurfürst von der Pfalz in dem fränkischen, schwäbischen und den beiden Rheinkreisen zu Reichsvicarien bestimmt. Sie übten, jeder in seinem Vicariatsbezirke, alle kaiserliche Rechte (mit Ausschluß der Fürsten- und Thronbelehungen, die am Kaiserthron selbst gesucht werden mußten) aus, hatten die Einkünfte des Reichs, die oberste Gerichtspflege, und setzten ebenfalls jeder in seinem Bezirke eine Vicariatsregierung ein, welche die Befugnisse des Reichshofraths vertrat, dessen Geschäfte mit dem Tode des Kaisers aufhörten. Das Reichskammergericht hingegen setzte im Namen der Reichsverweser sein Amt fort. Auch konnten die Vicarien neue Reichstage berufen und die angefangenen fortsetzen. Osterreich und Baiern erkannten kein Reichsvicariat an. In Italien war der Herzog von Savoyen Reichsvicar.

Die Stände des Reichs (Reichsstände) oder die unmittelbaren Glieder desselben, die auf den Reichstagen Sitz und Stimme hatten, waren entweder geistliche, zu denen die geistlichen Kurfürsten, die Erz- und Bischöfe, Prälaten, Äbte, Äbtissinnen, der Hoch- und Deutschmeister und der Johannitermeister gerechnet wurden, oder weltliche, nämlich die weltlichen Kurfürsten, Herzoge, Fürsten, Landgrafen, Markgrafen, Burggrafen, Grafen und Reichsstädte. Nach dem weltlichen Frieden wurden die Stände auch in protestantische und katholische eingetheilt. (S. *Corpus catholicorum*.) Zur Erlangung der Reichsständenschaft war der Besitz eines reichsunmittelbaren Fürstenthums, einer dergleichen Graf- oder Herrschaft, die Einwilligung des Kaisers und Reichs und die Erlegung eines angemessenen Reichsanschlags erforderlich. Die unmittelbare Reichsritterschaft (Edelente, welche bloß den Kaiser und das Reich als Oberhaupt erkannten) gehörte nicht zu den Reichsständen. Ihren Ursprung und den größten Theil ihrer Unabhängigkeit verdankte sie dem Interregnum. In neuern Zeiten war die unmittelbare Reichsritterschaft in den fränkischen, schwäbischen und rheinischen Kreis, und diese Kreise waren wieder in Cantone eingetheilt. Jeder Kreis hatte einen Hauptmann, Räte und einen Syndicus, welche die Streitfachen der Reichsritter unter sich schlichteten. Die Appellationen gingen an die Reichsgerichte. Die Reichsritter hielten Rittertage, welche durch ihre Directoren und Hauptleute zusammenberufen wurden. Übrigens hatte die Reichsritterschaft als ganzes Corps und kreisweise das Recht, Gesandte zu schicken, welche Abgeordnete hießen. Sie waren Landesherren, jedoch mit sehr beschränkten Rechten, durften keine Steuern für sich von ihren Unterthanen erheben und hatten in der Regel nur die Gerichtsbarkeit in erster Instanz. Vermöge des Einstandsrechts konnten die nächsten Verwandten, und in deren Ermangelung jedes Mitglied des Cantons, oder das ganze Corps der Reichsritterschaft selbst, ein an einen Fremden veräußertes unmittelbares Gut in 3 Jahren zurückkaufen. Schon

von Alters her beriefen die Kaiser jährlich 2 Mal ordentliche und auch außerordentliche Reichsversammlungen (Comitien) zur gemeinschaftlichen Berathung mit den Ständen über das Beste des Reichs. Die Stände hatten, als Reichskörper, mit dem Kaiser die gemeinschaftliche Ausübung aller Majestätsrechte, mit Ausschluß der kaiserlichen Reservate. Alle von der Entscheidung des Kaisers und Reichs abhängenden Angelegenheiten konnten nur auf dem Reichstage verhandelt werden. Dieser wurde seit 1663 fortwährend zu Regensburg gehalten. Früher erschien der Kaiser persönlich auf den Reichstagen, in spätern Zeiten durch seinen Principalcommissarius, der ein Reichsfürst war und einen Concommissarius zur Seite hatte. Kurmainz, als Reichserzkantler in Deutschland, war Director der Reichsversammlung. Die reichsständischen Gesandten überreichten ihre Beglaubigungsschreiben sowol dem Principalcommissarius als dem Kurfürsten von Mainz, bei welchem Letztern sich auch die auswärtigen Gesandten legitimirten. In Abwesenheit des Reichserzkantlers vertrat ihn sein Directorialgesandter. Alles an den Reichstag Gerichtete ging an Kurmainz und wurde von der mainzischen Kanzlei den übrigen Kanzlisten in die Feder dictirt, späterhin gewöhnlich gedruckt vertheilt, welches die Dictatur hieß. Die Verhandlungen geschahen in 3 Collegien, nämlich: 1) Dem Kurfürstencollegium. In diesem sammelte Kurmainz die Stimmen und gab die seinige an Sachen ab. 2) Dem fürstlichen Collegium, welches sich in die weltliche und geistliche Bank theilte (die protestantischen Bischöfe von Lübeck und Osnabrück saßen auf einer Querbank). Die Reichsgrafen hatten in diesem Collegium keine Virilstimmen, sondern waren in die wetterauische, schwäbische, fränkische und westfälische Grafenbank, von welchen jede nur eine Stimme (votum curiatum) hatte, getheilt. So auch die Reichsprälaten oder Äbte, Präpöste und Äbtissinnen. Sie theilten sich in die schwäbische und rheinische Bank und hatten zusammen nur 2 Stimmen. Das Directorium in dem Fürstencollegium führten abwechselnd der Erzbischof von Salzburg und der Erzherzog von Osterreich. 3) Dem reichsstädtischen Collegium, getheilt in die rheinische und schwäbische Bank. Die Reichsstadt, wo der Reichstag gehalten wurde, hatte das Directorium, und jede Reichsstadt hatte eine Stimme auf dem Reichstage. Regelmäßig entschied die Stimmenmehrheit, nicht aber in Religions- und solchen Sachen, welche Rechte der einzelnen Reichsstände betrafen. (S. Corpus catholicorum.) Jedes der 3 reichsständischen Collegien faßte seine Beschlüsse besonders. Darauf versammelten sich das kurfürstl. und das fürstl. Collegium in einem Saale, wo sie ihre Verhandlungen bis zu einem gemeinschaftlichen Beschlusse fortsetzten. Dies hieß die Re- und Corelation. Hierbei ward das reichsstädtische Collegium nicht zugelassen; doch ward ihm jener Beschlus mitgetheilt, und sodann, er mochte nun die Bestimmung der Städte erhalten oder nicht, als Reichsgutachten dem Kaiser übergeben. Erhielt er nun durch ein kaiserliches Ratifications- oder Bestätigungsdecret Gesetzeskraft, so hieß er Reichschlus oder Reichsconclusum. Den Inbegriff sämtlicher Beschlüsse eines Reichstags nannte man Reichsabschied oder Reichsrecess. Waren der Kaiser oder die beiden Collegien uneins, so ward der Gegenstand ausgesetzt. Wenn bloß die Reichsstädte nicht einstimmten, wurde es zwar zu Protokoll genommen, aber ohne weitere Folge, trotz der Verheißungen des westfälischen Friedens, der auch ihnen auf dem Reichstage eine entscheidende Stimme zusicherte. Nach erfolgter Unterschrift der Reichsbeschlüsse wurden dieselben bekanntgemacht und den Reichsgerichten zur Einregistrierung und Nachachtung mitgetheilt. Manche Angelegenheiten wurden auch durch ordentliche oder außerordentliche Reichsdeputationen (s. d.) entschieden. Die Reichsversammlung hatte das Recht, Gesetze zu geben, aufzuheben und auszulegen, Krieg und Frieden zu beschließen, Gesandte anzunehmen und zu schicken, Bündnisse und Verträge zu schließen u. s. w. In Rücksicht der zu unternehmenden Reichskriege, worüber die Berathschlagung durch ein kaiserl. Commissionsdecret vorgeschlagen

werden mußte, entschied Mehrheit der Stimmen; und auch die Stände, welche in einen beschlossenen Reichskrieg nicht gewilligt hatten, mußten, nach Maßgabe der Reichsmatrikeln, ihre Contingente stellen. Diese Reichsmatrikeln waren unter Autorität des Kaisers und des Reichs abgefaßte Verzeichnisse der Reichsstände und der Summen, welche jeder von ihnen zu den Kosten des Reichs zu zahlen hatte. Sie verdankten ihren Ursprung den Römerzügen, welche in frühern Zeiten die Kaiser unternahmen, um sich vom Papste krönen zu lassen. Alle Vasallen des Reichs mußten sie mit ihren Austerlehnsleuten dahin begleiten, bei Strafe, ihre Lehen zu verlieren. Die Dauer dieser Römerzüge und der dabei zu leistenden Kriegsdienste war auf 6 Wochen bestimmt, welche man Römermonate nannte. Als man nun zu Siegmunds Zeiten (1411 — 37), da der Gebrauch des Schießpulvers mehr in Gang kam, anfang, besoldete Heere zu halten, und als die Römerzüge abgekommen waren, wurden für jeden Reiter, den ein Stand zu stellen hatte, 12, für jeden Fußgänger 4 Gldn. festgesetzt, und diese Gelder, welche man Römermonate nannte, wurden den Kaisern in außerordentlichen Fällen, namentlich in Reichskriegen, bewilligt. Das Recht, nach einem Reichskriege Frieden zu schließen, gebührte freilich dem gesammten Reichskörper und ward den Ständen durch den westfälischen Frieden ausdrücklich zugesichert; doch maßten sich die Kaiser dieses Recht allein an, weshalb in der Wahlcapitulation Karls VII. (1742) bestimmt ward, daß die Kaiser nur im Fall einer dringenden Nothwendigkeit und mit Zuziehung des Kurfürstencollegiums Präliminar- und Definitivverträge für das Reich sollten schließen können. In frühern Zeiten hatten die Kaiser das Recht, ohne Zuziehung der Stände Reichsbündnisse zu schließen; allein schon Maximilian I. mußte 1495 versprechen, sich in kein dem Reiche nachtheiliges Bündniß einzulassen. Karl V. verpflichtete sich, keine Allianz ohne den Rath der Kurfürsten einzugehen, und Ferdinand IV. mußte bei seiner Wahl zum römischen König (1653) angeloben, daß er nur in höchst eiligen Sachen bloß die Kurfürsten, sonst aber alle Stände, um ihre Meinung befragen wolle. In dem westfälischen Frieden ward den sämtlichen Ständen in Rücksicht der zu schließenden Reichsbündnisse das Stimmrecht zugesichert. Die fremden Gesandten, welche das Reich empfing, verhandelten mit demselben durch Denkschriften, die sie dem mainzischen Directorialgesandten überreichen ließen, und die von diesem durch die Dictatur den übrigen Ständen mitgetheilt wurden. Obgleich die Könige und Kaiser aus dem carolingischen und sächsischen Stamm in kirchlicher Rücksicht unumschränkt regierten, Päpste, Erzbischöfe und Bischöfe ein- und absetzten und bestätigten, und Concilien zusammenberiefen, so schwanden doch unter der unruhigen Regierung der fränkischen Heinriche diese alten Rechte allmählig dahin, und die Päpste beschränkten die kirchliche Macht der Kaiser so sehr, daß kaum der Schatten davon blieb. Durch den westfälischen Frieden wurde das Reich noch mehr getheilt. Es gab nun 3 herrschende Kirchen. In der katholischen Kirche galten die geistliche Gerichtsbarkeit, welche die Päpste und Bischöfe sich angemahnt hatten, und die Vorschriften des kanonischen Rechts. Die protestantischen Stände hingegen hoben jede Art geistlicher Gerichtsbarkeit auf und ließen die geistlichen Angelegenheiten ihrer Unterthanen durch dazu eingesetzte Consistorien entscheiden. Folglich wurden das Reichskammergericht und der Reichshofrath sowol in protestantischen als katholischen Kirchensachen incompetent. In Rücksicht der Kaiser hatte schon unter Heinrich IV. (1056 — 1106) der Papst Gregor VII. das Recht der Ersten, Bischöfe u. s. w. zu ernennen, in Zweifel gezogen, und unter Calixtus II. mußte Heinrich V. dem Rechte entsagen, Bischöfe zu ernennen und mit Ring und Stab zu investiren. Nur die Belehnung der Bischöfe mit den Regalien durch den Scepter behielten die Kaiser. In Fällen, von denen das Beste des ganzen Reichs abhing, wo also auch gleichförmige polizeiliche Verordnungen nöthig wurden, gebührte dem Kaiser und dem Reich die polizeiliche

Gesetzgebung. Die erste allgemeine Polizeiverordnung war vom J. 1530. übrigen hatten die Stände das Recht, in ihren Ländern polizeiliche Verfügungen zu treffen, zumal da die Ungleichheit der Sitten, der Bildung und der politischen Verfassung ein beständiges Hinderniß einer allgemein gleichen polizeilichen Verfassung waren. Als der Gebrauch des gemünzten Geldes in Deutschland bekannt wurde, betrachtete man das Münzrecht als kaiserliches Regal. Karl der Große verbot fogar, anderswo als in seinem Palaste Münzen zu prägen. Ohne jedoch sich um kaiserl. Verleihungen dieses Rechts zu bemühen, übten späterhin viele weltliche Reichsstände dasselbe aus, und schon zu Friedrichs II. Zeit (1218 — 46) muß das Münzrecht der Fürsten außer Zweifel gewesen sein, da dieser Kaiser ihnen versprach, keine Münze in ihren Ländern schlagen zu lassen, wodurch die ihrige an Werth verlieren könnte. Karl IV. (1349 — 78) bestätigte den Kurfürsten nicht bloß das Münz-, sondern auch das Bergwerksrecht, und durch den westfälischen Frieden wurde den sämtlichen Reichsständen, außer ihren übrigen Hoheitsrechten, auch dieses versichert. Doch blieb die Ausübung desselben den Reichsgesetzen untergeordnet; aber nie sind die wegen der Mißbräuche des Münzrechts gegebenen Reichsverordnungen gehörig befolgt worden. (S. Münzfuß.) Unter Andern sollten auch, nach den Reichsabschieden von 1570 und 1594, alle neugeschlagene Münzen auf den jährlich in jedem Kreise zu haltenden Münzprobationstagen geprüft werden, ehe sie in Umlauf gesetzt würden. In frühern Zeiten übten die Kaiser das schon im 9. Jahrh. gebräuchliche Zollrecht, insofern es nicht einem Reichsstande verliehen war, allein aus. Unter den schwäbischen Kaisern und während des Interregnums eigneten sich die Stände in ihren Ländern dieses Recht zu, welches auch den Kurfürsten in der goldenen Bulle, und den sämtlichen Reichsständen im westfälischen Frieden bestätigt wurde; nur ward in letztem bestimmt, daß alle unter Privatautorität angelegte, dem Besten des Reichs schädliche Zölle aufgehoben sein sollten. Früher war in Karls V. Wahlcapitulation die Einwilligung der Kurfürsten zur Anlage neuer Zölle zuerst angeordnet, und den Reichsständen untersagt, dergleichen unter dem Namen von Brückengeld, Wegegeld ic. einzuführen. In dem westfälischen Frieden ward Freiheit und Sicherheit des Handels und der Schifffahrt in allen Provinzen des Reichs auf den Flüssen und in den Häfen festgesetzt. Den Reichsständen stand es frei, in ihren Ländern Messen und Märkte anzuordnen. Die Messen zu Leipzig, Braunschweig, Frankfurt a. M. und Raumburg waren aber von den Kaisern besonders bevorrechtet. Maximilian I. führte die ersten Posten im Reiche ein und bestellte den Franz von Taxis zum Reichsgeneralpostmeister. 1747 wurde das Reichsgeneralpostmeisteramt zu einem männlichen fürstlichen Thronlehen erhoben. (S. Post, Postwesen.) Außer den Reichsposten errichtete Ferdinand II. (1619 — 37) in seinen Erbstaaten landesherrliche Posten, und seinem Beispiele folgten, obschon mit Widerspruch von Taxischer Seite, die meisten größern Reichsstände. Die kaiserl. Einkünfte (aus Domainen und Hoheitsrechten) waren in frühern Zeiten sehr beträchtlich, wurden aber während des Interregnums und nachher unter Rudolfs I. Nachfolgern, theils durch die Anmaßungen der Reichsstände, theils durch Schuld der Kaiser selbst, so außerordentlich verringert, daß die Letztern späterhin, um ihrer Würde zu genügen, zu den Einkünften aus ihren Erbländern ihre Zuflucht nahmen. Die gewöhnliche Residenz des Kaisers war die Hauptstadt seiner Erbstaaten. Unter kaiserl. Reservaten verstand man diejenigen Rechte, welche die Kaiser ohne Zuziehung der Stände im ganzen Reiche ausübten, wie die Oberlehensherrlichkeit, die Schutz- und Schirmgerechtigkeit über die römische Kirche und den päpstlichen Stuhl (früherhin auch die Bestätigung der Papstwahlen), das Recht, einen Mitbewerber um den päpstlichen Thron auszuschließen, einen Commissarius zu den Bischofs- und andern geistlichen Wahlen im Reiche zu schicken, die Ausübung des Rechts der ersten

Bitte in allen unmittelbaren Stiftern, und in den mittelbaren, in denen es der Kaiser im Normaljahre 1624 gehabt hatte, das Recht der Standeserhöhungen, Wappenertheilungen, der Legitimation und Rehabilitation, die Entscheidung von Rangstreitigkeiten und die Ertheilung von Indulgenzen und Anstandsbriefen u. c. In seinem Namen wurden von den Universitäten die Gelehrtengrade ertheilt. Auch durch seine Pfalzgrafen ließ er Doctoren, Licentiaten, Magister, Baccalauren, Notarien ernennen, Dichter krönen u. s. w. — Die erste Art der Reichssteuern war (1427) der gemeine Pfennig, eine Vermögenssteuer. Nach und nach trugen die Stände selbst zu den Reichsbedürfnissen bei und vertheilten die hierzu verwandten Summen auf ihre Unterthanen, welches das Subcollecturrecht hieß. Die Römermonate waren eine andre Art von allgemeinen Steuern. Zu einem Römermonat gehörten für das ganze Reich 20,000 M. Infanterie und 4000 M. Cavallerie, welche nach dem oben angeführten Anschlage zu 4 und 12 Guld., die Summe von 128,000 Guld. ausmachten. Übrigens stand es den Reichsständen frei, Truppen oder Geld zu geben, und sie bedienten sich auch in dieser Rücksicht des Subcollecturrechts. Die Einnehmer dieser Steuern in den Legestädten, Augsburg, Frankfurt am Main, Nürnberg und Leipzig, hießen Pfennigmeister. — Die ersten Kaiser verwalteten die *G e r i c h t s p f l e g e* selbst, oder durch die von ihnen eingesetzten Herzoge und Grafen. Diese masten sich nach und nach, während der vielen Unruhen, welche das Reich erschütterten, die weltliche, sowie die Bischöfe u. c. die geistliche Gerichtsbarkeit an. In weltlichen Rechtsachen behielten jedoch die Kaiser das Recht, die Urtheilsprüche der Stände aufzuheben und zu verbessern. Die Streitigkeiten der Reichsstände ließen die Kaiser in frühern Zeiten durch ihr Hofgericht schlichten. Da aber dasselbe den Befehdungen nicht Einhalt thun konnte, so wurde 1495 das kaiserl. Reichskammergericht errichtet, und bald nachher der Reichshofrath gegründet. Außer diesen beiden höchsten Gerichtshöfen gab es noch andre Reichsgerichte, deren Gerichtsbarkeit sich aber nur über gewisse Provinzen erstreckte. Austräge waren durch Geses oder Vertrag bestimmte Richter, welche in erster Instanz die Streitigkeiten der Reichsunmittelbaren entschieden. Sie waren 1437 vom Kaiser Albrecht II. eingeführt und wurden von Maximilian 1495 bestätigt. Die Vollstreckung der Austrägalurtheile mußte auf Befehl der höchsten Reichsgerichte geschehen, und an diese ward von den Entscheidungen der Austräge appellirt.

In Beziehung auf Kaiser und Reich waren die Länder der Reichsstände theils Lehen, theils Allodien, und man theilte sie in weltliche und geistliche ein. Unter Landesherrschaft (Landeshoheit) der Reichsstände verstand man, seit dem westfälischen Frieden, die Befugniß derselben, in ihren Gebieten die Hoheitsrechte, so weit solche nicht durch die Reichsgesetze oder durch Verträge beschränkt waren, auszuüben. Diese Hoheitsrechte waren nach und nach den Ständen zu Theil geworden, anfangs durch Anmaßungen der größern Reichsfürsten, endlich allgemein und durch Gesetze oder ausdrückliche Verträge. Den Grund dazu legten zuerst die Häupter der Volksstämme, welche sich dem Frankenreiche unterwarfen, aber dabei doch einige Reste ihrer alten Unabhängigkeit behaupteten. Dahin gehörten im westlichen Franken die Herzoge von Bretagne und Aquitanien, im östlichen die Herzoge von Baiern, die sächsischen Fürsten, die böhmischen Herzoge. Karl der Große suchte diese Mittelregierung abzustellen, aber vergeblich; unter seinem Nachfolger bekamen schon mehre Stämme dergleichen Fürsten, welche nach dem Maßstabe ihrer Macht königliche Rechte in größerm oder geringerm Umfange ausübten und dem Könige nur eine sehr oft streitig gemachte Oberherrlichkeit zugestanden. Die Grafenämter wurden erblich; die Geistlichen bekamen Immunitäten und gräfliche Rechte. In den Grenzländern, deren Besitz gefährlich und zweifelhaft war, gestattete der König gern dem tapfern Vertheidiger und glücklichen Eroberer ausgebehntere Rechte. Der Investiturstreit kam den Fürsten zu Hülfe, welche von

Heinrich III. beinahe wieder zu bloßen kaiserlichen Beamten gemacht worden wären. Die Hohenstaufen sprengten zwar die Macht der alten großen Herzogthümer, allein sie erkaufen den Beistand der Großen des Reichs zu ihren auswärtigen Unternehmungen durch Bewilligung erweiterter Regierungsrechte. Nach dem Falle Herzog Heinrichs des Löwen traten mehre bisher untergeordnete Landesherren in die erste Reihe der unmittelbaren Fürsten mit Herzogsrecht ein, und die meisten Grafen, eine große Zahl Städte, auch die Reichsritterschaft wurden unmittelbar und erlangten landesherrliche Rechte. Der Mangel einer wirklichen Kaiserregierung von Friedrichs II. Absetzung bis auf Rudolfs Wahl begünstigte, und der westfälische Frieden vollendete die Ausbildung der Landeshoheit. In vielen deutschen Staaten war die Landeshoheit durch gewisse, den Provinzialständen zustehende Rechte beschränkt, die aber nicht überall gleich waren, und mehre Staaten hatten gar keine Landstände. Schon lange vor dem westfälischen Frieden übten die Reichsstände das Gesetzgebungsrecht in ihren Staaten aus. Durch jenen Frieden ward ihnen dies Recht mit der Einschränkung, daß sie keine den Reichsgrundgesetzen widersprechende Gesetze geben durften, bestätigt. Nur in privatrechtlicher Rücksicht konnten sie gesetzl. Verfügungen erlassen, die nicht mit den Reichsgesetzen übereinstimmten. Als Ausflüsse der Gesetzgebung standen ihnen die peinliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit gleichfalls zu. In Rücksicht der Reichsgerichte hatten sämtliche Kurfürsten und einige andre Reichsstände das jus oder privilegium de non appellando, noch andre das privilegium electionis fori. (S. Privilegium.) In die Ausübung der reichsständischen Gerichtsbarkeit durften, außer im Fall der verweigerten Justiz, sich weder der Kaiser noch das Reich mischen. Übrigens hatten sie das Recht, Privilegien zu ertheilen, das Recht der Begnadigung u. s. w. Auch stand ihnen die Gerichtsbarkeit über ihre Gemahlinnen und Kinder, über apanagirte, in ihren Staaten wohnende Prinzen, wie auch über andre unmittelbare Reichsglieder, in Rücksicht der Güter, die zu ihrem Gebiete gehörten, zu. In kirchlicher Hinsicht hatten sie das Reformationsrecht (jus reformandi) und konnten in ihren Ländern (nach dem westfälischen Frieden) einführen und dulden, welche von den 3 Religionsparteien sie wollten. Doch durften sie die kirchlichen Rechte und den Besitzstand derjenigen Religionspartei, welche im Normaljahr 1624 (s. d.) sich in ihren Staaten befand, nicht kürzen. Wenn ein Landesherr Religionsparteien, die sich nach dem Normaljahr in seinen Ländern niedergelassen hatten, nicht dulden wollte, so mußte er ihnen das Auswanderungsrecht zugestehen, und dazu 5 Jahre bewilligen, wenn sie vor, 3 Jahre aber, wenn sie nach dem westfälischen Frieden sich angesiedelt oder eine andre Lehre als die des Normaljahres angenommen hatten. In Schlesien und den dem Hause Östreich unterworfenen Staaten richtete sich der Religionszustand nicht nach dem Jahre 1624. Auch galt dasselbe nicht zwischen Reformirten und Lutheranern. Die protestantischen Stände waren in ihren Ländern das Oberhaupt der Kirche; daher hatten sie die Oberaufsicht und Anordnung des Gottesdienstes, das Ernennungsrecht der Kirchenbiener und jede Art geistlicher Gerichtsbarkeit, deren Ausübung ihren Consistorien übertragen war, von denen an die Regierungen oder an den Landesherrn selbst appellirt wurde. Die katholischen Reichsstände hatten hinsichtlich ihrer protestantischen Unterthanen dieselbe Gewalt; aber die geistlichen Angelegenheiten ihrer katholischen Unterthanen wurden vor den Bischöfen u. verhandelt. Viele Reichsstände übten auch die Schutzherlichkeit über Kirchen, Klöster, Stifter und Abteien aus, welches Kastenvogtei hieß. Vermöge der Landeshoheit hatten die Reichsstände auch die Rechte des Kriegs, des Friedens und der Bündnisse. Die Geschichte aller Zeitalter des deutschen Reichs gibt uns Beispiele von Bündnissen der Reichsstände unter sich und mit Fremden, und obgleich die Kaiser dieses Recht wegen des Mißbrauchs zu beschränken suchten, so ward es doch im augsburgischen Vergleiche von

1555 förmlich bestätigt. Nur durften die Bündnisse der Reichsstände nicht gegen das Reichsoberhaupt, und eben so wenig gegen die Reichsverfassung gerichtet oder dem Reiche nachtheilig sein. Auch sollte kein Reichsstand ein Offensivbündniß gegen seinen Mitstand eingehen, außer im Fall einer Gewaltthatigkeit, deren Vergütung 3 Jahre lang von dem Urheber verweigert worden war. Der westfälische Friede erlaubte dann dem Beleidigten, sich durch die Waffen Recht zu verschaffen.

Dies waren die Grundzüge einer Verfassung, welcher man sehr viel Gutes und sehr viel Böses nachsagen konnte. Sie gab den Deutschen weder Einheit noch Kraft und machte das größte Volk Europas zu einem der ohnmächtigsten. Aber eben dadurch bewahrte sie die Deutschen vor dem Unglück, ein eroberndes und unterdrückendes Volk zu sein, und führte sie zu einer Allgemeinheit, Vielseitigkeit und Gründlichkeit der Cultur, in welcher sie vielleicht von keinem andern übertroffen werden, den meisten aber weit voraus sind. Die Reichsverfassung hatte wenig Mittel positiven Wirkens, allein manches Übel vermochte sie zu hindern; die Zerstückelung Deutschlands machte es allein möglich, daß die Reformation gedeihen konnte, welche der Befürworter des evangelischen Christenthums für die segensreichste Begebenheit der neuern Zeit zu halten berechtigt und gedrungen ist. Diese Zerstückelung ist eine Aufgabe, welche die Vorsehung dem Deutschen gegeben hat, um daran seine Kräfte zu üben und in bestimmter Richtung zu entwickeln, dergleichen Aufgaben sich in der Geschichte eines jeden andern Volkes gleichfalls erkennen lassen. Das Princip der Reichsverfassung war von Anfang an mehr das eines Staatenbundes als das eines einfachen Staats, und es hat sich auch in der neuern Zeit ebenso rasch als consequent weiter fortgebildet. Der Krieg gegen das revolutionnaire Frankreich und die verschiedenen seit 1795 geschlossenen Friedensschlüsse zeigten die gänzliche Unhaltbarkeit der Reichsverfassung, und ihnen danken wir eine Zusammenziehung der ehemaligen 300 Staatsgebiete auf 39 größere Massen. Die Auflösung des deutschen Reichs am 6. Aug. 1806 war das Zerfallen einer nur dem Schein nach noch bestehenden Form. Selbst der Reichstag war schon vorher durch die Secularisationen der geistlichen Gebiete desorganist, und die Vorschläge der Reichsdeputation zu dessen neuer Einrichtung waren vom Kaiser verworfen worden. Der Rheinbund (s. d.) beruhte auf denselben Grundlagen als jetzt der Deutsche Bund (s. d.); der Mißbrauch, welchen Napoleon von jenem machte, war nur ein zufälliges Übel, welches nicht in seinem Wesen lag und gehoben werden konnte.

Deutsche Ritter, auch deutsche Herren genannt. Dieser geistliche Ritterorden wurde 1190 vom Herzog Friedrich von Schwaben zur Zeit der Belagerung von Akkon, während eines Kreuzzuges in dem heiligen Lande gestiftet und, weil nur Deutsche von gutem Adel darin aufgenommen werden konnten, der deutsche genannt. Sie erhielten eine den Tempelherren ähnliche Regel, welche aber durch ihren trefflichen Großmeister Hermann von Salza weiter ausgebildet wurde. Der ursprüngliche Zweck des Ordens war, die christliche Religion gegen die Ungläubigen zu vertheidigen und die Kranken im heiligen Lande zu pflegen. Weil der Orden der Jungfrau Maria geweiht war, so nannten sich die Ritter auch: Brüder des deutschen Hauses U. L. Frau zu Jerusalem, oder Marianer. Die Ordenskleidung bestand in einem schwarzen Kleide und weißen Mantel, auf welchem ein schwarzes Kreuz mit einem silbernen Rande getragen wurde. Der Hochmeister (Deutschmeister, Großmeister), d. i. das Oberhaupt dieses Ordens, wohnte anfangs zu Jerusalem, nachher aber, als das heilige Land wieder an die Türken verloren gegangen war, zu Venedig und zu Marburg (seit 1297). Nach und nach machte er mehre Eroberungen und gelangte zu großen Reichthümern. Den höchsten Gipfel seiner Macht hatte er zu Anfange des 15. Jahrh. erreicht, wo er sich von der Oder bis zum finnländischen Meerbusen erstreckte, und seine jährlichen Einkünfte auf 800,000 Mark berechnet wurden. Allein in der Folge brachten ihn Schwelgerei, Ver-

schwendung und Zwiespalt allmälig in Verfall. Um 1226 wurden die deutschen Ritter von den Polen gegen die Preußen zu Hilfe gerufen, die auch seit 1229 nach einem 53jahrigen Kriege die Oberherrschaft des Ordens anerkennen und die christliche Religion annehmen mußten. Durch den deutschen Orden wurden die slawischen Länder am baltischen Meere germanisirt, vorzüglich seit seiner Vereinigung 1237 mit dem Orden der Schwertbruder in Liefland. 1309 nahm der Hochmeister seinen Sitz zu Marienburg in Preußen (s. dd.). Aber die Regierung des Ordens war in der Folge so drückend, daß sich Vorderpreuen schon im 15. Jahrh. an Polen ergab. Auch für Hinterpreuen mußte der Orden die polnische Lehnsherrschaft anerkennen, und als er sich denselben zu entziehen suchte, gerieth er mit Polen in einen Krieg, welcher sich damit endigte, daß er auch Hinterpreuen verlor, welches 1525 dem damaligen Hochmeister, Markgrafen Albrecht von Brandenburg, als ein erbliches Herzogthum unter polnischer Hoheit ertheilt wurde. Hierauf hatte seit 1527 der Hoch- und Deutschmeister seinen Sitz zu Mergentheim in Schwaben (jetzt wurtembergisch) und war ein geistlicher Reichsfurst. Die 11 Balleien (Provinzen) dieses Ordens waren in Commenthureien abgetheilt, denen ein Landcommenthur vorstand, und lagen in verschiedenen Ländern zerstreut; zusammen 40 □M. mit 88,000 E. Davon hatte Mergentheim 10 □M. und 32,000 E. Durch den presburger Frieden (1805) erhielt der Kaiser von Österreich die Würde, Rechte und Einkünfte eines Gromeisters des deutschen Ordens. Im Kriege mit Österreich hob Napoleon den 24. April 1809 zu Regensburg den Orden auf. Die Güter desselben sind den Fürsten anheimgefallen, in deren Landen sie sich befanden. Der Erzherz. Anton nennt sich noch jetzt Großmeister des deutschen Ordens im Kaiserth. Österreich. Vgl. Joh. Voigt's „Gesch. Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange des deutsch. Ordens“ (Königsberg 1827; der 2. Th. bis 1249).

Deutsche Sänger. Es gibt wenige deutsche Sänger, welche bloß als Capell- oder Concertsanger aufträten, wemngleich viele deutsche Theatersanger mehr Concertsanger als Opernsänger sind. Daß aber fast alle deutsche Sänger zugleich Buhnensanger sind, davon liegt der Grund weniger in dem Mangel stehender Concerte und Capellen als vielmehr in der Eitelkeit der Sänger, in den glanzendern Gehalten guter Opernsänger und in der großen Duldsamkeit des Publicums gegen ausgezeichnete Sänger, welche schlecht repräsentiren. In dem Art. *Deutsch e Musik* haben wir auch über das Verhältniß der Sänger gesprochen; es bleibt uns also hier nur übrig, die Namen der bekanntesten deutschen Sänger und Sängerinnen zusammenzustellen und auf die Eigenthümlichkeit der Einzelnen, so weit sie uns bekannt geworden, mit einigen Worten hinzudeuten. Wir wollen I. die Damen in alphabetischer Reihe vorausgehen lassen. Dem Bamberger (war als Sängerin des frankfurter Stadttheaters eine vielversprechende Anfängerin mit viel Umfang der Stimme und nicht unbedeutender Fertigkeit; sie singt erste Partien); Mad. Becker (war bei der Oper in Prag und in Hamburg; Bravoursangerin, deren Höhe bis ins übernatürliche geht); Mad. Bender (jetzt in Petersburg; bedeutende Sängerin); Dem. Albertine und Gianina Campagnoli (beide in Deutschland geboren und gegenwärtig beim Theater zu Hanover; die ältere hatte sonst viel Umfang, Stärke und Geläufigkeit der Stimme, aber es mangelte ihr an Geschmack und Seele; die jüngere war sonst mehr Altstimme und soll jetzt die Schwester übertreffen); Dem. Canzi (ungeachtet ihres italienischen Namens eine Deutsche, in Baden bei Wien geboren, Schülerin Calleri's; lichte Stimme voll Umfang und Geschmeidigkeit, ihre Methode hat sich durch ihren Aufenthalt in Italien sehr vervollkommenet, wiewol die Stimme etwas gelitten hat; sie ist vorzüglich im Gebiete des Sanftreizenden, Heitern und Spielenden, für dessen Darstellung in der Oper sich auch die Lebendigkeit der kleinen Figur am meisten eignet; überall in Deutschland hat sie gefallen, ja entzückt; im Allgemeinen neigt sie sich mehr zur ital.

Schule, doch ohne den deutschen Ernst ganz auszuschließen, davon hat sie während ihres Engagements in Leipzig 1825 — 26 als Zemire in Spohr's Dper Proben abgelegt; Mad. Cornet (in Hamburg, brauchbare Sängerin); Mad. Devrient (alttere Tochter der berühmten Schauspielerin Schröder beim Theater in Dresden; als Euryanthe, Jessonda, Emmelin, Agathe ausgezeichnet, und überall, wo leidenschaftliches Spiel sich mit Gesang verbindet); Mad. Devrient (sonst Böhler die jüngere, gehört mehr durch ihr Spiel als durch Gesang der Dper an, wiewol auch dieser ihr Talent beurkundet; in Hamburg); Mad. Eberwein (bei der Dper in Weimar, eine geschätzte und schätzbare Sängerin zweiten Ranges, verständiger und geschmackvoller Vortrag bei einer nicht gerade brillanten Stimme, und lobenswerthes Spiel); Dem. Erhart (sang in Leipzig mit einer beschränkten Stimme meist Altpartien in ital. Manier); Dem. Eunike (singt zweite Partien bei der berliner Dper, besitzt Talent und viel Kunstfertigkeit, womit aber viel geschworkelt und coquettirt wird; ist jetzt von der Dper abgetreten); Dem. Fischer (Schwester des Bassisten und der sonst so ausgezeichneten Sängerin Fischer-Bernier; jetzt in Stuttgart, soll nicht nur eine sehr bedeutende Stimme, sondern auch einen gründlichen und kunstmaig gebildeten Vortrag besitzen; die Vestalin wird zu einer ihrer vorzüglichsten Leistungen gerechnet); eine andre Dem. Fischer (Pfegetochter des Bassisten) hat durch einige Concerte, die sie im nördlichen Deutschland mit ihrem Vater gegeben, sich als eine angehende Concertsangerin von Fleiß und Talent gezeigt, welche aber mit einigen organischen Hindernissen zu kämpfen hat; Mad. Frank (bei der darmstädter Dper, wenn wir nicht irren; hat vor einigen Jahren großen Beifall gefunden); Dem. Funk (war bei der dresdner deutschen und italienischen Dper; ursprünglich wohl lautende Stimme, hoher Sopran, in guter italienischer Schule gebildet, aber sehr veränderlich, was Kraft und Reinheit der Intonation anlangt); Mad. Gervais (erste Sängerin bei der Dper in Karlsruhe; soll viel Bravour und Ausdruck besitzen); Mad. Grünbaum (erste Sängerin der kaiserl. Dper in Wien, Sängerin vom ersten Range, hoher Sopran, wegen ihrer Leichtigkeit und Feinheit im Vortrag schwieriger Passagen, die sie fast immer mit halber Stimme ausführt, vornehmlich bewundert, daher auch vorzüglich in leichten Bravourpartien, weniger im gehaltenen Vortrag ausgezeichnet); Mad. Haser-Fera (s. d.); Frau v. Heigendorf (sonst Dem. Jagemann, lange Zeit erste Sängerin bei der Dper in Weimar, und sonst in gleich hohem Grade als Sängerin und Schauspielerin geachtet, vom Theater abgegangen); Dem. Herzogfeder (sehr liebliche Sängerin beim Theater in Frankfurt a. M.); Dem. Hornick (Theatersangerin im Theater an der Wien); Dem. Rainz (aus Wien oder Prag; hat eine sehr ausgebildete Fertigkeit in der ital. Manier; am Vortrag und Spiel fehlt es); Mad. Röhl-Valesi (zuletzt in Bremen; sonst als Bravoursangerin geschätzte); Fr. v. Knoll (wackere Sängerin bei der stuttgarter Dper); Mad. Kraus-Wranitzky (k. östr. Hoffsangerin, Schülerin Salieri's, früher in der Dper sehr beliebt; eine der ausdrucksvollsten und reizendsten Concertsangerinnen); Mad. Krugger-Afchenbrenner (erste Sängerin bei der Dper in Darmstadt, durch Kraft und großen Vortrag ausgezeichnet); Dem. Madler (wird ausgezeichnet für die große Dper in Darmstadt); Mad. Marschner (geb. Wohlbruck, angenehme Stimme, unausgebildet); Mad. Mezger-Vespermann (war bei der deutschen Dper in München angestellt und starb vor einigen Jahren; Sängerin ersten Ranges, und durch die innigste Verbindung von Ausdruck und Fertigkeit eine der ausgezeichnetesten Sängerinnen; sie war Schülerin Winter's und eigentlich Mezzosopran; aber die Anmuth ihres Vortrags ersetzte, was ihr an Umfang der Stimme fehlte; in der schönen Müllerin war sie unvergleichlich); Mad. Mezner (jetzt in Königsberg); Mad. Milber-Hauptmann (Sängerin bei der berliner Dper; in der einfach-grandiosen Gattung, z. B. in Gluck's Dpern, einzig, wo ihre große, volltonende Stimme sich ihrer Natur gemäß bewegen kann; für Concertgesang nicht geeignet); Mad. Müller-Anschug (als

Altistin schagbar, jedoch ohne gebiegene Schule); Mad. Neumann-Sessi (kann, obwohl in Italien geboren und aus ital. Schule, insofern sie schon im ersten Jahre ihres Lebens nach Wien kam und auf der deutschen Opernbühne einheimisch geworden ist, auch an dieser Stelle aufgeführt werden; ihr Vortrag, der vornehmlich für die ältere ital. Gattung geeignet ist, beruht auf der vortrefflichsten Methode; sie ist im großen, gehaltenen Styl und im Recitativ Meisterin; sie ist, seitdem sie am leipziger Stadttheater angestellt war, nicht wieder aufgetreten, indem sie an Krankheit der Stimme leidet); Dem. Paasche (bei der Oper in Hamburg; vielversprechendes junges Talent, mit einer schönen Stimme begabt); Dem. Pohl (erste Sängerin bei der Oper in Hamburg; wird in Bravourpartien gelobt); Dem. Pefl (Sängerin bei der Oper in München; guter Vortrag, aber etwas schwache Stimme; sie ist ebenfalls Winter's Schülerin); Dem. Schäfer (eine talentvolle Anfängerin, Schülerin der Dem. Schmalz, welche mit Beifall die Bühne betreten hat); Dem. Schechner (in München geboren und ausgebildet; Sängerin ersten Ranges; herrliche Altstimme; Ausdruck vortrefflich und zugleich ausgezeichnete Schauspielerin); Dem. Schmalz (in Berlin; jetzt von der Bühne abgetreten, war eine wackerere Bravoursangerin); Dem. Schmidt (junge angenehme Sängerin beim Theater in Weimar); Mad. Schuk (Theatersangerin; sonst in Wien, dann in Paris); Mad. Schulz (große Bravoursangerin in Berlin); Dem. Schweizer (eine unter Winter gebildete fertige Sopranistin; jetzt in Kassel); Dem. Seel (Hofsangerin in München; Schülerin Winter's; durch geschmackvolle Bravour im neuen ital. Concertgesang ausgezeichnet); Mad. Seidler-Wranitzky (erste Sängerin der Oper in Berlin, Schwester der oben angeführten Mad. Kraus; nimmt durch die Leichtigkeit und Anmuth, mit welcher sich ihre Stimme in eleganten Partien bewegt, z. B. als Prinzessin von Navarra im „Johann von Paris“, eine der ersten Stellen unter den deutschen Sängerinnen ein; ihre Erscheinung ist ebenfalls angenehm, doch ohne Spiel); Dem. Siebert (Tochter des Bassisten; eine ganz junge Sängerin, welche viel Fertigkeit besitzt); Mad. Sigl-Wespermann (hoher Sopran, nimmt als Bravoursangerin auf der Bühne einen vorzüglichen Rang ein und hat sich den Vortrag der neuern italien. Schule in hohem Grade angeeignet; in München); Dem. Sontag (früher in Prag und bei der kais. Oper in Wien, dann in Berlin beim konigsstadter Theater; jugendlicher Reiz, schöne Stimme und Aufschwung in der Ausbildung derselben fanden selbst in Paris seit 1826 und in London seltenen Beifall); Dem. Stenz (in Hanover); Mad. Strauß (in Karlsruhe; Sängerin zweiten Ranges, Stimme und Methode nicht ausgezeichnet); Dem. Veltheim (jetzt bei der deutschen Oper in Dresden, leistet viel im Bravourgesange und als Concertsangerin); Dem. Vio (bei der kais. Oper in Wien angestellt, eine angenehme Sängerin für zweite Partien); Mad. Watzmuller (bei der kais. Oper in Wien; eine in Altpartien, z. B. Tancred, ausgezeichnete Sängerin); Mad. Weichselbaum (singt erste Partien bei der Oper in Manheim; sie besitzt einen sehr anmuthigen italien. Vortrag und ist selbst italien. Abkunft).

II. Das männliche Personal der deutschen Sänger. 1) Tenoristen: Babnigg (vorher bei der kais. Oper in Wien, dann in Pesth und Ofen, jetzt in Dresden; hoher Tenor, mit viel Ausbildung, weniger Spiel); Baber (bei der berliner Oper; Tenorist ersten Ranges, kräftige Bruststimme, angenehmer Vortrag, leichtes gefälliges Spiel); Bergmann (bei der deutschen Oper in Dresden; zarter hoher Tenor, etwas schwach, ziemlich ausgebildet im Vortrag, weniger im Spiel); Braun (in Hamburg); Cornet (soll eine der schönsten Tenorstimmen besitzen, und ist zuerst auf der braunschweiger Bühne aufgetreten; jetzt in Hamburg); Eunike (in Berlin, war einer der vorzüglichsten Virtuosen, tritt jetzt selten mehr auf); Hahnle (bei der Oper in Darmstadt); Hambuch (guter Theatersanger bei der stuttgarter Oper); Hasloch (bei der Bühne in Bamberg); Haizinger (Tenorstimme von seltenem Umfange, be-

deutende Fertigkeit im ital. Gesang ohne Spiel; jetzt in Karlsruhe, früher beim Theater an der Wien; fand 1829 in Paris großen Beifall); Hosler (schätzbarer Theatersanger; war beim leipziger Theater); Jäger (viel Umfang und Ausbildung, eine Kopfstimme, aber steif auf der Bühne; in Stuttgart); Klengel (jetzt beim hambur-ger Theater; unter den deutschen Theatersangern durch gründliche Methode und Fertigkeit sehr ausgezeichnet, bei etwas kranklicher falschetrender Stimme); Lohle (bei der deutschen Oper in München; einer der vorzüglichsten Tenoristen, angenehme, doch kräftige hohe Stimme, Einförmigkeit im Vortrag und Spiel); Jul. Miller (früher bei der Oper in Amsterdam; die Stimme mehr Bariton; seltene Fertigkeit; sein zuweilen überladener Vortrag ist doch im Heroischen ausgezeichnet und durch Spiel unterstützt); Moltke (bei der Oper in Weimar; angenehmer Theatersanger, etwas veraltete Methode); Niefer (schöner Tenor; in Frankfurt a. M.); Räber (passirte Stimme, nicht ohne Vortrag); Rebenstein (in Berlin; singt weniger bedeutende Partien und scheint sich jetzt mehr auf Schauspiel zu beschränken); Rosner (beliebter Tenorist mit vortrefflicher Bruststimme; bei der kaiserl. Oper in Wien); Rosenfeld (für zweite Partien; jetzt in Dresden); Stöger (bei der Oper in Prag); Strobe (in Hanover); Stummer (in Berlin; schwache Stimme, guter Vortrag, besonders in Gluck'schen Opern); Urspruch (in Magdeburg; seine angenehme Stimme wird gelobt); Wetter (erhebt sich zum Tenoristen ersten Ranges, jetzt in Darmstadt); Weichselbaum (in Manheim; Virtuos ersten Ranges, mit ungemeiner Fertigkeit, aber unbelebtes Spiel); Wild (sonst bei der Oper in Darmstadt, jetzt in Kassel; der deutsche Troubadour; Ton und Vortrag ausdrucksvoll, die Stimme soll an Umfang und Stärke verloren haben); Zeibig (jetzt in Riga; sonst ein sehr ausgezeichnete Sänger von viel musikalischer Bildung); Zimmermann (Theatersanger in Pesth). 2) Bassisten: Berthold (in Kassel); Devrient (Neffe des Schauspielers, in Berlin); Dery (in Buffonpartien brav; angestellt beim Theater in Weimar); Dobler (schöner Bass, hölzern im Spiel; in Frankfurt a. M.); Fischer (bisher in Berlin u. München angestellt; Bassist u. Schauspieler ersten Ranges, ausgezeichnet durch kunstmaigen Vortrag und Beherrschung einer ziemlich umfassenden, gleichen Stimme, in Buffonpartien ebenso unübertrefflich wie in serieuosen; in den ersten mag er sowol in Hinsicht des Gesangsvortrags als in Hinsicht des lebendigen Spiels mit den Italienern wetteifern); Fischer (in Leipzig; schwache, doch angenehme Stimme, in vielen komischen Partien beliebt); Fries (Buffon; in München); Fürst (in Hanover; bedeutende Stimme, fehlerhafter Vortrag, nicht unbedeutendes Spiel); Gay, in zweiten Basspartien sehr brauchbar, nicht ohne Talent im Spiel und Gesang; in Hanover); Geiling, der Vater (bei der deutschen Oper in Dresden; äußerst launiger Buffon, als Sänger jetzt unbedeutend); Genast (in Spielpartien schätzbar und nicht ohne Fertigkeit; in Weimar); Gern (in Berlin; in serieuosen Partien, auch durch Spiel ausgezeichnet); Günther (ausgezeichnete Bassbuffon beim braunschweiger Theater); Hillebrand (in Hanover; hohle, noch nicht ausgebildete Stimme, angenehme Erscheinung); Kockert (schöne gute Bassstimme, die sich ausbildet, zum Spiel viel Anlage; zuletzt in Magdeburg); Krebs (bei der Oper in Stuttgart; eigentlich Baritonist, sang früher Tenorpartien und war einer der kunstfertigsten Sänger); Megner (ein in vielen Partien beliebter Buffon; jetzt in Königsberg); Meyer (war erster Bassist bei der Oper in Dresden; viel Musik, anständiges Spiel bei einer etwas hohlen Stimme, st. 1829); Mosevius (in Breslau; musikalisch, schätzbares Spiel, als Sänger nicht ausgezeichnet); Pillwitz (jetzt Director in Bremen, Bassist ersten Ranges, wohlklingende Stimme, viel Ausbildung u. Musik, weniger als Darsteller); Reitmaier (erster Bassist in Braunschweig; wird gelobt); Sehring (erster Bassist bei der Oper in Karlsruhe); Seipelt (tüchtiger Bassist beim Theater an der Wien); Siebert (serieuoser Bassist ersten Ranges, ausgezeichnet durch seine umfassende Stimme u. musikalische Kunstfertigkeit, zuletzt

in Karlsruhe; man wirft ihm vor, daß er zu viel Schnörkel und tenorisire; sein Spiel hat sich gebessert); Spigeder (einer der ersten deutschen Buffons; am königstädter Theater in Berlin); Stromeyer (Bassist ersten Ranges, vielleicht der erste deutsche Bassist, durch Fülle und Kraft der Stimme wie durch geschmackvolle Ausbildung; lange Zeit Regisseur der Oper in Weimar); Bauer (starke Stimme, brauchbarer Sänger in zweiten Partien; bei der Oper in Berlin); Wehrstädt (beim braunschweiger Theater; in Spiel und Gesang schätzbar); Woltereck (bei der Oper in Hamburg; soll eine gute Stimme haben und sich im Vortrage fleißig ausbilden).

3) Baritonisten: Blum (in Berlin; angenehme Stimme, gefälliges Spiel); Ehlers (ein sonst braver Sänger und im Spiel nicht minder ausgezeichnet); Haufner (wackerer Sänger; jetzt beim dresdner Theater); Häser (Bruder der berühmten Sängerin; ein in musikalischer Hinsicht ausgebildeter Sänger und dabei lobenswerther Schauspieler); Hinge (Buffon in Stettin); Keller und Laroche (s. Deutsche Schauspieler); Mittermeier (bei der Oper in München; ebenso angenehme Stimme als höchst anziehender und kunstfertiger Vortrag, wegen seines Spiels mehr zum Concertsänger geeignet); Rebe (s. Deutsche Schauspieler); Staudacher (bei der Oper in München; spielt und singt vorzüglich seriöse Basspartien mit Ausdruck und Beifall); Unzelmann (s. Deutsche Schauspieler; Basspartien in der Oper); Wächter (in seriösen und Mittelpartien ausgezeichnet; in Dresden); Walter (Buffon in Karlsruhe; besonders in dem Localcomischen gern gesehen); Wurm (s. Deutsche Schauspieler). Über deutsche Singvereine und Singfeste s. Sing Schulen.

Deutsche Schauspieler, jetzt lebende. Wenn man bedenkt, wie viele Bühnen, stehende und wandelnde, es in Deutschland gibt, so leuchtet ein, daß Deutschland bedeutend mehr Schauspieler zählt als Musiker und bildende Künstler. Wenn man aber wiederum erwägt, was der Schauspieler sein und leisten soll, so findet man, daß von dieser bedeutenden Anzahl von Schauspielern nur wenige Künstler sind. Der Grund davon liegt darin, daß gerade bei Ausübung dieser Kunst der Naturalismus den meisten Spielraum hat. Dieser Naturalismus knüpft sich an den Trieb zur Nachahmung, die sich beim Schauspieler auf die Nachahmung des in der wirklichen Welt Geschehenen oder, wenn von Phantasiegebilden die Rede ist, des auf den Bühnen Üblichen richtet, dem die meisten, nach Maßgabe ihrer Individualität, mehr oder weniger hinzuzusetzen wissen. Dieser Naturalismus, der sich instinktmäßig der Nachahmung des Vorhandenen hingibt, und bei dem die Meisten stehen bleiben, wenn sie wahrnehmen, daß eine gewisse Übung in solchem Repräsentiren sich einstellt und die Menge damit zufrieden zu stellen ist, wird auch in der Regel durch die Verhältnisse Derer, welche zur Bühne gehen, begünstigt. Aus einem verworrenen, zügellosen Leben, ohne Kenntniß der Literatur und insbesondere der Dichterwerke, deren Ideale sie uns vor Augen führen sollen, betreten viele die Bretter nur, um sie zum Schauplatz eigner Eitelkeit zu machen; sie trauen sich die Gewandtheit zu, noch weit mehr vorzustellen, als sie sind, und rechnen es nur dem Schicksal zu, wenn sie nicht geworden sind, was sie am liebsten vorstellen. Die höhern Anforderungen einer poetischen Bildung, die Wichtigkeit vorbereitender Studien ist den Meisten unbekannt, und so hängt das Meiste von ihrer Individualität ab; ist diese einem gewissen Fache angemessen, haben sie in der Wirklichkeit und auf der Bühne genug gesehen, was sie sich im dunkeln Nachahmungstrieb angeeignet haben, so ist ihre Laufbahn als Schauspieler entschieden, und sie werden, wenn nicht als die Ersten glänzen, doch wenigstens neben den Ersten Beifall finden. Diese Art von Schauspielern, welche die größere Zahl ausmacht, wird sehr begünstigt durch das auf der deutschen Bühne überhaupt herrschende Natürlichkeitsprincip, bei welchem es ziemlich dahin gekommen ist, daß Kleider und Decorationen die Hauptsache sind, und daß eine Rolle spielen

fast so viel als Kleider wechseln heißt. Das größere Publicum nämlich, welches im Schauspiel eigentlich nur Mannigfaltiges sehen und hören will, und von den Charakteren nur die gröbsten Züge auffaßt, die zur Handlung unentbehrlich sind, findet seine Einbildungskraft durch die der Wirklichkeit fast gleichkommenen Prospective und durch das Charakteristische oder Glänzende des Costums schon so sehr in Anspruch genommen und beschäftigt, daß nur eine leidliche Körperhaltung und Bewegung und etwas Declamation für die schönen Bilder und Sentenzen des Dichters, die ja doch nicht so selten ist, erfordert wird, um die Menge glauben zu machen, man habe einen Charakter dargestellt. In der That, seit die Kunst der Decorateurs und Garderobiers bis zur höchsten Täuschung gestiegen ist, hat sich die Kunst des Schauspielers immer mehr verloren. Der Beweis würde sich durch den Augenschein liefern lassen, wenn man den Versuch machen wollte, einige Schauspiele ohne Costume und Decorationen aufzuführen. Im Trauerspiel würde man finden, daß die meisten Schauspieler nur Declamatoren mit Costume sind. Im Conversationsstück, wo zwar das Costume die Täuschung weniger begünstigt, zeigt sich daher gewöhnlich um so deutlicher die Schwäche und Unfähigkeit, einen Charakter nach des Dichters Anleitung zu erschaffen und an eigner Person fortschreitend zu gestalten. Das Lustspiel ist gegenwärtig nur Conversationsstück, und wo es Burleske wird, da sehen wir bei unsern Schauspielern den Anzug ebenfalls das Meiste thun. Da nun das Meiste heutzutage auf eine grobe Nachahmung des Gegebenen gestellt ist, so kommt es hauptsächlich auch darauf an, was ein Individuum erlebt und was es zu erfahren Gelegenheit gehabt hat. In dieser Hinsicht würde das Wandern der Schauspieler, abgesehen davon, daß es dem Familiarwerden des Schauspielers mit dem Publicum und der Gewöhnung des letztern an sonst schwer zu ertragende Angewohnheiten des erstern entgegenwirken würde, von Vortheil sein, wenn nur nicht das Nomadisiren andrerseits der humanen Bildung nachtheilig wäre. Ein gutes Auskunftsmittel bietet das Gastrollenspielen in der neuern Zeit dar; diese verhindern, daß die stehenden Bühnen nicht gar zu sehr die Eigenschaft stehender Wasser annehmen, und durch wohlthätige Pensionsanstalten endlich zu theatralischen Invalidenhäusern werden. Aus der Masse routinirter und unroutinirter Nachahmer hebt sich nun die geringe Anzahl Derer um so glänzender hervor, welche den innern Drang fühlten, die von der Poesie geschaffenen Charaktere äußerlich zu vergegenwärtigen, und die ihnen von der Natur verliehenen Mittel mit poetischem Geiste ausbildeten. Zu diesen hervorragenden Künstlern der deutschen Bühne gehören unter den jetzt lebenden anerkanntermaßen: die verw. Wolff (in Berlin), Devrient, Esclair und Soph. Schröder; von denen die erstern den letztern an Bildung und Studium ebenso sehr überlegen sind, als diese jenen an Reichthum der Naturmittel. Die Wolff (geb. Malcolmi) hat sich, wie ihr verst. Mann, in Göthe's Schule vornehmlich für die feinere Charakteristik, für die gemessene ideale Darstellung, welche sich dem Antiken nähert, gebildet; von diesem Standpunkte aus hat sich ihr Talent unter veränderten Umgebungen mit großer Freiheit entwickelt. Ihre plastische Kunst und ihre vollendete Declamation der rhythmischen Poesie kann als Muster dienen, und die höchst seltene Vereinigung des mimischen und declamator. Elements würde noch weit mehr anerkannt sein, wenn nicht die Natur zu mancher Anstrengung die Kraft versagte, und das Publicum von dem Schauspieler die Vielseitigkeit eines Tausendkünstlers verlangte. In stark gezeichneten heroischen Charakteren feiert die geniale Kraft Esclair's und der Schröder ihren Triumph. Ihre Phantasie ist wirksam, besonders wo es gilt, große mimische Effecte hervorzubringen und kolossale Bildungen der Phantasie den Sinnen zu vergegenwärtigen; aber ihr Streben geht mehr auf große Momente als auf ein Ganzes. Zwischen den genannten Künstlern steht mitten inne Devrient, durch seine mimische Erfindung und durchaus gehaltene Charakteristik ausgezeichnete bürgerl. Charaktere und komischer Ideale

mit Recht gepriesen; ja vielleicht der größte mimische Künstler auf der deutschen Bühne. Den hier genannten Künstlern gesellt ein ausgebreiteter Ruf noch zu: Mad. Crelinger (in Berlin); Dem. Lindner (in Frankfurt; durch Wahrheit und Consequenz der Darstellung ausgezeichnet); Mad. Neumann (in Karlsruhe), und den Komiker Wurm. Die Erstere ist unstreitig ein reiches Talent, für die Darstellung jugendlicher Heroinen in der Tragödie und vornehmer Damen in Conversationstücken geschaffen, und würde noch mehr sein, wenn sie sich von einer gefallsüchtigen Manier zu befreien wüßte, welche die Kraft ihrer Darstellungen abstumpft. Ihr in gewisser Hinsicht entgegengesetzt erhebt Mad. Neumann die Lieblichkeit ihrer Natur zur Kunst, aber sie entfernt sich wenig über die Erscheinung des Weibes in der heutigen feinen Conversation. Der Komiker Wurm (s. d.) endlich hat in der gehaltenen Schilderung aus dem Leben gegriffener, burlesker Charaktere eine anerkannte Virtuosität.

Folgende alphabetische Reihe der bekanntesten Schauspieler der deutschen Bühne macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch; doch glauben wir keinen Künstler zweiten Ranges übersehen, eher vielleicht manchen vom dritten Range in dieselbe aufgenommen zu haben. I. Unter den Damen bemerken wir: Mad. Anschütz (spielt Liebhaberinnen im wiener Burgtheater); Dem. Bauer (angenehm in munteren jugendlichen Liebhaberinnen; in Berlin); Dem. Beck (tragische Liebhaberin; in Mannheim); Mad. Birch-Pfeifer, tragische Liebhaberin, nicht ohne Manier; in Wien); Mad. Brede (ausgezeichnet in vornehmen Damen im Lustspiel und in tragischen Mittelrollen; bisher in Stuttgart); Fr. v. Busch (in feinen Damen im Lustspiel und Trauerspiel gelobt; beim darmstädter Hoftheater); Mad. Carl (erste Liebhaberin; früher in München); Mad. Devrient (Gattin des berliner Schauspielers) und Mad. Devrient, geb. Böhler (in naiven und launigen Soubrettenrollen vorzüglich beliebt; in Hamburg); Mad. Esclair (Helbinnen und Mütter; in Darmstadt); Mad. Feige (in Helbinnen geschätzt; in Kassel); Mad. Fries (ebenso; in München); Mad. Gebhard (Liebhaberinnen); Mad. Gehhaar (Anstandsdamen und Charakterrollen; in Mainz); die durch Bildung ausgezeichnete Mad. Genast (sonst Böhler d. Ältere, in Liebhaberinnen, Anstandsdamen und jürgern, ruhigen Charakteren gern gesehen, als Donna Diana geschätzt; in Weimar); Mad. Hartknoch (in jugendlichen Liebhaberinnen; in Weimar); Frau von Heigendorf, in Weimar; in hohen Charakteren ausgezeichnet); Mad. Hartwig (gegenwärtig in komischen Müttern und Charakterrollen sehr geschätzt; dresdner Hoftheater); Mad. Huber (ältere Rollen; in Hanover); Mad. Keller (mittlere Helbinnen und Charakterrollen; in Hanover); Mad. Klingemann (in Helbinnen von Ruf; in Braunschweig); Mad. Korn und Mad. Koberwein (am Burgtheater in Wien); Mad. Lambert (bisher Sängerin, jetzt zum Schauspiel übergegangen; am wiener Burgtheater); Mad. Liebich (Mütter; in Prag); Mad. Lorzing (tragische weibliche Charaktere; in Weimar); Mad. Löwe (in Anstandsrollen und affectvollen Rollen im Schauspiel ausgezeichnet; am wiener Burgtheater); Dem. Maas (in grandiosen und gemessenen Charakteren mittleren Alters schätzbar; in Karlsruhe); Mad. Vetter (eine der vorzüglichsten Darstellerinnen im Fache der Helbinnen; in Darmstadt); Dem. Sophie Müller (tragische Liebhaberinnen; höchst ausgezeichnete Künstlerin; am Burgtheater in Wien); Mad. Reinhold (in Hamburg, ausgezeichnet in Soubretten); Mad. Schirmer (in sanften tragischen Liebhaberinnen und Weibern und in idyllischen Mädchenrollen trefflich; in Dresden); Mad. Schmelka (komische Alte); Mad. Sontag (in ältern Helbinnen ausgezeichnet; früher in Prag); Mad. Schröckh (sonst Mad. Fleck, jetzt in mittlern tragischen Rollen beschäftigt; in Berlin); Mad. Unzelmann (in Breslau, tragische Rollen; eine andre in Berlin, sonst Dem. Franz); Dem. Rosalie Wagner (in Leipzig); Mad. Werby (sanfte Charaktere in mittlern Jahren; in

Dresden. — II. Unter den männlichen Schauspielern sind zu nennen: Anschütz (spielt Helden im poetischen Schauspiel; im Burgtheater zu Wien); Baubius (Liebhaber und jüngere Rollen; in Breslau); Becker (erste Liebhaber und jüngere Helden; jetzt in Dresden); Beyer (mittlere Helden und männliche Charaktere; prager Theater); Beschort (Väter und ältere Anstandsrollen; Berlin); Blumauer (Väter und ältere Charaktere); Brand (in alten und Charakterrollen geachtet); Burmeister (Väter und ältere Charaktere, besonders in Conversationsstücken; in Dresden); Carl (vornehmlich in Darstellung komischer Charaktere in der Localposse gewandt, z. B. des Staberle; früher Director des Ffardthortheaters in München); Clausius (Bonvivants, Schwäger; früher in Hamburg); Costenoble (in Charakterrollen im Schau- und Lustspiel geschätzt; im Burgtheater zu Wien); Demmer (Liebhaber und jüngere Rollen; Mannheim); Devrient (in Dresden und in Hamburg, Neffen des berliner Devrient; Beide in jüngern Heldenrollen ausgezeichnet); Durand (tragische Liebhaber; in Weimar); Feistmantel (komische Personen, besonders in der Localposse; in Prag); Gebhard (Liebhaber und Charakterrollen); Gerber (Chevaliers und gewandte Charaktere im Schauspiel; Bremen); Gern, der Sohn (Komiker; in Berlin); Gnauth (komische Rollen und Intriguants; in Stuttgart); Grüner (Helden und ältere Charaktere; in Darmstadt); Haake (Heldencharaktere und junge Männer im Conversationsstück; Breslau); Hartmann (Liebhaber und Helden; Berlin); Henckel (spielt jüngere männliche und maskirte komische Charaktere mit Auszeichnung; war in Frankfurt); Heurteur (affectvolle männliche Rollen; jetzt im Burgtheater in Wien); v. Holbein (feine männliche Charaktere und Helden; Director des Theaters in Hanover); Hölten (Liebhaber und jüngere Helden; jetzt in München); Humnius (ältere komische Charaktere und Väter; Weimar); Jacobi (tragische Liebhaber; Hamburg); Jermann (Intriguants und poetische Alte in der Tragödie); Julius (in männlichen Charakteren vornehmer Art, vornehmlich im Schau- und Lustspiel schätzbar; in Dresden); Jost (ältere männliche Charakterrollen, auch im Lustspiel; in Danzig); Kazianer (in jüngern, kräftigen Helden ausgezeichnet; in Hanover); Keller (in feinkomischen Charakteren im recitirenden Drama und im Singspiel ausgezeichnet; in Dresden); Kettel (erste Liebhaber und jüngere Charaktere; Braunschweig); Koberwein (männliche Charaktere; am Burgtheater in Wien); Koch (ausgezeichnet in Väterrollen, ebendasselbst); Koch (in einfältigen und chagirt-komischen Charakteren ausgezeichnet; Leipzig); Korn (in sanften männlichen Charakteren, im poetischen Drama und jüngern Männern im Lustspiel höchst ausgezeichnet; am Burgtheater in Wien); Krüger (stellt franzöf. Dunkel und muntere Alte im Schau- und Lustspiele mit feiner Charakteristik dar; ebendaf.); Krüger d. J. (erste Liebhaber im Trauerspiel; Berlin); Kühne (in Helden und in männlichen Charakteren im Familiengemälde schätzbar; Hamburg); Lange (sonst in jüngern Heldencharakteren gefeiert; jetzt pensionnirt in Wien); Larroche (Komiker, auch im Singspiel; Weimar); Lebrun (in Bonvivants und munteren jugendlichen Rollen im Conversationsstück sehr ausgezeichnet; Hamburg); Lemm (stellt poetische Charaktere im höhern Drama ausgezeichnet dar; Berlin); Lembert (Männer im Conversationsstück; am Burgtheater in Wien); Lorzing (männliche Charakterrollen und Intriguants; Weimar); Löwe (in Wien, am Burgtheater, vorher in Prag; stellt erste Liebhaber und jüngere männliche Charaktere ausgezeichnet dar); Löwe (des Angeführten Bruder, jüngere Männer, Helden und Anstandsrollen; vorher in Kassel, Leipzig, jetzt in Mannheim); Mat-tausch (ältere männliche Charaktere; Berlin); Maurer (Liebhaber und Helden; Stuttgart, vorher Berlin); Mayer (Helden; Karlsruhe); Miedeke (männliche Charaktere; Stuttgart); Nils (tragische ältere Liebhaber und männliche Charaktere

Weimar); Polawsky (Chevaliers und jüngere männliche Rollen; Prag); Reimund (der gefeierte Localkomiker im leopoldstädter Theater in Wien); Rebenstein (mittlere männliche Charaktere und Liebhaber, auch im Singspiel ausgezeichnet; Berlin); Rohde (starkkomische Rollen; Stuttgart); Rott (jüngere Helden und Liebhaber; in Leipzig); Rüger (spielt Väter; im Theater an der Burg in Wien); Schmella (vielleicht der launigste Komiker auf der deutschen Bühne; königsstädter Theater in Berlin); Schuster (der gefeierte Localkomiker auf dem leopoldstädter Theater in Wien); Solbrig (Väterrollen; auf Reisen); Stawinsky (Charakterrollen; Breslau); Thieme (männliche Helden und Anstandsrollen im Conversationsstück; zuletzt in Leipzig); Thürnagel (Helden und Väter; Mannheim); Unzelmann, Vater (in Berlin, sonst in komischen Charakteren im recitirenden Drama beliebt; hat vor mehreren Jahren sein Schauspielersjubiläum gefeiert); Unzelmann, der Sohn (in Wiltsfängen, jüngern naiven und burlesken Charakteren äußerst gewandt; jetzt in Mannheim); Urban (erste Liebhaber in dem Familiengemälde und in der Tragödie; München); Wesperrmann (in seiner Charakteristik, besonders im Conversationsstücke sehr schätzbar; er spielt Intriguants und Charaktere mittlern Alters; München); Vogel (Väter; jetzt Secretair und Regisseur des Theaters an der Wien); Wallbach (Liebhaber und jüngere Männer; jetzt in Wien); Weidner (scharfgezeichnete Intriguants und Helden; Frankfurt); Werby (Väter und überhaupt männliche Rollen von Charakter und Würde; Dresden); Wilhelmi (feine komische Charaktere im Conversationsstück; Prag); v. Zahlhas (poetische Väter, Intriguants und Helden; Dresden); v. Zieten (Väter in der Tragödie, spielt auch bewegliche Alte im Conversationsstück; Magdeburg).

44.

Deutsche Sprache ist ein Zweig des alten germanischen Sprachstammes. Andre schreiben teutsch von Teut, Teutonen. Richtiger ist die Ableitung von Theut, Deut, Diet (Volk). Der german. Sprachstamm theilt sich in 3 Zweige, den deutschen Hauptzweig, den nordischen oder skandinavischen und den angelsächsischen oder englischen Zweig. Die eigentlich deutsche Sprache zerfällt schon im grauen Alterthum in 2 Urmundarten, die süd- und norddeutsche, oder ober- und niederdeutsche, die sich wieder in mehre Provinzialmundarten auflösen. So sehr auch im Einzelnen und in Nebenverhältnissen die Wörter und grammatischen Formen dieser Mundarten von einander abweichen, so geben sich doch alle als einer Wurzel entwachsen zu erkennen. Gewöhnlich denkt man indes, wenn man ohne weitem Zusatz von der deutschen Sprache redet, bloß an das Hochdeutsche, die allgemeine Schriftsprache, welcher sich die Sprache der gebildeten Stände Deutschlands hier mehr, dort minder fern von den Anklängen und Eigenheiten der landschaftlichen Sprache nähert. Die Frage, wo das reinste Deutsch gesprochen werde, läßt sich daher, ohne einseitig zu urtheilen, nicht in der Art beantworten, daß man das Gebiet desselben auf eine Gegend beschränkt, wie es z. B. Aebelung thut, nach dessen Ansicht das Hochdeutsche bloß die obersächsische oder vielmehr meißnische Mundart ist. Nach Anleitung der Geschichte der Bildung unserer Schriftsprache, versteht man darunter die geläuterte Sprache des Oberdeutschen, wie sie seit Luther die vorzüglichsten Schriftsteller aus ihren Grundkräften entwickelten, wodurch sie auch Eingang in die feinen Gesellschaften aller Gegenden fand, wo Deutsch gesprochen wird. Man setze daher dem Niederdeutschen nicht das Hochdeutsche, sondern das Oberdeutsche entgegen, wie es bereits 1701 der wackere Sprachlehrer Bödiker that. „Die hochdeutsche Sprache“, sagt er, „ist keine Mundart eines einzigen Volkes der Deutschen, sondern aus Allem durch den Fleiß der Gelehrten zu solcher Zierde erwachsen, und in ganz Deutschland üblich“. Am wenigsten frei von landschaftlichen Eigenheiten ist die Sprache, selbst der Gebildeten, im südlichen Deutschland, zumal in den südlichsten Gegenden, in den Vor-

bergen der Alpen und Karpathen, und in den westlichen und südöstlichen Flachländern. Dort (in Oberschwaben, Oberbaiern und Ostreich) ist sie rauher in den Grundlauten, reicher an Zischlauten; hier (im westlichen Westfalen, am Niederrhein, in Mecklenburg und Pommern) verschwimmt sie in breiterm Grundlauten und matter Weichheit: Verschiedenheiten, die größtentheils in dem Einflusse des Klima auf die Sprachwerkzeuge begründet sind. Freier von jenen Eigenheiten und geläuterter ist das Hochdeutsch im mittlern Deutschland, besonders in Obersachsen, wo es aber, dem Riesengebirge sich nähernd, theils rauher, theils singend, und nach den brandenburgischen Niederungen hin, wieder weich und matt wird; im südlichen Niedersachsen (Hanover, Braunschweig, Göttingen) ist es noch reiner, und außer Deutschlands Grenzen wird die deutsche Sprache unter den Abkömmlingen deutscher Ansiedler in Kurland und Liefland am reinsten gesprochen, weil hier eine landschaftliche Volkssprache keinen nachtheiligen Einfluß haben kann. Über den Ursprung der deutschen Sprache weiß man nichts Zuverlässiges. Einige wollen sie aus der indischen, Andre aus der persischen ableiten, und noch Andre geben ihr einen gemeinschaftlichen Ursprung mit der griechischen, ja Morhof leitet sogar die griechische Sprache aus der ältesten deutschen ab. (Vgl. auch Kanne, „Verwandtschaft der griechischen Sprache mit der deutschen“.) „Die Untersuchung der beiden Sprachen“, sagt Voss, „ergibt gemeinsamen Ursprung, und in der Kindheit der teutonischen sogar sanftere Anlagen. Die älteste Sage lehrt, daß die altgriechischen Horden Anbau und Sittlichkeit mit dem Dienste des Bacchus und der begeisternden Quellnymphen aus der Nordgegend Thraça empfangen; und die Geschichte zeigt uns in diesem thrasischen, oder, wie man später es nannte, scythischen Nordlande ein deutsches Geschlecht, Gothen am schwarzen Meere, die, obgleich über ein Jahrtausend von den Urvätern entfernt, dennoch in den Sprachformen eine auffallende Ähnlichkeit mit der griechischen behaupteten. Die südliche Schwester gelangte durch Weltverkehr, heitern Himmel und Freiheit zur höchsten Ausbildung, die nördliche sank zurück. Aber bei allen Stürmen erhielt sie auch in der Verwilderung das Vorrecht einer unvermischten, kraftvollen, und aus innerm Triebe sich bildenden und veredelnden Stammsprache, die unter den Bastardinnen des bezwungenen Europa allein mit der griechischen wetteifern darf“. Daß die deutsche Sprache eine unvermischte Stammsprache sei, d. h. eine solche, die nicht aus einer wesentlichen Vermischung mit andern entstanden ist, erhellt aus der Vergleichung mit andern, und, nach Adelung's Bemerkung, auch aus der besondern Eigenschaft, daß in jedem Worte die Stammsylbe allemal den Hauptton hat, die Nebensylben aber entweder ganz tonlos oder doch schwächer betont sind. Leider ist uns aber aus dem ältesten Zeitraum unserer Sprache nur Wenig übrig, nur einzelne Wörter, und noch dazu meist Eigennamen; jedoch auch dies Wenige reicht hin, uns zu überzeugen, daß sie schon damals alle die Wurzelwörter hatte, aus welchen sie noch jetzt besteht, aber auf eine den damaligen Sprachorganen des Deutschen angemessene Art. Daß dies eine sehr rauhe Art müsse gewesen sein, erhellt aus den Zeugnissen andrer Nationen. Mela sagt, daß ein römischer Mund diese Wörter kaum aussprechen könne, und Nazarius versichert, der Klang derselben erzeuge Schauer. Wahrscheinlich bestanden sie aus gehäuften harten Consonanten, starken Hauchlauten, tiefen Vocalen und Doppellauten. Doch ist auch den Zeugnissen der damals schon sehr verweichelichten Griechen und Römer kein unbedingter Glaube beizumessen. Sie nannten die Sprache unserer Vorfahren rauh und barbarisch, vielleicht nur, weil sie ihnen fremd war; und daß die Anhäufung von Mitlauten eine Sprache nicht nothwendig rauh mache, wissen wir aus dem Beispiele der heutigen polnischen Sprache, deren Consonantenmenge uns schreckt, und die dennoch in dem Munde gebildeter Leute sehr wohlklingend ist. Übrigens mochte wol das Altdeutsche reicher sein in Bezeichnung sinnlicher als nicht-

sinnlicher Gegenstände, in deren Gebiet sich der Sohn des Walbes nicht verstieg. Bei den, mit den Scandinaviern häufig verwechselten, Gothen, die sich, von den Hunnen vertrieben, zu beiden Seiten der untern Donau ausgebreitet hatten, und namentlich bei denen, die von ihrem Wohnsitz in Mösien, der heutigen Walachei, *Móso gothen* hießen, zeigt sich, wahrscheinlich wegen des Verkehrs mit den benachbarten Griechen, die erste Spur von Schrift und Literatur, um die Mitte des 4. Jahrh. *Ulfilas* (s. d.), ein vornehmer Gothe, auf dessen Veranlassung seine Landsleute die christliche Religion annahmen, suchte gegen 360 die Schreibkunst einzuführen, und übersezte, da er Bischof geworden war, die Bibel. Der größte Theil der 4 Evangelisten und ein Stück des Briefs an die Römer sind davon auf uns gekommen, und wir finden in jener Sprache eine Art von Oberdeutsch, mit niederdeutschen und fremden, vielleicht thracischen Wörtern gemischt, in den meisten grammatischen Formen von den deutschen Mundarten überhaupt nicht wesentlich verschieden. Eine der sonderbarsten grammatischen Eigenheiten der Sprache des *Ulfilas* ist der dem Griechischen ähnliche Dualis. Wie die Sprache sich vom Oberdeutschen zum Niederdeutschen neigt, verrathen schon die Zahlwörter *ains*, *twai*, *thrins* u. s. w. Auch findet man mehre angelsächsische, noch im Englischen vorhandene Wörter, das Oberdeutsche aber, als die eigentliche Grundlage, blickt überall hervor. Die Morgenröthe der eigentlichen Literatur, und somit auch der Sprachbildung, bricht jedoch erst im 8. Jahrh., mit der Zeit *Karls des Großen*, an. Was bis auf diese Zeit spärlich von Schriftstellerei erschien (s. Kochs „Compend. der deutschen Lit. = Gesch.“, I, 18 — 20), waren meist slavische Übersetzungen aus dem Kirchenlatein, die nicht nur die lateinischen Constructionen, sondern sogar die Beugung der Wörter nachformten. Die herrschende Mundart war die oberdeutsche, aber nach der rohen Aussprache des Volks geschrieben. Doch fallen auch in diese Zeit die Lieder, durch welche die Sprache schon eine poetische Bildung erhielt. Mit *Karl* beginnt der sogenannte *fränkische* Zeitraum (von 768 — 1137), in welchem des Guten viel geleistet wurde, da *Karl* nicht bloß durch Eroberungen und Staatskunst, sondern auch durch Das, was er für Bildung that, den Namen des Großen verdiente. Er legte den Monaten und Winden deutsche Namen bei, fing selbst eine deutsche Sprachlehre an, und that alles Mögliche, um Sprache, Poesie und Wissenschaft zu befördern. Indes waren die Fortschritte nur langsam und zeigten sich erst unter seinen Nachfolgern bedeutender. Mit Recht sagt *Fulda*, daß bei der treuherrigen Bemühung, die Aussprache in ihrer übervollen, rauhen Wahrheit auszudrücken, gleichwol immer das unveränderliche Wesen der deutschen Sprache hell und klar hervorleuchte. Zur Probe mag Einiges hier stehen: *Rescrip*, Geschreib; *Reschrifti*, Schrift; *Scap*, *Scaf*, *Schaf*; *erkipit*, ergibt; *chalban*, halten; *Unchuschida*, Unkeuschheit; *aikan*, eigen; *piscauwohe*, beschauen; *scuunto*, schauend; *Fiur*, Feuer. Als Probe einer Declination: Singularis: *Weg*, *Weges*, *Wege* und *Wega*, *Weg*; Pluralis: Nom. *Wega*, Gen. *Wego*, Dat. *Wegum* und *Wegon*, Acc. *Wega*. Ebenso wechseln die Conjugationen; das Präteritum mit dem Hüfszeitworte haben ist noch gänzlich unbekannt. Nur allmäligen Fortschritt machte die Bildung der Sprache auch unter den sächsischen Königen (912 — 1024), unter denen *Notker Labeo* u. A. blühten. Da aber unter allen Dichtern und Schriftstellern dieser Zeit kein so hervorstechender Kopf war, daß er für die Übrigen gesetzgebend geworden wäre, so kam es zu keiner Einheit, und man bemerkt an ihnen Mangel an Gleichförmigkeit in Ansehung der Beugungen und Endungen der Wörter, wie noch jetzt bei uns. Ebenso ging es unter den fränkischen Kaisern (1024 — 1136), in welcher Zeit *Willeram*, und mehr noch das Lobgedicht eines Ungeannten auf den 1075 verstorbenen Erzbischof zu Köln, Anno, sich auszeichnen. Besonders dies letzte Gedicht verkündigt in Poesie und Sprache die Nähe eines schönern Zeitalters, welches unter den schwäbischen Kaisern aus dem

höhenstauischen Hause aufblühte und den schwäbischen Zeitraum der Minnesinger umfaßt. Merkwürdig ist die Veränderung, welche jetzt in der Sprache erfolgte, indem die fränkische Mundart, die bis daher geherrscht hatte, von der alemanischen oder schwäbischen verdrängt wurde. Das neue schwäbische Deutsch nahm die unvollkommene Bildung des fränkischen leicht in sich auf und vervollkommnete sie nach den neuen Bedürfnissen des aufgeregten poetischen Geistes. Einige übrig gebliebene poetische Denkmäler dieser Zeit machen anschaulich, wie das Fränkische nicht auf einmal, sondern nur unvermerkt nach und nach schwäbischer wurde. Die breiten Doppellaute der schwäbischen Mundart wurden vergütet durch eine naive Annuth, die dieser Mundart vorzüglich eigen scheint. Eine Menge schallender Selbstlautre in ihr verrathen ein für Wohlklang empfängliches Ohr. Zudem hat sie eine Menge kleiner Füllwörter, Partikeln, Vorwörter, Ellipsen, bildet ohne Mühe Ableitungen und Verkleinerungswörter, und setzt mit glücklicher Kühnheit verschiedene Wörter in Eins zusammen. Die Schwierigkeit bei dem Lesen derselben entsteht aus der Menge Wörter, die untergegangen, oder solcher, die eine andre Bedeutung erhalten haben, und endlich aus der veränderten Beugung, Ableitung, Stellung, Zusammensetzung. Nach und nach verlor die schwäbische Mundart ihr Ansehen in Deutschland, und beinahe alle deutsche Mundarten traten in gleiche Rechte. Die Kunst der Meistersänger begünstigte diese freie Bildung der Sprache nicht wenig. Den Werth von Hans Sachs's gemüthvollen Darstellungen keineswegs verkennend, muß man aber doch sagen, daß die Sprache auch von ihnen keinen wesentlichen Gewinn zog, denn weder ihr Reichthum noch ihr Nachdruck wurden befördert; höchstens gewann durch diese Sängerschule die Sprache an regelmäßiger, gleichförmiger Bildung. Doch auch dies sollte verloren gehen; denn da den Laien verboten ward, die Bibel zu lesen, da man, um zu predigen und Prozesse zu führen, seine Kraft einer fremden todtten Sprache widmete, verwilderte mehr und mehr die bildsame Muttersprache. Diese Verwilderung hemmte mit Macht Luther, indem er, wie Wolf sagt, voll des begeisterten Entschlusses, daß sein Volk das Wort der Wahrheit lauter in göttlicher Einfalt und Würde vernehmen solle, die neu verdeutschte Bibel in jeder Ausgabe, die Psalmen wol sieben Mal, von 1518 — 45, sorgfältig besserte und aus dem Gemeinern zum Eblern, aus zufälliger Anreihung zu geordneten Schwüngen der Berechtbarkeit erhob. Allgemein wurde von jetzt an die deutsche Sprache zur Geses-, Geschäfts- und später auch zur wissenschaftlichen Sprache erhoben. Ihm, dem Stammvater des neuern Sprachbaues, folgten nach Zwischenräumen der Vernachlässigung die fortbildenden Väter: zuerst der männliche Ditz, der den Musen des Alterthums und der Fremde reinern Gesang ablernte; dann Haller's Lehrer, der feurige Lohenstein, der in seinem „Arminius und Thuznelde“ einen bewundernswürdigen Reichthum treffender Worte und Wendungen ausbreitete, und endlich der gesellige Hagedorn, der die in Studirstuben etwas ersteifte Sprache für die zarteren Töne der Frohherzigkeit und der Lebensweisheit zu schmeidigen verstand. Seit Ende des 17. Jahrh. wurde durch Einfluß der franz. Sprache und Herrschaft die deutsche verdorben. Die Sprachmengerei stieg auf den höchsten Gipfel in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., und die franz. Sprache wurde herrschend. (Vgl. „Frankreichs Sprach- und Geistes Tyrannie über Europa seit dem rastlösern Frieden, dargestellt von Radloff“, München 1814.) Der neue Purismus, den Gottsched und seine wässerige Schule übten (der frühere wurde von mehreren, zum Flor der deutschen Sprache gestifteten, Orden geübt), zeigte mindestens von gutem Willen für eine nicht unnöthige Sache. Hätte man freilich nur Erzeugnisse der Gottsched'schen Schule vor sich gehabt, so ließe sich die Verachtung, die Friedrich II. der deutschen Sprache in einer franz. Schrift („De la littérature allemande“, Berlin 1780, übersetzt von Dohm, ebendas. 1780; beantwortet und widerlegt vom Abt Ferru-

fales: „Über teutsche Sprache und Literatur“, Berlin 1781, von J. Möser unter gleichem Titel, Dsnabr. 1791, von Tralles: „Schreiben von der deutschen Sprache und Literatur ic.“, Breslau 1781, und von Wezel: „Über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Deutschen“, Leipzig 1781), widerfahren ließ, rechtfertigen; allein jene Schrift erschien zu einer Zeit, der nicht nur Besseres bereits vorhergegangen war, sondern in welcher bereits auch Klopstock, Lessing, Wieland, Engel u. A. durch eine edle Bildung des poetischen und prosaischen Ausdrucks den Deutschen den Rang eines wohlredenden Volkes unbestreitbar erworben hatten. Wie viel aber gewann nicht unsere Sprache seitdem noch unter den bildenden Händen eines Voss, Schlegel u. A.? Lese jeder Deutsche, der seinem Vaterlande noch nicht ganz entartet ist, hierüber das vortreffliche Werk von Kolbe: „Über den Wortreichthum der deutschen und franz. Sprache, und beider Anlagen zur Poesie“ (Berlin, 2. Aufl. 1819 — 20, 3 Bde.). Dreierlei ist es besonders, was den Geist der deutschen Sprache charakterisirt: ihre Bildsamkeit, in der ihr bewohnenden unerschöpflichen Kraft bestehend, durch Hülfe ihrer Biegungs- und Ableitungssyblen, sowie durch Wortzusammensetzungen neue Bildungen zu erzeugen; ihr Reichthum, denn die Summe ihrer Wörter übersteigt auch die reichste der noch lebenden Sprachen und mehrt sich, bei der Freiheit unserer Dichter und Prosaiker, fast täglich; endlich ihre Universalität, d. h. das Vermögen, den Geist aller gebildeten Sprachen zu umfassen, und das Beste jeder sich zuzueignen. Welche Nation vermöchte Homer's und Virgil's Gedichte wie Voss, Platon's Dialogen wie Schleiermacher, Shakspeare's und Calberon's Schauspiele wie Schlegel, Gries und Malsburg, Ariosto's, Tasso's Gedichte wie Gries und Streckfuß, den Dante wie der Legtgenannte und Rannegieser, den Cervantes wie Tieck nachzubilden? Mögen immerhin manche Versuche, ausländische Formen zu uns überzutragen, unglücklich genug ausgefallen sein, für Das, wessen unsere Sprache fähig ist, beweisen sie doch. Und wie viel mehr würde sie noch leisten können, wenn wir nicht einseitig uns zu sehr beschränkt hätten? Es ist in der That ein großer Verlust, daß das sogenannte Hochdeutsche allein Schriftsprache geworden ist und das Niederdeutsche so sehr verdrängt hat. Wer weiß aber, wozu die Versuche von Voss in plattdeutschen Idyllen, Hebel's „Alemannische Gedichte“, Gräbel's „Gedichte in nürnbergischer Mundart“ u. m. A. uns noch führen! Ein Wörterbuch, das den ganzen Reichthum unserer Sprache umfassen sollte, muß alle Mundarten berücksichtigen und nächst den Idiotiken auch die Glossarien zu Rathe ziehen. Erkennen wir übrigens mit Dank, was in lexikalischer Hinsicht Adelung, Campe, Fulda, Kinderling, Voigtel, Stosch, Eberhard, Heinsius ic. geleistet haben; es sind treffliche Vorarbeiten. Die erste deutsche Sprachlehre schrieb im 16. Jahrh. Valentin Tschelsamer unter dem Titel: „Teutsche Grammatica, darauß einer von ihm selbst mag lesen lernen“. Im 17. Jahrh. verdienen die grammatischen Arbeiten eines Opitz, Morhof, Schottel ic. rühmliche Auszeichnung. Die neuern vorzüglichsten Sprachlehren sind von Adelung, Heynaß, Moritz, Roth, Hünerkoch, Reinbeck, Heyse, Heinsius, Pölig und Grimm (der in der Darstellung der Geseze unserer Sprache eine neue, der geschichtlichen Entwicklung folgende Bahn bricht). Durch Werke, wie Klopstock's „Grammatische Gespräche“, die Schriften v. Radlof, Voss's „Zeitmessung“ und ähnliche, kann unsere so bildsame Sprache nur noch gewinnen. dd.

Deutsche Sprache. Gesellschaften für deutsche Sprache. Philosophische Untersuchungen über das Wesen der Sprache im Allgemeinen, Wörterbücher aller Art, Sprachlehren für Alt und Jung, für akademische Hörsäle und für Dorfschulen, Hülfsbücher nach unzähligen Lehrweisen, daneben tiefere, aber vereinzelt Forschungen über mundartliche Eigentümlichkeiten und den Bau der alten Sprache, so weit derselbe aus längst vorhandenen oder neuerdings entdeckten schriftlichen Denkmälern zu erkennen war — alles Dies zusammen-

genommen schien zu großen Hoffnungen für die Muttersprache zu ermächtigen, und es durfte nicht Wunder nehmen, daß eine deutsche Akademie der Wissenschaften bereits 1807 es an der Zeit hielt, auf ein vollständiges System der deutschen Sprachgesetzgebung einen namhaften Preis auszusetzen. Daß derselbe von Keinem gewonnen ward, mußte nach solchen Vorarbeiten allerdings befremden, sofern man nicht schon damals die Überzeugung festhielt, daß eine Sprache, wie die unserige, als ein lebendiges, sich aus sich selbst herausbildendes und nach unumstößlichen Gesetzen zum Vollkommeneren oder Unvollkommeneren fortspinnendes Ganzes, sich keine Gesetze vorschreiben lasse, wie alle ähnliche frühere und spätere Versuche zur Genüge beweisen. Es ist Thorheit, den Entwicklungsengang einer lebendigen Sprache, die, wie alles Organische, das Princip ihrer Bildung und Fortbildung in sich selbst trägt, durch Grammatiken binden und aufhalten zu wollen. Mag man in Schulen, zum Behufe des gemeinen Fortkommens und als Übung des Denkvermögens, die Sprache nach ihrem dermaligen Stande, auf Regeln zurückgeführt, auch ferner noch als Norm aufstellen: die eigentliche Wissenschaft hat damit nichts zu schaffen. Für sie gibt es neben dem philosophischen und kritischen, nur noch den historischen Weg, der allein jenen beiden den Erfolg sichern kann, indem er in ihrer allmätigen Entwicklung, ohne Vorliebe für diese oder jene Zeit, von Stufe zu Stufe verfolgt und nachweist, wie das Vorhandene nach innern notwendigen Gesetzen aus einem Früheren hervorgegangen ist und in diesem Früheren seinen Grund wie seine Erklärung findet. Mit welchem Glücke dieser Weg von Jakob Grimm, dem Ersten, der hier richtig sah, in seiner deutschen Grammatik eingeschlagen worden, darüber ist unter den Kennern nur Eine Stimme. Sein Zweck, die Führung des Beweises: „daß und wie alle deutsche Sprachstämme innigst verwandt, und die heutige Form unverständlich sei, wo man nicht bis zu den vorigen, alten und ältesten hinaufsteige, daß folglich die gegenwärtige grammatische Structur nur geschichtlich aufgestellt werden dürfe“, muß schon jetzt für gelungen erkannt werden. Jetzt erst ist der Weg zu tiefer Einsicht in das Wesen der Sprache gebahnt. Die fromme Sorgfalt für die poetischen Überreste einer untergegangenen Zeit, die man endlich als ein theures Erbe, als einen unablösblichen Theil unsers innigsten Wesens zu betrachten angefangen, eine Sorgfalt, der allein die Behandlung der Muttersprache ihre bessere Richtung verdankt, begnügte sich in den letzten Jahren nicht mehr mit dem nothdürftigen Abdrucke und modernisirenden Umarbeitungen des Alten, sondern zeigte in besonnener Kritik und sorgfamer grammatikalischer und lexicographischer Erläuterung, daß ihr das höhere Bedürfnis der Zeit deutlich geworden. Vor Allem werde hier auf die reichbedachten Ausgaben des Boner'schen Edelsteins und des Wigalois von Beneken, auf Groot's und Hagen's Ausgaben des Gottfried v. Strasburg, auf Hagen's und Primisser's Heldenbuch ic. verwiesen; dabei aber auch der gleichzeitigen Bemühungen Lachmann's, Mone's, Grotefend's u. A. gedacht. Die weitverbreitete Liebe für altdeutsche Poesie, die viel von ihrem frühern Ungestüm verloren, dagegen an Innigkeit gewonnen hat, und mancher glückliche Zufall bieten einander die Hände, um jene Bestrebungen zu lohnen und zu fördern. In den zu Mailand neu entdeckten Bruchstücken der gothischen Bibelübersetzung des Wulfila, wie in dem vom Grafen Mailath herausgegebenen Kolozaer Eoder und der von Laßberg'schen Sammlung altdeutscher Gedichte und in Unberm, was mühsame Forschung uneigennützig zu Tage gefördert, sind dem sprachlichen Wissen neue willkommene Fundgruben geöffnet worden.

Hier ist auch der Gesellschaften für deutsche Sprache zu gedenken, deren der neuerwachte Sprachkaiser mehre ins Leben gerufen hat. Schon im Laufe des 17. Jahrh. veranlaßte die überhandnehmende Sprachmengerei den Zusammentritt solcher Vereine. So entstanden: der Palmenorden oder die fruchtbringende Gesellschaft zu Weimar (1617), die aufrichtige Lannengesellschaft zu Strasburg

(1633); die deutschgesinnte Genossenschaft zu Hamburg (1646), der Blumenorden der Schäfer an der Pegnitz zu Nürnberg (1644) und der wenig erspriessliche Schwanenorden an der Elbe (1660). Der Zweck des Palmenordens, wie ihn sein Geschichtschreiber, G. Neumark, angibt: „die Muttersprache in ihre uralte angeborne Reinigkeit und Zierde wieder einzuführen, sie von dem fremden, drückenden Sprachen joch zu befreien und durch alte und neue Kunstwörter zu befestigen“, ward auch von den später entstandenen, die sich jenem als Töchtervereine anschlossen, mit Liebe und zum Theil mit schwärmerischem Eifer verfolgt. Wie man auch über diese Verbindungen, deren Wirksamkeit in der Regel den prunkvollen Namen nur wenig entsprach und bald in Spielerei ausartete, zu denken geneigt sei, das Verdienst läßt sich ihnen nicht streitig machen, daß sie der zunehmenden Ausländerei einen Damm entgegensetzten und eine lebendige Theilnahme an der Fortbildung der Muttersprache auch in den höhern Ständen der Gesellschaft rege machten (der Palmenorden bestand zum bei weitem größern Theile aus Fürsten und Adeligen). Nicht viel größeren Gewinn brachte die 1697 gegründete und 30 Jahre später von Gottsched erneuerte leipziger deutsche Gesellschaft; auch die zu gleichen Zwecken fast um dieselbe Zeit gestifteten Vereine zu Halle, Frankfurt a. d. O., Basel, Bern, Jena und Helmstädt entstanden und gingen unter, ohne merkliche Spuren ihres kümmerlichen Daseins zu hinterlassen. Als aber in neuester Zeit mehre Jahre fremder Gewaltherrschaft von der Nothwendigkeit überzeugt hatten, die gemeinsame Muttersprache, als das sicherste Bewahrungsmittel gegen völlige Unterjochung und innere Zerspaltung, festzuhalten, und die Begeisterung für die Sache des Vaterlandes auch der vaterländischen Sprache sich zuwendete, trat die Idee, durch das Zusammenwirken vieler Kräfte in gesellschaftlichen Verbindungen die Sprache zu säubern und die Erforschung ihres Wesens zu fördern, aufs neue ins Leben. Die richtigere Erkenntniß von Dem, was Noth thue, die in größerer Zahl vorhandenen Vorarbeiten und die mit jedem Jahre zunehmende Menge von Hülfsmitteln aller Art ließen an dem Gedeihen dieser neuen Vereine nicht zweifeln. Zuerst trat (1815), von Wolke und Krause begründet und unter der Mitwirkung von Zeune, Sahn, Heinsius, Pischon u. A., die berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache zusammen. Ihr Zweck sollte nach der Urkunde vom 20. Dec. desselben Jahres sein: die wissenschaftliche Erforschung des gegenwärtigen Zustandes d. Muttersprache und die Ausmittelung alles Dessen, was im Geiste derselben zu ihrer weitem Ausbildung und Verbesserung geschehen könne. Sie besteht mit einer seit 1818 etwas feierl. Verfassung noch jetzt fort und bringt die Ergebnisse ihrer Berathungen und Forschungen in eignen Jahrbüchern (deren erster Band 1820 erschien) von Zeit zu Zeit zu öffentlicher Kunde. Dasselbe gilt von dem 1817 von Grotefend errichteten frankfurtischen Gelehrtenverein für deutsche Sprache, der sich gleichfalls die allseitige Fortbildung der Sprache zur Aufgabe gemacht und durch die Herausgabe der aus ihm hervorgegangenen Gesellschaftsschriften („Abhandlungen des frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache“, 1. St., 1818) seinen Eifer wie seine Thätigkeit bethätigt hat. So erfreulich dieses Allen sein muß, denen die Sache der Muttersprache am Herzen liegt, und so sehr auch die bestehenden Vereine auf andern Wegen noch, als dem der gesellschaftlichen Berathung und Arbeit, ihre Zwecke zu fördern suchen (die berliner Gesellschaft veranlaßte die Herausgabe des Dtnit von Mone, und die schon seit der Mitte des vor. Jahrh. bestehende königsberger Gesellsch. gab eine ansehnliche Unterstützung zu Köpke's Barlaam), so darf doch nicht geleugnet werden, daß von dem geordneten Zusammenwirken vieler zu Einem Zwecke, woran wir bei einem gelehrten Vereine gern zunächst denken, nur theilweise Einiges zu spüren gewesen, und daß ein Werk wie Grimm's Sprachlehre (Gött. 1826, 2 Thele.) die Wissenschaft weitergebracht habe, als die an sich sehr löblichen Arbeiten aller deutschen Sprachvereine zusammen. So wenig wir neben

diesen gemeinsamen Bestrebungen zum Behufe der Wissenschaft, aller einzelnen zu Tage geförderten Lehr- und Handbücher gedenken können, so dürfen wir doch Eberhard's und Naaf's „Synonymik“, 3 Thle., umgearb. Ausg. von Gruber (in 6 Bdn., Halle 1826 fg.), Th. Heinsius's „Volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache“ (Hanov. 1818—22, 4 Bde.), Dess. „Gesch. der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen“ (4. A., Berl. 1829), und Pölig's „Gesamtsgebiet der deutschen Sprachere.“ (Lpz. 1825, 4 Th.) nicht unerwähnt lassen. 50.

Deutsches Theater. Marionettenartige Schaubarstellungen aus dem Stegreife, Puppenspiele ohne theatralische Vorrichtung, die vielleicht bis ins 13. Jahrh. hinaufgehen, sind die ersten Anfänge des deutschen Theaters. Die Carnevalsmummereien gaben dazu Veranlassung. Biblische Geschichten, dramatisch dargestellt (Mysterien genannt), und sogenannte Moralitäten waren die ersten Schauspiele, welche vorzüglich in den Klöstern aufgeführt wurden. Seit der Mitte des 15. Jahrh. wurden dergleichen, besonders komischen Inhalts, von Hans Rosenblüt, Schnepferer genannt (die ersten Fastnachtsspiele, welche gedruckt wurden), und Hans Folz, im 16. von dem fruchtbaren Hans Sachs und Ayser (s. Deutsche Poesie) gebichtet und wahrscheinlich von Liebhabern oder von heranziehenden Fastnachtspielern (etwas Ähnliches waren die sogenannten Spruchsprecher zur Zeit der Meistersänger), vorzüglich in den Reichsstädten dargestellt. Sie waren derb und unausgebildet, aber kräftig, lustig, schlicht und deutsch gedichtet. Ihre Darstellungen auf Bühnen ohne Dach mochte Dem angemessen sein. Die Übersetzungen der Alten, z. B. des Terenz, welche in diese Zeiten fallen, wirkten auf das Volk nicht, und scheinen auch nicht aufgeführt worden zu sein. Mimische Belustigungen dauerten neben den Schauspielen fort. Im 17. Jahrh. machte das deutsche Theater keine bedeutende Fortschritte. Übersetzungen bildeten nur die Dichter und gaben den Schauspielen einen etwas regelmäßigen Zusammenhang. Nach Martin Opiz (s. d.), der auch der ital. Oper einige Singspiele nachbildete, z. B. die „Daphne“ des Rinuccini, wurden die sogen. Singkomödien und singenden Possenspiele häufiger. Im Anfange dieses Jahrh. finden wir schon geordnete Schauspielergesellschaften (s. Schauspielkunst), welche die Fastnachtsspiele und geistlichen Komödien durch Vorstellungen übersetzter Stücke zu verdrängen suchten; denn Originalstücke gab es außer jenen nicht. Das fremde Theater war schon ausgebildeter als das deutsche, und diese Schauspielergesellschaften nahmen immer mehr Kunstmäßiges an. Durch Übersetzungen des Guarini kamen nun die sogenannten Schäferidramen (Schäferereien, auch Waldkomödien oder Waldgebichte genannt) in Deutschland auf. Andr. Gryphius (geb. zu Großglogau 1616, gest. 1664) arbeitete und bearbeitete viele Stücke für das Theater. Sie verlieren sich zwar oft in Schwulst, doch sind sie voll Phantasie und haben in der dramatischen Anlage und der Charakterzeichnung bedeutendes Verdienst. Lohenstein's Dramen waren wegen ihrer langweiligen Schwulstigkeit ebenso wenig für das Theater geeignet; doch fanden sie großen Beifall, und ihr Ton, der Ton gezierter Erhabenheit, nahm auf der Bühne, zum großen Schaden des deutschen Theaters, bald überhand. Dadurch entstanden die markt-schreierisch sogenannten Haupt- und Staatsactionen, größtentheils Bearbeitungen franz. und spanischer Trauerspiele, mit schwülzigem Pathos ausgestattet und ebenso, mit vieler Anstrengung der Lungen und Hände, vielem Aufwande von Goldpapier und Fittlerstaat, aufgeführt. Iffland schildert die Bühne dieser Zeit sehr launig in seinem Aufsatze über den Vortrag in der höhern Tragödie („Almanach für Theater u. auf das J. 1807“). Von der Declamation der Schauspieler in diesen Staatsactionen sagt er: „Sie nahmen den Mund so voll, daß kein Wort herauskommen konnte wie bei andern Menschen, und ihre Blicke schwebten stets in den Wolken. Je mehr die Gesellschaft dem Schauspieler die bürgerlichen Rechte versagte, desto stolzer trug

er sein Haupt, ein Johannes ohne Land. Im gemeinen Leben erschienen sie selten ohne Degen. Als assyrische oder griechische Helden verbanden sie in ihrem Anzug und Wesen die Gegenwart mit der Vergangenheit etc." In diesen Staatsactionen mußte übrigens in der Regel auch eine lustige Person u. d. N. Courkfen, späterhin Pickelhering und Hanswurst, vorkommen. Schon 1669 wurde eine Übersetzung des „Polyeuct“ von Corneille gedruckt und von einer wandernden Gesellschaft, unter einem gewissen Magister Weltheim, der auch nebenbei noch Ballets und italienische Burlesken aus dem Stegreife aufführen ließ, aufs Theater gebracht. Anderntheils wurden Molière's Lustspiele häufig übersetzt und aufgeführt. Die Schauspieler aber konnten ihre Kunst theils wegen jener herrschenden Verirrungen der Dichter, theils weil sie noch lange Zeit für unehelich gehalten wurden, und das Theater mit der Geistlichkeit im Kampfe stand, noch nicht mit Freiheit ausbilden. Doch fanden sie auch ihre Gönner und Vertheidiger: die Gesellschaften vermehrten sich zusehends, und es entstanden bestimmtere Rollenfächer. In den ersten 30 Jahren des 18. Jahrh. waren jene Staatsactionen und Opern (wie sie z. B. der fruchtbare Hunold u. d. N. Menantes schrieb), nebst den Stegreifkomödien, die jedoch wegen ihrer Freiheit nicht selten größern Werth als jene haben mochten, auf den deutschen Theatern herrschend. In Wien, wo bisher nur Italiener gespielt hatten, führte zuerst ein gewisser Stranitzky 1708 ein deutsches Schauspiel ein; er bediente sich dabei der drolligen bairischen und salzburgischen Mundart und verwandelte den ital. Harlekin in den deutschen Hanswurst, der, wie das Lustspiel überhaupt, hier vorzügliche Aufnahme fand. Berühmt ist in der Geschichte des deutschen Theaters Johanna Neuber, geb. Weissenborn, welche zugleich Vorsteherin einer der besten damaligen Gesellschaften, Schauspielerin und mittelmäßige Übersetzerin war. Sie spielte zuerst in Weissenfels und Leipzig, nachher in Hamburg und allen Gegenden Deutschlands. Auf sie hatte G o t t s c h e d (s. d.) großen Einfluß. Dieser veranlaßte sie vorzüglich, seine und s. Freunde franz. Übersetzungen, sowie s. Nachwerk: „Der sterbende Cato“, zu spielen, und gab sich überhaupt große Mühe, an die Stelle der bisher herrschenden kramphastigen Schwulst die platte Correctheit einzuführen. Vom Nationalschauspiel konnte bei so ganzlichem Mangel an Originalität nicht die Rede sein. Auch die Spuren echtkomischer Kraft hätte er mit dem zu Leipzig (1757) feierlich zu Grabe getragenen Hanswurst gern ausgehtilgt, wenn dieser nicht dem steifen Ernste zum Trotz in immer neuen Gestalten wieder erstanden wäre und selbst späterhin (wie an Justus Möser) manchen geistvollen Schutzredner gefunden hätte. Zwar traten auch einige geistvollere Dichter auf, wie ein Elias Schlegel in s. „Hermann“ und mehren Lustspielen, Gellert, Crongl, Krüger, v. Brawe; doch rissen sie sich nie ganz von dem französischen Geschmacke los, z. B. Gellert in seinen Schauspielen. Nur regelmäßiger wurden die Schauspiele und ihre Darstellungen. Größere Verdienste um die dramatische und theatralische Kunst der Deutschen hat Lessing, sowol durch seine dramaturgische Kritik als durch seine eignen dramatischen Werke. Er suchte die sogenannten vollkommenen Charaktere zu verdrängen, drang auf Charakterhaltung und Charakterstücke, stürzte das Ansehen des französischen Geschmacks und seiner Anbeter und leitete die Aufmerksamkeit auf die gewichtigeren Werke der Engländer hin. Dagegen führte er auch das bürgerliche Schauspiel und mit ihm die Forderung der bürgerlichen Natürlichkeit ein, und ging so weit, auch die Versification der Dramen abschaffen zu wollen, worin Engel ihm nachtrat. Seine „Miß Sara Sampson“ wurde hierin Vorbild. Bedeutender ist s. Originallustspiel „Minna von Barnhelm“, und „Emilie Galotti“ führte zum Bessern der Tragödie. Natürlich fand dieser Geist viel Nachahmer, und das bürgerliche Familiengemälde wie das rührende Lustspiel waren bald an der Tagesordnung (Engel, Stephanie, Zünger, Huber, Schröder, Großmann, Wezel, Babo, Hagemeister arbeiteten für das-

selbe, am eigenthümlichsten der geniale Lenz). Dennoch bewirkte dieses eine vortheilhafte Veränderung in der Schauspielkunst. „Die Erscheinung bürgerlicher Trauerspiele“, sagt Iffland (in dem angeführten Aufsatze), „wie „Miß Sara Sampson“, der „Hausvater“ von Diderot u. A., setzten den Staatsactionenverein zuerst in Verlegenheit mit sich selbst. Hier waren Menschen geschilbert, und die Schauspieler bemerkten mit Erstaunen, daß diese als Menschen aus dem Leben wiedergegeben werden mußten. Alle Versuche, die Schwulst mit der Menschennatur zu vereinen, scheiterten. Zudem erschienen einige Schauspieler und Schauspielerinnen, welche das wahre lebendige Leben, ein blühendes Gefühl, die Sprache des Herzens und die Sitte des guten geselligen Lebens in diesen neuen Schauspielen auf die Bühne brachten“. In diesem Zeitraume finden wir einen Echhof (st. 1774), „der Erste, welcher der deutschen Schauspielkunst Bedeutung, Werth, Ansehen und Namen erworben hat“, in Anstandsrollen, Vätern (z. B. Doboardo in Lessing's „Emilia“) und feinkomischen Charakteren ausgezeichnet: Reinecke, Witthöft, Döbelin, Brandes u. A. Die Schauspielergesellschaften wurden besser, Leseproben wurden eingeführt; mehre Höfe und Städte hatten ihre Gesellschaft auf längere Zeit, z. B. Weimar, München, Wien, wo das Komische herrschend blieb, Berlin, Leipzig, Braunschweig, Hamburg, wo Lessing seit 1767 dramaturgisirte. Seit die Deutschen ansingen, die englischen Dichter und namentlich Shakspeare genauer kennen zu lernen, besonders durch Wieland und Eschenburg, hatten diese ebenfalls einen großen Einfluß auf die Bildung des deutschen Theaters. Schröder (s. d.), selbst Lustspieldichter, begann in dem Gebiete idealischer Darstellungen eine neue Periode, indem er Shakspeare, freilich in mangelhaften Bearbeitungen, zuerst auf die Bühne brachte. Noch müssen wir unter den bessern Dichtern, welche damals für das deutsche Theater arbeiteten, Leisewitz, Gerstenberg („Ugolino“, kaum darstellbar), Hippel (Verf. mehrer Lustspiele) und Vock erwähnen. Gotter und Breßner arbeiteten nach franz. und ital. Vorbildern. Eine neue Erscheinung auf der deutschen Bühne (seit 1752) war die komische Operette, aus welcher hernach die neuere deutsche Oper entstanden ist (die ältere sogenannte Oper hörte gegen 1741 auf). Ihr Stifter war Chr. Weisse, und sie pflanzte sich durch die Compositionen von Sandfuß, Hiller, Schweizer, Wolf, Benda in Kurzem fort. Neben ihnen bestanden noch Zwischenspiele (Intermezzos), aber die Stegreifkomödien hörten seit 1770 auf. Das bürgerliche Trauerspiel artete bald in das weinerliche aus. „In dieser Periode der Empfindelei“, sagt Iffland, „wurde Alles auf dem Theater geweint und gewinselt, das Studium der Charaktere nahm ab, man hing den Kopf, war leidend, schwachend, sah gen Himmel, rang sich eine Attitude, und hatte gespielt, wenn man viel geweint hatte“. Auch die größten Dichter der neuern Zeit, Göthe („Clavigo“, „Stella“), Schiller („Cabale und Liebe“), trugen diesem Geschmack ihren Tribut ab, aber sie erhoben sich kräftig aus der Verirrung. Namentlich war es Göthe, der, begeistert durch den Riesengeist des großen Briten, in einem echt nationalen Schauspiele, „Göz von Berlichingen“, die engen Grenzen der bisherigen Bühne durchbrechend (seit 1773), einen neuen Flug nahm und jenem Geschmack selbst kräftig entgegenwirkte. Aber auch hier fanden sich Nachahmer, durch welche die deutsche Bühne auf einige Zeit in eine neue Übertreibung verfiel. Das deutsche Theater wurde nun mit Ritterschauspielen überschwemmt, in denen, wie Schlegel bemerkt, Nichts historisch ist als die Namen und andre Außerlichkeiten, Nichts ritterlich als die Helme, Schilde und Schwerter, Nichts altdeutsch als vermeintlich die Rohheit; sonst die Gesinnungen ebenso modern als gemein. Sie begünstigten eine andre Art von Natürlichkeit und brachten dadurch der tragischen Schauspielkunst großen Schaden. Man vergaß, daß der zarte Sinn, das Pflichtgefühl für Religion und Männe, wie es in der wahren Ritterzeit galt, in der Regel alle Rohheit der Darstellung ausschließt. „Aber der Stiefel, das Klirren

des Schwertes u. sollte die Kraft personificiren; die Herren betrogen sich wie die Knappen, und das harte Wort, das der Zorn herauszuschleudern soll, wurde oft zu gemeinem Schimpfworte". Nachher erweckten jene großen Dichter durch ihre Werke den Geist der echten Tragödie wieder und hoben dadurch die Schauspielkunst in eine höhere Sphäre. Den hohen Vorbildern strebten viele mit ungleichem Erfolge in Dramen, antiken, historischen und romantischen Stoffe, nach. Indessen darf man nicht leugnen, daß hier auch ein Unterschied zwischen dramatischen und theatralischen Gedichten aufkam, welcher nicht zum Vortheil der deutschen Bühne war. Noch mehr durch unmittelbare und persönliche Einwirkung jener großen Dichter machte die Darstellungskunst, namentlich von dem kunstliebenden Weimar aus, bedeutende Fortschritte. (S. Göthe, „Morgenblatt“, 1815, im 16. und 17. Stück.) Die hier sich bildende Schauspieler Schule zeichnete sich im höhern Style durch ihre Kunst, ein poetisches Ganzes zu bilden, aus und wirkte in den Bestrebungen des Wolffschen Künstlerpaares in weiterm Kreise fort. Ihr gegenüber steht die berliner Schule, an deren Spitze Iffland, und ihm zur Seite ein Fleck und eine Unzelmann-Bechmann standen. Dieser Schule schloß sich die leipziger Bühne frühherhin durch Dpis, Christ, Schubert, Dohsenheimer, Mad. Hartwig, Schirmer u. vorzüglich an. Das Hauptstreben war hier auf individuelle, bis ins Einzelne ausgebildete Charakterzeichnung gerichtet, worin der Meister so einzig war; und diesem Streben ganz angemessen ist die Sphäre der Familiengemälde und sogenannten Charakterstücke, welche Iffland in seinen eintönigen Dramen mehr für den Schauspieler als für ein poetisches Publicum gearbeitet hat. Die durch ihn entstandene Schule bildete den Conversationston zur höchsten Feinheit aus. In der Mitte beider Gattungen stehen die Rosebue'schen Schauspiele, deren höchster Zweck Neuheit und Ueberraschung, Mannigfaltigkeit und Nahrung ist, und die daher bei dem großen Haufen der Schauspieler und Zuschauer die meisten Freunde fanden. Indessen kann man ihnen Kenntniß des Theaters, Wig und Leichtigkeit des Dialogs nicht absprechen: Erfodernisse, welche man an den leblosen und charakterlosen Werken Derer, welche oft mit höhern Geschmack, aber nach ästhetischen Theorien arbeiteten, nicht findet. Die neuern Dichter, deren Werke gegenwärtig auf der Bühne gesehen werden, sind unter dem Art. Deutsche dramatische Dichter, sowie die bedeutenden Schauspieler unter dem Art. Deutsche Schauspieler aufgeführt. Durch die versificirten Stücke hat sich leider auch die Schönrednerei hervorgehoben; die Mimik ist von unsern Theatern ziemlich verschwunden, und die charakterlosen Lustspiele und Farcen der neuesten Zeit begünstigen die Charakteristik nicht. Wir verweisen unsere Leser auf die „Geschichte des leipziger Theaters“ (von Blümner), in welcher nicht nur Dieses, sondern auch die wichtigsten Erscheinungen der deutschen Bühne überhaupt gewürdigt worden sind. Die Oper, welche durch die Blüthe der deutschen Musik emporwuchs, erreichte zwar in poetischer Hinsicht ihre Ausbildung nicht; doch fand sie leichter ihren Boben in dem Gebiete des Romantischen, und trug dadurch einige Zeit den Sieg über das Schauspiel davon. Pantomimen und Ballets hoben sich vorzüglich durch Italiener und Franzosen. Die politischen Revolutionen der letzten Jahre erschütterten das deutsche Theater sehr, das gegenwärtig sich größtentheils auf Wiederholung des Alten und die in der letzten Zeit erschienenen meisterhaften Übersetzungen der Spanier und Engländer, wie auf die Fabrikübersetzungen a. d. Französischen beschränkt.

Ein eigentliches deutsches Theater in dem Sinne, in welchem die Franzosen in ihrer Hauptstadt ein Théâtre français haben, besitzt Deutschland nun zwar ebenso wenig wie es eine eigentliche (deutsche) Hauptstadt hat, und kann es auch, vermöge seiner einmal gegebenen staatlichen, bürgerlichen, literarischen und künstlerischen Verhältnisse, nicht haben: dafür besitzt es aber eine Menge von sich unter einander völlig unabhängiger Anstalten dieser Art, die nicht ihren Prototyp in einem

einigen von der geschmackbestimmenden Capitale (wie in Frankreich) als normal aufgestellt sehen, sondern im Gegentheil meist, jedes seinen eignen, von Particularansichten oder individuellen Verhältnissen bestimmten Kunstweg gehen, freilich nicht immer zum Vortheil der Kunst, jedenfalls aber doch zum Vortheil einer auch nicht immer unerquicklichen Vielseitigkeit. Diese Vielseitigkeit, sowol in den Bestrebungen als in den Leistungen, ist denn auch der charakteristische Unterschied aller deutschen Bühnen, sowol unter sich als zusammen, gegen die Theater in den großen Städten des Auslandes, und sie bieten hierin, indem fast jedes seine eigne Bahn verfolgt und in einer oder der andern Gattung der aufzuführenden Sachen sich auszuzeichnen sucht, dabei aber doch alle (mit Ausnahme der beiden wiener eigentlichen Hoftheater, von denen das eine ausschließlich dem recitirenden Drama, das andre der Oper gewidmet ist) durch das Bedürfniß und den Geschmack des Publicums gezwungen sind, in allen Darstellungsfächern wenigstens Etwas zu leisten, eine wahrhaft bewundernswürdige Verschiedenheit in der Einheit, und Einheit in der Verschiedenheit dar. Zum Vortheil der Kunst an sich, sowie zum Vortheil der künstlerischen Ausbildung ihrer darstellenden Mitglieder, gereicht dies verschiedenartige Streben, welches jede deutsche Bühne ihrer Stellung nach haben muß, allerdings nicht; denn theils wird dadurch die nicht immer bedeutende Kraft des Ganzen, die würde sie gut geleitet, auf einen Zweig ausschließlich gerichtet, sowol noch Ersparnißes gewähren könnte, zersplittert, theils wird auch dadurch, daß die Darstellenden häufig gezwungen sind, in den von einander abweichendsten Dingen aufzutreten, nicht allein manches Talent von seiner wahren Bahn abgelenkt, sondern auch bei den Schauspielern jener unselige Hang, in Allem zu glänzen, genährt, welchem wir die Masse von Allespielern verdanken, die in keinem Fache etwas Tüchtiges leisten. Es ist dies aber in neuerer Zeit bei weitem schlimmer geworden, als es noch vor einigen Decennien war; auf den mehrsten Theatern reichen Fonds und Kräfte nur eben aus, die gesteigerten Anmuthungen der Zuschauer, sowie die gegen sonst ungeheuern des Personals, nothdürftig zu befriedigen, fast kein andres Mitglied findet mehr Anstellung als ein solches, welches in allen Fächern und in allen Arten der Darstellungsweise herumzupfuschen versteht und heute den Thaddäel in einer Zauberoperette, morgen den Chevalier im Conversationsstück und übermorgen einen tragischen Heros hergesticulirt. — Bei den Bühnen der großen und volkreichen Städte, die sich zum Theil mit dem Prädicat: „Hof“ und „National“ zu schmücken pflegen, ist dies nun zwar im Betreff der Mitglieder nicht ganz so, jedoch in Betreff der von dem Ganzen verlangten Leistungen. Auch hier sieht man auf denselben Brettern, wo vielleicht gestern der geharnischte Geist vor meist leeren Bänken vorüberwandelte, heute „Unser Verkehr“, oder den „Stralauer Fischzug“ toben, und wenn auch nicht gerade was singt und trillert, in der Tragödie und im recitirenden Drama überhaupt auftritt, so fehlt es doch nicht an sogenannten Univerfalgenies, die halb als Frau Nuskachel das Paradies, bald als Lear die Logen entzücken, den Kenner aber und echten Kunstfreund bedauern lassen, daß sie ihr großes herrliches Talent so zersplittern. Nicht minder ungünstig, wie diese eingerissene Vielseitigkeit sowol unter den Darstellern selbst als in Betreff des Darzustellenden, ist zuweilen auch die scheinbar die Kunst begünstigende Auszeichnung, welche sie in neuern Zeiten mehr wie früher von den Großen der Welt genießt. Oft schwand schon — die Erfahrung mancher Orte bezeugt dies — mit dem Prädicat „Hof“ der Geist von den Brettern, welcher allein im Stande ist, die Täuschung wahr, das alte und traurig Wahre zur poetischen Erscheinung zu machen, und nicht selten glaubt der Vorsteher, sowie der Künstler, der seinem Namen und Stande jenes die Menge imponirende Wörtchen vorsehen kann, sich der Mühe überhoben, die Achtung eben jener Menge durch künstlerische Anstrengung erst noch zu verdienen. Wer dem Hofe dient, kann nicht immer und in allen Fällen der Kunst dienen, denn

nicht inrmer sind die Ansichten und die Forderungen eines Hofes die der Kunst, und wo sich die Kritik, die ehrliche, offene, unumwundene, nur das Höchste der Kunst im Auge habende, nicht ohne Rücksicht — die jeder Hof fodert — aussprechen kann und darf, da ist es um so schneller um das Wahre, worauf es eigentlich ankommt, geschehen, je lockender der Schimmer der Sicherheit vor ihr, je äußerlich belohnender das Fügen in Wünsche und Ansichten ist, die unter solchen Verhältnissen als die ersten berücksichtigt werden müssen. — Betrachtet man nun nach diesen Rücksichten die dormaligen Theater Deutschlands, so wird man ein Divergiren in ihren Richtungen, ein gleichsam gespaltenes Streben, vereint mit einer überall sich zeigenden Unvollkommenheit der Einrichtung, wie des Personals, finden, welches alles zusammen das Erreichen des wahren Ziels derselben ungemein schwer, wo nicht unmöglich macht. Vorzüglich hemmend tritt hier den Vorstehern solcher Anstalten, mögen sie nun von einem Hofe oder durch eigne Wahl und Neigung dazu berufen sein, das persönliche Interesse und der Egoismus der Schauspieler in den Weg, und veranlassen theils, daß die Directionen, ohne Ausnahme, mehr denn zu häufig gezwungen sind, bloß darum manches Individuum zu besolden und ihm Rollen anzuvertrauen, weil die Schwester oder der Bruder, der Mann oder die Frau desselben nicht fähig entbehrt werden kann; anderntheils, daß sehr häufig einzelne Darstellungen allein darum verpfuscht werden, weil Dieser oder Diese im aufgeblähen Künstlerdünkel sich nicht entschließen können, eine sogenannte Hilfsrolle zu übernehmen, und selbige daher, aus Noth, Händen übergeben werden muß, deren ungeschicktes Eingreifen augenblicklich jede Art von Illusion bei dem Zuschauer zertrümmert: einer Illusion, die, seit der Decorateur und der Maschinist gewissermaßen die Hauptpersonen der Theater geworden sind, ohnedies selten genug sich zeigt. — Wenn nun im Allgemeinen, wie wir gezeigt haben, die deutschen Theater sich sämmtlich (mit einziger Ausnahme der beiden wiener Hoftheater, das an der Burg und das am kärnthner Thore nämlich) der verschiedenartigsten Leistungen bestreben müssen, und hierin nicht einmal das der Hauptstadt in der preuß. Monarchie ausgenommen ist: so ist doch fast auf jedem der größern derselben ein besonderes Hinneigen zu dieser oder jener Gattung von Vorstellungen sichtbar, und wird dieses Hinneigen entweder durch den Geschmack des Hofes, von welchem die Bühne gerade abhängt, öfter aber noch durch die individuelle Vorliebe, Kunstansicht oder Stellung ihres Vorstehers, Regisseurs u. s. w., am seltesten durch den entschiedenen Willen des Publicums bestimmt, das hundertköpfig, wie es ist, bekanntlich selten einen eignen festen Willen für die Dauer hat und sich immer dann im Ganzen am zufriedensten zu zeigen pflegt, wenn ihm recht Viel und Mancherlei, und nur recht oft etwas Neues geboten wird. So war z. B. das Theater in Berlin, so lange es unter Iffland's Leitung stand, am stärksten im recitirenden Fache, die Oper daselbst hingegen weit weniger bedacht. Jetzt hat sich dies geändert, und Kenner und Liebhaber stimmen darin überein, daß die Musen des Gesanges und der Tanzkunst, oder vielmehr die Göttinnen des Ballets und der rauschenden Instrumentalmusik, den Sieg über das bescheidener und weniger pomphaft auftretende Schwesterpaar, Melpomene und Thalia, davon getragen haben. In Darmstadt ist derselbe Fall; auch hier ist die Oper der Glanzpunkt des Ganzen, während in Hamburg, wie man versichert, das Conversationsstück unter den daselbst gegebenen Leistungen die oberste Staffel einnehmen soll. Andre Bühnen folgen andern Impulsen dieser Art, oft mit, oft ohne Glück. So war vor nicht langer Zeit das dresdner-leipziger Theater, unter Direction von Franz Seconda, mehr aus Gewohnheit wie aus künstlerischer Überzeugung, gleichfalls besonders auf das Conversationsstück gestellt und von ihm das bunte Kind der Phantasie, die Sinne bestechende Oper, ganz verbannt; das neue leipziger Stadttheater dagegen sich, wie man sagte, mit einiger Vorliebe zum Trauerspiele hinneigend erfunden. Das

bresdner Hoftheater hat gegenwärtig einen großen deutschen Dichter und feinen Kenner alles Dramaturgischen zum leitenden Berather, und wenn der Einfluß dieses Geistes sich bis jetzt weniger, als man erwarten möchte, zeigt, so liegt davon der Grund wol mehr in andern Umständen. — Da aber, um aufs Allgemeine zurückzukommen, in den mehrsten Fällen in Deutschland bei weitem eine oft völlig un begründete Privatliebhabelei, oder Convenienz, oder ähnliches Bedeutendes entscheidet, so entsteht auch fast immer nur Einseitiges und Unzulängendes daraus, und die Kunst hat davon so wenig Gewinn, wie der Kenner Freude. Ein schlagendes Beispiel gibt hierin die einst mit vollem Rechte so hochgefeierte Bühne von Weimar, die, geleitet von einem der größten Kenner und Dichter unserer Nation, beschützt von einem kunstsinigen Fürsten, der sie unterstützte, ohne sie in die Fesseln des Hofzwanges zu schlagen, mit verhältnismäßig sehr beschränkten Mitteln sich zu einem Musterbilde für alle Anstalten dieser Art erhob, und es war, bis der Geist, der das Ganze leitete, sich scheu vor dem Gebell des Lubry'schen Hundes zurückzog, und seitdem nun in Deutschlands einstigem Athen das Histrionenwesen ebenso zersplitternd und einseitig waltet wie an den mehrsten andern Orten.

Eine Übersicht der gegenwärtigen (bedeutendern) deutschen Theater möge dieser kurzen Andeutung des künstlerischen Zustandes derselben — der freilich genugsam zeigt, daß sie im Ganzen nicht mehr sind, was sie waren — noch folgen. Die Quantität (die Zahl) hat allerdings in neuerer Zeit insofern bedeutend zugenommen, daß in mehren Städten, die sonst nur von gleichsam nomadirenden Schauspielhorden — zusammengewürfelt auf gut Glück ohne innern Halt und ohne eine andre Tendenz als Fristung des kunstfernten, rohen und zerfahrenen Lebens — dann und wann, wie die Wüste von Beduinen, heimgesucht worden, eigne, stehende Gesellschaften errichtet wurden; die Qualität (das Kunstwerthe und das Streben nach Kunst) ging aber nicht immer gleichen Schritt, und wie fast in allen Verhältnissen des neuern bürgerlichen Lebens, sieht man auch hier, statt der sonstigen innern Gediegenheit, ein Stellen auf den Schein und auf das schimmernde Äußere, was nothwendig über kurz oder lang, da wie hier, den völligen Verfall des Ganzen herbeiziehen muß. — Wie billig, erhalten die Theater der Residenzen und Hauptstädte den Vortritt. In Wien sind deren zwei. Eins nächst der Burg oder dem Residenzschlosse, für das recitirende Drama, das andre nächst dem kärnthner Thore, für die Oper und das Ballet. Beide sind eigentliche Hoftheater, genießen Unterstützung von daher, und ihre Mitglieder sind in einem lebenslänglichen, zu einstiger Pensionirung sich qualificirenden Engagement, gleich andern Staatsbedienten. Außer diesen hat Wien noch drei andre Theater, das an der Wien, wo Dramen aller Art, große Opern, Singspiele und Ballets gegeben werden; das in der Leopoldstadt und das in der Josephstadt. Diese drei sind Privatunternehmungen, und die letzten beiden eigentliche Volksbühnen, auf welchen die Localpossen, Operetten u. dgl. zur Darstellung kommen, die entweder ganz im Geiste des Volks der Hauptstadt gebichtet, oder aus dem täglichen Leben desselben, oft in der Mundart der Menge, genommen sind. Das neuerdings neu aufgebaute und neu organisirte josephstädter Theater besucht auch zu manchen Zeiten Pressburg und den Badeort Baden. — Berlin hat jetzt eine königl. Bühne, die sich sonst, in ihrer Blüthenzeit, Nationaltheater, jetzt etwas seltsam „königliche Schauspiele“ nennt. Recitirendes Drama jeder Art, Oper, Singspiel und Ballet sind hier wie bei allen andern deutschen Bühnen, wie oben beschrieben, vermischt; jedoch wechselt das Local, Opernhaus und Schauspielhaus; seit einiger Zeit wird auch zuweilen in Potsdam und Charlottenburg gespielt. In der Königsstadt hat eine Gesellschaft Actionnaires ein neues Theater begründet, das zu einem Volkstheater bestimmt war. Davon ist aber keine Spur mehr, oder es ist richtiger nur ein Versuch der Art gemacht worden. Französische Vaudevilles, wie

ner Spectakelstücke und ähnl. dominirten hier, und erst seit dem Erscheinen der Demoiselle Sontag gab man auch glänzende Opern. — München hatte 2 Theater; beide mit dem Prädicat „Hof“ geschmückt, obschon das am Fiarthore ein eigentliches Volkstheater war. Letzteres ist jetzt geschlossen. — Auch Dresden besitzt deren gewissermaßen 2, ein deutsches nämlich, welches sich in neuerer Zeit mancher Verbesserung und Erweiterung zu erfreuen hatte, und eine italienische Operngesellschaft, auf welche immer viel verwendet worden ist (die einzige noch stehende ital. Opernbühne in Deutschland). In Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Darmstadt, Hanover, Karlsruhe, Schwerin und Weimar befinden sich überall Hoftheater, von denen jedoch manche, wie z. B. die in Hanover und Schwerin, künstlerisch betrachtet, durchaus nur zu denen des zweiten und dritten Ranges gezählt werden können, dessenungeachtet aber sämmtlich, wie die in Wien, Berlin u. s. w., unter Oberleitung eines vom Hofe dazu ernannten Hofwürdenträgers stehen. Die Städte Augsburg, Bamberg, Bremen, Breslau, Brünn, Danzig, Düsseldorf und Eibersfeld, Frankfurt a. M., Freiburg im Breisgau, Grätz, Hamburg, Königsberg, Linz, Lübeck, Mannheim, Nürnberg, Pesh und Pfen, Prag, Riga und einige andre, haben meist stehende, theils auf Actien, theils allein auf die eignen Fonds ihrer Unternehmer gegründete, theils sogenannte ständische, d. h. von den Ständen des Landes gewissermaßen garantierte, Theater, und es gehören einige wenige davon in künstlerischer Rücksicht mit zu den besten des deutschen Vaterlandes, wie z. B. die im Jahre 1828 aufgelöste Bühne von Leipzig, die von Frankfurt und Hamburg. Andre sind dagegen höchst mittelmäßig und oft um Nichts besser als die gewöhnlichen wandernden Schauspielergesellschaften, deren Zahl, obschon sie sich in neuerer Zeit durch die Verhältnisse der Gegenwart etwas gemindert hat, noch immer sehr ansehnlich ist. Oft jedoch findet der Freund der Kunst mit angenehmer Überraschung bei solchen sogenannten kleinen Bühnen Talente und eine Rundung der Darstellung, wie manchem sich brüskenden Hof- und Stadttheater zu wünschen wären. Bemerkung verdient noch, daß in manchen ihrer Volkszahl nach sehr bedeutenden Städten kein stehendes Theater sich auf die Länge zu halten im Stande ist, und daß dagegen oft weit kleinere Orte allein und aus eignen Mitteln recht ansehnliche fort und fort gut erhalten. So haben z. B. Königsberg und Bremen, bei aller Volksmenge und ansehnlichem Handelsstande, nie ein eignes Theater auf die Länge haben können, und alle Unternehmungen dieser Art scheiterten noch dasselbst; auch Magdeburg vermag nur einen Theil des Jahres hindurch die Kosten einer mäßig starken Gesellschaft zu decken; dagegen haben Breslau, Brünn, Linz, Mannheim u. a. D. (Städte wie Hamburg, Leipzig, Frankfurt a. M. u. s. f. gar nicht zu gedenken) fast zu allen Zeiten, die oft für diese Orte sehr drückend waren, ihre Bühnen aufrecht erhalten, welche zum Theil, wie die in Mannheim und Breslau zu den bessern gehören, oder wenigstens in manchen Perioden gehörten.

12.

Deutsche Virtuosen. Da man die Namen Virtuoso und Virtuosität vorzüglich in denjenigen darstellenden Künsten gebraucht, bei welchen die äußere Kunstfertigkeit am sichtbarsten hervortritt (s. Virtuosität), mithin von der ausübenden Musik, von der Tanzkunst und Mimik; da ferner, wenn wir an den genialen deutschen Balletmeister Horselt (Stifter des in seiner Art einzigen Kinderballets in Wien, jetzt königl. Balletmeister in München) und etwa an die reisende Familie Kobler erinnert haben, von der kunstmäßigen Ausübung der Tanzkunst in Deutschland wenig zu sagen übrig bleibt; von den deutschen Schauspielern und Sängern aber schon in bes. Art. gesprochen worden ist, so werden wir unter gegenwärt. Art. ein Verzeichniß der berühmtesten, jetzt lebenden Instrumentalvirtuosen mittheilen. Vgl., was die allgemeinen Beziehungen anlangt, d. Art. Deutsche Musik. I. Die berühmtesten Pianofortepieler sind die schon unter den Com-

ponisten (s. d.) genannten Meister: Hummel (seine Spielart verbindet die höchste Leichtigkeit mit der größten Solidität, und seine Phantasien bewähren den Meister in der Harmonie); Moscheles (lebt gewöhnlich in England; noch brillanter, in Schwierigkeiten fast unbübertrefflich, höchst elegant und glänzend); mit ihm wetteifert Friedrich Kalkbrenner an glänzender Fertigkeit; Ferd. Ries und aus der ältern Schule Joh. Bapt. Cramer (in London), und D. Steibelt (in Paris od. Petersburg); Wilh. Arnold und Mloys Schmidt (Beide in Berlin, meisterhaft ausgebildetes Spiel, ebenso fertig als ausdrucksvoll); Capellmeister Konradin Kreuzer (angenehm, melodisch, ohne große Bravour); Fr. Schöberlechner (aus Wien, bisher in Petersburg; glänzende Fertigkeit). Außerdem sind uns dem Rufe nach bekannt die Pianofortespieler M. C. v. Bocklet (aus Prag; auch Violinspieler); Louis Berger (in Berlin); Leidesdorf (in Wien); Kuhlau; A. Klengel (Hoforganist in Dresden); Mühlensfeld (auf Reisen); Karl Herzog (in Wien); J. A. Piris (in Paris); Vincenz Cramer (aus Prag); Hier. Payer (in Wien); W. A. Mozart (der Sohn, in Lemberg); Louise David (Virtuosin im 16. Jahre, aus Hamburg); und Leopoldine Blahetka (in Wien). II. Als Orgelvirtuosen zeichnen sich vor Allen aus: Johann Schneider (Organist und Bruder des Componisten; in Dresden); Barthel (Organist der Schloßkirche in Altenburg); Rink; Umbreit; Böhner (auch Componist, voll Gedanken, aber ungeordnet); Niem (in Bremen). III. Unter den Violinspielern sind die berühmtesten: P. Rode (privatisirt jetzt und reiste 1826 in Italien); Riesewetter (gegenwärtig in London, in Schwierigkeiten fast unüberwindlich); Louis Spohr (jetzt Capellmeister in Kassel; voll Seele und Ausdruck, großartig im Spiel); Louis Maurer (aus Berlin, jetzt Concertmeister in Hanover; brillanter Spieler); Karl Müller (Concertmeister in Braunschweig, in der Mechanik ungemein). Ferner nennen wir Fr. Fränzl (Capellmeister in München); F. W. Piris (Musikdirector des Conservatoriums in Prag); Jos. Mayseder (Capellvirtuos in Wien, ein höchst lieblicher, angenehmer Violinspieler); Franz Clement (Orchesterdirector in Wien, Bravourspieler); Möser (Concertmeister in Berlin; im Concert und Quartettspiel ausgezeichnet); Guhr (jetzt Musikdirector in Frankfurt, feuriger Violinspieler); Feska (Concertmeister in Karlsruhe; 1826 gest.); Bohrer (auf Reisen); A. Matthäi (Concertmeister in Leipzig; freier zarter Vortrag, vornehmlich im Quartettspiel ausgezeichnet); Wilh. Grunb (Capellmeister in Meiningen; feurig und voll Ausdruck); Hauptmann (in Kassel); Probst (Concertmeister in Dessau; beide Letztere treffliche Schüler Spohr's); Viele (Kammermusikus in Stuttgart; glänzende franz. Spielart); Mühlensfeld (auf Reisen); Strauß (Capellmeister in Mannheim); A. Präger (in Hanover; viele technische Fertigkeit); E. Eberwein (Musikdirector in Weimar); Jos. Böhm (in Wien); C. M. v. Bocklet (Schüler des obigen Piris); Bernh. Moliqne (in München, Schüler Rovelli's; in Stuttgart). — Da auf der Violine nur selten Concerte vorgetragen werden, so gehen wir IV. zu den Violoncellisten über. Hier ist ohne Streit der Erste Bernh. Romberg. Er überwindet die Schwierigkeit dieses umfassenden Instruments mit Geschmack und Kraft. Außer ihm nennt man: Knoop (Kammermusikus in Meiningen; voll Zartheit und Innigkeit des Vortrags); Funt (in Kopenhagen; besonders was Kraft u. Schwierigkeit anlangt); Kraft (in Stuttgart); Jos. Merk (Capellmusiker in Wien; fertig, rein und glänzend); Bohrer (jetzt in Berlin; äußerst angenehm); Bernh. Dogauer (f. Capellist in Dresden). V. Als Flötisten sind in Deutschland berühmt: Fürstenau (Capellist in Dresden; eleganter, lieblicher Spieler, mit einem äußerst vollendeten Staccato); Raf. Dresler (in Hanover); Böhm (Capellist in München; Fülle des Tons und Bravour); E. Keller (angenehm und voll Ausdruck); Schröckh (in Berlin). VI. Clarinetisten ersten Ranges besitzt Deutschland an Hermstedt (Capellmeister in Sonderhausen; grandios und voll Ausdruck); Wärmann (Capellvirtuos in München;

elegant und lieblich); Iwan Müller (auf Reisen; höchst elegant und fertig); die Gebrüder Bender (k. russ. Capellisten; trefflich zusammen eingespielt und im Sankten, Angenehmen ausgezeichnet). VII. Auf der Hoboe sind als Meister bekannt: E. Thurner (besiegt die größten Schwierigkeiten mit starkem Tone); Wilh. Braum (geschmackvoller Virtuos des berliner Orchesters); Barth (Sohn des berühmten Hoboisten in Kopenhagen; schwacher Ton, aber guter, ausdrucksvoller Vortrag). VIII. Auf dem Fagott sind ausgezeichnet: E. Bärmann (in Berlin); Ant. Romberg; J. H. Kummer (Capellist in Dresden). IX. Unter den Hornisten stehen oben an: Gugel, Vater und Sohn (in Rußland); Schunke (Vater und 2 Söhne, in Berlin, welche zusammen das vollkommenste Ensemble bilden, das man hören kann); Schunke (in Stuttgart); Fuchs (Capellist in Dessau). X. Auf der Posaune, die man seit wenigen Jahren als concertirendes Instrument behandelt, wird in Leipzig vom Orchestermusiker Queißer und in Berlin von Belke das Möglichste geleistet. Virtuosen auf andern als den angeführten Instrumenten, z. B. Harfe, finden weniger Gelegenheit, ihre Kunstfertigkeit zu zeigen. 44.

Deutschland. Geschichte, älteste, s. Germanien. — Die große Völkerwanderung hatte begonnen, und ihre Hauptergebnisse waren die Vernichtung des abendländischen Reichs durch den deutschen Odoaker, der sich zum König von Italien aufschwang, die Eroberung Galliens durch die Franken und die Einrichtung eines Königreichs, von welchem aus auch das eigentliche Deutschland, wo die Sachsen, Friesen, Thüringer und Alemannen zurückgeblieben waren, eine Staatsverfassung und einen obersten Herrscher bekommen sollte. Ludwig I. (Chlodwig), der erste König von Frankreich, bekannte sich zur christlichen Religion (496), und mit ihm begann die Reihe der merovingischen Könige, von denen der letzte (752) ins Kloster geschickt wurde. Die Karolinger bestiegen Frankreichs Thron, und immer heftiger wurden unter ihnen die Kämpfe mit den benachbarten, dem Frankenreich noch nicht einverleibten Deutschen, unter denen die Sachsen die gefährlichsten Feinde des Frankenlandes waren. Da unternahm es der König dieses Landes, Karl der Große (768 — 814), diesen Kämpfen ein Ende zu machen, die rohen Sachsen zur Annahme des Christenthums zu nöthigen und sie in ein politisches Ganzes unter seinem Scepter zu vereinigen. Zwar fand er einen unerwarteten dreißigjährigen Widerstand; doch Wittekind der Große, der Sachsen Herzog, unterwarf sich ihm endlich, ließ sich, um das Blut seiner Sachsen zu schonen, das Karl in Strömen vergoß, mit seinem Heere taufen, und die große fränkische Monarchie, welche Gallien, Italien und Deutschland bis an die nördliche See umfaßte, ward gegründet. Übrigens denkt man sich diesen langen Krieg sehr irrig, wenn man glaubt, daß bei den immer neu entstandenen Unruhen die ganze Nation wider Karl aufstand. Der Sachsentheil am linken Weserufer unterwarf sich nach dem ersten Siege Karls, und empörte sich seitdem nicht wieder; aber Karls Beamte und Priester regierten unsanft, und ein großer Theil der Unterdrückten zog aufs rechte Weserufer und griff von dort aus die Franken und seine eignen Landsleute an, die nicht hatten auswandern wollen. Als, nach vielen Niederlagen und Siegen über die Ausgewanderten und über die Bewohner des rechten Weserufers, auch dieses Karl den Großen und sein fränkisches Befahungsrecht hatte anerkennen müssen, waren es wieder ausgewanderte Priester und Edle, die vom rechten Elbufer aus den Kampf erneuerten und lange Jahre fortsetzten, auch die ruhigen Wehrenbesitzer in den Krieg mit verwickelten. Durch die Verpflanzung vieler tausend besonders unruhiger überelbischer Familien in die Picardie und durch die Versorgung der übrigen mit herrenlosen Wehren, machte Karl sie endlich seßhaft, erlaubte ihnen, sich selbst zu regieren, und hatte nun Friede. Doch das fränkische Deutschland erhob sich zu einem selbständigen Reich, als Karls Söhne nach heftigem Kampfe die ungeheure Erbschaft theilten. So ward Ludwig (der Deutsche) durch den Vertrag von Verdun der

erste König der Deutschen (843 — 76). Damals hatte Deutschland den Rhein auf einer Seite zur Grenze und besaß noch Speier, Worms und Mainz mit ihren Gebieten auf dem linken Rheinufer, nicht um der dortigen Bewohner, sondern um der Weinberge willen, die dem östlichen Reiche nicht fehlen sollten; die übrigen Grenzen waren fast die nämlichen, die es noch jetzt sind; seine innere Verfassung, fränkischen Ursprungs, blieb ihm. Unter Ludwigs Regierung entstanden die Markgrafen und die Burgen, als Sicherheitsanstalten gegen die Einfälle der Normänner und Slawen, besonders der Wenden. Er vergrößerte das Gebiet durch Köln, Trier, Aachen, Utrecht, Metz, Straßburg, Basel und mehre Ortschaften und Theile des linken Rheinufers, die ihm aus der Erbschaft seines Neffen, Lothar II., zufließen. Ludwig starb 876, und nun theilten seine 3 Söhne, Karlmann, Ludwig der Jüngere und Karl der Dicke sich in seine Hinterlassenschaft. Von 884 an hatte Deutschland mit Frankreich wieder einerlei Regenten in der Person Karls des Dicken, der seines Großvaters mächtiges Reich fast in den ehemaligen Grenzen wieder vereinigte; doch des großen Karls Geist, der allein diese Masse, aus so ungleichartigen Theilen zusammengesetzt, zusammenzuhalten vermochte, war längst entflohen, und Karl der Dicke in der Achtung seiner Völker so gesunken, daß die Deutschen ihn 887 der Regierung für verlustig erklärten und seinen Neffen, Arnulf von Kärnthen, einen natürlichen Sohn Karlmanns, auf den neu errichteten königlichen Thron erhoben. Nach mehren harten Kämpfen mit den Slawen in Mähren, gegen welche er die Ungarn, die seit 889 am Fuße der Karpathen sich niedergelassen hatten, herbeirief, erwarb er sich die Kaiserkrone 896 durch die Bestiegung des Herzogs Berengar von Friaul. 899 starb Arnulf, und Ludwig das Kind, sein Sohn, ward im 6. Jahre seines Alters König von Deutschland, starb aber schon 911, und mit ihm erlosch das Geschlecht der Karolinger in Deutschland. Als Ditto der Erlauchte, Herzog von Sachsen, die Königswürde, seines hohen Alters wegen, ausschlug, ward, auf seinen Rath, Konrad I., Herzog von Franken, zum deutschen König erwählt, und so behauptete Deutschland sich als Wahlreich bis zu dem Tage, wo Franz II. die deutsche Kaiserkrone, nach der Errichtung des rheinischen Bundes, niederlegte, und der deutsche Reichsverband für aufgelöst erklärt wurde. Verfolgen wir mit prüfendem Blicke diesen Zeitraum, welcher 970 Jahre umfaßt, so sehen wir Deutschland lange noch im Zustande des immerwährenden Schwankens, seine Verfassung in der Gewalt der Willkür, seine Könige mehr und minder, nach dem Maße eignen Fähigkeit und physischer Kraft, in den Händen der um sich greifenden geistlichen und weltlichen Großen des Landes, geistige Bildung noch in weiter Ferne, allenthalben Kampf über selbst noch nicht begriffene Rechte und Pflichten, Druck des Lehnswesens, und das Ankämpfen der weltlichen Macht gegen die übermüthig emporstrebende Priesterherrschaft, bis mit Konrads II. (1024 — 39) freiem Blick auch ein Lichtstrahl auf den dunkeln Schauplatz fiel. Die Lehnverfassung ordnete er genau durch ein neues Grundgesetz und stellte dem wilden Faustrechte durch den Gottesfrieden den ersten Damm entgegen. Durch Burgund vergrößerte er des Reiches Umfang. Hatte sein Nachfolger, Heinrich III. (1039 — 56), die Hoffart des päpstlichen Stuhles durch Absetzung dreier aufeinanderfolgender Päpste gedemüthigt, so gewann dagegen das Papstthum, das so einflußreich auf Deutschland war, unter Heinrich IV. (1056 — 1106) und Papsi Gregor VII. um so mehr Festigkeit, als dieser Kaiser zu schwach war, der Aufstellung des Lehrsages, daß alle weltliche Macht der geistlichen Macht und dem römischen Stuhle unterworfen sei, und den für die Rechte des kaiserlichen Thrones so unendlich nachtheiligen Einflüssen desselben zu widerstehen. So sollte also der Thron Deutschlands päpstliches Lehen, der Papsi oberster Richter des Kaisers und Vicarius des Reichs sein, und als eine Folge dieser Grundsätze, die nur zu bald tiefe Wurzeln schlugen, muß man es betrachten, wenn Deutschlands Edle in noch nicht

genug befreibiger Kampfbegierde gern den Weg betraten, den ihnen die Kirche zeigte, nach Palästina zum heiligen Grabe. Doch gehörten die Kreuzzüge im Wesentlichsten zum Gange der Bildungsgeschichte Deutschlands wie überhaupt Europas. Der Deutsche lernte die wirkliche Welt außer seinen Grenzen kennen, und Vieles ward dadurch auf die folgende Zeit, bis auf den heutigen Tag, vorbereitet. So entstanden bei dieser Veranlassung zu Bündnissen auf Blut und Tod die ersten Ritterorden (Johanniter, Tempelherren und deutsche Ritter), deren Wirksamkeit nicht ohne Einfluß auf die nächstfolgenden Begebenheiten blieb. Der Antheil, den fromme Schwärmerei an jenen Zügen hatte, ward der Stoff, aus dem die Dichtkunst sich entwickelte, und es würden die Minnesinger des Mittelalters uns weniger ergötzen, wenn nicht der zärtliche Kampf der Herzen, beim Scheiden zur Fahrt in das Morgenland, dem wilden Streite mit den Saracenen um des heiligen Grabes Besitz vorangegangen wäre. Eine neue mächtige Bewegung ergriff alle Verhältnisse, und an der Spitze aller äußern Beförderungsmittel zum Keimen und Gedeihen der innern Bildung stand der Handel, der jetzt anfing, die Erzeugnisse des asiatischen Bodens und Kunstfleißes auch nach Deutschland zu bringen. Nur stand die mangelhafte Verfassung des Reichs dem Allen noch zu sehr im Wege, und da die Kaiser immer, entweder mit mächtigen Vasallen oder äußern Feinden, zu sehr beschäftigt waren, als daß sie mehr für die innern Angelegenheiten hätten thun können, so schloß man Privatvereine zur Selbsthülfe und Sicherstellung wider Freibeuter zu Lande und zur See. So entstand unter Kaiser Friedrichs I. (Rothbart, 1152—90) Regierung die *Hansa*, in deren Verfassung man die ersten Grundlinien der künftigen Handlungspolitik erkennt, obgleich Friedrich wenigstens Etwas durch Errichtung des Landfriedens, der alle Befehdungen auf dreitägige Vorherkündigung beschränkte, hatte thun wollen, den der vierte seiner Nachfolger, Friedrich II. (1218—50, der zuerst auch sich König von Jerusalem nannte), noch mehr befestigte, indem er zugleich die Landeshoheit der Stände in ihren Besitzungen anerkannte, aber auch zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten, während er abwesend sein würde, einen Hofrichter ernannte. Die nach und nach ausgebildeten reichsständischen Rathsversammlungen in Reichsangelegenheiten wurden von den einzelnen Ständen des Reichs nachgeahmt, indem sie die *Syndici* der Städte, die Vorsteher der Klöster und die innerhalb ihrer Besitzungen befindlichen Gutsbesitzer ebenfalls zuweilen zur gemeinsamen Berathung wichtiger Landesangelegenheiten beriefen, woraus die Landtage sich allmählig gebildet haben. Friedrichs Charaktergröße wirkte wohlthätig auf ganz Deutschland; nur war er zu sehr in Italien beschäftigt, wo der Papst ihm mächtig entgegenwirkte, und vorzüglich wurde alles Gute, von seiner Seite für das Ganze berechnet, durch die zahllosen und mächtigen Feinde gestört, welche seine Familie, die Hohenstaufen, hatte. Hier lag der Grund zu dem großen Zwischenreiche, welches nach Friedrichs II. Tode (1250, oder gewissermaßen schon 1246, durch die auf Vertriebung des Papstes geschehene Wahl des Gegenkönigs, Heinrich Raspe, Landgrafen von Thüringen), eintrat. Friedrichs II. Sohn, Konrad IV., schon 1237 zum Könige gewählt, hatte mit seinen Gegenkönigen, Wilhelm von Brabant, Alfons von Castilien und Richard von Cornwallis, zu kämpfen, und mit seiner persönlichen Erhaltung so viel zu thun, daß er es geschehen lassen mußte, daß in dem ordnungslosen Zustande des Reichs alle Verträge gebrochen, die Gesetze verhöhnt, und die Gräuelt thaten des wieder einreisenden Faustrechts mit vorheriger Schamlosigkeit selbst von dem niederen Adel geübt wurden. Die Ritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheine erzwang ihre Unmittelbarkeit, denn hier waren keine mächtigen Herzoge, die ihrer unabhängigen Corporation entgegenwirken konnten. So ging Alles, was Friedrich II. für Verfassung, für Künste und Wissenschaften gethan hatte, fast gänzlich wieder unter. Der letzte Sproßling der Hohenstaufen, Konradin von Schwaben, starb durch Karl von Anjou zu Neapel 1268 auf dem

Blutgerüste, und die Bessern und Gedrückten blickten mit sorgenvollen Herzen umher nach einem Erretter aus der Gefahr, fürchtend, in der Verwirrung die Beute eines Mächtigen zu werden.

Da führte das Schicksal (1272—91) Rudolf I., Grafen von Habsburg, auf Deutschlands Thron, und die kräftige Hand dieses großen Fürsten brachte bald wieder, wenn auch durch harte Maßregeln, Ordnung in das Ganze. Des Abels Raubschlösser wurden zerstört, das Faustrecht fast gänzlich abgeschafft, und der eigne Vortheil der gegen die kaiserliche Macht immerfort anstrebenden großen Fürsten durch Verheirathung mit vieler Politik unmittelbar an den Thron geknüpft. Osterreich, Steiermark und Krain eroberte Rudolf von Ottokar, der Böhmen König, und ward der Stifter einer Dynastie, die noch jetzt im weiblichen Stamme auf Osterreichs Throne herrscht. Albrechts von Osterreich, Rudolfs zweiten Nachfolgers, Regierung (1298—1308) ward wichtig durch die während derselben errungene Freiheit der Schweizer. Unter Heinrich VII. (von Luxemburg; 1308—13) erhob sich der berühmte Streit zwischen den Guelphen und Gibellinen, als fortgesetzter Kampf der hohenstauffischen Erben gegen den Papst. Heinrich zog nach Italien zur Vermittelung, und eine neue Gefahr drohte der innern Ruhe und Gesetzmäßigkeit in Deutschland. Als ihn in Italien der Tod ereilte, sah das Reich abermals zwei Könige, Friedrich von Osterreich und Ludwig von Baiern, an seiner Spitze, die mit wüthender Erbitterung sich bekämpften. Ludwig siegte, erhielt auch (1330—47) die Kaiserkrone vom Papste, konnte aber neue heftige Zerungen mit dem heiligen Vater nicht verhüten, der ganz Deutschland mit dem Interdict belegte. Da schlossen 6 Kurfürsten des Reichs (ausgenommen Böhmen) den Kurverein von 1338, als Gegengewicht wider die päpstliche Einmischung in die Königswahl: jeder Fürst, der die Stimmenmehrheit künftig für sich haben werde, soll ohne Widerspruch König sein. Karl IV., König von Böhmen, Heinrichs VII. Enkel, schon bei Ludwigs Leben (1346) zum Gegenkönig gewählt, war Alleinherr, als auch der sich ihm entgegenstellende Gegenkönig, Günther von Schwarzburg, gestorben war. Er vermehrte die königlichen Einkünfte durch Einführung des Briefadels und gab dem Reiche ein Grundgesetz in der goldenen Bulle (1356), welches die Königswahl, das ausschließliche Wahlrecht der sieben Kurfürsten, zu Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, das Erstgeburtsrecht in den Kurländern, die Untheilbarkeit derselben, das pfälzische und sächsische Bicarariat, das den Kurfürsten ertheilte jus de non appellando und das Ceremoniel der Wahl und Krönung festsetzte, auch die Aufhebung des Faustrechts gebot. Jetzt schlugen neue Funken für Deutschlands wissenschaftliche Bildung und Geistesfreiheit auf; die Universität Prag ward gestiftet, wohin aus England durch Wickefs Schüler der Geist des Widerspruchs gegen die Mißbräuche des Papstthums kam. Doch die den Deutschen ursprünglich eingepflanzte Begierde, mit Arm u. Schwert sich Recht zu schaffen und erfahrene Beleidigung auf der Stelle, ohne der Rechtsgelehrten weise Sprüche, selbst zu rächen, behielt noch lange die Oberhand, und unter Wenzel (1378—1410), der seinem Vater Karl nicht ähnlich war, erhob das Faustrecht aufs neue sein Haupt, und mehr als je. Drei Gegenkönige, Ruprecht von der Pfalz, Sigismund, sein eigner Bruder, und Jobst von Mähren, wurden Wenzeln gegenübergestellt. Sigismund (1411—37) blieb König nach Wenzels Tode. Der Zeitraum seiner Regierung umfaßt das Concilium zu Konstanz, den Proceß und die Hinrichtung des edeln Hus, der Wickefs Ideen in Böhmen geltend gemacht hatte, und den Ausbruch des Hussitenkrieges in Böhmen, Meiffen, Franken und Baiern. Mit dem großen Plane schwanger, dem Faustrechte mit einem Schlage ein Ende zu machen und eine bestimmtere Eintheilung des Reichs in 6 Kreise einzuführen, starb sein Nachfolger, Albrecht II. von Osterreich (1437—39), zu früh für Aller Hoffnungen und Wünsche. Noch wichtiger sollte Friedrichs III. Regierung

werden (1439 — 93); zwar nicht durch ihn, den schwachen, kurzsichtigen Monarchen, aber durch Aufnahme der Wissenschaften, durch Stiftung mehrerer Universitäten, durch die Entdeckung Amerikas erhielt ganz Europa, und mit ihm Deutschland, frische Kräfte und neue Antriebe zur Thätigkeit. In desto größerem Widerspruche standen damit das noch immer waltende Faustrecht und die Willkür der Großen, die sich unter Andern in dem mächtigen Bunde der schwäbischen Städte aussprach, wenn auch der Drang der Umstände ihn rechtfertigen mochte. Mehr als je that es Noth, daß ein Fürst von Muth, Kraft und Einsichten Deutschlands Thron bestieg. Dieser war Friedrichs Sohn, Maximilian I. (1493 — 1519). Den vorherrschenden dringenden Wunsch aller Stände, besonders der arg bedrückten Städte, Vernichtung des Faustrechts, erfüllte er 1495 durch die Errichtung des ewigen Landfriedens. Zugleich ward ein Kammergericht bestellt und eine Kammergerichtsordnung bekanntgemacht, ein Reichsregiment und ein Reichshofrath eingesetzt, und Deutschland erst (1500) in 6, dann in 10 Kreise (s. Deutsches Reich) getheilt. Den Glanz der Krone vermehrte Maximilian, indem er zuerst den Titel als römischer Kaiser annahm, ja er hatte sogar den Gedanken, den päpstlichen Stuhl zu besteigen; nur der Cardinäle schnelle Wahl nach Julius II. Tode verhinderte ihn daran. Das Justizwesen erhielt bestimmtere Formen und einen neuen Gang durch die Hofgerichte und Kreistage; eine Polizeiverordnung ward eingeführt und das Postwesen (1516) eingerichtet. Bei dem Kriegswesen wurden die Truppen in Fähnlein und Regimente eingetheilt, höhere militairische Würden angeordnet und das Geschütz vervollkommenet. Der Anfang der Reformation (1517), auf der kurz vorher (1502) gestifteten Universität Wittenberg, beschließt die Reihe der für Deutschland so unendlich folgereichen Ereignisse unter Maximilians Regierung. Seinem Nachfolger Karl V. (Maximilians Enkel und König von Spanien) wurde eine, als künftiges Reichsgrundgesetz entworfene Wahlcapitulation vorgelegt, die er beschwören mußte; doch der ihm angeborene despotische Charakter verletzete sie bald bei jedem Schritte, den er that. D. Martin Luther's Reformatiönswerk machte reißende Fortschritte; der Bauernkrieg unter Thomas Münzer's Anführung verbreitete Unheil; des Landgrafen Philipp von Hessen und des Kurfürsten von Sachsen Bündniß zum Besten der Reformation beförderte das Gelingen derselben; die feierliche Protestation der Anhänger der neuen Lehre erfolgte 1529, und nach dem Bunde der evangelischen Fürsten, geschlossen zu Schmalkalden (1530), brach der schmalkalbische Krieg (1546) aus. Die wittenbergische Capitulation entschied über das Schicksal des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen: die ernestinischesächsische Linie verlor die Kurwürde, das Interim (1548) gestattete den Protestanten nur den Kelch im Abendmahl und die Priesterehe, bis endlich im Vertrage zu Passau (am 31. Juli 1552 Karl V., durch des Kurfürsten Moritz Verein mit Frankreich und den Gliedern des schmalkalbischen Bundes gezwungen, den Protestanten völlige Gewissensfreiheit und bürgerliche Gleichheit mit den Katholiken zusicherte, und auf die Grundlage dieses Vertrags der gänzliche Religionsfriede (1555) zu Augsburg abgeschlossen wurde. In Hinsicht auf Deutschlands innere Verfassung ernannte Karl schon auf seinem ersten Reichstage in Worms das Reichsregiment und erneuerte die Gesetze wegen des Landfriedens und Kammergerichts; auch wurde hier die Reichsmatrikel bekanntgemacht, welche das Contingent zur Reichsarmee bestimmte, das in der Folge bis auf das Drei- und Fünffache erhöht wurde. Karl legte endlich, der Last des Thrones müde, die Regierung nieder (1556) und starb 1558 in einem spanischen Kloster. Mit Ferdinands I. (Karls Bruder) Thronbesteigung ward die Wahlcapitulation durchgesehen, der Religionsfriede ihr einverleibt, das tridentinische Concilium (1545 eröffnet) beschlossen, und damit zugleich eine ewige Kluft zwischen den Katholiken und Protestanten befestigt, welche die augsbürgische Confession als

Unterpand ihrer Glaubenssicherheit besaßen. Der päpstliche Stuhl bot Alles auf, um nur einen festen Punkt in Deutschland sich zu erhalten, und fand die Mittel in den immerwährenden Nunciaturen zu Wien, Brüssel und Köln, und dann in der Verbreitung des schon 1540 gestifteten Ordens der Jesuiten. Ferdinand erließ auch eine Reichshofrathsordnung. Seines Nachfolgers, Maximilians II., Regierung (1564—76) ward unfreundlich bezeichnet durch die kirchlichen Streitigkeiten unter den Protestanten, die Widersprüche zwischen Melancthon und Calvin, die Erscheinung der Formula concordiae, durch welche die Trennung der Reformirten von den Lutheranern vollendet wurde, und endlich durch die Grumbach'schen Händel. Unter seinem Sohne, Rudolf II., ward allmählig der schreckliche dreißigjährige Krieg in der Errichtung der Union und der Ligue vorbereitet; die Utraquisten in Böhmen erhielten in dem sogenannten Majestätsbriefe die freie Religionsübung, die Universität Prag und das Recht, neue Kirchen und Schulen anzulegen; allein kurz darauf, unter Matthias (1618), griff man schon zu den Waffen. Ferdinand II. (1619—37), ein fanatischer Katholik, war ganz dazu geschaffen, den glühenden Funken zur verwüstenden Flamme zu bringen. Der dreißigjährige Krieg beginnt mit allen seinen Schrecken: das Blut der Union fließt in Strömen; Tilly und Wallenstein unterwerfen den größten Theil des Reichs dem kaiserlichen Willen; das Resstitutionsedict, nach welchem alle seit 1552 von den Protestanten eingezogene oder secularisirte Stifter, Güter u. s. w. der katholischen Kirche zurückgegeben werden sollten, die katholischen Stände aber das Recht erhielten, ihre protestantischen Unterthanen zu ihrer Religion anzuhalten oder zum Auswandern zu nöthigen, wurde schon hier und da mit Gewalt vollzogen; Ferdinand glaubte am Ziele zu sein, als Gustav Adolf von Schweden, nach des Cardinals Richelieu Plan, (1630) zur Rache und Rettung erschien. Nach seinem Tode trat Frankreich gegen Oestreich auf, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ergriff 1640 die Sache der Protestanten als seine eigne; Banner und Torstenson, Wrangel und Turenne erkämpften sich Ruhm, und der westfälische Friede (1648) gab dem erschütterten Europa nach dreißig schrecklichen Jahren die langentbehrte Ruhe wieder. Noch bevor sich Brandenburg einmischte, hatte, nach Ferdinands II. Tode, sein Sohn Ferdinand III. (1637—57) die Regierung angetreten. Dieser mußte, von Frankreich und Schweden besiegt, dem Gesetze jenes Friedens sich unterwerfen, welcher, außerdem daß völliges Gleichgewicht und Gewissensfreiheit der Katholiken und Protestanten, mit Einschluß der Reformirten, und freie Religionsübung, außer in den östreich. Erblanden, festgesetzt wurde, auch die Unabhängigkeit der freien Schweiz und der Niederlande anerkannte. Für das Haus Pfalzbaieren wurde die achte Kurwürde errichtet, und jeder interessirte Theil, bis auf den Kurfürsten von der Pfalz, erhielt seine Entschädigungen. Unter die großen Folgen dieses Friedens, welcher Deutschlands Verfassung besonders durch scharfe Abscheidung in den Verhältnissen der allgemeinen Reichsverwaltung befestigte und mit allem Recht ein Actenstück des europäischen Völkerrechts genannt werden kann, gehörte auch die Einschränkung des hanseatischen Bundes, dem nur noch Hamburg, Bremen und Lübeck übrig blieben, die Beibehaltung stehender Heere und ein ausgebildeteres Besteuerungssystem. So gebieth denn die schon mit Luther angebrochene Morgenröthe immer mehr zum lichten Tage, als Leopold I. 1657 den deutschen Kaiserthron bestieg, unter welchem der Reichstag von 1663 an fortbauend wurde. So friedlich Leopold gesinnt war, so sah er sich doch in mehre Kriege mit der Türkei und Frankreich verwickelt; das Ende des spanischen Erbfolgekrieges erlebte er nicht. Für den Herzog von Hannover errichtete er die neunte Kurwürde. Unterdessen hatte Preußen sich zum Königreich erhoben und erhielt ein vermehrtes Gewicht in den Angelegenheiten Deutschlands. Leopolds Sohn, Kaiser Joseph I. (1705—11), setzte den spanischen Krieg fort und sprach über die Kurfürsten von Baiern und Köln die Acht aus, da

sie Frankreich angehangen hatten. Doch unerwartet schnell, an den Blattern, starb Joseph, und sein Bruder Karl VI. folgte ihm in der Kaiserwürde. Der bald erfolgte utrechter, und der auf seine Grundlage abgeschlossene Friede zu Rastadt und Baden (1714) machte Karls fortgenährten Entwürfen auf die Vereinigung der spanischen Krone mit der deutschen ein Ende. Doch gelang ihm die Errichtung der pragmatischen Sanction, dieses berühmten östreich. Hausgesetzes zur Bestimmung der Erbfolge. Der Friede von Wien beendigte den Krieg wegen der polnischen Königswahl (1735) günstig für Sachsen, und der Friede zu Belgrad (1739) den gegen die Türken, worin Östreich sich zu Abtretungen verstehen mußte. Mit Karls VI. Tode (1740) erlosch der Mannsstamm der habsburgischen Dynastie, und seine Tochter, Maria Theresia, übernahm die Regierung der Erbstaaten. Aber Kurfürst Karl Albrecht von Baiern trat gegen sie mit Ansprüchen auf das östreich. Erbe, und 1742 unter dem Namen Karl VII. als deutscher Kaiser auf. Der daraus entstandene achtjährige östreich. Erbfolgekrieg ward nach Karls VII. Tode (1745) durch den Frieden zu Füssen (1745) und durch den aachener (1748) glücklich für Maria Theresia geendigt, welche unterdessen auch die beiden schlesischen Kriege mit Friedrich II., dem Großen, geführt. Am 15. Sept. 1745 ward ihr Gemahl, Franz I., zum deutschen Kaiser gewählt. Der hubertsburger Friede (1763) beendigte den für Deutschland verderblichen siebenjähr. Krieg. Franz's I. großer Sohn, Joseph II., folgte seinem Vater in der Kaiserwürde (1765). Seine ersten Arbeiten waren eine Revision des Justizwesens und des Kammergerichts; diesem folgten die Aufhebung des Jesuitenordens (1773) in seinen Staaten, nach dem von andern europäischen Mächten schon früher gegebenen Beispiele. Die Aufhebung der überflüssigen Klöster, das Toleranzedict vom 13. Oct. 1781, die erweiterte Pressfreiheit gehören unter die schönsten Diamanten in Joseph's Krone. Die Unruhen in Belgien und der erneuerte Türkenkrieg beunruhigten den edeln Kaiser gegen das Ende seiner Regierung noch sehr, und er starb (20. Febr. 1790) mit vielen Sorgen im Herzen. Leopold II., Joseph's Bruder und bisheriger Großherzog von Toscana, welcher nach geschעהner Abänderung der Wahlcapitulation am 30. Sept. zum Kaiser gewählt wurde, schloß auf Preußens Dazwischentreten mit der Pforte Friede. Schon im ersten Jahre seiner Regierung thürmte jenseits des Rheins sich das Gewitter auf, das Deutschland den Untergang drohte. Die franz. Revolution brach aus. Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen vereinigten sich zu Pillnitz am 25. Aug. 1791 zur Aufrechthaltung des Bestandes und der Verfassung des deutschen Reichs und zur Unterstützung der königl. Rechte in Frankreich. Da starb plötzlich Leopold (am 1. März 1792), und sein Sohn, Kaiser Franz II., trat in seinen Vertrag mit Preußen ein. Nachdem die franz. Nationalversammlung Östreich den Krieg erklärt hatte, beschloß auch das deutsche Reich (am 23. Nov. 1792) den Krieg. Bald aber schlossen Preußen und mehre deutsche Fürsten 1795 besondere Frieden mit der neuen Republik, und zwischen Östreich und Frankreich wurde am 17. Oct. 1797 der Friede zu Campo-Formio unterzeichnet. Mit dem deutschen Reiche wurde der Friede zu Rastadt unterhandelt; aber noch vor der Beendigung dieser Verhandlung brach der Krieg 1799 aufs neue aus. Der Friede von Luneville (9. Febr. 1801) bestimmte den Rhein zur Grenze Frankreichs und Deutschlands, welches dadurch über 1200 □ M. Land und fast 4 Mill. Menschen verlor. Östreich's Beherrscher gründete (1804) ein erbliches Kaiserthum Östreich, während Frankreich's erster Consul, Bonaparte, als Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen erklärt wurde. Bald traten Östreich und Rußland vereint wieder gegen den aufstrebenden Nachbar auf, allein der Friede von Presburg (26. Dec. 1805) endigte diesen Krieg, an welchem drei Stände des deutschen Reichs, Baiern, Württemberg und Baden, als Verbündete Frankreich's Theil genommen. Im folgenden Jahre sagten 16 deutsche Fürsten sich vom Reichsverbande los, errichteten einen Verein, dessen Constitutionsacte in Paris,

12. Juli 1806, entworfen, am 19. Juli zu St.-Cloud vollzogen und durch den franz. Geschäftsträger Bacher zu Regensburg der allgemeinen Reichsversammlung am 1. August bekanntgemacht wurde. Sie unterwarfen sich durch diese Acte dem franz. Kaiser als ihrem Protector, und nannten ihren Verein den Rheinbund. Dieser entscheidende Schritt foderte unumgänglich einen zweiten. Napoleon hatte erklärt: „daß er diesen Fürstenbund als eine natürliche und nothwendige Folge des presburger Friedens betrachte; der Reichstag habe längst aufgehört, einen Willen zu haben; durch Hanovers Vereinigung mit Preußen sei ein Kurfürstenthum aufgehoben worden, und ein nordischer König (Schweden) habe eine Reichsprovinz seinen übrigen Staaten einverleibt; er erkenne also das Bestehen der deutschen Verfassung nicht mehr an, dagegen aber die volle unumschränkte Souverainetät eines jeden der Fürsten, deren Staaten das heutige Deutschland ausmachen, und er wolle mit ihnen in die nämlichen Verhältnisse treten wie mit den übrigen unabhängigen Fürsten Europas“. Als Folge dieser Erklärung verzichtete Kaiser Franz, unterm 6. Aug., auf die deutsche Kaiserkrone, legte die Reichsregierung nieder und erklärte seine deutschen Erbstaaten für getrennt von dem deutschen Reichskörper, empfahl aber zugleich die Reichsdienerschaft den ehemaligen Ständen des aufgelösten Reichs. Hier beginnt die Geschichte des Rheinischen Bundes (s. d.).

Deutschland von 1806—15. Noch war das erste Jahr des Bundes nicht verflossen, als seine Contingente, mit Frankreich vereint, an der Saale, Elbe und Oder gegen Preußen und dann auch gegen Russen an der Weichsel kämpfen mußten. Nach dem Frieden von Tilsit sah der Bund durch den Beitritt von 11 Fürstenhäusern aus dem nördl. Deutschland sich erweitert. Alte Fürstenhäuser wurden verdrängt, und ein franz. Thron ward in Deutschland errichtet. Vier Könige, 5 Großherzoge und 25 Herzoge und andre Fürsten waren nun von dem neu gewobenen Bande umschlungen. Der Friede von Wien (am 14. Oct. 1809) vergrößerte des Bundes Umfang und Macht. Die nordwestlichen Bestandtheile aber, sowie die Hansestädte, Hamburg, Bremen und Lübeck, wurden 1810 mit Frankreich vereinigt. 1812 unternahm Napoleon seinen verderblichen Zug nach Rußland, und auf seinen Ruf schlossen sich die zahlreichen Contingente der Souveraine des Rheinbundes seinem Heer an. Aber die Fürsten und die Völker waren längst zu der Überzeugung gekommen, daß sie nur Werkzeuge seien, um seinen ehrgeizigen Planen zu dienen, und daß unter seinem Joch Recht, Freiheit und Wohlstand, die man immer schmerzhafter vermisse, nicht mehr zu hoffen seien. Indeß folgte man dem Gebote der Nothwendigkeit, und 100,000 Deutsche fanden ihr Grab in den Schneeefilben von Rußland. Die Russen verfolgten ihre Vortheile bis auf die deutsche Grenze; Preußen verband sich mit ihnen zur Wiederbefreiung von Europa (zu Kalisch, 28. Febr. 1813); zugleich schlossen einige Stände des Nordens sich ihnen an; Lübeck und Hamburg standen, mit den Waffen in der Hand, gegen ihre Bedrücker auf; in ganz Deutschland waren alle Gemüther bewegt von dem getrosten Glauben, daß nun die Zeit der Rettung gekommen sei. Noch zuversichtlicher ward dieser Glaube, als auch Osterreich (10. Aug.) dem Bunde gegen Napoleon beitrug. Bald nahmen die Kriegereignisse, bei dem einstimmigen Sinne der Verbündeten und bei der edeln Begeisterung, die ihre Völker belebte, einen für ihre Sache höchst günstigen Charakter an; nun warf auch Baiern das Joch ab und vereinigte in Folge des Vertrags zu Ried, vom 8. Oct. 1813, seine Macht mit der der Verbündeten. Zehn Tage später vernichtete die Schlacht von Leipzig die franz. Herrschaft in Deutschland; durch sie fiel das Gebäude des Rheinbundes in Trümmern. Es traten am 2. Nov. auch der König von Württemberg, und nach ihm die übrigen Souveraine des Südens dem großen Bunde bei. Nach dem Treffen bei Hanau (30. Oct.) hatte sich das fliehende franz. Heer über den Rhein zurückgezogen. Alles bekam von nun an in Deutschland eine neue Gestalt. Einige Festungen aus-

genommen, war allenthalben die franz. Macht vernichtet. Es gab kein Königreich Westfalen, kein Großherzogthum Berg mehr. Überall kamen die durch franz. Gewalt vertriebenen Fürsten, mit Jubel und Herzlichkeit von ihren Unterthanen empfangen, in ihre Länder zurück. In ganz Deutschland wurden unermessliche Rüstungen zur Behauptung der wiedererlangten Freiheit betrieben, und mit Freuden und Muth griff Alles zu den Waffen, um für die als heilig erkannte Sache zu streiten. Nie war seit den Zeiten der Kreuzzüge die gesammte deutsche Nation so mächtig von einer begeisternden Idee ergriffen als in diesen Tagen, nie sah man eine so reine und rührende Einigkeit unter Fürsten und Völkern. Die Heere der Sieger gingen am ersten Tage des folgenden Jahres über den Rhein. Bald ward alles Land, das die Franzosen seit 1793 von Deutschland abgerissen hatten, wieder erobert, und die großen Ergebnisse des Feldzuges in Frankreich bestätigten den Besitz der Eroberung. Am 30. Mai 1814 ward der Friede zu Paris geschlossen. Vermöge desselben gab Frankreich, mit Ausnahme von Mompelgard und einigen kleinern Bezirken, die sämtlichen Eroberungen zurück; ein großer Theil derselben aber wurde dem alten Stamme nicht angefügt, wie denn der ganze burgundische Kreis, sammt dem Hochstift Lüttich, die Bestimmung erhielt, das neue Königreich der Niederlande zu verstärken. In Ansehung der innern Angelegenheiten Deutschlands verfügte der Friede: daß die deutschen Staaten unabhängig und durch ein föderatives Band unter sich verknüpft sein sollten; dies vollzog der am 1. Nov. 1814 zu Wien eröffnete Congress, indem man auf demselben nicht nur über die veränderten Landesverhältnisse in Deutschland übereinkam, sondern auch die Grundlagen des Staatsrechts des deutschen Bundes (8. Juni 1815) bestimmte. Durch diese Verfügungen hörte Deutschland auf, als ein selbständiges, einen festen Charakter von Einheit behauptendes Reich zu bestehen, und verwandelte sich in einen Staatenverein, unter dessen Mitgliedern nicht das Verhältniß der Unterordnung, sondern bloß das der Beiordnung stattfindet, wie Letzteres der Fall bereits in dem Systeme des rheinischen Bundes gewesen war. Diese Ersetzung der alten Reichsverfassung durch einen nur in föderativer Form zusammenhängenden Bau, die Maximen, welche bei Aufnahme der Bundesglieder befolgt wurden, und die Grundsätze, welche die Bundesacte über die innern Verhältnisse der deutschen Staaten aussprach, täuschten viele Hoffnungen. Indessen war noch vor Unterzeichnung der Bundesacte ein Ereigniß eingetreten, welches den ganzen Neubau bedrohte. Die Wiederkunft Napoleons entzündete einen neuen Krieg, dessen Erfolge aber für die Verbündeten unerwartet schnell und glücklich waren, denn der Vertrag vom 20. Nov. 1815 gab Deutschland, außer Mompelgard und einigen lothringischen Enclaven, alle diejenigen Bezirke wieder, die 1814 noch von den neuern Eroberungen bei Frankreich verblieben waren; es wurde sogar an Landau und seinen Umgebungen eine nicht unwichtige Erwerbung gemacht. Die Eröffnung des Bundestags selbst ward durch die schwierigen Landesausgleichungen bis zum 5. Nov. 1816 verzögert. Die wichtigsten Grundgesetze des deutschen Bundes sind: 1) Die deutsche Bundesacte, vom 8. Juni 1815; 2) die wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820; 3) die provisorische Geschäftsordnung für die Bundesversammlung vom 14. Nov. 1816; 4) der Beschluß über die Austrägalinstanz, vom 16. Junii 1817; 5) die Bundesexecutionsordnung, vom 3. Aug. 1820; 6) die 24 Artikel der Kriegsverfassung des deutschen Bundes, vom 9. Apr. 1821; 7) die nähere Bestimmung der Kriegsverfassung des deutschen Bundes vom 12. Apr. 1821 und 11. Juli 1822. (Vollständig in Meyer's „Corpus juris confederationis Germanicae“.) (S. Deutsches Reich und Deutscher Bund; und Russ.-deutscher Krieg von 1812 — 15.) Überhaupt Poffelt's „Geschichte der Deutschen“, fortgef. von Pölit (Leipz. 1819, 4 Bde.); Schmidt's „Gesch. der Deutschen“, fortgef. von Milbiller, dann von v. Dresch (1. Bds. 3. Abth., bis 1814, Ulm 1826; des Ganzen 25. Thl.); Heinrich's

„Deutsche Reichsgeschichte“ (Leipz. 1805, 9 Thle.); Luden's „Gesch. der Deutschen“ (4. Th., bis 800, 1828; und Pfister's „Gesch. der Deutschen“ (1. Th., bis 911, 1829).

Deutschland (in geographischer und statistischer Hinsicht), in D. von Westpreußen und Posen, Polen, Krakau, Galizien, Ungarn und Kroatien, in S. von dem adriatischen Meere, dem lombard.-venetianischen Königreich und Helvetien, in W. von Frankreich und dem Königreiche der Niederlande, endlich in N. von der Nordsee, Dänemark und der Ostsee begrenzt, erstreckt sich vom 23. bis 37° d. L. und vom 45. bis 55° N. B. und hat einen Flächeninhalt von 11,452 □M. Es wird von 500 Flüssen durchströmt, unter welchen 60 schiffbare. Die wichtigsten sind die Donau, der Rhein, die Weser, die Elbe und die Oder (s. d.). Unter den Seen sind die wichtigsten der Bodensee, der Schiemsee, der cirknitzer See, der Traunsee, der Würmsee, der mansfelder salzige und süße See, der Dümmersee, der ploener See etc. Der Boden ist im südl. Theile gebirgig, im nördl. größtentheils eben. Gegen die Nord- und Ostsee hat Deutschland einen starken und weit von S. her sich erstreckenden Abhang und muß beständig, besonders im Nordwest, mit dem eindringenden Meere kämpfen. Den südlichsten Zug der deutschen Gebirge machen von W. gegen D. die tiroler, nebst den allgauer, die karnischen und julischen Alpen. Die nördliche Gebirgsreihe Deutschlands läuft in einer Schlangenlinie von D. nach W. Sie fängt bei den Karpathen mit den Subeten an, von welchen das Riesengebirge zwischen Schlesien und Böhmen ausläuft; südwestlich ist das mährische Gebirge, nordwestlich der Böhmerwald. Von letzterm zieht sich nordöstl. das sächs. Erzgebirge, nordwestl. das Fichtelgebirge, mit welchem nordwestl. der Thüringerwald zusammenhängt. Das nördlichste Gebirge Deutschlands ist der Harz. Westlich von ihm ziehen sich über die Weser die Wesergebirge, welche bei Minden die westfäl. Pforte bilden. Von diesem Gebirge laufen südl. die sauerländischen Gebirge, der Westerwald und das Siebengebirge am Rhein. Vom Thüringerwalde südwestl. erstreckt sich das Rhöngebirge, der Vogelsberg und der Taunus, welcher sich bis an den Rhein zieht. Vom Rhöngebirge südl. läuft der Spessart, der Odenwald, der Schwarzwald, welcher sich bis an den Oberrhein erstreckt, östlich mit der rauhen Alp in Verbindung steht und sich den allgauer Alpen nähert. Jenseits des Rheins ist der Donnersberg und Hundsrück, welche mit den Vogesen zusammenhängen, nebst einem Theile der Ardennen. In Norddeutschland gibt es viele sandige, bürre Haidebegeben und Moore, und in mehren Streifen nur längs der großen Flüsse fruchtbares Land. Im Ganzen ist der Boden fruchtbar. Das Klima ist gemäßig und gesund, im N. feuchter und rauher, im S. trockener und milder. Die Einwohner (34,300,000) in 2390 Städten, worunter 100 über 8000 E. haben, 2340 Mfl., 88,619 Dörfern und 100,000 Weilern und einzelnen Gehöften, gehören zu 2 verschiedenen Völkern, den Deutschen (27,700,000) und Slawen (5,325,000 Seelen). Hierzu kommen noch Juden (290,000), Italiener in Illirien und Tirol (188,000) und Franzosen und Wallonen (300,000). Hinsichtlich der Religion rechnet man über 18 Mill. Katholiken, 12 Mill. Lutheraner und über 3 Mill. Reformirte. Dazu kommen noch 25,000 Herrnhuter, 6000 Mennoniten, 700 Griechen u. s. w. — Für die allgemeine Bildung sorgen 24 Universitäten (1828, darunter Münster, Jürth, Inspruck, Grätz) mit mehr als 900 Lehrern und 13,000 Studirenden, von denen jährlich etwa 3000 den Abgang der 120,000 Lehr-, Verwaltungs- und Gesundheitsbeamten ersetzen, viele Gymnasien (361), Schulen, gelehrte Gesellschaften u. s. w. Öffentliche Bibliotheken sind in 150 Orten mit 5,113,500 Bänden, 10,000 Schriftsteller liefern jährl. an 4—5000 neue Bücher. Außer gegen 100 polit. Tagblättern gibt es gegen 220 nicht polit. Blätter und gegen 150 period. Zeitschriften.

An Naturerzeugnissen ist Deutschland reich. Es gibt in vielen Ge-

genden treffliches Rindvieh; in Holstein, Mecklenburg u. s. w. zieht man gute Pferde. Die Schafzucht ist durch spanische Schafe sehr verebelt. Westfalen und Baiern haben vorzüglich gute Schweinezucht. Noch sind zu nennen Ziegen, Esel, zahmes und wildes Federvieh, Bienenzucht, etwas Seidenbau, mancherlei Fische und Krebs, Wildpret, und zum Theil in südlichen Gebirgsgegenden Wölfe, Bären, Luchse, Gemsen, Murmelthiere. Aus dem Pflanzenreiche erzeugt Deutschland alle Arten Getreide hinreichend und selbst zur Ausfuhr; auch Spelz und Mais im südl., und Buchweizen im nördl. Theile, ferner Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Rübsamen, Flachs, Hanf, Taback, Hopfen, Krapp, Waid, Saflor, Safran, Anis, vieles Obst, und im Süden auch gute Kastanien, Mandeln, viele Pflirschen und Aprikosen. Der Weinbau ist am Rhein, in Franken, an der Mosel und dem Neckar, auch im Streichischen, und zum Theil in Böhmen und Sachsen, sehr beträchtlich. Seine nördl. Grenze ist Wigenhausen in Kurhessen. Die Wäldungen bestehen aus Eichen, Buchen, Tannen, Fichten, Kiefern, Birken u. s. w. Das Mineralreich bringt etwas Gold (in einigen Flüssen Goldsand), ziemlich viel Silber (besonders im Erzgebirge und Harz, jährl. 200,000 Mark), Quecksilber (in Idria und Zweibrücken), Zinn (in Böhmen und Sachsen), Blei, Kupfer, Eisen, Galmei, Waserblei, Zinnober, Wismuth, Arsenik, Spießglas, Alaun, Vitriol, Zink, Schwefel, Salpeter, Kobalt, Stein- und Braunkohle, Marmor, Kalk, Alabafter, Gyps, Asbest, Schiefer, Mühlen-, Sand-, Quader- und Bimsstein, Trapp, Jaspis, Chalcedon, Serpentinsteine, Basalt, Granit, Porphyr, viele Arten von Edelsteinen, Bernstein, Eber, Thon, die feinste Porzellanerde, Walkerde, Mergel, Torf, Bergtheer, viel Quells- und Steinsalz, und mannigfache Mineralwasser. Die wichtigsten Gegenstände des deutschen Kunstfleißes sind Leinwand, Wollwaaren, Seiden-, Leder-, Baumwollenwaaren, Spitzen, Tapeten, Papier, Glas, Spiegel, Porzellan, Fayence, Gold- und Silber-, Eisen- und Stahlwaaren, Gewehre und Degenklingen, musikalische u. a. Instrumente, Uhren, lackirte Waaren, Holzwaaren, ferner Vitriol, Alaun, Zucker, Taback, Bier, Branntwein, Liqueure u. s. w. Der Handel wird zu Lande und zur See geführt, im Innern gegenseitig durch Zollsperrern erschwert. Ausfuhrartikel sind Holz, Getreide (für 10 Mill. Thaler), Wein, Leinwand (sonst für mehr als 30 Mill. Thlr.), Leingarn, Eisen-, Stahl- und nürnbergische Waaren, Porzellan, lackirte Waaren, Quecksilber, Blei, Glas, Spiegel, Vieh, besonders Zugsferde, Sichorien, Obst, Wolle, Salz, Mineralien, böhmische Granaten, Bernstein, geräuchertes und gesalzenes Fleisch, irdene Geschirre, Schmalte, Wachs, Leder, Woll- und Baumwollenwaaren, Spitzen u. s. w. Eingeführt werden Weine, Liqueur, Taback, Südfrüchte, Spezereien, Zucker, Caffee, Thee, Seide, Baumwolle, feine wollene, baumwollene und seidene Zeuche, Mode- und Galanteriewaaren u. s. w. Die vornehmsten Seehandelsplätze sind an der Nordsee: Hamburg, Altona, Bremen und Emden; an der Ostsee: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Stettin; am adriatischen Meere Triest. Die wichtigsten Landhandelsstädte in Norddeutschland: Leipzig, Braunschweig, Magdeburg, Frankfurt a. d. O. und Breslau; in Süddeutschland: Frankfurt a. M., Nürnberg, Augsburg, Prag, Wien und Bogen. Ein helles, bisweilen grelles Bild des deutschen Lebens sind die „Briefe eines in Deutschl. reisenden Deutschen“ (Stuttg. 1828, 4 Bde.). Die noch nicht vollendete Reymann'sche Charte von Deutschland (Berlin 1825 fg.) wird in 342 Bl. die vollständigste Topographie enthalten. S. auch das „Geschäfts- und Reisetableau für Deutschland ic.“ von Seitz (München 1822).

Devaluation, die Herabsetzung einer Münze auf den Werth ihres Feingehaltes, in der echten Landesmünze ausgedrückt. Es geschieht nämlich öfter, daß Münzen ausgeprägt werden, deren Name einen höhern Feingehalt andeutet, als sie wirklich enthalten, und welche daher leicht mit den Landesmünzen, die gleichen Na-

men haben, aber einen höhern Feingehalt in ſich ſchließen, zu gleichem Werthe umlaufen, wodurch das Volk, wo dieſes geſchieht, Schaden leidet, indem es für einen geringern Münzwertth ebenſo viel weggibt als für einen höhern. Es iſt daher Pflicht der Regierung, den innern Feingehalt der verſchiedenen curſirenden Münzen unterſuchen zu laſſen und bekanntzumachen, wie viel Feingehalt dergleichen Münzen im Vergleich mit den echten Landesmünzen enthalten, und ſo den Werth zu beſtimmen, zu welchem ſie im Umlaufe ohne Verluſt angenommen werden können. Dieſe Devaluation iſt inſondere in Anſehung ſolcher fremden Münzen nothwendig, welche gleiche Namen mit den Landesmünzen führen und doch an Feingehalt ſchlechter ſind, und welche um ihres gleichen Namens willen, beſonders in den Grenzörtern, ſich leicht auch gleichen Werth erwerben, und in den Umlauf einſchleichen. Aber auch in Anſehung anderer Münzen, die zwar nicht mit den Landesmünzen gleichen Namen führen, aber doch durch beſondere Umſtände einen gleichen Werth mit denſelben erworben haben, iſt es oft nöthig, das Publicum über ihren wahren Feingehalt aufzuklären und ihren wahren Werth gegen die Landesmünzen zu beſtimmen. Durch die Devaluation wird zugleich geſetzlich beſtimmt, ob die devaloirten Münzen überall im Lande, oder zu welchem Werthe ſie nur angenommen werden ſollen. S. Fäſchel's „Münz-, Maß- und Gewichtskunde“ (Wien 1828, 2 Bde.) und Rau's „Münz-, Maß- und Gewichtstafeln“ (Heidelb. 1829).

51.

Devifen, Wahlſprüche, meiſt ſinnbildlich ausgedrückt und dargeſtellt. (S. Sinnbild.) Sie ſind aus den Sinnbildern, denen man nachher, zur größern Deutlichkeit, eine Aufſchrift beifügte, hervorgegangen, und beſtehen aus 2 Theilen, einer ſinnbildlichen Figur, welche man den Körper, und einem beigefügten Wahlſpruch, den man die Seele der Devife nennt. In des Aſchylos Tragödie: „Die ſieben Helden vor Theben“, erſcheinen alle dieſe Helden mit Devifen auf ihren Schilden. Zur Zeit des Ritterweſens war es Sitte, daß alle Ritter ſo auftraten; auf allen Wappenschilden waren Devifen und auf allen Turnieren erſchienen ſie, ſodaß der Graf Theſoro wol Recht hatte, ſie die Philoſophie des Edelmanns, die Sprache der Helden zu nennen. Daß nachher auch die Galanterie zu angenehmen Schmeicheleien ſich ihrer bediente, lag in dem Ritterthume ſelbſt, und manche Devife auf einem Schilde war ſogar nichts weiter als eine Galanterie. Bei Feſten aller Art ſah man ſie auf Triumphbogen, Fahnen und Tapeten, in Grotten und auf Schiffen. Nicht ſelten ſprach ſich auch das Gefühl in ihnen aus, z. B. in der Devife einer jungen Witwe, die zum Sinnbild einen der Blüthen, Blätter und Früchte beraubten Drangenbaum, und zur Aufſchrift die Worte gewählt hatte: „Was können Erd' und Himmel mir noch nehmen!“ Sie wurden auch häufig an Gebäuden, z. B. an Thüren und Decken, angebracht, und waren im 16. Jahrh. vorzüglich in Italien im Gebrauche. Paulus Jovius unterwarf 1560 die Kunſt der Devifen folgender Theorie: Der Körper der Devife ſei einfach, beſtimmt, ſpreche ſich von ſelbſt aus (denn er ſoll Sinnbild ſein), ſei edel, der Phantafie gefällig; die Seele paſſe zu dem Körper, die Inſchrift ſei kurz, gedrängt, ſinnreich und angemessen. — Noch wird das Wort Devife im Geſchäftſtyle der Banquiers und Kaufleute bei Wechſelgeſchäften gebraucht, um damit eine gewiſſe Gattung Papiere (Wechſel) anzudeuten; z. B. von allen Curſen iſt bloß die Devife Augsburg k. Sicht oder die Devife London 2 Mt. dato geſucht. dd.

Devolution (jur.), der Übergang eines Rechts oder Guts auf einen Andern, inſondere 1) das in einigen Gegenden von Deutſchland beſtehende Recht, daß nach dem Tode des einen Ehegatten alles Vermögen beider Eheleute den Kindern verfangen wird, und der überlebende Gatte nur den Nießbrauch davon erhält; 2) das Recht, vermöge deſſen das Patronatsrecht, eine erledigte (beſonders geiſtliche) Stelle zu beſetzen, wegen Vernachläſſigung oder Verſümmniß, nach einer gewiſſen Friſt für den gegenwärtigen Fall, verloren geht und auf die höhere Behörde

(Bischof, Landesfürst oder sein Consistorium) zurückfällt. — *Devolutiv* sind solche Rechtsmittel, durch welche eine vor Gericht anhängige Sache von einem Unterrichter an den Oberrichter gebracht wird. (Vgl. *Rechtsmittel*.)

Devonshire, 1) *Georgine Cavendish*, Herzogin von, berühmt durch Schönheit und Dichtergaben, die patriotische Freundin des Redners Fox, geb. zu London 1746, besang den Übergang über den *St.-Gotthard* (franz. von *Delille* mit d. Original, Paris 1802), und starb den 30. März 1806. — 2) *Elizabeth*, geb. *Hervey*, Herzogin von *D.*, lebte seit 1815 in Rom, wo sie den 30. März 1824 starb. Ausgestattet mit jeder Art der Anmuth, besaß sie die Kunst, die Gemüther zu gewinnen. Sie erwarb sich das Vertrauen wichtiger Staatsmänner und wirkte viel Gutes für ihr Vaterland, bis häusliches Unglück sie bewog, nach Italien zu gehen. Hier lebte sie, umgeben von ausgezeichneten Männern, besonders Künstlern. Sie stand mit dem Card. *Consalvi* in Verbindung, mit *Canova*, *Camuccini*, *Thorwaldsen* u. A. m. Sie ließ auf dem Forum die Säule des *Phokas* aufdecken und gab *Virgil's* Gesänge in der Übersetzung des *Hannib. Caro* mit Kupfst., nach Zeichnungen von den ersten Künstlern Roms, heraus. Diese Ausgabe von nur 150 Exemplaren vertheilte die Herzogin an europ. Souveraine, an die vorzüglichsten Bibliotheken und an Freunde. Nach demselben Plane besorgte sie eine Ausgabe der 5. Satyre des *Horaz*. Sie wollte eine ähnliche Ausgabe des *Dante* unternehmen, als sie der Tod überraschte. Ihr Haus in Rom war ein Vereinigungsort der feinsten geselligen Bildung. Ihre Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen; ihr ganzes Wesen war Sanftmuth und Huld.

De Wette, s. *Wette*.

Dey, in den nordafrikanischen Republiken *Algier*, *Tunis* und *Tripolis* der oberste Befehlshaber, welcher von der Versammlung der höchsten Kriegsbehörden erwählt wird und mit fast unumschränkter Macht herrscht. In *Tunis* führt er den Namen *Bey*.

Dhawalagiri, d. i. der weiße Berg, s. *Himalaya*.

Diaconus, in der protest. Kirche gemeinlich der zweite oder dritte *Prebiger* an einer Kirche. In diesem Falle heißt der erste *Hülfsprediger* *Archidiaconus*. — Das *Diaconat* ist die Stelle, die er verwaltet. — *Diaconisse*, in den Klöstern die Kirchendienerin, welche z. B. die Bekleidung des Altars zu besorgen hat. In der alten Kirche waren *Diaconissae* betagte Frauen, deren Amt darin bestand, daß sie Andre, die sich taufen lassen wollten, unterrichteten, den Kranken Hülfe leisteten, in den Versammlungen den Frauen ihren Platz anwiesen u. dgl. m. — *Diaconicon* heißt in der griech. Kirche die *Collecte*, die der *Diaconus* singt, auch das Buch, worin dessen Verrichtungen stehen. Zu den Zeiten der Apostel besorgten die *Diaconen* die Interessen der Wittwen, der Armen, und zugleich die gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Im 3. Jahrh. brachten die *Diaconen* dem *Presbyter* die Gefäße beim Gottesdienste, theilten die geweihten *Symbola* des Abendmahls aus, ohne selbst weihen zu dürfen, lasen das *Evangelium* vor, bedienten den *Bischof*. Nachher wurden sie in der *kathol. Kirche* die sechste Ordnung der *Geistlichen*.

Diadem, eine aus *Seide*, *Wolle*, *Garn* gefertigte *Stirnbinde*, die, nach Einigen, *Bacchus* erfunden haben soll, um das *Kopfwieh*, die Folgen der *Trunkenheit*, zu lindern (vielmehr wol hatte er sie, weil er aus dem *Orient*, *Indien*, kam), und die nachher ein auszeichnender Schmuck der *Könige* wurde. Die *Stirnbinde* der *ägyptischen Gottheiten* und *Könige* ist mit dem *Symbol* der heiligen *Schlange* versehen. Bei den *Perfern* war es um die *Tiare* der *Könige* geschlungen und von blauweißer Farbe. Das *bacchische Diadem*, das man oft an antiken Darstellungen, zumal des *indischen Bacchus*, sieht, und das auch *Krebemnon* heißt, bestand aus einer die *Stirn* und *Schläfe* umwindenden, breiten, gefalteten Binde, hinten geknüpft, mit herabhängenden Enden. Auseinandergefaltet bildete es einen

wirklichen Schleier und heißt darum bei den Griechen auch öfters Kalyptra, d. i. Schleier. Nachher wurde es noch mehren Gottheiten, außer dem Bacchus und den Personen in dessen Gefolge, gegeben, und kam von diesen auf die Könige. In den ältesten Zeiten war es sehr schmal; Alexander der Große nahm das breite Diadem der persischen Könige an, dessen Enden auf die Schultern herabfielen, und seine Nachfolger behielten dieses Zeichen der königl. Würde bei. Auf den Münzen sieht man auch Königinnen mit dem Diadem, welchem ein Schleier beigefügt ist. Die ersten römischen Kaiser enthielten sich dieses Schmuckes, um nicht dem Volke zu mißfallen. Konstantin der Große war der Erste, der sich desselben bediente und es noch mehr ausschmückte. Seit dieser Zeit wurde es mit einer einfachen oder doppelten Reihe von Perlen und Edelsteinen verziert, wodurch es einige Ähnlichkeit mit einem türkischen Bunde erhielt. Die Mode nennt einen ähnlichen Kopfsputz der Damen so.

Diagnosiß, Diagnose, in der **Mathematik**, die Lehre von den Eigenschaften der Größen; in der **Heilkunst** die Angabe der wesentlichen Zufälle einer Krankheit, wodurch sie von andern unterschieden ist. — **Diagnostik**, demnach die Kunst, ähnliche Krankheiten von einander zu unterscheiden und jede richtig zu bestimmen. — **Diagnostisch**, anzeigend, zur Erkenntniß einer Krankheit dienlich, ein diagnostischer Umstand, d. h. ein solcher, aus welchem sich die Natur oder der Sitz der Krankheit genau erkennen läßt. **S.** des verß. k. händl. Leibmedicus **Wichmann** „Ideen zur Diagnostik“ (3. Aufl., 1 Bd., Han. 1827; neu bearb. mit Anmerk. von **W. Sachsse**).

Diagonallinie, Diagonale, diejenige gerade Linie, welche in einer geradlinigen, mehr als dreiseitigen Figur 2 nicht zunächst liegende Winkelpunkte verbindet. Eine jede geradlinige Figur wird durch Diagonalen in so viele Dreiecke getheilt, als sie Seiten weniger 2 hat.

Diagramm bezeichnet eine Figur oder geometrische Zeichnung, welche zur Erläuterung oder Lösung geometrischer Aufgaben angewendet wird; oder einen Entwurf, Abriß überhaupt. In der musikalischen Schrift hat man sonst das Linienstern, oder die Vorzeichnung der Tonleiter, ja wol auch die Partitur so genannt. — Bei den Gnostikern heißt **Diagramm** das doppelte Dreieck, welches mit irgend einem mystischen Namen Gottes beschrieben und als Amulet gebraucht wurde.

Dialekt, Mundart, wie eine und dieselbe Sprache in verschiedenen Gegenden gesprochen wird. Die Abweichungen der einzelnen Dialekte einer Sprache bestehen theils in der Aussprache, theils in gewissen eigenthümlichen Worten, Wendungen und Ausdrücken. So erkennt man den Brandenburger, den Sachsen, den Schwaben, den Baiern an seiner Aussprache und an einzelnen, Jedem von ihnen eigenthümlichen Redensarten. Auf der Bühne, wo man überall reines Hochdeutsch fodert, ist ein Dialekt, der das Geburts- oder Erziehungsland des Schauspielers verräth, ein Fehler; die Fertigkeit hingegen, willkürlich einen bestimmten Dialekt zu sprechen, ein großer Vorzug am Declamator wie am Schauspieler, da es Rollen, besonders komische, gibt, deren Wirkung vorzüglich auf dem Dialekte beruht, z. B. Judenrollen (s. **Jüdeln**), Rollen in wiener, berliner, schwäbischer, nürnbergischer Mundart. Die letztgenannte hat einen eignen ästhetischen Charakter, nämlich den der Einfalt, Treuherzigkeit, und daher bisweilen der Naivetät. Es gibt Gedichte, z. B. von **Grübel** (s. d.), die eigens in diesem Dialekte geschrieben sind und vom Declamator nothwendig darin vorgetragen werden müssen. Ebenso sind die Localpossen auf den Nebentheatern in Wien meist im wiener Dialekt abgefaßt, ohne dessen mündlichen Vortrag sie den besten Theil ihrer komischen Kraft verlieren würden. Wo der Dialekt solcher Rollen oder Declamationsstücke nicht heimisch ist, da kommt oft viel darauf an, daß der Sprecher ihn geschickt zu mäßigen, d. h. dem Hochdeutsch insoweit anzunähern wisse, daß er den Zuhörern verständlich bleibt: eine Geschicklichkeit, welche dem Declamator Solbrig eigen,

und deren Mangel den wiener Komikern, wenn sie auf andern Bühnen auftreten, gewöhnlich verderblich ist. Vom Dialekt ist der Jargon (s. d.) zu unterscheiden.

Dialektik, der ältere Name der Logik oder Denklehre (von *διαλεκειν* *dialekein*, sprechen), weil das Denken sich durch die Sprache darstellt und in diesem Gebrauche zuerst beobachtet und geregelt wird, wie denn überhaupt der Geist von dem Besondern zum Allgemeinen fortschreitet. Die Logik (s. d.) war also früherhin, diesem Namen zufolge, Sprechkunst, Disputirkunst. Plato verstand unter Dialektik die Methode des speculativen Denkens und die Wissenschaft der übersinnlichen Gegenstände selbst. In der Kant'schen Philosophie wird die logische, die transcendente und die natürliche Dialektik unterschieden. Unter der ersten versteht man die Logik des Scheins, d. i. die Lehre von der Entdeckung und Vermeidung des logischen Scheins, und von den Kriterien der Wahrheit; unter der zweiten diejenige, welche den Schein transcendentaler Urtheile aufdeckt; unter der dritten einen Gang, wider die strengen Gesetze der Pflicht zu vernünfteln und sie unsern Neigungen möglichst angemessen zu machen. Nach Hegel ist die Dialektik ein Moment des Logischen, das Aufheben beschränkter, abstracter Verstandesbestimmungen und das Übergehen und Fortgehen in das Entgegengesetzte, welches dem Gegenstande selbst angehört. Zugleich versteht man unter einem **Dialektiker** einen Lehrer der Dialektik, oder wer die Kunst des logischen Disputirens besitzt und durch dieselbe Täuschung hervorbringt; und **dialektisch**, was sich auf diese Kunst bezieht (z. B. dialektische Künste), insbesondere was durch künstliche Schlüsse täuscht, kurz, was den Mißbrauch derselben betrifft.

Dialog: 1) Gespräch, d. i. mündliche Unterredung zwischen mehreren Personen; 2) die Gesprächsform oder der erdichtete Dialog; daher **dialogisiren**, Etwas in die Gesprächsform einkleiden. Die Philosophen der Alten, besonders die Griechen, liebten, vermöge der eigenthümlichen Lebendigkeit ihres Geistes, diese Form, bedienten sich ihrer zur Mittheilung ihrer Untersuchungen über wissenschaftliche Gegenstände und stellten entgegengesetzte Ansichten gleichsam personificirt und in lebendiger Zusammenwirkung mit hohem Kunstsinne dar. Man erinnere sich der philosophischen Dialogen des Platon, welche gleichsam philosophische Dramen sind. Der sogen. Sokratische Dialog ist ein in Fragen u. Antworten dergestalt eingekleideter, daß der Befragte durch die Fragen bestimmt wird, in seiner Seele selbst diejenigen Vorstellungen zu entwickeln, welche der Fragende in ihm hervorbringen will. Dieser Dialog setzt bei dem Fragenden eine tiefere Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt u. des Befragten insbesondere voraus. (S. **Katechetik**.) Der Dialog dient heutzutage mehr für den mündlichen Unterricht. Der philosophische Dialog aber scheint für unsere Sitten u. die gegenwärtige Gestalt der Wissenschaften unangemessen zu sein. Übrigens gilt von dem philosophischen Dialog mehr oder weniger, was von dem fingirten Dialog überhaupt gilt; nur mit besonderer Hinsicht auf den Zweck des philosophischen Vortrags, Wahrheit in Begriffen zu entwickeln. Erasmus von Rotterdam, späterhin Lessing, Moses Mendelssohn, Engel, Herder, Jacobi, Schelling, Solger, haben ihn unter den Neuern bearbeitet. Im komischen und satyrischen Dialog ahmte Wieland den Satyriker Lucian glücklich nach. Unter den Italienern haben sich in dieser Form Petrarca („*De vera sapientia*“), Machiavelli, Gelli, Algarotti und Gozzi ausgezeichnet, bei den Franzosen, nach Sarasin und Malebranche, Fénelon; Fontenelle und St.-Mard ahmten den Lucian nach. Unter den Engländern folgten Ge. Berkeley und Rich. Hurd dem Platon, Jak. Harris dem Cicero. Werden die Worte durch Entschlüsse zur That, sodaß das Gespräch durchaus Handlung bewirkt, so entsteht das Dramatische, wobei in dem Gedankengange lebendige Bewegung und Spannung auf den Ausgang herrscht. Man sieht leicht, wie die Kunst dazu kam, Manches in der Form des Gesprächs darzustellen. Bei diesen Darstellungen ist sie an die Bedingungen der wirklichen Unterredung ge-

bunden. Daß nicht von Unterredungen des gemeinen Lebens die Rede sei (wofern dies nicht absichtlich nachgeahmt wird), sondern von Unterredungen Gebildeter, und daß also Verständlichkeit, Richtigkeit, Reinheit und Bestimmtheit des Ausdrucks überhaupt vorausgesetzt werden, versteht sich von selbst. Auch bedarf es kaum einer Erinnerung, daß die Ausdrücke nicht gesucht und die Verbindungen derselben nicht studirt sein müssen, indem Alles den Schein des augenblicklichen Entstehens haben soll, obschon der Dialog der Kunst allerdings gefeilter und strenger sein wird als der Dialog des gewöhnlichen Lebens. Der poetische der Kunst soll seinen Stoff (Wahrheiten, Gefühle, Handlungen) in einer ästhetischen Form darstellen, d. h. alles Einzelne soll auf eine wohlgefällige Weise sich aneinanderreihen und zu einem schönen Ganzen verknüpfen. Sind es Wahrheiten, so sollen diese allmählig entwickelt und von ihrer ersten Dämmerung in der Seele bis zu ihrer vollen Klarheit verfolgt; sind es Handlungen, so sollen sie aus ihrem Keim entwickelt werden, der Entschluß allmählig reifen und in That übergehen. Dort, wie hier, ist beständig innere Handlung, wenngleich nicht immer äußere Begebenheit. Diese innere Handlung wird lebhafter 1) durch die Natur des Gegenstandes, denn nur ein wenigstens zweiseitiger Gegenstand eignet sich für dialogische Behandlung, und 2) durch den Widerstreit in den Ansichten der Unterredenden, welche wechselseitig streben, die obwaltende Disharmonie in Harmonie aufzulösen. Damit wir aber an diesem Widerstreite den vollen Antheil nehmen, so muß in dem Dialog, als Erzeugnisse der Kunst, 1) jede Person desselben ihren bestimmten, von den übrigen Personen unterschiedenen Charakter haben, und 2) dieser Charakter durch das Ganze der Darstellung gehalten sein. Wo wir nicht mehre lebende Personen unterscheiden können, da können wir auch die Rede nicht für ein wirkliches Gespräch halten. Es folgt hieraus, daß die Gedankenfolge in dem Dialog verschieden sein müsse von der Gedankenfolge des Nachdenkens, denn hier wird sie nur durch innere, dort auch durch äußere Gründe bestimmt, sie hat ihre Ursachen zugleich in den Reden der übrigen Personen, mit denen sie in jedem Augenblick in Wechselwirkung steht. Sie soll sich aber dennoch so natürlich aneinanderfügen, daß in dem Ganzen Alles dem Gange des menschlichen Geistes und Herzens, nach den Gesetzen der Einbildungskraft, der Vernunft, des Gefühls, der Situation und dem Charakter der Personen gemäß erscheine. Welch ein Reichthum von Ideen, welche Lebendigkeit der Einbildungskraft, welche Gewandtheit des Wises hierzu erfordert werden, springt in die Augen. Zu einem Ganzen verkettet sich das Einzelne, wenn Alles, was gesagt wird, vollständig durch das Vorhergehende vorbereitet ist. Im Drama wird der Dialog im engeren Sinne dem *Monolog* (Selbstgespräch) entgegengesetzt; im Singspiele den *Singstücken*, und bedeutet die Redepartien. (S. *Drama*.) dd.

Diamant oder **Demant**, der erste unter den Edelsteinen, erscheint in Oktaëdern und Rhombendodekaëdern, oft mit zugerundeten Kanten und Flächen, auch in rundlichen Körnern, meist lose. Wasserhell, auch weiß, grau, gelb, ins Blaue und Schwarze, selten rosenroth und grün; sehr lebhaft (diamant-) glänzend und durchsichtig. In der Richtung der Oktaëderflächen findet sich deutlicher Blätterdurchgang. Er ist der härteste aller Mineralkörper. Durch Reiben wird er positiv elektrisch. Seine Eigenschwere ist = 3, 6. Im höchsten Hitzegrade und unter Zutritt der Luft ist er ohne Rückstand verbrennbar, besteht also aus Kohlenstoff. Er findet sich im aufgeschwemmten Lande, besonders im Sande der Flüsse und im Thon, oft unmittelbar unter der Dammerbe, in Brasilien und Ostindien bei Wisapur u. Golconda, und auf Borneo. Brasilien liefert jährl. 25 — 30,000 Karat, wovon aber nur 8 — 900 Karat geschliffen werden können. Man gewinnt die Diamanten durch Verlegung der Flußbetten mittelst eigner Canäle; der Schlamm wird weggebracht, der die Edelsteine führende Sand wird gewaschen, und nun sucht man die Diamanten heraus. Auch erhält man dieselben,

indem man ein sie einschließendes Trümmergestein, Cascalho genannt, zerschlägt und dann gleichfalls wäscht etc. Das Cascalho enthält neben den Diamanten auch Goldkörner. Man sammelt in der trockenen Jahreszeit die Trümmergesteine und läßt es in den Regenmonaten durch Neger waschen. Aller Vorsicht ungeachtet entwenden die Neger doch genug Diamanten, indem sie dieselben verschlucken u. s. w., und der Schleichhandel ist sehr bedeutend. Die Kunst, Diamanten mit Diamantpulver zu schleifen, wurde 1475 von Ludwig Berquem aus Brügge erfunden, vorher wurden sie in ihrer natürlichen Gestalt gefaßt und Spitzsteine genannt. Man hat ihn auf verschiedene Weise geschliffen. Die *Rosetten* haben eine platte Grundfläche (die Einfassung), über welche sich 2 Reihen triangulärer Facetten erheben, von denen die 6 obersten (die Sternfacetten) in eine Spitze zusammenlaufen. Der *Brilliant* läßt sich als 2 abgestumpfte Regel vorstellen, deren Grundflächen zusammen stoßen. Der obere Regel, welcher nach der Fassung des Steins noch sichtbar bleibt, heißt die Krone oder der Pavillon, der untere hingegen die Gulasse. Die Fläche der Krone heißt die Tafel, und die der Gulasse die Calette. Die Brillanten sind entweder viereckig, rund oder oval. Man braucht die reinen, vollkommen durchsichtigen Diamanten zum Schmucke, als Ringsteine, oder um andre Ringsteine, Saphire, Smaragde u. s. w. damit einzufassen (Karmesiten). Farbe, Reinheit, Durchsichtigkeit, Vollenbung des Schnittes und Größe bedingen den Werth der Diamanten. Die unreinen benützt man zum Glaschneiden (hierzu besonders die Krystalle mit zugerundeten keilförmigen Kanten), zum Graviren und zum Bohren der Edelsteine, auch werden dieselben zu Pulver gestoßen, welches Diamantbrot heißt und zum Schleifen von Diamanten und andern harten Edelsteinen dient. — Rohe Diamanten, die nicht geschliffen werden können, kosten das Karat in Paris 30 bis 36 Fr.; solche, die zu schleifen sind, kosten 48 Fr. das K.; die mehr als 1 K. wiegen, schätzt man durch das Quadrat ihres Gewichts, multiplicirt mit 48 Fr. Geschliffene Diamanten, $\frac{1}{2}$ bis 3 Gran schwer, kosten 160 bis 190 Fr. das K.; 1 K. schwere 216 bis 288 Fr., $1\frac{1}{2}$ K. schwere 400 bis 480 Fr., 3 K. schwere bis 1900 Fr., 4 K. schwere 2400 bis 3000 Fr.; man schätzt diese über 1 K. schweren durch das Quadrat ihres Gewichts, multiplicirt mit 190 Fr. Ein Brillant von 49 K. Schwere wurde von Ali Pascha mit 760,000 Fr. bezahlt. — Der größte Diamant von 300 K. gehört dem Rajah Matun auf Borneo. Der des Großmoguls ist 279 K. schwer, der des Kaisers von Rußland 193 K., der des österreichischen Kaisers 139 K.; alle diese kamen aus Indien; der größte brasilianische, im Besitze des Königs von Portugal, wiegt 120 K. Den sogenannten *Regent* in der franz. Krone, den schönsten von allen, kaufte Thom. Pitt 1701 für 20,400 Pf. St. in Ostindien. Er wog 410 K., Pitt ließ ihn schleifen; nun wog er beinahe 137 K. Er verkaufte ihn 1716 für 300,000 Thlr. (damals $2\frac{1}{2}$ Mill. Livres in Bankzetteln) an Frankreich; daher heißt er der Regent. Man schätzt ihn gegenwärtig an 149,000 Pf. St. S. d. Art. Diamant in Klaproth's und Wolf's „Chem. Wörterbuch“ (Berlin 1807) und den 1. Supplementband. Lampadius erfand die chem. Bereitung einer Art von Diamanten aus Schwefelkohlenstoff und Schwefelalkohol. Gannal u. a. Franzosen haben das Verfahren vervollkommenet. Man braucht den Diamant zum Glaschneiden und zum Füttern der Zapfenlöcher in feinen Uhrwerken.

Diameter, Durchmesser eines Kreises, diejenige gerade Linie, die durch den Mittelpunkt desselben von einem Punkte des Umkreises bis zum gegenüber liegenden gezogen wird und somit den Kreis in 2 gleiche Theile theilt, auch die größte Sehne ist. Der Halbmesser (Radius) ist die Hälfte dieser Durchschnittsline und daher das Stück zwischen dem Mittelpunkte des Kreises und dessen Umfang. — **Diametralisch**, **diametral**: gerade durch, gerade zu.

Diana, bei den Griechen Artemis, Tochter des Jupiter und der Latona, Zwillingsschwester des Apollo. (S. De los.) Als sie noch Kind war, erzählt Kallimachus in seinem Hymnus, bat sie ihren Vater, daß er ihr vergönnen möchte, ewig

Jungfrau zu bleiben, denn die Schmerzen ihrer Mutter hätten ihr die Liebe verhasst gemacht. Zugleich bat sie, daß er ihr Bogen und Pfeile, eine Stadt und alle Gebirge, 60 Oceaniden und 20 amnische Nymphen schenken, und ihr erlauben möchte, eine Fackel zu tragen und dem Wilde nachzujagen. Jupiter aber gewährte ihr mehr, als sie bat. Er schenkte ihr 30 Städte zu ihrem ausschließlichen Dienste, und viele andre, wo sie gemeinschaftlich mit andern Gottheiten verehrt werden sollte. Nun begab sich D. auf den waldigen Leucus in Kreta, und von da zum Ocean, wo sie sich eine zahlreiche Begleitung 9jähriger Nymphen auswählte. Dann ging sie zu den Cyclopen auf der Insel Lipara und verlangte von ihnen einen cydonischen Bogen, Köcher und Pfeile. Diese erfüllten den Befehl der Göttin; jetzt erschien sie bewaffnet in dem arkadischen Gebiete des Pan, der sie mit schönen Jagdhunden beschenkte. Mit diesen fing sie am Fuße des Berges Parthastus 4 schöne Hirsche mit goldenem Geweih, spannte sie vor ihren Wagen und fuhr damit zuerst auf den thrazischen Hämus. Auf dem Olymp in Mysien spaltete sie eine Fackel von einem Baume, und zündete sie an Jupiters Blitzen an. Wenn sie mit der Beute der Jagd beladen nach dem Wohnsitz der Götter zurückkehrte, kamen ihr im Vorhofe Mercur und Apollo entgegen; Ersterer nahm ihr die Waffen, Letzterer das Wildpret ab. Die amnischen Nymphen spannten die Hirsche vom Wagen, ließen sie auf den Wiesen der Juno weiden, und gaben ihnen aus goldenen Gefäßen Wasser zu trinken. Dann trat D. in den Göttersaal und setzte sich neben Apollo. Wie dieser den Wagen der Sonne, so lenkt sie den Wagen des Mondes. Amor und Venus versuchten umsonst, sie zu besiegen; nur Jagd, Musik und Tanz ergöteten sie. Ohne Schonung bestrafte sie die Jungfrauen, die das ihr geleistete Gelübde der Keuschheit verletzten; aber noch härter strafte sie Den, der die Heiligkeit ihrer eignen Keuschheit zu beleidigen wagte. Aktäon, des Kadmus Enkel, der sie im Bade belauschte, ward von ihr in einen Hirsch verwandelt und von seinen eignen Hunden zerrissen. Dennoch glückte es endlich dem schönen Jäger Endymion, sie die Macht der Liebe empfinden zu lassen. Wenn sie des Nachts als Luna leuchtete, und den schönen Schläfer, von der Jagd ermüdet, im Walde schlummern sah, senkte sie sich aus der Höhe hernieder und küßte die Lippe des reizenden Jünglings, der ein Glück genoß, das keinem Gott und keinem Sterblichen zu Theil ward. Ungeachtet ihres Hasses gegen die Liebe war sie dennoch die Helferin der Kreisenden, welche in den Wehen der Geburt sie anriefen. Dagegen war sie auch wie Apollo die Göttin des Todes. Das weibliche Geschlecht ist das Ziel ihrer Geschosse, womit sie die Alten und Lebensfatten sanft erlegt, auf daß sie dem aufblühenden Geschlechte Raum geben. Im Zorne aber tödtete sie wie Apollo durch Seuchen und Krankheiten. Beleidigungen rächte sie ohne Barmherzigkeit. So tödtete sie den Jäger Orion aus Neid, weil Aurora sich in ihn verliebt hatte; desgleichen die Töchter der Niobe, weil diese sich über die Latona erhob u. s. w. Im trojanischen Kriege half sie wie Apollo den Trojanern, und in den Kriegen mit den Giganten und Titanen bewies sie sich als Heldin. Der Dienst der D. war in ganz Griechenland verbreitet. Sie wurde als Göttin des Mondlichts, daher ebensowol Nachtgöttin, zusammenfallend mit Hekate, als auch Lucina, Lichtbringerin, Fackelträgerin, ferner Geburtshelferin (und fällt so mit Eileithyia zusammen), Jägerin und ländliche Gottheit verehrt. Die Artemisien waren ein ihr (besonders zu Delphi) gefeiertes Fest. Anfangs bildete man sie mit einem Diadem ab, nachher mit einem halben Monde auf dem Kopfe, mit Bogen und Pfeilen, den Köcher auf ihren Schultern und in einem leichten Jagdkleide, neben ihr die Jagdhunde. In ihrem berühmtesten Tempel zu Ephesus (s. d.) verehrt man sie als Symbol der fruchtbringenden Natur und bildete sie mit vielen Brüsten ab, die mit vielen Binden umwunden waren.

Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, geb. 1499, Geliebte König Heinrichs II. von Frankreich, stammte aus dem alten Geschlechte Poi-

tiers in der Dauphiné. Sehr jung an den Großseneschal der Normandie, Louis de Brezé, vermählt, ward sie im 31. Jahre Witwe, und einige Zeit nachher die Geliebte des jungen Herzogs von Orleans, und als dieser Thronfolger geworden war, entzündete sich der bitterste Haß zwischen ihr und der Herzogin von Etampes, der Geliebten Franz I., welche über die bejahrte Nebenbuhlerin bitter spottete. D. rächte sich an ihr durch Verweisung, sobald Heinrich II. 1547 König geworden war, in dessen Namen sie unbeschränkt herrschte. Bis zu seinem Tode (1559) übte sie durch Geist und Anmuth eine so unerschütterliche Gewalt über ihn aus, daß abergläubige Zeitgenossen ihr Zauberkräfte zuschreiben. Sie zog sich sodann auf ihr Schloß Anet zurück, wo sie eine wohlthätige Anstalt für 12 arme Wittwen stiftete und 1566 starb. Denkmünzen mit ihrem Bilde, das den Gott der Liebe mit Füßen tritt, haben die Umschrift: Omnium victorem vici, Besiegerin des Allbesiegens.

Dianenbaum oder Silberbaum ist aus der salpetersauren Silberauflösung, durch Quecksilber gefälltes und in prismatischen Nadeln, welche baumförmig gruppiert sind, krystallisiertes Silber. Um diese dem Auge gefällige Krystallisation zu erzeugen, löst man einen Theil reinen Silbers in Salpetersäure auf, verdünnt die gesättigte Auflösung mit 20 bis 30 Theilen Wasser und legt darein ein Amalgam aus 8 Th. Quecksilber und 1. Th. Blattsilber, worauf sich nach einigen Tagen die Krystallisation bildet. Hängt man in jene Auflösung Quecksilber in feine Leinwand gewickelt, vermittelt eines seidenen Fadens, so kann man die entstandene Vegetation aus der Flüssigkeit ziehen und sie unter der Glasglocke aufbewahren. Auch bilden sich schöne Silbervegetationen beim Abtreiben des Quecksilbers in Amalgamirwerken. Seit Erfindung der Volta'schen Säule ist es gelungen, den Dianenbaum auch durch Einwirkung derselben auf Verbindung von Metallen mit Säuren darzustellen; leitete man den elektrischen Strom z. B. durch salpetersaures Silber, so setzten sich die Silbernadeln auf eine ganz ähnliche Weise an den Draht der Säule an. S. Biot's „Experimental-Physik“, deutsch durch Fechner, 2. Bd.

Diapason hieß bei den Alten die Octave, sowie Diapante die Quinte (s. d.).

Diastimeter, ein von dem Physiker und Mathematiker D. Rommershausen in Aken erfundenes Meßinstrument, mittelst dessen jede Entfernung von einem Punkte aus bestimmt werden soll. Der Diastimeter hat die Gestalt eines Fernrohrs ohne Gläser, jedoch sind an der Stelle des Objectivglases 4 Pferdehaare in verschiedenen Abständen parallel ausgespannt. Sieht man nun in der Entfernung einen Gegenstand, dessen Größe bekannt ist, z. B. einen Menschen, eine aufgestellte Stange u. dgl., so versucht man, zwischen welchen der Fäden dies Object scheinbar paßt, und kann nun, da man 2 ähnliche ineinanderliegende Dreiecke (das im Fernrohr durch den Abstand des Auges von den beiden Haaren und dem Abstände dieser unter sich, und das größere durch die Entfernungen des Objects vom Auge und durch das Object selbst gebildet) erhält, von denen man das eine (im Fernrohr) in allen seinen Theilen, von dem andern aber eine Seite (die Größe des Objects) kennt, auch die Größe der zweiten Seite des größern Dreiecks (die Entfernung des Objects vom Auge) leicht finden. Theoretisch ist dies wahr, praktisch dürfte es sich aber nicht stets als genau richtig bewähren, indem die Größe des Menschen, die meistens zum Object genommen wird, so sehr differirt, und bei der Kleinheit der einen und der bedeutenden Größe der andern Seite schon die geringste Abweichung der erstern eine große Differenz geben muß. Zu eigentlichen Messungen, wie der Erfinder will, dürfte daher der Diastimeter sich wol nicht, dagegen aber zum flüchtigen Croquieren und zur ungefähren Bestimmung einer Entfernung für Militairs im Felde, z. B. für die Artillerie, zur Erkennung des Abstandes einer anrückenden feindlichen Abtheilung gut eignen.

Diaſyrmus, eine rebekünſtleriſche Figur, welche darin beſteht, daß die Verkleinerung eines Gegenſtandes übertrieben wird. Er iſt Gegenſatz der *Hyperbel* (ſ. d.), welche ins Große übertreibt; ſein Zweck und ſeine Wirkung hingegen fallen mit Zweck und Wirkung der *Hyperbel* ziemlich zuſammen; denn hier wie dort iſt es darauf abgeſehen, diejenige Anſchaulichkeit, welche durch Vergleichung hervorgebracht wird, durch die Größe des Unterſchiedes zwiſchen den beiden Gliedern des Gleichniſſes oder Verhältniſſes zu ſteigern.

Diät, die Lebensordnung in Speiſe und Trank, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen u. ſ. w., oder die Geſundheitspflege. — **Diätetik**, die Geſundheitslehre, oder die Lehre, wie man die Geſundheit erhalten ſoll. Ein diätetiſches Verhalten iſt ein der Geſundheitspflege gemäſſes. (Vgl. *Maſkrobiotik*.)

Diatoniſch, eine Folge von Tönen, die durch ganze und große halbe Töne fortſchreitet; daher die gewöhnliche Tonleiter: diatoniſche Scale. (S. *Ton*, *Tonleiter*.)

Diatriben (von *διατριβή*) bedeutet urſprünglich entweder eine gelehrte Unterhaltung, oder eine gelehrte Schrift, namentlich Schulſchrift. Der neuere Sprachgebrauch aber verknüpft damit den Begriff einer in bitterm Ausdrücken verfaßten, beſonders literariſch-kritiſchen Schmähſchrift; und in dieſem Sinne verdienen z. B. die ſogenannten Recenſionen einer, nach kurzer Dauer untergegangenen, aſter-kritiſchen Schule unſerer Zeit den Namen von *Diatriben*.

Diaz. 1) **Michäel**, ein Aragonier, Gefährte des Chriſtoph Colombo, entdeckte 1405 die Goldminen von St.-Chriſtoph in der neuen Welt, und trug viel zur Gründung von Neu-Itabella (nachher St.-Domingo) bei. Er ſtarb 1512. — 2) **Bartholomäus D.**, ein Portugieſe, wurde 1486 von ſeiner Regierung (unter Johann II.) ausgeſendet, um einen neuen Weg nach Oſtindien zu ſuchen. Er ſegelte muthig nach Süden und fand die ſüdliche Spitze von Afrika. Allein die Meutereien ſeiner Soldaten und die gefährlichen Stürme, die hier wütheten, nöthigten ihn zur Rückkehr nach Liſſabon. D. nannte die ſüdliche Spitze von Afrika Vorgebirge aller Ängſte (*de todos los tormentos*); aber ſein König, Johann II., gab ihm den Namen des Vorgebirges der guten Hoffnung, weil er nun nicht mehr zweifelte, daß der vermuthete Weg nach Indien gefunden ſei.

Dibdin. 1) **Charles**, geb. 1748, engliſcher Theaterunternehmer, Theaterdichter, Componiſt und Schauſpieler. Als 15jähriger Knabe betrat er das Theater und ward auch ſchon Componiſt. Er geſiel außerordentlich, erwarb ſich Freundschaft und Unterſtützung. Für ihn wurde bald das unter dem Namen *Circus* bekannte Theater erbaut. Er wurde hier der Erfinder einer neuen Gattung von Unterhaltung, die aus Muſik, Gefängen und öffentlichen Declamationen beſtand, und die er alle und allein ſelbſt dichtete, componirte, ſang und darſtellte. 20 Jahre hindurch gelang es ihm, ſich beim Publicum in dieſer Gattung zu erhalten. Durch die unendliche Mannigfaltigkeit und Derbheit in ſeinen patriotiſchen Gefängen, die glückliche Benützung aller Gelegenheiten, auf John Bull einzuwirken, und ihn in dem langen und ſchweren Kampfe mit Frankreich immer bei guter Laune zu erhalten, und ihn für Land- und Seediensſt geneigt zu machen, hatte er in den letzten 20jährigen Kriegen Englands einen außerordentlichen Einfluß auf die untern Volksclaſſen, ſodaß die Regierung ihm auch, als eine neue Unternehmung für eigne Rechnung ihm mißlang, eine Penſion von 200 Pf. St. bewilligte. Man hat von ihm eine Menge Theaterſtücke, Romane, Gefänge und ſonſtige Schriften. Sein Sohn, **Charles D. jun.**, iſt Miteigenthümer des unter dem Namen *Sadlers wells* bekannten londoner Theaters, für welches er zahlloſe kleine Stücke und Gelegenheitsgeſänge gebichtet und geſchrieben hat. Sein zweiter Sohn, **Thomas D.**, iſt ebenfalls fruchtbarer Theater- und Gelegenheitsdichter. — 2) **Tho-**

mas Frognall, einer der größten jetzt lebenden Bibliographen. Er ist Geistlicher und Mitglied der Gesellsch. der Alterthümer in London. Als Bibliothekar des Grafen Spencer hat er eine der reichsten, kostbarsten und erlesensten Privatbibliotheken unter sich. Man hat über die Bibliographie und Bibliomanie von ihm mehre wichtige Werke, von denen wir die bedeutendsten anführen: „Introduction to a knowledge of rare and valuable editions of the greek and roman classics“ (3. Aufl., Lond. 1808, 2 Bde.); „The Bibliomania, a bibliogr. romance“ (2. Aufl., Lond. 1811); „Bibliography, a poem“ (Lond. 1812). In seiner Art einzig ist f. „Bibliotheca Spenceriana, or a descriptive catalogue of the books printed in the 15. century, and of many valuable first editions in the library of George John Earl Spencer“ (3 Bde., 1814). Ferner f. „Bibliographical Decameron, or ten days pleasant discourse upon illuminated manuscripts and subjects connected with early engraving, typography and bibliography“ (Lond. 1817, 3 Bde.). Es ist mit einer Menge der trefflichsten Holzschnitte und Kupferstiche geziert, und eins der vollendetsten Meisterwerke der Buchdruckerkunst. Endlich hat er f. Reise durch Frankreich und das südliche Deutschland (1818) in folg. Werke beschrieben: „A bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany“ (Lond. 1821, 3 Bde., mit vielen Kpfen. u. Holzschn.). Es ist mit gleicher typographischer und artistischer Pracht ausgestattet, aber der innere Gehalt desselben kommt seiner äußern Ausschmückung nicht bei. Der Verf. hat ohne Auswahl, häufig auch ohne Geschmack zusammengerafft, ist bei Dem, was nicht mit der Bibliographie zusammenhängt, meist nur Copist, und selbst f. bibliographischen Mittheilungen sind weder immer neu noch ganz zuverlässig. Der Bibliothekar Liquez hat D.'s Reise durch die Normandie a. d. Engl. übers. und die vielen Irthümer dieses Bibliomanen berichtigt. (Vgl. die Anzeige im „Hermes“, XI.) Größere Ausbeute gibt sein neuestes Werk: „Aedes Althorpianae“, welches einen Nachtrag zu f. „Bibliotheca Spenceriana“ und ein Verz. der Spencer'schen Gemälbefammlung enthält. Seine 1797 herausgeg. Gedichte sind selten geworden, weil er sich alle Mühe gegeben hat, die Exemplare zu vernichten.

Dichotomie, s. Eintheilung.

Dichten heißt, durch Bilder vorstellen und Bilder verknüpfen, und wied dem Denken im engen Sinne, als dem Vorstellen durch Begriffe, entgegengesetzt. Im vorzüglichsten Sinne, in welchem es zum Zwecke der Kunst angewendet wird, heißt es, Ideen in entsprechenden Bildern fassen, oder in einem harmonischen Ganzen sinnlicher Anschauungen versinnlichen. Hierdurch ist das Dichten auch von dem bloßen Erdichten, d. i. Ausdenken, Ersinnen solcher Gegenstände, die nicht in der Wirklichkeit gegründet sind, verschieden. Das Vermögen zu dichten im obigen Sinne beruht hauptsächlich auf der durch Vernunft, als dem Vermögen der Ideen, angeregten Phantasie. Im engsten Sinne heißt dichten, jene idealen Bildungen der Phantasie (Dichtungen) in der Sprache vollendet darstellen, und die Kunst dieser Darstellung insbesondere Dichtkunst; ein Erzeugniß dieser Art ein Gedicht; besondere Classen derselben Dichtungsarten. (S. Poesie.)

Dichtigkeit (Densität). Die Erfahrung lehrt, daß die kleinsten Bestandtheile (man denke sie sich als körperliche Punkte) der verschiedenen Körper bald mehr, bald weniger eng vereinigt sind. Dies nennt man die verschiedene Dichtigkeit der Körper. Ganz dicht würde ein Körper genannt werden können, dessen Zusammenfügung gar keine Zwischenräume darböte; dergleichen Körper gibt es aber, wie man sich durch Versuche überzeugt hat, in der uns bekannten Natur nicht. Der Begriff ist also ein relativer, und um die Dichtigkeit eines Körpers zu bestimmen, muß man ihn mit einem andern vergleichen, und diesen dabei zur Einheit annehmen. Da die Erfahrung lehrt, daß Regenwasser, oder auch desfillirtes, von allen fremden Beimischungen befreites Wasser, bei gleichem Wärmegrad eine stets gleiche Dich-

tigkeit behält, so nimmt man dieses gewöhnlich zur Einheit an und geht bei der Vergleichung von folgenden Grundsätzen aus: 1) Körper, die gleichen Raum einnehmen, verhalten sich in ihrer Dichtigkeit wie ihre Massen, für welche man das Gewicht der Körper setzt, weil man kein andres Mittel hat, die Quantität der in einem bestimmten Raume enthaltenen Materie zu finden. 2) Haben die Körper gleiche Massen, so verhalten sich ihre Dichtigkeiten umgekehrt wie die Räume, die sie einnehmen. — Man denke sich jetzt einen Körper, der, bei einem Gewichte von 4 Pf. einen Raum von nur 2, und einen andern Körper, der bei einem Gewichte von nur 2 Pf. gleichwol einen Raum von 4 Kubikfuß einnimmt, so wird, wie man durch bloßes Nachdenken findet, die Dichtigkeit des erstern vier Mal größer als die des letztern sein, ein Resultat, welches man allgemein so ausdrückt: die Dichtigkeiten zweier Körper verhalten sich wie die Quotienten der Gewichte dieser Körper, durch die Räume, die sie einnehmen (hier also $\frac{4}{2} : \frac{2}{4} = 2 : \frac{1}{2} = 1 : \frac{1}{4}$). Noch muß des Unterschiedes gedacht werden, den die atomistische und dynamische Naturlehre in ihrer Ansicht von der Dichtigkeit macht. Nach dem atomistischen System (s. *Atome*) ist ein Körper dichter als der andre, wenn er, bei gleichem Rauminhalte, mehr Atome und weniger leere Zwischenräume enthält; nach dem dynamischen (s. *Dynamik*) heißt Dichtigkeit dagegen der Grad der Erfüllung eines bestimmten Raumes durch ursprüngliche Grundkräfte. Scharfsinnige Ideen über diese verschiedene Ansicht trägt namentlich vor Kastner in seiner „Einleitung in die neuere Chemie“ (Halle 1814).

Dichtkunst, s. Poesie.

Dictator, die höchste obrigkeitliche Person in dem republikanischen Rom, die nur in außerordentlichen und dringenden Fällen, welche die größte Kraft der vollziehenden Gewalt erforderten, ernannt wurde. Die Macht des Dictators war fast ganz unumschränkt, sowol in der Staatsverwaltung als bei dem Heere, und keiner Appellation unterworfen. Sie nahm gleich nach seiner Wahl ihren Anfang, dauerte aber nur 6 Monate. Gewöhnlich legten die Dictatoren ihr Amt, nach Beendigung ihres Geschäfts, noch vor diesem Zeitpunkte nieder. Nur wenige Beispiele finden sich von einem längern Zeitraume, wie z. B. bei Sulla, Cäsar. Alle obrigkeitlichen Ämter, die an den eigentlichen Staatsgeschäften Theil hatten, hörten mit der Wahl eines Dictators sogleich auf, die der Volkstribunen allein ausgenommen. Die Consuln fuhrten zwar in ihren Amtsverrichtungen fort, waren aber den Befehlen des Dictators unterworfen, und in seiner Gegenwart ohne ein Zeichen von Macht; dagegen hatte dieser sowol inner- als außerhalb der Stadt 24 Victoren mit Fasces und Beilen zu seiner Begleitung. Er hatte Gewalt über Leben und Tod, war jedoch darin beschränkt, daß er die öffentlichen Gelder nicht willkürlich verwenden, nicht Italien verlassen und in der Stadt kein Pferd besteigen durfte. Auch konnte er nach Niederlegung seines Amtes zur Rechenschaft gezogen werden. Die Wahl des Dictators wurde nicht, wie bei andern Magistraten, durch die Stimmen des Volks entschieden, sondern einer der Consuln ernannte ihn auf Befehl des Senats aus Willkür. Der Dictator ernannte darauf wieder nach freier Willkür einen Befehlshaber der Reiterei. Außer bei dringenden Gefahren, wurden in der Folge noch zu gewissen feierlichen Geschäften Dictatoren ernannt, z. B. um die Comitien zur Wahl neuer Consuln anzustellen, um Feiertage anzuordnen u. dgl. m. In einer abgeleiteten spätern Bedeutung wird daher Dictator tadelnd ein Mensch genannt, der auf seinen bloßen Machtpruch Glauben, Beistimmung oder Gehorsam verlangt, daher dictatorisch, gebietend, machthaberisch; ein dictatorischer Ausspruch, ein Machtpruch ohne Grund und Beweis.

Dictatur, 1) Amt und Würde des Dictators; 2) die Art, wie Etwas gefeszmäßig zur Kunde des deutschen Reichstags gebracht und ein Stück der Reichsacten oder ein Gegenstand der Berathschlagung wurde. (S. Deutsches Reich.)

Diction, Styl, mit welchem sie oft zusammenfällt. Im engeren Sinne bezieht die Diction mehr auf den Ausdruck der Gedanken und Empfindungen und der Wahl der Ausdrücke, der Styl im engeren Sinn aber auf ihrer logischen und grammatischen Verbindung.

Didaktik, der Theil der Pädagogik oder Erziehungswissenschaft, welcher von den Regeln handelt, nach welchen man durch Unterricht die geistige Kraft des Menschen zur Freiheit und zur möglichsten Vollkommenheit entwickeln soll. An sie schließt sich die Methodik, welche von der Anwendung und Beschaffenheit des Unterrichts, als Erziehungsmittels, oder dem zweckmäßigsten Verfahren bei demselben, nach Verschiedenheit der Lehrgegenstände und der Zöglinge handelt. Die Fertigkeit in Ausübung dieser Theile der Pädagogik wird oft im weitern Sinne Didaktik, Lehrkunst, genannt.

Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht.

Didaskalien, bei den Griechen bald die Aufführungen eines Schauspiels selbst, bald schriftliche Aufsätze, worin Nachrichten gegeben wurden von den Verfassern und dem Inhalte der Schauspiele, von Zeit, Ort und Erfolg der Vorstellung, ob sie wirklich aufgeführt worden oder nicht, ob sie von Dichtern, denen sie zugeschrieben wurden, wirklich seien u. s. w. Viele alte Schriftsteller haben dergleichen geschrieben, und es scheint, daß sie nicht bloße Theateranzeigen, sondern auch dramatische Kritik enthalten haben, Vergleibung des Plans, Entwicklung der Schönheiten und Fehler. (S. Dramaturgie.)

Diderot (Dénys), geb. 1713 zu Langres, in Champagne, und erzogen in der Schule der Jesuiten, die ihn zum Mitgliede ihres Ordens machen wollten, ward von seinem Vater zum Rechtsgelehrten bestimmt und der Leitung eines pariser Anwalts übergeben. Allein der Jüngling beschäftigte sich lieber mit den schönen Wissenschaften. Selbst der Unwille seines Vaters und der Mangel an Unterstützung, der eine Folge davon war, machte ihn nicht irre; er suchte Hülfquellen in seinen Talenten und fand sie. Er legte sich mit Eifer auf Mathematik, Physik, speculative Philosophie und schöne Wissenschaften, und machte sich bald unter den schönen Geistern der Hauptstadt einen Namen. Den Grund zu seinem Ruhme legte er durch seine „Pensées philosophiques“, 1746, eine gegen die christliche Religion gerichtete Flugschrift, die viele Leser fand. Sie brachte ihn auf ein Jahr in den Thurm zu Vincennes, und das Parlament ließ sie durch den Scharfrichter verbrennen. Der Beifall, welchen diese Schrift erhielt, ermunterte ihn darin fortzufahren; doch wagte er es nicht, eine Fortsetzung herauszugeben. Auch in s. „Lettres sur les aveugles“ (London 1749), in welchen er seine Wahrnehmungen an Blindgeborenen mittheilt, sind Angriffe auf die christliche Religion eingewebt. In s. „Lettres sur les sourds“ stellt er die Entstehung unserer sinnlichen Vorstellungen dar. Mit Eidous und Toussaint gab er ein „Dictionnaire universel de médecine“ (6 Bde., Fol.) heraus. Der Beifall, mit welchem dieses Werk, so mangelhaft es auch war, aufgenommen wurde, brachte ihn auf den Gedanken, ein encyclopädisches Lexikon auszuarbeiten. Er entwarf den Plan dazu und vereinigte sich zur Ausführung desselben mit d'Aubenton, Rousseau, Marmontel, Le Blond, Le Monnier, besonders aber mit d'Alembert, der nächst ihm den größten Antheil an dieser weitumfassenden, Frankreich zur Ehre gereichenden Unternehmung hat. Er selbst unterzog sich der Ausarbeitung aller in die Künste und Handwerke einschlagenden Artikel, und füllte, als Herausgeber, auch in andern Fällen manche von seinen Gehülfen gelassene Lücke aus. (S. Encyclopädie.) Der Gewinn der 20jährigen Anstrengung, die ihm die mühsame Arbeit kostete, war bei seiner wenig geordneten Haushaltung so unbedeutend, daß er sich genöthigt sah, seine Bibliothek zu veräußern. Die Kaiserin von Rußland kaufte sie für 50,000 Livres und ließ ihm den Gebrauch derselben auf Lebenszeit. D. war selbst in Petersburg, mißfiel

aber der Kaiserin durch ein zweideutiges Quatrain, worauf er bald abreiſte. Während er mit der Encyclopädie beſchäftigt war, und viele Unannehmlichkeiten, die den Druck derſelben oft Jahrelang hemmten, zu erfahren hatte, gab er Werke anderer Art heraus, als den ſinnreichen, aber ſchlüpfrigen Roman: „Les bijoux indiscrets“, und die beiden rührenden Luſtſpiele: „Le fils naturel“ und „Le père de famille“. Sie ſind u. d. T.: „Théâtre de Diderot“, oft gedruckt, und mit einem Aufſatz über dramatiſche Kunſt begleitet, der viele ſcharffinnige Bemerkungen enthält. D. ſtarb den 31. Juli 1784. Über ſeinen Charakter iſt man nicht einig. Seine Freunde ſchildern ihn als einen offenen, uneigennütigen, biedern Mann; dagegen ihm ſeine Feinde Hinterliſt und Eigennuß zur Laſt legen. Gegen das Ende ſeines Lebens gab er manche Blöße durch den Streit, in den er ſich mit Rouſſeau, von welchem er ſich geläſtert glaubte, einließ. Wie ungegründet dieſer Verdacht war, zeigt der zweite Theil der „Confessions“, in welchem er auf das ehrenvollſte erwähnt wird. Aus ſeinem Nachlaſſe ſind nach ſ. Tode einige vortreffliche Werke erſchienen. Dahin gehört ſein „Essai sur la peinture“, von Cramer ins Deutſche überſetzt; ferner ein ſchon 1772 geſchriebener Dithyramb: „Abdication d'un roi de la fève“, welcher äußerſt demokratiſche Gefinnungen verräth; und endlich die beiden lebendigen Schilderungen: „La religieuse“ (Paris 1796), und „Jaques le fataliste et son maitre“ (ebendaſelbſt). Von dem letzten Romane beſaß der Prinz Heinrich von Preußen eine Abſchrift und überſchickte ſie zum Druck nach Frankreich; in Deutſchland hatte man bereits vorher eine Überſetzung. Von D. wurde zuerſt geſagt, was man nachher oft wiederholt hat: daß er ſchöne Seiten, aber kein gutes Buch habe ſchreiben können. Seine naturaliſtiſchen, das Poſitive in der Religion leugnenden Anſichten und ſeine auf fragmentariſche Psychologie gegründete klare Moral, ſowie überhaupt ſein lebhafter, encyclopädiſcher Geiſt empfahlen ſeine philoſophiſchen Schriften bei ſeinen Zeitgenoſſen und Landſleuten ſehr. In der Poetik und Poeſie verbreitete er die Richtung des moraliſch Rührenden und der angenehmen Natürlichkeit, daher man ihn oft den Vater der rührenden Komödie und des bürgerlichen Trauerſpiels genannt hat. Seinem lebhaften declamatoriſchen Vortrage hat man Dunkelheit vorgeworfen. „Wer Diderot“, ſagt Marmontel, „nur aus ſeinen Schriften gekannt hat, hat ihn nicht gekannt. Sein System über die Kunſt, gut zu ſchreiben, verdarb ſeine herrliche Natur. Aber wenn er bei mündlicher Unterhaltung lebhaft wurde, und der Reichthum ſeiner Gedanken gleich einem Strome dahinfloß, dann war er einzig und hinreißennd. Diderot, einer der aufgeklärteſten Männer des Jahrhunderts, war zugleich einer der liebenswürdigſten. Die Fülle ſeiner Empfindungen ergoß ſich, ſobald ſeine Herzengüte in Anſpruch genommen ward, und verlieh ihm dann einen ganz eigenthümlichen Reiz (sur ce qui touchoit la bonté morale, l'éloquence du sentiment avoit en lui un charme particulier). Seine ganze Seele lag in ſeinen herrlichen Augen, auf ſeinen Lippen; und nie prägte ſich auf einer Phyſiognomie Reinheit des Herzens ſo aus wie auf der ſeinigen“. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke erſchien London 1773, 5 Thle., die in 6 Bdn., Paris 1819.

Dido, Erbauerin von Carthago, nach Einigen die Tochter des Agenor (Belus), nach Andern des Tyriers Karchedon, nach dem auch Carthago genannt worden ſein ſoll. Noch Andere nennen ihren Vater Mutgo oder Muttinus. Ihr Bruder war Pygmalion, König von Tyrus. Ihr Vater hatte ſie an den Sichäus oder Sicharbas, einen der reichſten Phönizier, der zugleich Prieſter des Hercules war, verheirathet. Sie liebte ihn zärtlich, und wurde um ſo mehr durch ſeine Ermordung gekränkt, welche ihr Bruder heimlich vor dem Altare ſelbſt vollbracht hatte, um ſich ſeiner Schätze zu bemächtigen. Ihr erſchien im Traume der Geiſt ihres Gemahls, entdeckte ihr das begangene Verbrechen, rieth ihr zur Flucht und zeigte ihr den verborgenen Ort an, wo ſeine Schätze befindlich waren, die Pygmalion ver-

gebens gesucht hatte. Hierauf ging sie mit allen Schätzen und ihren treuen Gefährten zu Schiffe nach Afrika, nachdem sie zuvor auf Cypren eine Anzahl junger Weiber an Bord genommen hatte, deren sie zur Stiftung einer neuen Pflanzstadt bedurfte. Sie landeten auf der afrikanischen Küste, nicht weit von Utica, einer tyrischen Pflanzstadt, deren Einwohner sie aufs beste empfingen und ihr den Rath gaben, auf der Stelle, wo sie gelandet sei, sich anzubauen. Sie erkaufte dazu von den Eingeborenen ein Stück Land und erbaute erst die Festung Byrsa, und später Carthago (s. d.) um d. J. 888 v. Chr., welches bald zu einem ansehnlichen Orte aufblühte. Dadurch ward ein benachbarter Fürst, Jarbas, veranlaßt, der Dido seine Hand anzubieten, und da sie diesem Antrage ebenso wenig willfahren wollte als ausweichen konnte, opferte sie freiwillig ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. Virgil gibt die Untreue des Aneas als die Ursache ihres Todes an; allein seine ganze Erzählung von dem Zusammentreffen des Aneas und der Dido ist Erdichtung, da Beide über 200 Jahre aus einander waren.

Didot. Diese pariser Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie hat sich durch den großartigen Sinn in Betreibung ihrer Kunst und ihres Gewerbes und durch die vielen und schönen Werke, die aus ihren Pressen hervorgingen, so ausgezeichnet, daß man sie wol mit den Elzeviren zusammenstellen kann. 1) François Ambroise, Sohn des Buchdruckers und Buchhändlers François Didot, geb. im Jan. 1730, erfand die gegossenen Stege und die Pressen mit einem Zuge. Aus seiner Schriftgießerei gingen die schönsten Typen hervor, die man bis dahin in Frankreich gesehen hatte, und bei ihm wurde zuerst auf Velinpapier gedruckt. Auf Fehlerlosigkeit wandte er die größte Sorgfalt. Auf Befehl Ludwigs XVI. besorgte er eine Sammlung franz. Classiker, für den Unterricht des Dauphins bestimmt. Ähnliche Sammlungen ließ der Graf von Artois bei ihm drucken. Er starb den 10. Juli 1804. 2) Pierre François D., Bruder des Vorhergehenden, geb. 1732. Ihm wurde von seinem Vater das Buchhändlergeschäft übergeben; er kaufte aber auch eine Druckerei dazu und wurde Buchdrucker von Monsieur, dem Könige Ludwig XVIII. Er trug durch Verbesserungen zu den Fortschritten seiner Kunst bei und hat einige sehr schöne nachherige Drucke, z. B. die „Voyages d'Anacharsis“, geliefert. Er starb den 7. Dec. 1795. 3) Pierre D. der Ältere, der sich an die Männer des ersten Ranges in seiner Kunst gereiht hat, Sohn von François Ambroise, geb. im Jan. 1761, übernahm 1789 von f. Vater die Druckerei. Er vollendete zuerst die von Jenem angefangene Sammlung für den Dauphin. Bald aber genügte ihm dies nicht mehr; bei dem allgemeinen Schwunge, den so viele technische Bestrebungen durch die Revolution nahmen, strebte er nach dem Ruhme, Frankreichs Bodoni zu werden, und faßte den Plan zu Prachtausgaben von classischen Schriftstellern in Folio, die die besten vorhandenen wo möglich übertreffen sollten. Er scheute keine Kosten, sie mit allem Glanze und allen Zierden der zeichnenden Kunst, wozu er die ersten Meister berief, auszustatten. Selbst einen Theil seines Vermögens opferte er diesem Lieblingsgedanken. Sein Virgil (1798) erschien dieser Anstrengungen würdig, noch mehr aber sein Racine von 1801, den die Franzosen für das erste typographische Erzeugniß aller Länder und Zeiten halten. Von diesen und einigen andern ähnlichen Ausgaben sind nur 250 Exemplare abgezogen. Unter den aus seiner Presse hervorgegangenen Werken bemerken wir noch Visconti's Iconographie als vorzüglich ausgezeichnet. In der Schriftgießerei widmete D. der Verbesserung der Lettern die Anstrengungen von 10 Jahren. So brachte er Typen von 18 verschiedenen Arten nach einem neuen Verhältnisse abgestuft, hervor: mit diesen druckte er 1819 einen Boileau und die „Henriade“. Auf die Correctheit und Reinheit des Textes, auf vollkommene Gleichheit in der Orthographie wendet D. nicht geringere Sorgfalt als auf typographische Schönheit. Auch als Literator hat er sich bekanntgemacht; vor den

Ausgaben des Virgil und Horaz stehen lateinische Vorreden von ihm, und außerdem hat er Mehres in franz. Prosa sowol als in Versen geschrieben. Von allen Regierungen hat er Ehrenbezeugungen erhalten, von der Republik, Napoleon und Ludwig XVIII.; von Letztem den Orden des heil. Michael. 4) Firmin D., Bruder des Vorhergehenden, Drucker und Schriftgießer. Er ist Erfinder einer neuen Schreibschrift und eines besondern Verfahrens, die Lettern zu verbinden, welche er Stereotypen nannte. (S. Buchdruckerkunst.) Auch hat er sich durch Übersetzungen griech. und römischer Idyllen in franz. Verse bekanntgemacht. 1826 gab er „Notes d'un voyage dans le Levant en 1816 et 1817“, deren Vf. er ist, heraus. 5) Henri D., Sohn des Pierre François und Vetter der beiden Vorhergehenden, zeichnete sich schon früh als Schriftschneider aus; dann suchte er besonders das Gießen der Lettern zu vervollkommen, welches ihm auch durch Erfindung eines neuen Gießinstruments gelang. Er nennt sein Verfahren sonderie polyamatype; es ist dasselbe nicht nur bei weitem zeiterparender als das alte, sondern die gelieferten Lettern sind auch wohlfeiler.

Didymäus (eigentlich Zwilling), Beinamen des Apollo, entweder weil er Zwillingbruder der Diana war, oder von dem zwiefachen Lichte der Sonne und des Mondes, welches er den Menschen verlieh. Apollo hatte unter diesem Beinamen einen der berühmtesten Tempel und ein Orakel zu Didyma bei den Milesiern. Pindar gibt auch Dianen den Beinamen Didyma.

Diebsinseln, s. Ladronen.

Diemen (Anton van), Oberbefehlshaber des holländischen Ostindiens, geb. 1593 zu Cuylenburg. Unglücklich als Kaufmann und von seinen Gläubigern verfolgt, ging er nach Indien, wo er durch seine Schönschreibekunst den Grund zu seinem Glück legte und schnell bis zur höchsten Würde stieg. Er zeigte in dieser Stelle ein ausgezeichnetes Talent zur öffentlichen Verwaltung und trug viel zur Befestigung der holländischen Handelsmacht in Indien bei. Abel Tasman, den er 1642 mit 2 Schiffen ins Südmeer schickte, gab hier einem Lande, das lange für einen Theil von Neuholland gehalten, aber durch spätere Untersuchungen als eine Insel erkannt worden ist, den Namen *Vandiemensland*, und entdeckte Neuseeland. Ein anderer Seefahrer, den er ausfandte, machte in den Gewässern nördlich von Japan Entdeckungen, welche durch Seereisen in unsern Tagen bestätigt worden sind. Ein Theil des nordwestlichen Neuhollands, den man auch *Vandiemensland* nennt, wurde wahrscheinlich erst später, vielleicht auch durch Tasman entdeckt. Van Diemen starb 1645.

Dienstbarkeit, s. Servitut.

Dienstag, vermuthlich von der gallischen Göttin Dis benannt, welche die Deutschen unter dem Namen *Thuis* verehrten.

Dienste, Dienstleistungen, solche Handlungen oder Verrichtungen, die nicht mit Hervorbringung materieller Bestandtheile des Reichthums beschäftigt sind, wol aber unmittelbar zu Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse dienen. Dahin gehören die Dienstleistungen, die theils zur Erhaltung des menschlichen Daseins, theils zu seinem bessern Befinden, zur Erhaltung oder Herstellung seiner Gesundheit, zur Erhöhung seiner Gemächlichkeit oder seines Vergnügens, theils zur Ausbildung seiner körperlichen oder geistigen Kräfte, zu seiner moralischen Bildung, zur Sicherung seiner Rechte u. s. w. bestimmt sind. Alle diese Handlungen bilden eine Gattung von Arbeiten und Industrie, welche weder selbst Bestandtheile des Reichthums sind noch dergleichen unmittelbar hervorbringen, die aber doch ihren Werth haben. 51.

Dienstthuer, diejenige Classe der Glieder der Gesellschaft, welche für die übrigen Dienste (s. d.) verrichtet. Da sie keine Bedürfnismittel selbst hervorbringt, so müssen Die, welche sie gebrauchen, sie für ihre Dienste erhalten, wenn

die Dienstthuer nicht sonst Güter besitzen, aus welchen sie ihre Subsistenzmittel beziehen; man sieht daher, daß nicht mehr Dienstthuer in der Gesellschaft vorhanden sein können, als die übrigen Glieder ernähren können, und daß eine Gesellschaft um so mehr Dienstthuer wird haben können, je reicher sie ist, oder je mehr Bedürfnismittel die Glieder derselben über Das, was ihr Bedarf an reellen Bedürfnismitteln erfordert, übrig behalten.

51.

Dies irae. So nennt man nach den ersten Worten eine in lateinischen Versen gedichtete kirchliche Schilderung des Weltgerichts, welche man dem Thomas von Cälano zuschreibt, welcher im 13. Jahrh. lebte und Minorit war. Diese kräftige Hymne macht einen Haupttheil der Seelenmesse (des Requiems) aus. Deutsche Übersetzer derselben sind Ringwald, Riedel, Hiller, Globius, A. W. Schlegel, Fichte, Ebeling, Fr. Kind, Follen. Compositionen haben wir von den Componisten des Requiems, Mozart, Vogler, Neukomm &c.

Dietrich (Johann Wilhelm Ernst), der sich aus Sonderbarkeit öfters auch Dieterich schrieb, k. polnischer und kurfürstl. sächs. Hofmaler, Professor bei d. Akad. der Künste zu Dresden, Director der Malerschule bei der Porzellanfabrik zu Meissen, Mitglied der Akademien zu Augsburg und Bologna, ein berühmter deutscher Maler des 18. Jahrh., wurde den 30. Oct. 1712 zu Weimar geboren. Sein Vater, Joh. Georg, als ein guter Portrait-, Schlachten- und Bambocciadenmaler bekannt, war daselbst Hofmaler, und unterrichtete seinen Sohn bis ins zwölfte Jahr in seiner Kunst. Wie viel sich von dem Knaben hoffen ließ, zeigt ein trinkender Bauer in niederländischem Geschmack, den er in jenem Alter zeichnete, und der in dem königl. Kupferstichcabinet zu Dresden unter seinen Handzeichnungen aufbewahrt wird. Um seine Anlagen noch mehr auszubilden, schickte ihn sein Vater nach Dresden, wo er den Unterricht des berühmten Alexander Thiele genoß. In seinem 18. J. entwarf er nach der Angabe König Augusts II. ein Dianenbad von 9 Figuren, in Gegenwart des Königs und seines Gefolges, binnen 2 Stunden und erhielt nun vom Könige eine Besoldung. Nach dessen Tode fand er einen Beschützer an dem Grafen Bühl, durch dessen Unterstützung er in den Stand gesetzt ward, die Galerie zu Saizbahlen und die wichtigsten Cabinette Hollands und Italiens zu besuchen und seine Kunstkenntniß immer mehr zu erweitern. Er besaß eine unglaubliche Geschicklichkeit im Copiren und ahmte mit gleichem Glück Gemälde von Rafael und Mieris, Correggio und Ostade nach. Vornehmlich aber bildete er sich nach Rembrandt, van der Meer, Palenburg, Everdingen, Berghem und Claude Lorrain. Doch blieb er keineswegs bei Copie und Nachahmung stehen, sondern erwarb sich auch durch eigne Werke einen nicht gemeinen Ruhm. Was er in historischen Stücken vermochte, zeigen seine biblischen Geschichten sowol in Gemälden als radirten Blättern; unter seinen Bauernstücken zeichnen sich die Musiciens ambulans aus. In diesen allen erkennt man jedoch Rembrandt's Geschmack, sowie in seinen Gesellschaftsstücken Watteau; eigenthümlich und mit großem Ruhme zeigt er sich hingegen in der Landschaftsmalerei. Mannigfaltigkeit und Reichthum der Composition, Geschmack in der Anordnung, angenehme Beleuchtung, schöner, durchsichtiger Baumschlag, wirksame Widerscheine, frohliche und reine Farben, und eine über das Ganze ausgebreitete Anmuth sind seine Vorzüge. Die Erfindung ist jedoch nicht der beste Theil seiner Bilder, und seine ungemeyne Fertigkeit ließ ihn bisweilen nahe an die Grenze der Manier streifen. Seine besten Werke (er hat sehr viele geliefert) verfertigte er von 1730—60, nach welcher Zeit man eine Abnahme spürt. Doch hörte sein eiserner Fleiß nicht auf, machte ihn aber in den letzten Jahren seines Lebens siech und untüchtig für die Kunst. Er starb am 24. April 1774 an Entkräftung. Seine Gemälde sind beinahe durch ganz Europa zerstreut. Die dresdner Galerie besitzt deren 34; seine Handzeichnungen befinden sich theils im dortigen Kupferstichcabinet, theils in Privatsammlungen. Seine radirten Blätter

sind in 2 Sammlungen herausgekommen, von denen die erste sehr selten ist, da nur wenige Abdrücke davon gemacht, und die meisten Platten ausgekliffen sind. Die zweite, aus 34 Platten bestehend, erschien nach seinem Tode. Sings hat sich viele Verdienste um sie erworben.

Dietrichsteine, die. Das alte gräfliche, in einer Linie fürstliche Haus Dietrichstein, katholischer Religion, stammt aus Kärnthen, besitzt Güter in Innerösterreich ob und unter der Enns, in Mähren und Böhmen. Man leitet dasselbe ab von den alten, im Saan-, Sau- und Gurkthale mächtigen Grafen von Zeltschach und Friesach, die, nach Hormayr, Nachkommen des großmährischen Fürsten Zwetbach, eines Günstlings des Kaisers Arnulf, sein sollen. Der erste gewisse Stammvater des Hauses, Reinpert, starb 1004. Das Johanneum in Grätz besitzt Urkunden von 1103 und 1104, worin ein Ruprecht von Dietrichstein vorkommt; was schon darum bemerkenswerth ist, weil vor der Entschung der Gauverfassung und vor dem Ausgange der salischen Kaiser nirgends Familiennamen in Urkunden gefunden werden. In den Fehden des Herzogs von Kärnthen, aus dem Hause Sponheim, mit Bischof Eckbert von Bamberg, focht Heinrich von Dietrichstein unter den Fahnen des Herzogs, und endigte den Kampf durch die Gefangennehmung des Bischofs in dem Treffen im Lavanthale 1296. Auch in der welthistorischen Schlacht im Marchfelde (unfern des Wahlplatzes von Asperrn und Wagram) zwischen Rudolf und Ottokar, am 26. Aug. 1278, wo ein Liechtenstein zuerst Österreichs Banner trug, und 22 Trautmannsdorfe ritterlich fielen, focht ein Heinrich von Dietrichstein. In dem Streite 1335 um Kärnthens Besitz, zwischen Albrecht und Otto, Herzogen von Östreich, und der tirolischen Gräfin, Margaretha der Maultasche, war das Geschlecht der Dietrichsteine eins der ersten, die ihre Arme und ihre Burgen der Sache des Hauses Habsburg weiheten. Damals ward die Stammburg Dietrichstein das erste Mal zerstört, als sie Niklas, genannt der Donner, gegen die kriegerische Maultasche vertheidigte. Unter dem Herzoge Ernst dem Eisernen trugen Niklas und Dietmann von Dietrichstein viel zu dem Siege von Radkersburg (Stadt in Steiermark) bei, durch welchen des Herzogs Feldhauptmann, Günther von Herberstein, 1418, Innerösterreich zum ersten Male vor den Türken schützte. Denselben Heldenmuth für das Vaterland bezeugt noch jetzt die Ruine des Stammschlosses Dietrichstein im villacher Kreise. Pankraz von Dietrichstein vertheidigte nämlich die väterliche Burg 1483 gegen das siegreiche Heer des ungarischen Königs Matthias Corvinus so lange, bis die Mauern und Thürme eingestürzt waren und der Hunger die Übergabe gebot. Nun warf Pankraz mit eigner Hand Feuer in die Burg und schlug sich mit den Seinigen durch die Feinde durch. Pankrazens Söhne, Siegmund und Franz, stifteten die beiden Linien des Hauses: die weichselstädtische und die hollenburgische, welche sich in mehre Äste theilen. Siegmund von Dietrichstein, Maximilians I. Liebling, focht mit Auszeichnung an der Seite Georgs von Frondsberg, Rudolfs von Anhalt und Bayard's gegen die Venetianer. Der Kaiser belehnte ihn 1507, nach dem Aussterben der Schenke von Osterreich mit dem Oberst-Erblandmundschenkenamte in Kärnthen, das, sowie die Oberst-Erblandjägermeisterwürde in Steiermark, dem Dietrichstein'schen Geschlechte noch jetzt gehört; auch übertrug er ihm die Verwaltung der inneröstr. Provinzen. Derselbe Siegmund stiftete zu Grätz den 22. Juni 1517 den Orden des heil. Christoph, wider das damals gewöhnliche Laster des Trinkens und Fluchens. Maximilian erhob ihn um dieselbe Zeit in den Freiherrnstand und befahl, der Dietrichstein solle in einem Grabe mit ihm, zu seinen Füßen beigesezt, und bei jedem Todtenamte für den Kaiser solle auch dieses Helden gedacht werden. Siegmund starb 1533. Seine beiden ältesten Söhne, Siegmund Georg und Karl, wandten sich zu der protestantischen Lehre. Der dritte, Adam, blieb Katholik. Er und Siegmund Georg theilten die hollenburgische Linie in zwei Äste; Siegmund

behielt Hollenburg. Adam nannte sich in der Folge v. Nikolsburg, einer mährischen Herrschaft, die er 1575 erworben hatte. Dieser berühmte Staatsmann hatte an mehren wichtigen Verhandlungen Theil, z. B. bei dem passauer Vertrage 1552 und bei dem Religionsfrieden zu Augsburg 1555; auch befand er sich 2 Mal als Botschafter des Kaisers Maximilian am Hofe Philipps II., und sein Bericht über das unglückliche Ende des Infanten Carlos (am 24. Juli 1568) ist vielleicht das Zuverlässigste und Freimüthigste, was man über jene Begebenheit kennt. Seine frühere Sendung 1561 nach Rom an Pius IV., dem der duldsame Maximilian II. vorschlug: „zur Verhütung blutiger Meinungskriege solle die Kirche in den östr. Landen auch den Laien den Genuß des Abendmahls in beiden Gestalten zugestehen und den Eölibat auf die Art aufheben, wie er schon seit Jahrhunderten in der griechischen Kirche nicht mehr besteshe, war bei der Beharrlichkeit des römischen Hofes erfolglos. Derselbe Adam Dietrichstein bewirkte die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum König von Polen. Auf seinem Schlosse zu Nikolsburg widmete er seine Muße den Wissenschaften, schrieb über die Erblichkeit der ungarischen Krone, und führte mit 5. Freunde Hugo Blotius, dem ersten Vorsteher der kaiserl. Hofbibliothek, einen vertrauten Briefwechsel über die interessantesten Gegenstände des Alterthums und der damaligen Zeitgeschichte. Adam starb 1590; auch er ruht in einem Grabe mit Maximilian II. Sein Sohn, der Cardinal Franz, Bischof zu Olmütz und Statthalter in Mähren, geb. zu Madrid den 22. Aug. 1570, verdient als Gründer der Größe seines Hauses besondere Erwähnung. Er war nach dem gelehrten Stanislaus Pawlowsky Gesandter in Rom, dann Botschafter an mehren Höfen, endlich Präsident des kaiserl. Staatsraths. Als sämmtliche Erzherzoge den blödsinnigen Kaiser Rudolf genöthigt hatten, Ungarn und Östreich an Matthias abzutreten, krönte der Cardinal v. Dietrichstein diesen Fürsten als König von Ungarn. Er verweigerte standhaft die Ausdehnung des Majestätsbriefs und der Toleranz auf Mähren, schlug durch eigne Kraft den ungarischen Rebellen Bocskay aus Mähren hinaus, wurde späterhin von den mährischen Insurgenten geächtet, und entzog sich ihrer Verfolgung in einem unterirdischen Gemache seines Schloßes Nikolsburg. Als nach Tilly's und Wallenstein's Siege auf dem weißen Berge (1620) Böhmen dem Kaiser Ferdinand II. wieder unterworfen war, rettete des Cardinals Fürbitte allen Aufzählern, mit Ausnahme der beiden Anstifter, Teuffenbach und Bitowa, das Leben. Hierauf reformirte er mit vieler Schonung den Protestantismus in Mähren und führte zur Befestigung seines Werks, statt der verhassten Jesuiten, den Piaristenorden ein. 1621 schloß er den Frieden mit dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor. Rudolf II. hatte bereits 1587 das Haus Dietrichstein in den Grafenstand erhoben. Ferdinand II. gab demselben, durch des Cardinals Verdienste dazu bewogen, 1631 die Fürstenwürde. Der Cardinal starb zu Brünn den 19. Sept. 1636. 1653 erhielt das Haus Dietrichstein Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe auf dem Reichstage, und wurde zur Behauptung derselben 1684 vom Kaiser mit der tirolischen, im Engadin liegenden Herrschaft Traßp belehnt; als diese aber 1803 an Helvetien überlassen ward, erhielt der Fürst zur Entschädigung die Standesherrschaft Neu-Ravensburg (Schloß und Dorf an der Aigen, seit 1806 unter würtemb. Landeshoheit, mit 900 Einw. und 8000 Gldn. Eink.). Die Fürsten v. Dietrichstein, welche fortwährend die höchsten Würden in Östreich, am Hofe und in der Armee bekleidet haben, besitzen große Majorathsherrschaften in Mähren und Böhmen, unter denen sich Nikolsburg auszeichnet. Zu dieser Herrschaft (im mährischen Kreise Brünn) gehören die Stadt Nikolsburg mit einem prächtigen Schlosse und 7630 Einw., worunter 3000 Juden, ferner 4 Meßl. und 8 Dörfer. Nur der Erstgeborene führt, immer in absteigender Linie, die fürstliche Würde. Die Reichsgrafen v. Dietrichstein besitzen ansehnliche Güter in Östreich, Steiermark und Syrien. Der jetzt lebende Fürst, Franz v. Diet-

richstein, geb. den 28. April 1767, ist k. k. Wirkl. Geh.-Rath und Kämmerer, und als Senior seines Hauses Obererblandmundschenk in Kärnten und Obererblandjägermeister in Steiermark. Vormals Generalmajor bei dem Ingenieurcorps, erhielt er beim Sturm auf Valenciennes den Theresienorden, ward unter Thugut's Ministerium zu diplomat. Sendungen nach Petersburg, Berlin und München gebraucht, und schloß 1800 mit Moreau den parsdorfer Waffenstillstand, trat aber in dems. J. ganz außer Dienst. Sein Vater, Fürst Joh. Baptist, hatte 1804 die steierischen Fideicommissherrschaften der gräfl. Familie Leslie geerbt, Proskau in Schlesien aber, wovon das Haus bisher sich nannte, 1783 an den König von Preußen verkauft. — Des regierenden Fürsten Franz Bruder, Graf Moriz (geb. den 19. Febr. 1775), k. k. Wirkl. Geh.-Rath, Kämmerer, Hofmusikgraf, Hoftheaterdirector und Obersthofmeisters-Stellvertreter des Herzogs v. Reichstadt, war in dem Feldzuge von 1796 Adjutant des Feldzeugm. Alvinzy, in dem von 1797 Adjut. des Erzherz. Karl, und 1798 bei Mack, dem Generalissimus des neapolit. Heeres, dann mit ihm Gefangener in Paris und dessen Gefährte auf s. Flucht aus jener widerrechtlichen Gefangenhaltung. Auch war er Adjutant des Gen. Mack 1805 bei Ulm. 1815 wurde er Obersthofmeister des damal. Prinzen von Parma (jetzt Herz. v. Reichstadt), und stand in vertrauter Freundschaft mit dem Dichter und Hofrath Heinrich v. Collin, dem er in der Karlskirche in Wien ein schönes Denkmal errichtet hat. 1826 wurde er zum k. k. Hofbibliothekpräfecten ernannt. — Zu der gräfl. Dietrichstein-Hollenburgischen Linie gehörte der Graf Joseph Karl, geb. 1763, k. k. Kämmerer, Gouverneur der östr. Nationalbank, ein ausgezeichnete Geschäftsmann, welcher mit seltenem Überblick die ausgedehnten Geschäfte dieses Instituts seit seiner ersten Entwicklung 8 Jahre hindurch leitete. Er starb den 17. Sept. 1825. Die Stelle eines Gouverneurs der Bank vertritt seitdem Melchior v. Steiner, Chef des Großhandlungshauses Steiner und Comp. — Das neue Schloß Dietrichstein liegt im villacher Kreise in Illyrien, auf einer Landspitze, der Ruine der alten Burg Dietrichstein gegenüber.

Dietsch (Barbara Regina), eine geschickte Malerin aus der berühmten Künstlerfamilie d. N., geb. zu Nürnberg den 22. Sept. 1716. Ihr Vater wies sie an, die Natur in Vögeln, Blumen und Insekten nachzuahmen und getreu mit Wasserfarben darzustellen. Den Ruf als Cabinetmalerin an manche Höfe verbat sie sich und zog Freiheit und Ruhe im Schoße ihrer Eltern und Geschwister allem auswärtigen Glanze vor. Sie malte noch 2 Jahre vor ihrem Ende, obgleich sie schon 1775 der Schlag an einer Seite gelähmt hatte, und starb den 1. Mai 1783. Ihre meisten Stücke sind nach England gegangen. Nach ihren Originalien erschien zu Nürnberg (1772—75) eine Sammlung meist inländischer gefangener Vögel, welche in Kupfer gest. und mit natürlichen Farben sehr genau ausgemalt sind, auf 50 Taf. nebst Text. — Ihre nicht weniger berühmte Schwester, Margaretha Barbara, geb. den 8. Nov. 1726, starb im Oct. 1795. Sie malte Blumen, Vögel und Früchte, und ägte auch einige Blumen sehr nett in Kupfer. Ihre meiste Zeit wandte sie auf ein Werk, in welchem sie alle in der Gegend von Nürnberg wachsende fruchttragende Kräuter, Stauden und Bäume, in Zweigen mit ihren Blüten und Früchten, der Natur getreu, in saubern Kupferstichen darstellte. Die Abbildungen verrathen sehr vielen Fleiß. Sie trug gleiche Sorge für den Stich und für die Illumination. Jede Lieferung enthält 6 Bl. Fol. Sie erschienen in derjenigen Ordnung, wie die Früchte von Zeit zu Zeit von der Natur hervorgebracht werden. Schreiber hat den Text dazu geliefert.

Diffamation, die Verbreitung einer übeln Nachricht gegen Jemand (diffamatorische Schrift, Schmähschrift), besonders aber auch schon das Berühmen mit einem Ansprüche gegen Jemand. Gegen die Regel, daß man Niemand zu gerichtlicher Verfolgung seines Rechts nöthigen kann, hat nach Analogie einer Stelle

des römischen Rechts Derjenige, gegen welchen ein solches Gerücht verbreitet wird (der Diffamat), eine Klage (Provocation ex lege diffamari) gegen den Diffamanten dahin, daß dieser entweder seine Behauptung erweise oder für immer damit zum Stillschweigen verwiesen werde. Wegen bloß beleidigender Nachrede, ohne sich dabei einer Forderung zu berühmen, concurrirt die Diffamationsklage mit der Injurienklage.

37.

Differenzialrechnung, s. Infinitesimalrechnung.

Diffession (von diffiteren), in der Rechtssprache die Handlung, wodurch Jemand eine gegen ihn gebrauchte Urkunde, ein producirtes Instrument, für falsch und untergeschoben erklärt; daher der Diffessionseid, oder der Eid, durch welchen Jemand eine Urkunde, dem Inhalt und der Unterschrift nach, abschwört. (Vgl. Recognosciren.)

Digeriren, beim Scheidekünstler oder Apotheker die Behandlung eines oder mehrer Körper, die erweicht oder aufgelöst werden sollen, indem man solche gewöhnlich gepulvert, mit einer Flüssigkeit übergossen, in einem verschlossenen Gefäße einer gelinden Wärme kürzere oder längere Zeit aussetzt, wodurch unter andern Essenzen, Elixire und Tincturen gewonnen werden.

Digesta, s. Römisches Recht.

Dignitarien (von dignitas, Dignität, Würde, Grad), Würdenträger; besonders Diejenigen, welche hohe Staats- oder Hofämter bekleiden, daher Großdignitarien, grands-dignitaires, Großwürdenträger in Frankreich, oder die hohen Reichsbeamten, z. B. die Prinzen oder Generalgouverneurs der Provinzen. Doch werden auch die hohen Hofämter, welche zum Theil von Prinzen bekleidet werden, nämlich der Grand-Maréchal du palais, Grand-Chambellan, Grand-Ecuyer, Grand-Veneur und Grand-Maitre des cérémonies, mit letztem Namen benannt. In der englischen Kirche sind Dignitarien diejenigen Geistlichen, die zwischen Bischöfen und Pfarherren in der Mitte stehen, also Archidiaconi, Decani, Praebendarii. — Dignitas heißt in der römischen Kirche ein mit einer Gerichtsbarkeit oder Verwaltung verbundenes Kirchenamt.

Dijon, ehemal. Hauptst. des Herzogth. Burgund, am Fluß Duche, jetzt Hauptst. im franz. Depart. der Côte d'Or. Sie ist groß, wohlgebaut, befestigt, und enthält mit ihren 3 Vorstädten ungefähr 22,500 E. Sie ist der Sitz eines Bischofs, zu dessen Kirchsprengel jetzt die Depart. der Côte d'Or und der Obermarne gehören, und der unter dem Erzbischof von Besançon steht. Es gab hier ehemals reiche Klöster, vorzüglich eine weibliche Cistercienserabtei, welche die Mutter aller übrigen wurde. Unter den öffentl. Gebäuden zeichnen sich der Dom und das alte weitläufige, aber gut gebaute Residenzschloß der vormaligen Herzoge von Burgund aus. Die Stadt hat Manufacturen von Mützen und Strümpfen, Spielkarten, Wollenzweiden und Wachslichtern; überdies beträchtlichen Weinhandel. Die Akademie der Wissenschaften, jetzt Gesellschaft der Literatur, Künste und Wissenschaften zu Dijon, ist 1725 errichtet und 1740 von dem Könige bestätigt worden. Außerdem hat sie eine Akademie von 3 Facultäten, eine öffentliche Bibliothek von 40,000 Bdn., ein Museum u. a. wissenschaftliche Anstalten. — Die Gegend, worin die Stadt liegt, heißt le Dijonnais. — In dem Pfarrdorfe Fontaine le Dijon, 1 Stunde von der Stadt, ist der heil. Bernhard, nachheriger Abt zu Clairvaux, geboren.

Dike, s. Ustráa und Horen.

Dilemma, Dilemm, in der Logik, ein verfänglicher und gewöhnlich bei Widerlegungen gebrauchter Schluß, in welchem ein Satz zur Voraussetzung erhoben wird, aus welchem man zwei (dann im eigentlichen Sinne Dilemma, Doppelschluß) oder mehre (Polylemma, Vielschluß) falsche und ungereimte Folgen ableitet, sodas also der Obersatz ein hypothetisches Vorderglied und ein disjunctives Hin-

terglied hat, im Untersatz ferner, die in dieser Disjunction enthaltenen Fälle oder Folgen aufgehoben werden, und dann im Schlusssatz auch das Vorderglied oder die Voraussetzung aufgehoben wird. Das Verfängliche dieses Schlusses liegt darin, daß man die möglichen Folgen, welche in demselben angenommen werden, nicht immer gleich genau übersehen und als solche prüfen kann. Der Satz z. B., Gott kann sich in seinen Entschliessungen ändern, wird durch ein Dilemma so widerlegt: Wenn Gott seine Entschliessungen änderte, so hätte er entweder nicht Alles von Ewigkeit überlegt, oder er hätte Manches nicht recht überlegt, oder er handelte nach Willkür. Nun aber ist alles Dreyes ungereimt (hier müssen die Gründe hinzugefügt werden), folglich ist es falsch, daß Gott in seinen Entschliessungen veränderlich sei.

Dilettant, nach einem italienischen Ausdrucke, der Liebhaber von Kunst und Wissenschaft, der diese jedoch nicht zu seinem Geschäfte macht; sein Vergnügen an diesen Gegenständen, sowie seine Beschäftigung damit, heißt *Dilettantismus*. Letzterer ist der Meister- und Kennerschaft entgegengesetzt, obgleich er diese oft an Wärme übertrifft.

Dillenius (Johann Jakob), Pflanzenkenner, geb. 1687 zu Darmstadt, machte sich schon vor **Linné** (s. d.) durch Untersuchungen über die Fortpflanzung der Gewächse, besonders der Kryptogamen, bekannt. Auf die Einladung des reichen Pflanzenkenners, **Wilh. Sherard**, ging er 1721 nach England, wo er theils in London, theils auf dem Landsitze seines Freundes zu Eltham lebte. Hier gab er verschiedene Werke heraus, besonders das Prachtwerk: „*Hortus Elthamensis*“ (1732), wozu er alle Abbildungen mit der größten Treue selbst gezeichnet hatte, und seine letzte Schrift über die Moose („*Historia muscorum*“), die seinem Ruhme die Krone aufsetzte. **Sherard** stiftete, wie man glaubt, eine eigne Lehrstühle der Botanik auf der Universität zu Oxford zu Gunsten seines Freundes, der auch 1747 hier starb.

Dillis (Georg), geb. in einer Einöde des bairischen Landgerichts Haag, zeigte schon in früher Jugend vorzügliche Talente. Sein Vater konnte bei einer zahlreichen Familie für die Bildung des Sohnes wenig thun. Als aber der Kurfürst, **Max III.**, von den Gaben des 6jährigen Knaben hörte, rief er ihn nach München und wollte denselben schon im 8. Jahre nach Rom senden. Die Ältern baten um diese Gnade für die Jünglingsjahre des Sohnes und überließen ihn noch den Studien, wobei er sich besonders im Zeichnen hervorthat. Allein der Kurfürst starb. Der junge **D.** wählte nun, um die Studien fortsetzen zu können, den Priesterstand, zu dem er sich im albertinischen Collegium in Ingolstadt vorbereitete. Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt fand er in angesehenen Häusern Eintritt als Zeichenmeister; zugleich studirte er die Gemälde in der Galerie. **Max, Graf v. Freising**, ließ ihn 1788 in die Schweiz und die Rheingegenden reisen, wo er mit **Ferd. Kobell** Bekanntschaft machte und von ihm in der Dimalerei Unterricht erhielt; 1790 ernannte ihn der Kurfürst **Karl Theodor** zum Inspector der Galerie. Vom **Grafen v. Rumford** ermuntert und unterstützt, unternahm er 1792 eine Reise nach Dresden und Wien, um die dortigen Kunstschatze kennen zu lernen. Dann wurde er auf des **Grafen Rumford** Veranlassung zu dem britischen Vicekönig von Corsica, **Silbert Elliot**, berufen, um Ansichten und Costumes zu zeichnen. Von dort ging **D.** nach Rom. Hier begann für seine Kunstbildung eine neue Epoche. Als nach seiner Zurückkunft 1796 die franz.-republikanischen Heere sich Baiern naheten, erhielt **D.** den Auftrag, die Gemälde und Kunstsammlungen nach Linz zu flüchten; 1797 reiste er in Gesellschaft des Lords **Ossulston** in die Schweiz und bildete sich dort als Landschaftszeichner noch mehr aus. Bei dem abermaligen Heranzücken der Heere 1800 erhielt er vom Kurf. **Max IV.** den Befehl, die Sammlungen nach Ansbach zu begleiten, wo er bei einem 17monatlichen Aufenthalte von dem preussischen Minister von **Hardenberg** sich besonderer Auszeichnungen erfreute.

1805 begleitete D. seinen jüngern Bruder Cantius, der sich der Landschaftsmalerei widmete, nach Rom. Hierauf ernannte ihn die Regierung zum öffentl. Lehrer der Landschaftsmalerei in der Akad. der Künste. Dann sandte man ihn nach Paris, um in dem dasigen Museum seine Kunststudien zu erweitern. Dort dem Kronprinzen, jetzigen König von Baiern, vorgestellt, erhielt er die Erlaubniß, denselben auf der Reise ins mittl. Frankreich und nach Spanien zu begleiten. Hier zeichnete D. alle römische Alterthümer und malerische Ansichten für das von dem Kronprinzen selbst geführte Tagebuch. 1808 beauftragte ihn der König, in Italien Gemälde zu kaufen, bei welcher Gelegenheit er das herrliche Portrait des Rafael d'Urbino bekam. 1811 schickte ihn der Kronprinz nach Verona, um die plastische Sammlung von Bevilacqua zu kaufen, welche in der vom Kronprinzen erbauten Glyptothek aufgestellt ist; auch besorgte er 1812 den Transport der in Rom für denselben erkauften plastischen Kunstwerke. 1815 ging er nach Paris, um die von den Franzosen aus München entführten Gemälde nach Baiern zurückzubringen. 1817 wurde er nach Como geschickt, um die von der Königin von England in einer Villa aufbewahrten griechischen Denkmäler zu untersuchen, und erhielt die Erlaubniß, den Kronprinzen nach Italien und Sicilien zu begleiten, wo er mit neuen Zeichnungen das Tagebuch desselben vermehrte. 1820 brachte D. die Gemäldesammlungen in den königl. Schlössern zu Würzburg und Aschaffenburg in Ordnung; 1822 wurde der schon früher mit dem Civilverdienstorden geschmückte Künstler zum Centraldirector der königl. Gemälde und übrigen Kunstsammlungen ernannt. Er gab ein „Verzeichniß der Gemälde der königl. Bildergalerie in München“ heraus (2. Aufl., München 1829). Der König, der Oberceremonienmeister Karl Graf v. Rechberg, General Graf v. Eckart, der Freih. v. Kretin u. A. sind im Besitze vorzüglicher Gemälde und Zeichnungen dieses Meisters, der in Italien u. d. N. des Giorgio Vasarese bekannt ist.

D i m e n s i o n, Ausdehnung eines Körpers nach allen Seiten; überhaupt werden Länge, Breite und Dicke Dimensionen (Richtungen) im Raume genannt. So versteht man in der Baukunst unter Dimension eines Gebäudes das Maß seiner Länge, Höhe und Breite; in den zeichnenden Künsten aber versteht man unter Dimension, welche von Proportion wohl zu unterscheiden ist, das Verhältniß der Gegenstände zu ihrer natürlichen Größe. Der Künstler wird hierbei theils durch Nothwendigkeit geleitet, theils bestimmen ihn Neigung, Kunstvermögen und äußere, zufällige Ursachen. Gewisse Gegenstände, wie Bäume, Felsen, Seen u., lassen sich schon durchaus nicht in ihrer eigenthümlichen Dimension nachbilden, und ein Decken- oder Wandgemälde erheischt ein andres Maß als eine niederländische Tabagie oder sonst ein Staffeleibild. In der Malerei kann die natürliche Dimension der menschlichen Gestalt nicht füglich überschritten werden, außer wo das Bild an einem Orte aufgestellt wird, von welchem aus die Figuren für den Beschauer wieder in ihr natürliches Verhältniß zurücktreten. Figuren über Lebensgröße haben etwas Grauenhaftes. Bisweilen entscheidet hier auch die Individualität des Künstlers. So z. B. gefiel sich M. Angelo nur in riesenhaften Gestalten, während Poussin sich gewöhnlich auf $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$ der menschlichen Figur beschränkte. Werke der Skulptur überschreiten häufig das Maß der Malerei, und mit Recht, indem hier der Mangel an belebender Farbe durch eine größere Annäherung an das natürliche Maß der Menschen und Thiere ersetzt werden muß. Hierbei ist auch noch der Standort einer Statue oder Gruppe zu beachten, sowie der Raum, inner welchem sie aufgestellt sind. Eine Bildsäule auf einem öffentlichen Plage muß bedeutend größer sein als in einem Saale, und der berühmte olympische Jupiter von Pheidias mußte in der That, bei seiner Höhe von 60 Fuß, einen seltsamen Eindruck machen, wenn die Höhe des Tempels, wie Pausanias berichtet, nur 68 Fuß betrug. Hierauf beruht das Kolossale. (S. Proportion und Perspective.)

Diner, das Mittagmahl, der Mittelpunkt der Tafelreuden, zerfällt nach der Regel in 3 Hauptgänge mit beliebigen Einschüßeln: Suppe und Vorge-richte, Fleisch und Braten, Nachtisch. Diese 3 Abtheilungen weiß die Kunst des Geschmacks mit den raffinirtesten Genüssen auszufüllen, ja die Feinschmecker alter und neuer Zeit haben diese Kunst in ein System gebracht. Sie unterscheiden diner brun und blond, wie Brunette und Blondine, je nachdem die Speisen mehr im dunklern oder hellern Colorit erscheinen, und halten ein blondes Diner für den Triumph der Kochkunst. Ein Diner muß sich eröffnen mit einer heißen Suppe, und diese wird am süßlichsten nach neuer französischer Manier servirt, sodas die ins Tafelzimmer eintretenden Gäste auf ihren Couverts die rauchende Suppe vorfinden. Dann folgt (der köstliche Effect des Kaviars ist nicht überall anerkannt) der Coup d'après, d. h. ein Spießglas feiner abstringirender Weine: Madera, Portwein &c. (nur diese und die feinen Dessertweine pflegt man in Frankreich als Regel rein zu trinken, den gewöhnlichen Tischwein aber mit Wasser zu vermischen), um die durch die Suppe erschlasten Verdauungsfibren zu stärken und mit gehöriger Kraft eine tüchtige Portion Rindfleisch zu überwältigen. Senf, Trüffeln oder pikante Gemüße erleichtern diese Arbeit und sind der Mörtel des Grundsteins, auf welchen alle nachfolgende hohe und höchste Genüsse gesetzt werden. Dann kommen kleine reizendere Zwischen- und Voressen, und hieran ordnen sich die Fische, bis der zweite Gang, die Braten mit ihrem zahlreichen Gefolge von Compots, Salaten, Saucen &c. Alles verdrängen. Hier muß der Koch seine Talente glänzen lassen, und der haut goût der Schmecker verlangt von ihm, daß er das Fleisch, zumal das Wildpret, vom Rande der Verwesung ihm vor die Zähne rücke. Die Hauptarbeit des guten Eßers ist damit gethan, und bloß zum Spaß, oder dem Wirth ein Compliment zu machen, schiffet er auf Cremen und Gelsen in das Luftgebilde des Nachtisches hinunter, wenn anders nicht der Weingott, der mit Abhub des zweiten Ganges den Antritt seines Regiments verkündet, strenges Embargo auf die Zungen legt. Butter und Käse (le biscuit des ivrognes) sind, wenn das Gebäude der Tafellust bis zum höchsten Gipfel errichtet ist, die Schlußziegel auf dem Forste des Daches; doch wird ein braver Gourmand nie verabsäumen, die Vollenbung seines Hauses mit einer Tasse schwarzen Caffees, der auch wol eine Dosis reizenden Liqueurs zugetropfelt wird, auf der Serviette zu feiern. Ein solches schulgerechtes Diner hat außer seinen natürlichen Folgen noch manche andre. Der begnügte Gast hat die Pflicht, binnen den nächsten acht Tagen dem Wirth einen Besuch, die sogenannte Visite de digestion, zur schuldigen Dankagung zu machen, und, will er bald wieder geladen sein, binnen vierzehn Tagen zu wiederholen. Dies nennen die Pariser Visite d'appétit. Ferner muß er seinen Dank dadurch ausdrücken, daß er, falls die Erwiderung der angethanen Ehre seinen Verhältnissen nicht zusagt, sein Möglichstes für die Unterhaltung der Tafel durch Anekdoten, witzige Einfälle &c. thut (in pariser Sprache payer en monnaie de singe), in jedem Fall aber unter acht Tagen nicht über den Wirth meßirt. Die Feinheit der franz. Küche verdient ihre Wechselwirkung auf den feinen Ton vollkommen, die sich in unzähligen Tafelregeln ausspricht, und macht daher Paris auch zur Centralbehörde der Leckerei. Diner par coeur nennen die Franzosen, wenn man die Zeit des Mittagmahls versäumt hat und nun den Appetit mit einem Gerichte frischen Obstes stillen muß. Diner d'ami, wenn man ohne besond. Einladung zu Mittag vorlieb zu nehmen veranlaßt wird, oder veranlaßt.

Dingliches Recht, s. Rea lrecht.

Dinte (gemeine). Dieses Schreibmaterial kann man von mancherlei Farben bereiten, doch ist die schwarze Dinte die gebräuchlichste. Ein Engländer, Lewis, gibt folgende Vorschrift: In 3 Rößeln weißen Weins oder auch Weinessigs läßt man 3 Unzen Galläpfel, eine Unze Blauholz und eine Unze grünen Vitriols eine halbe Stunde lang kochen, setzt dann 1½ Unze arabischen Gummi hinzu und

gießt die ganze Mischung, wenn das Gummi gehörig aufgelöst ist, durch ein Haarsieb. Der berühmte van Mons empfiehlt folgende Zusammensetzung: 4 Unzen Galläpfel, 2½ Unze bis zur Weiße calcinirtes schwefelsaures Eisen und 2 Pinten Wasser läßt man 24 Stunden lang in der Kälte stehen, thut 1¼ Unze arabischen Gummi hinzu, und verwahrt es in einer offenen oder bloß mit Papier leicht verstopften Flasche. Ein andres Recept ist: Man nehme ein Pfund Galläpfel, 6 Unzen arabischen Gummi, ebenso viel Eisenvitriol und 4 Pinten Bier oder Wasser. Die Galläpfel werden zerstoßen und bleiben dann 24 Stunden lang als Aufguß stehen; hierauf setzt man das gröblich zerstoßene Gummi hinzu und läßt es auflösen; nachdem thut man den Vitriol zur Masse, der diese sogleich schwarz färbt, und seht sie endlich durch ein Haarsieb. Im Allgemeinen gilt die Bemerkung, daß die ungekochten Dinten dem Verschimmeln weniger ausgesetzt sind als die gekochten. Eine gute rothe Dinte erhält man nach folgendem Recept: Ein Viertelpfund des besten Fernambuchholzes wird mit 2 Loth gestoßenen Alauns und ebenso viel Weinsteinrahm in einem Maß Wasser bis zur Hälfte eingekocht, und in der noch warmen Brühe Zucker und gutes arabisches Gummi, von jedem 2 Loth, aufgelöst. Blaue Dinten geben mit Alaunerde abgestumpfte und mit Gummi versezte Indigoauflösungen. Grüne Dinte erhält man aus Grünspan, destillirt mit Weinessig und mit etwas Gummi vermischt. Safran, Alaun und Gummiwasser geben eine gelbe.

D i n t e n (sympathetische), Flüssigkeiten, ohne alle, oder doch ohne merkliche Farbe, mit welchen sich eine unsichtbare Schrift auftragen läßt, die man nach Belieben durch gewisse (jeder Art von sympathetischer Dinte eigne) Mittel sichtbar machen kann. Schon Dvid ertheilt den unter strenger Aufsicht gehaltenen Mädchen, die gern an ihre Liebhaber schreiben möchten, den Rath, die Schrift mit frischer Milch aufzutragen, und wenn sie getrocknet, Kohlenstaub oder Ruß darüber zu streuen. In den neuern Zeiten hat die Chemie viele und bessere Dinten dieser Art verfertigen gelehrt. Wenn man grünen Vitriol in Wasser auflöst und etwas Alaun dazu setzt, um zu verhüten, daß der gelbliche Eisenniederschlag nicht niederfalle, welcher, dafern die Säure nicht die Oberhand hat, allezeit zu entstehen pflegt, so kann man mit dieser Auflösung eine unsichtbare Schrift aufsetzen, die sehr schwarz erscheint, wenn man sie mit einem gut gefättigten Galläpfelaufguß befeuchtet. Man kann auch aus der gemeinen schwarzen Dinte eine sympathetische verfertigen. Zu diesem Zwecke benimmt man ihr durch beigemischte Salpetersäure die Farbe. Die Schrift, die man damit aufträgt, kommt zum Vorschein, wenn man sie mit aufgelöstem flüssigem Alkali befeuchtet. Die berühmte Dinte, die in der Kälte unsichtbar, aber nach einer mäßigen Erwärmung sichtbar ist, kann man auf eine ziemlich leichte Art verfertigen. Man nimmt dazu die in Materialhandlungen käufliche Zaffer, Saffera (s. *Schmalte*), und zieht daraus vermittelst der Digestion in Königswasser Das aus, was die Säure davon auflösen kann, d. h. die metallische Erde des Kobalts, welche bei der Verglasung das Blau gibt; dann verdünnt man diese Auflösung mit etwas Wasser, damit sie nicht durch das Papier schlage. Die Schrift von dieser Dinte ist unsichtbar, erscheint aber schön grünblau, wenn man sie auf einen gewissen Grad erhitzt. Sobald sie wieder erkaltet, verschwindet sie gänzlich, und so kann man sie durch wechselseitige Erhitzung und Erkältung bald sichtbar, bald unsichtbar machen. Nur muß man sich hüten, sie nicht mehr zu erhitzen, als zur Sichtbarmachung nöthig ist, weil sie sonst immer sichtbar bleibt. Mit dieser sympathetischen Dinte kann man Landschaften zeichnen, in denen die Bäume und die Erde ihren Schmuck, das Grün, durch den Winter verloren haben, und die sich, wenn man will, in Frühlinglandschaften verwandeln müssen, sobald man sie einem gehörigen Grade von Wärme aussetzt. Man hat diesen Einfall schon auf Feuerschirmen ausgeführt.

Dinter (Gustav Friedrich), Pädagog, geb. 1760 zu Borna, wo sein Va-

ter Gerichtsdirector war, besuchte die Fürstenschule zu Grimma und die Universität zu Leipzig, wo er 1783 Magister ward. Nachdem er als Pastor zu Kitzscher bei Borna junge Leute zu Landschullehrern vorbereitet hatte, kam er 1797 als Director des Schullehrerseminariums nach Friedrichsstadt bei Dresden, vertauschte 1807 diese Stelle mit dem Pastorate zu Görnitz bei Borna, und ward 1817 königl. preuß. Consistorial- und Schulrath zu Königsberg und D. der Theologie. Um die Bildung vieler Landschulen, besonders im Königreich Sachsen, erwarb sich D. unbestrittene Verdienste, indem er bei unermüdblichem Fleiße die Gabe einer nicht gemeinen Klarheit und stete Berücksichtigung des Praktischen beim Unterrichte besaß. Seine Schriften, welche größtentheils ohne Vorsetzung seines Namens erschienen sind, umfassen mehre Gegenstände der Unterrichtskunst, des theoretischen und praktischen Schulwesens und der Volksbildung überhaupt. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit: „Erlärender und ergänzender Auszug aus dem breschner Katechismus“ (Neustadt a. d. Orla 1800, 12.); derselbe mit beigelegten Spracherklärungen (1801, 5. Aufl. 1815). (Weide u. d. L.: „Glaubens- und Sittenlehre des Christenthums“.) Diesen folgten: „Die vorzüglichsten Regeln der Katechetik, als Leitfaden beim Unterrichte künftiger Lehrer in Bürger- und Landschulen“ (1802, 4. Aufl. 1818); „Die vorzüglichsten Regeln der Pädagogik, Methodik und Schulmeisterflugheit“ (1806, 3. Aufl. 1818); „Anweisung zum Gebrauche der Bibel in Volksschulen“ (1814 u. 1815, 2 Thle., 2. Aufl. 1816). Nächstdem schrieb er: „Matvina, ein Buch für Mütter“ (1819, 3. Aufl. 1828); „Unterhaltungen über die Hauptstücke des lutherischen Katechismus“; Schulverbesserungspläne; Rechnungsaufgaben, auch vergl. für preuß. Landschullehrer; Anweisungen zum Rechnen; Auswendiglernenreien für Rechenschulen; Schulgebete zu allen Jahreszeiten; Schulgebete für Bürger- und Landschulen; Gedächtnisübungen, mehre Schulschriften und Vorlesungen, als: „Ein gründliches Studium der alten Classiker ist kräftiges Gegengift gegen die Schwärmerei unserer Tage“ (1818). Im J. 1803 gab er heraus: „Kleine Reden an künftige Volksschullehrer“ (4 Bde., 1803—5, neue Aufl. 1820). In der neuen Ausg. dieser gehaltvollen, mit hellem theologischen Blicke verfaßten Reden hat sich D. als Verf. genannt. Auch schrieb er: „Predigten zum Vorlesen in Landkirchen“ (2 Thle., 1800, 2. Aufl. 1810). Seine „Predigten über die im Königr. Sachsen, statt einiger bisher gewöhnlichen eingeführten Sonntageevangelien zum Vorlesen“ (1815) enthalten einen Schatz heilsamer und der Beherzigung des Landmanns werther Wahrheiten, erfodern aber, wenn sie gehörig vorgelesen werden sollen, einen nicht gemeinen Leser. Auch in Königsberg fährt dieser unermüdet thätige Mann fort, sich um das Schulwesen verdient zu machen, wie s. „Schullehrerconferenzen“, die „Schullehrerbibel“, die große Aufmerksamkeit u. Tadel erregte, das „Alte Test.“ (5 Thle., 1828), das „Neue Test.“ (4 Thle., Neustadt a. d. Orla 1815, 3. Aufl. 1828) u. a. m. beweisen. Alle Dinter'sche Schriften beurkunden den hellsehenden, praktischen Volkslehrer. Siehe „G. F. Dinter's Leben, von ihm selbst beschrieben“ (Neustadt a. d. O. 1829).

11.

Dio Cassius, geb. zu Nicäa in Bithynien um 155 nach Chr., wird von Andern auch ein Römer genannt, weil er das römische Bürgerrecht bekommen, unter Pertinax und dessen 3 Nachfolgern viele Ehrenämter in Rom bekleidet und sich lange daselbst aufgehalten hat. Er beschrieb in 80 Büchern, wovon wir leider nur das 36. bis 54. Buch, jedoch vollständig, das Übrige im Auszuge des Xiphilinos besitzen, die römische Geschichte von Aneas Ankunft in Italien bis 228 n. Chr., und widmete dieser Arbeit 22 Jahre. Er hat das Verdienst, die Begebenheiten chronologisch geordnet, und sofern er sie selbst erlebt, richtig angegeben zu haben, zeigt sich aber dabei oft ungerecht gegen große Männer, abergläubig, schmeicheln und voll Sklavensinn; sein rhetorischer Styl ist der Geschichte nicht angemessen. Herausgegeben von Reimarus (Hamburg 1750—52), überf. von Wagner und Penzel.

Dioeces (*Dioicēsis*, *Dioekesis*): 1) Statthalterschaft. Nach Strabo war schon unter August und Tiber wenigstens in Asien die Eintheilung des römischen Reichs in Dioecesen gebräuchlich. Späterhin theilte Konstantin das ganze Reich in 14 Dioecesen, welche zusammen 120 Provinzen enthielten. Jeder Provinz war ein Proconsul, und jeder Dioeces ein Reichsvicar (Stellvertreter des Kaisers) vorgefetzt. 2) Kirchsprengel, in der christl. Kirchenverfassung, bei den Katholiken ein Landesbezirk, der in kirchlichen Angelegenheiten der Gerichtsbarkeit eines Erzbischofs oder Bischofs unterworfen ist; bei den Protestanten die sämtlichen Pfarreien, welche unter Aufsicht eines Superintendenten stehen. Diese Einrichtung schreibt sich aus der Zeit Konstantins (4. Jahrh. nach Chr.), des römischen Kaisers, her, der die christliche Religion zur Staatsreligion machte. — *Dioecesanus*, nicht nur Derjenige, der an einem Orte die bischöfliche Gerichtsbarkeit hat, sondern auch jeder Geistliche in einer Dioeces.

Dioctetian (C. Valerius), mit dem Beinamen Jovius, von niedriger Geburt, ward 284 nach Chr. vom Heere zum römischen Imperator erklärt. Er war gegen die Feinde glücklich, schlug den Carinus in Möstien (286), besiegte die Alemannen und machte sich durch seine Güte sehr beliebt. Doch nöthigten ihn die neuen Empörungen und Angriffe auf das römische Reich, sich Mitregenten zu wählen, nämlich den (M. Aurel. Valerius) Maximianus (286), einen herrschsüchtigen, rauhen und grausamen Krieger, der, während D. im Morgenlande gegen die Perser glücklich war und dann in Deutschland bis an die Quelle der Donau drang, in Gallien siegte; später (292) auch den C. Galerius, sowie Maximian den Konstantius (Chlorus) zum Cäsar wählte. So war das Reich in 4 Theile getheilt. So lange D. wirkte, der auch Ägypten wieder einnahm, dauerte die Übereinstimmung; allein dieser legte (305) zu Nikomedien die Kaiserwürde nieder, in demselben Jahre auch Maximian zu Mailand. D. zog sich nach Salona in Dalmatien (s. b.) zurück, vergnügte sich mit Gärtnerarbeit und lebte in ungestörter Ruhe bis 313. Er hatte die unumschränkte Herrschaft gegründet, welche die Konstantinische Familie nur besetzte.

Diodorus, aus Argyprium in Sicilien gebürtig, daher Siculus genannt, ein berühmter Geschichtschreiber unter Julius Cäsar und August. Um seinem Geschichtswerke, an welchem er 30 J. arbeitete, die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu geben, bereiste er einen großen Theil von Europa und Asien. Der größte Theil dieser Geschichte, die er historische Bibliothek nannte, und in welcher er die pragmatische Behandlung mit der rhetorischen nach dem Muster des Theopompus und Ephoros verband, ist leider verloren gegangen. Sie bestand aus 40 Büchern, war vorzüglich genau abgefaßt und enthielt die Geschichte fast aller Völker der Erde. Wir haben davon nur die Bücher 1 — 5 und 16 — 20 übrig behalten. Die besten Ausg. sind von Wesseling und Eichstädt, mit Heyne's Commentar (Zweibrücken und Strasburg 1793 — 1807, in 11 Bdn.). Verdeutschte von Stroth, Kaltwasser und Wurm. Ludw. Dindorf hat zu s. Handausg. des Diod. (4 B.) die *Excerpta Vaticana Diodori Bibliothecae historicae* L. VII — IX und XXI — XL, mit U. Majo's Anm., in der Lesart berichtigt, herausgeg. (Lpz. 1828).

Diogenes aus Sinope, einer Stadt am Pontus, im 4. Jahrh. vor Chr., der berühmteste unter den cynischen Philosophen. (S. Cyniker.) Da er mit s. Vater, den man der Münzverfälschung angeklagt hatte, aus s. Geburtsorte verbannt worden, ging er nach Athen und bat den Antisthenes, ihn zu s. Schüler anzunehmen. Erst nachdem dieser den Dringenden abzuweisen selbst mit Schlägen vergeblich gesucht hatte, ward ihm seine Bitte gewährt. D. widmete sich ganz dem Unterrichte s. Lehrers, dessen Grundsätze er halb noch erweiterte. Er verachtete nicht nur, wie dieser, alles philosophische Wissen, und eiferte gleich freimüthig ge-

gen das Sittenverderbniß seiner Zeit, sondern er trieb zugleich die eigne Anwendung seiner moralischen Lehren bis aufs Äußerste. Antisthenes's finsterner Ernst mißfiel; D. hingegen verstand mit Heiterkeit und Wit seinen Zeitgenossen ihre Thorheiten zu zeigen, und war daher geschickter, ein Sittenlehrer des großen Haufens zu sein, so wenig er auch in der That besserte. Zugleich wußte er s. Grundsatz, alles Entbehrlichen sich zu entäußern, auf die ungewungenste Art anzuwenden. Er lehrte, der Weise müsse, um glücklich zu sein, sich unabhängig vom Glücke, von den Menschen und von sich selbst zu erhalten suchen; zu dem Ende müsse er Reichthum, Ansehen, Ehre, Künste und Wissenschaften, und alle Unnehmlichkeiten des Lebens verachten. Er selbst wollte seinen Zeitgenossen ein Muster cynischer Tugend sein. Daher unterzog er sich den härtesten Prüfungen und riß sich von jedem Zwange los. Oft kämpfte er mit dem Hunger, befreibigte ihn mit den schlechtesten Speisen, befiß sich, selbst bei Mahlzeiten, wo der größte Überfluß herrschte, der strengsten Enthaltbarkeit, und streckte s. Hand auch wol zu einem Almosen aus. Am Tage ging er ohne Schuhe, ohne Rock, mit einem langen Barte, einen Stock in der Hand und einen Quersack auf der Schulter, in Athen einher; Nachts ruhte er in einer Tonne, wiewol man dies bezweifelt hat. Allen Ungemächlichkeiten der Witterung bot er Troß und ertrug Spott und Schimpf des Volks mit der größten Ruhe. Seinen hölzernen Becher warf er, wie man erzählt, als ein entbehrliches Geräth fort, da er einen Knaben mit der Hand Wasser schöpfen sah. Nie schonte er die Thorheiten der Menschen; unerbittlich sprach er gegen alle Laster und Mißbräuche, und bediente sich dabei der Satyre und der noch furchtbarern Ironie. Das Volk und selbst die Gebildeten hörten ihn gern und versuchten ihren Wis an ihm; merkten sie aber seine Überlegenheit, so gingen sie oft in Beleidigungen über, die ihn jedoch wenig außer Fassung brachten. Oft machte er ihnen Vorwürfe über Ausdrücke und Handlungen, welche die Schamhaftigkeit empörten, und es ist daher nicht glaublich, daß er sich der Ausschweifungen schuldig gemacht habe, welche seine Feinde ihm Schuld gaben. Sein unanständiges Betragen beleidigte mehr den Weltbrauch als die Sitten, doch sind viele Anekdoten von diesem Sonderling erdichtet. Auf einer Reise nach der Insel Ugina wurde er von Seeräubern gefangen und als Sklave nach Kreta an den Korinther Xenitades verkauft. Dieser ließ ihn frei und übertrug ihm die Erziehung seiner Kinder. Sein neues Geschäft verwaltete er mit der größten Sorgfalt und lebte im Sommer gewöhnlich zu Korinth, im Winter zu Athen. Am erstern Orte war es, wo Alexander, der mit seinem Gefolge zur Staatsversammlung ging, ihn an der Landstraße in der Sonne gelagert fand, und verwundert über die Gleichgültigkeit, mit welcher der zerlumpte Bettler seiner nicht zu achten schien, sich in ein Gespräch mit ihm einließ, und ihm zuletzt die Erlaubniß gab, sich eine Gnade auszubitten. „Ich verlange weiter Nichts“, antwortete der Philosoph, „als daß du mir aus der Sonne gehest“. Erstaunt über diesen Beweis höchster Genügsamkeit, soll der König ausgerufen haben: „Wäre ich nicht Alexander, so wünschte ich Diogenes zu sein“. Ein ander Mal ging er am hellen Mittage mit einer Laterne in Athen. Auf die Frage, was er suche, antwortete er: „Ich suche Menschen“. Bei den Spartanern glaubte er die meiste Anlage zu solchen Menschen zu finden, wie er sie wünschte. Daher sagte er einst: „Menschen habe ich nirgends gesehen, aber doch Kinder zu Lacedämon“. Welches ist, fragte man ihn einst, das gefährlichste Thier? „Unter den wilden Thieren“, antwortete er, „ist es der Verleumder, unter den zahmen der Schmeichler“. Er starb, 324 vor Chr., in einem hohen Alter. Als er die Annäherung seines Todes merkte, setzte er sich in der Straße nach Olympia nieder, wo er vor den Augen der herbeiströmenden Menge mit echt philosophischer Ruhe starb. — Ein früherer Philosoph d. N., Diogenes von Apollonia, gehört zur ion. Schule. Er hielt die Luft für den Ustoff und erklärte auch das geistige Leben aus dem Athmen. Er lebte im 5. Jahrh. vor Chr. in Athen. —

Diogenes Laertius aus Cilicien, der wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr. lebte, schrieb das Leben griech. Philosophen: „Diog. Laertius de vitis, dogm. et apophtegma clarior. viror.“, 10 BÜCH. (krit. Ausg. von H. G. Hübner, mit der latein. Übers. des Ambrosius (Leipz. 1828).

Diomedes. 1) Der König der Bistonen, der alle sein Land betretende Fremde seinen menschenfressenden Rassen vorwarf. Hercules tödtete ihn und entführte die Rosse. 2) Der Held vor Troja, des Tydeus und der Deipyle Sohn, König von Argos, verlor seinen Vater früh vor Theben, war Theilnehmer des zweiten Zuges nach Theben und befand sich unter den Freiern der Helena, deren Entführung zu rächen er mit den übrigen Königen Griechenlands vor Troja entboten wurde, wo er die Aegiver, Tyrinther und andre Völkerschaften befehligte. Berwegener Muth machte ihn zu einem der ersten Helden; nach Nestor's Zeugniß übertraf er darin alle s. Altersgenossen. Von Pallas beschirmt, focht er nicht nur mit den tapfersten Feinden, viele derselben erlegend, sondern wagte sich selbst in den Kampf mit den Unsterblichen. Als Venus ihrem Sohne Aeneas gegen ihn zu Hülfe kam, verwundete er die Göttin mit dem Speere an der Hand, und würde ihr den Aeneas entrisen haben, wäre nicht Apollo zur Rettung herbeigeeilt. Aber selbst gegen diesen drang er 3 Mal kampflustig an, bis die drohenden Worte des furchtbaren Gottes ihn zurückschreckten. Von Pallas ermuntert, wandte er sich jetzt gegen den Mars, verwundete ihn in den Unterleib und zwang ihn, nach dem Olymp zurückzukehren. Auf gleiche Weise kühn in der Rathsverammlung, hintertrieb er Agamemnon's Vorschlag, Troja unverrichteter Sache zu verlassen; auch blieb er bei seiner Meinung, als Achill die angebotene Ausöhnung verweigerte. Dadurch, daß er die Pferde des Nefus erbeutete, erfüllte er eine der Bedingungen, unter denen allein Troja erobert werden konnte. Auch holte er mit Ulysses die ebenfalls zur Eroberung der Stadt nöthigen Pfeile des Hercules und den Philoktet von Lemnos herbei, und befand sich mit in dem hölzernen Pferde, durch welches endlich die Einnahme Trojas gelang. Zwar kam er glücklich in seine Heimath zurück, aber Venus verfolgte ihn mit ihrer Rache. Diese hatte der Gemahlin des Abwesenden, Agialia, eine strafbare Leidenschaft gegen den Komedes eingeflößt, und D. mußte bei seiner Rückkunft versprechen, Argos zu verlassen und bei Todesstrafe nie zurückzukehren. Er schiffte hierauf mit seinen treuesten Freunden nach Italien; doch wird von seinem Aufenthalte daselbst viel gefabelt. Bald soll er hier in einem hohen Alter gestorben, bald vom Könige Daunus umgebracht, bald auch bloß auf den nach ihm benannten Inseln verschwunden sein. Ihm wurde nach seinem Tode göttliche Ehre erwiesen.

Dion, ein Syrakusaner, der sich in der Geschichte dieses Staats einen unsterblichen Ruhm erworben hat. Er lebte zu den Zeiten der beiden Dionysen, mit denen er verwandt war, und auf die er einige Zeit hindurch vielen Einfluß hatte. Als er aber versuchen wollte, die tyrannischen Grundsätze des jüngern Dionysius durch die Lehren der Philosophie zu verdrängen, gelang es seinen Feinden, ihn bei diesem verdächtig zu machen und seine Verbannung zu bewirken. D. begab sich nach Griechenland, wo er durch seine schöne Gestalt, noch mehr aber durch die herrlichen Eigenschaften seines Verstandes und Herzens, sich so zahlreiche Anhänger verschaffte, daß er beschloß, Gewalt gegen einen Fürsten zu gebrauchen, der sanftern Lehren sein Ohr verschlossen hatte, und sein Vaterland zu befreien. Zu dem Ende schiffte er sich mit 800 Kriegern ein, landete auf Sicilien, und eilte, da Dionysius vor wenigen Tagen nach Italien gereist war, nach Syrakus, wo er unter dem Jubel der Einwohner einzog. Dionys kehrte zurück, machte einige Versuche, sein Ansehen wiederherzustellen, ward aber endlich gezwungen, der Krone zu entsagen und sich mit seinen Schätzen nach Italien zu flüchten. Aber auch D., gegen den seine Mitbürger ungerechtes Mißtrauen hegten, sah sich genöthigt, die Stadt zu verlassen. Als sich jedoch neue Unordnungen entspannen,

rief man ihn zurück, und er war eben beschäftigt, die republikanische Regierung wiederherzustellen, als ihn 354 J. v. Chr. sein verrätherischer Freund, Kallippus aus Athen, ermordete. So starb dieser Mann von erhabener Denkungsart, hohem Muthe und unerschütterlicher Vaterlandsliebe. Plato war sein innigster Freund. Sein Leben haben Plutarch und Cornelius Nepos beschrieben.

Dionäa, muscipula, Venusfliegenfalle. Diese merkwürdige Pflanze wächst in feuchten und schattigen Gegenden des nördlichen Amerika, vornehmlich in Südcarolina, wild, und hat viel Ähnlichkeit mit unserm rundblättrigen Sonnenthan (*Drosera rotundifolia*). Setzt sich ein Insekt, z. B. eine Fliege, auf die Oberfläche eines Wurzelblattes, so klappt sogleich der lappige Rand desselben zusammen und fängt das Insekt, wie in einer Falle. Die Randborsten verschließen das Blatt von der Seite und die Nebenborsten von vorn, sodas das Insekt gar keinen Ausgang findet und umkommen muß. Will man es mit Gewalt befreien, so muß man das Blatt zerreißen. Nur wenn das Insekt todt ist und also durch seine Bewegung die Theile des Blattes nicht mehr reizt, öffnet sich dieses und läßt das Insekt fallen. Die Insekten scheinen übrigens durch den süßlichen Saft, der aus den Drüsen der Blätter schwißt, angelockt zu werden. Reifen Samen hat diese Pflanze in Europa noch nicht bringen wollen.

Dione, Mutter der Venus, daher **Dionäa**, Beiname der Letztern, auch Letztere selbst.

Dionysien, so viel wie Bacchanalien, von **Dionysos**. (S. **Bacchus**.)

Dionysius von Halikarnas in Karien, ein gelehrter Kunstreicher und Lehrer der Beredsamkeit, kam etwa 30 vor Chr. nach Rom und schrieb zur Belehrung seiner Landsleute eine römische Archäologie in 20 B., worin er die ältere Geschichte und Verfassung Roms bis zum ersten punischen Krieg erzählt. Wir besitzen davon die 11 ersten Bücher, und von den übrigen einige Bruchstücke, herausgeg. nach Hudson von Reiske (Leipz. 1774 — 77, und übers. von Schaller, Stuttg. 1827 fg.). Sein 22jähriger Aufenthalt in Rom, der Umgang mit den gelehrtesten Römern und die Benutzung der ältern Annalisten machen ihn für den kritischen Geschichtsforscher sehr wichtig, wiewol seine Behandlung bedeutenden Einfluß auf die Darstellung der römischen Sagensgeschichte gehabt hat. Auch als ästhetischer Schriftsteller hat **D.** einigen Werth, nur verdienen die hierher gehörigen Werke eine kritische Sichtung. So gehört die „*Ars rhetorica*“ (herausgeg. von Schott, Leipz. 1804) nur zum Theil dem Dionysius, und ist nach ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung wahrscheinlich aus dem 3. Jahrh. nach Chr.

Dionysius der Ältere schwang sich aus gemeinem Stande zum Feldherrn, und dadurch zum Tyrannen (d. i. Beherrscher) von Syrakus (um 406 vor Chr.) auf. Die bei Eroberung Agrigent's durch die Carthager geflüchteten Agrigenter klagten nämlich die syrakusanischen Feldherren der Verrätherei an; **D.** unterstützte ihre Klagen und brachte es dahin, daß das erzürnte Volk andre Heerführer wählte, unter denen er sich selbst befand. Bald aber wußte er auch diese verdächtig zu machen und sich zum Oberfeldherrn ernennen zu lassen. In diesem Posten ward es ihm nicht schwer, mit Hülfe der gewonnenen Truppen sich der Festung von Syrakus und aller darin befindlichen Waffen und Lebensmittel zu bemächtigen; worauf er sich im 25. Jahre seines Alters zum Könige erklärte. Um seine Macht noch mehr zu befestigen, heirathete er die Tochter des Hermokrates, dessen Geschlecht in Syrakus das vornehmste war. Nachdem er einen kurzen Krieg mit Carthago geendigt und verschiedene Empörungen gedämpft hatte, sodas er sich auch andre Städte der Insel unterwarf, rüstete er sich zu einem großen Kriege gegen Carthago. Das Waffenglück, das ihm anfangs günstig war, wandte sich bald zu seinem Nachtheil. Schon wurde er in Syrakus selbst belagert, als die Pest unter den Carthagern große Verwüstungen anrichtete. **D.**, der zu derselben

Zeit eine Verstärkung von 30 Schiffen erhalten hatte, benutzte die Muthlosigkeit der Feinde, griff sie zu Wasser und zu Lande an und trug einen vollständigen Sieg davon, dem bald ein vortheilhafter Friede folgte. Auf seinen Feldzügen in Unteritalien eroberte er die Stadt Rhegium durch Aushungerung. Nach einem neuen kurzen Kriege mit Carthago lebte er eine Zeitlang in Ruhe und beschäftigte sich mit der Dichtkunst, in der er durch seine werthlosen Erzeugnisse nicht minder glänzen wollte. Er wagte es sogar, bei den olympischen Spielen um den Preis zu ringen, und schickte zu dem Ende eine feierliche Gesandtschaft und eine Menge der besten Declamatoren dahin, die seine Gedichte vorlesen sollten, aber mit aller Kunst nicht verhindern konnten, daß die Zelte des D. vom Volke niedergerissen und geplündert wurden. Noch schimpflicher wurde eine zweite, 4 Jahre nachher von ihm abgeschickte Gesandtschaft aufgenommen. Er wurde darüber fast rasend. Dennoch wollte er seinen Wahn nicht aufgeben und pflegte Dichter und Gelehrte damaliger Zeit durch Vorlesung seiner Verse zu peinigen. Endlich fing er aus Mismuth einen neuen Krieg mit den Carthagern an, um sie ganz aus Sicilien zu vertreiben; er konnte aber diese Absicht nicht erreichen und mußte einen nachtheiligen Frieden schließen. Dafür gelang es ihm jetzt, in Athen eins seiner Trauerspiele gekrönt zu sehen. Die Nachricht davon erfüllte ihn mit so unmäßiger Freude, daß er krank wurde; die Ärzte aber gaben ihm auf Anstiften seines Sohnes statt der Arznei einen Schlafrunk, der ihn nicht wieder erwachen ließ. So starb er nach einer 25jährigen Regierung. — Ihm folgte sein ältester Sohn, Dionysius der Jüngere. Um ihn von den Ausschweifungen, denen er sich ergab, abzu ziehen, machte ihn Dion (s. b.) auf die Lehren des Plato aufmerksam und stellte ihm vor, daß dieser große Philosoph allein ihn die wahre Kunst zu regieren, worauf sein und seiner Unterthanen Glück beruhe, lehren könne. Dadurch bewogen, berief D. den Plato an seinen Hof. Dieser folgte seinen dringenden Einladungen und wußte ihn wirklich zur Tugend und zu den Wissenschaften zu leiten, und überhaupt dem ganzen Hofe eine andre Gestalt zu geben. Aber eine Gegenpartei, an deren Spitze der Geschichtschreiber Phyllus stand, machte die Treue des Dion verdächtig, und bewirkte seine Verbannung. Vergebens suchte Plato seine Zurückberufung zu bewirken, und verließ endlich, nachdem er lange mit einigem Zwange zurückgehalten worden, Syrakus, als ein ausgebrochener Krieg den D. anderweitig beschäftigte. Nach geschlossenem Frieden kehrte er auf die wiederholten Bitten des Königs zurück. Auch jetzt bemühte er sich, Dion's Zurückberufung zu bewirken, aber vergeblich. Er drang daher auf seine Entlassung. D. wußte ihn dadurch zu gewinnen, daß er ihm eine scheinbare Ausöhnung mit Dion vorschlug, vermöge welcher dieser sein Vermögen ausgeliefert erhalten, dagegen aber versprechen sollte, Nichts gegen den Thron zu unternehmen. Allein auch dieses Versprechen erfüllte er nicht, und Plato verließ ihn, nachdem er mehre bittere Kränkungen erfahren. Jetzt erschien Dion und bemächtigte sich der Stadt Syrakus, in die D. erst nach Dion's Ermordung zurückkehrte. Sein Unglück hatte ihn aber nur noch grausamer gemacht. Die Vornehmsten flüchteten vor seinen Bedrückungen. Inzwischen fingen die Carthaginenser einen neuen Krieg mit Syrakus an und verbanden sich heimlich mit dem Zetas, dessen Absicht war, sich der Stadt zu bemächtigen. Allein noch verstellte sich dieser, und billigte sogar die Maßregel, bei Korinth Hülfe zu suchen. Timoleon kam mit einer Flotte nach Syrakus und vertrieb sowohl die Feinde als den Tyrannen. D., der sich ihnen ergeben hatte, wurde nach Korinth gebracht, wo er sein Brot kümmerlich mit Unterricht erwerben mußte, und in Verachtung starb.

Dionysius der Areopagit (Beisizer des Gerichtshofes zu Athen, der Areopag genannt wurde), um die Mitte des 1. Jahrh. durch den Apostel Paulus zum Christenthume bekehrt, und erster christlicher Bischof zu Athen, wo er

den Märtyrertod erlitt, ist durch die ihm beigelegten griechischen Schriften und als vermeinter Schutzheiliger Frankreichs merkwürdig. Diese wegen schwerverständlicher Mystik dunkeln Schriften über die himmlische Hierarchie, die Namen Gottes, die kirchliche Hierarchie und die mystische Theologie, nebst einer Anzahl Briefe, die durch Styl, Inhalt und historische Beziehungen augenscheinlich einen Verf. verrathen, der nicht vor der Mitte des 4. Jahrh. gelebt haben kann, kamen als Werke des D. erst im 6. Jahrh. auf verdächtige Weise zum Vorschein. Blendende neuplatonische Phantasien über das göttliche Wesen und die Ordnungen der Engel und seligen Geister, glanzvolle Schilderungen der Ceremonien des katholischen Cultus, Verherrlichungen der Hierarchie, Lobpreisungen des Mönchslebens und mystische Deutungen der Kirchenlehre gaben ihnen so großen Reiz, daß die darin vorkommenden Ungereimtheiten für den versinsierten Klerus des 7. Jahrh. kein Hinderniß mehr waren, sie fleißig zu lesen und durch Voraussetzung ihrer Echtheit den apostolischen Ursprung einer Menge viel später aufgekommener kirchlicher Gebräuche und Anstalten in ihnen erwiesen zu sehen. In Frankreich, wo ein Dionysius im 3. Jahrh. die christliche Gemeinde zu Paris gestiftet hatte, wurden sie im 9. Jahrh. begierig aufgenommen, und aus diesem Dionysius ohne Untersuchung der Areopagit gemacht, um das Alter der gallicanischen Kirche bis in das 1. Jahrh. hinaufzurücken und einen unmittelbaren Schüler der Apostel als Schutzheiligen des Reichs und Märtyrer verehren zu können. Der Gebrauch dieser oft in das Lateinische übersehten Schriften gab dem Mönchsleben in der abendländischen Kirche neuen Schwung, und zur Entwicklung der mystischen Theologie den ersten Anstoß. Engelhardt in Erlangen hat sie ins Deutsche übersezt und mit belehrenden Anmerkungen begleitet (Salzb. 1813, 2 Thle.). Das Kloster St.-Denys bei Paris, ursprünglich dem Stifter des Christenthums in Paris, nun dem Areopagiten D. gewidmet, stritt sich im 11. Jahrh. mit dem Kloster St.-Emmeran in Regensburg über die Echtheit seiner Gebeine, die beide zu besitzen meinten und vom Papste anerkennen ließen, und im 14. Jahrh. hatte eine Kirche in Paris von dem Kopfe des Heiligen noch ein drittes Exemplar. Daß aber ebensowol diese Reliquien als jene Schriften unecht sind, und D. der Areopagit weder solche Schriften hinterlassen noch je in Frankreich gelehrt habe, ist im 17. Jahrh. durch die franz. Kritiker Daille, Sirmond und Launois außer Zweifel gesetzt.

Dionysius, der Kleine (wegen seiner kurzen Gestalt), ein scythischer Mönch, der in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. Abt eines Klosters in Rom war und um 545 starb, ist als Urheber der christl. Zeitrechnung unvergesslich. Er berechnete 526 einen Ostercyclus und setzte nach den zuverlässigsten alten Angaben die Geburt Christi in das J. 753 nach Roms Erbauung. Die dadurch begründete, jetzt geltende Zeitrechnung nach Jahren seit der Geburt Christi kam erst im 8. Jahrh. öffentlich in Gebrauch. Schnellern Beifall fand seine Sammlung von Kirchengesetzen, nämlich von sogen. apostolischen Kanonen, für die römischen Bischöfe günstigen Beschlüssen der Concilien und amtlichen Briefen römischer Bischöfe seit dem Ende des 4. Jahrh., die man *Decretalen* nennt. Die Gleichstellung der letztern mit den Concilienbeschlüssen war diesen Bischöfen so schmeichelhaft, und der Inhalt der Briefe ihrer Vorgänger eine so erwünschte Aufforderung, ältere Anordnungen zu erneuern, daß diese Sammlung bald das Ansehen einer anerkannten Quelle des kanonischen Rechtes erhielt. D. war, wie sein Freund Cassiodor ihm nachrühmt, ein guter lateinischer Stylist und Kenner der griechischen Sprache, aus der er viel übersehte. Sonst weiß man von ihm nur, daß er den Aberglauben der Theopaschiten begünstigte.

Dionysos (Dionysus), s. Bacchus.

Diopfer, 1) die Schaurigen eines Astrolabiums oder andern Meßinstru-

ments, auch die mit Löchern oder Rigen versehenen, auf einem Lineale senkrecht errichteten Metallplatten selbst; 2) ein wundärztliches Werkzeug.

Dioptrik, die Lehre von den gebrochenen Lichtstrahlen oder von den Gesetzen, nach welchen das Sehen erfolgt, wenn die Lichtstrahlen, bevor sie das Auge erreichen, durch verschiedene brechende Mittel, z. B. aus der Luft erst noch durch das vordere Auge gehaltene Glas des Fernrohrs, gehen. Die Dioptrik macht also einen Theil der Optik, d. i. der Lehre vom Sehen überhaupt, aus. Sie erklärt zuerst die Lehre von der Berechnung der Lichtstrahlen überhaupt, und bestimmt hiernächst die Wege, welche dieselben nehmen, wenn sie in ebenen und krummen Flächen gebrochen werden. Hieraus leitet man die Eigenschaft der Linsengläser, die Beschaffenheit der Strahlenbrechung im menschlichen Auge, die Erscheinung des Sehens durch Linsengläser und die Zusammensetzung derselben, folglich die Theorie der Fernröhre, Vergrößerungsgläser u. dergl. Die Alten kannten diese Wissenschaft nicht. Die Naturkunde der neuern Zeit hat ihr ungemein viel zu verdanken. Durch sie, oder vielmehr durch Hülfen der Gläser, die sie bilden lehrte, sind dem menschlichen Auge Gegenstände erreichbar geworden, von denen man bis dahin Nichts ahnte. Kepler, Snellius zu Leyden, Cartesius, Newton u. A. erweiterten nicht nur diese Wissenschaft, sondern gründeten auch einen großen Theil ihrer Entdeckungen auf dieselbe. In unsern Zeiten hat vorzüglich Dollond in London durch seine wichtigen Erfindungen (s. *Chromatisch*) die Dioptrik ungemein bereichert. Kästner lieferte zuerst eine vollständige Anwendung der allgemeinen Arithmetik auf die Dioptrik. — **Dioptrisch**, was dieser Wissenschaft angemessen ist oder sich darauf bezieht. (Vgl. *Brechung der Lichtstrahlen*, *Fernrohr*, *Linsengläser*.) S. „*Dioptrica auctore Leonh. Eulero*“ (Peter sb. 1769 — 71, 3 Bde., 4.). Deutscher Ausg. durch Klügel: „*Analytische Dioptrik*“ (Leipz. 1778, 2 Bde., 4.).

Diorama, s. *Drama*.

Dioskorides (Pebanius), geb. zu Anazarbus (Cäsarea Augusta) in Sicilien, im 1. Jahrh. nach Chr., ein griechischer Arzt, der ein berühmtes Werk über die *Materia medica* in 5 Büchern hinterlassen hat. Es ist besonders für die Botanik von Wichtigkeit, da die meisten Heilmittel, von denen der Verf. spricht, aus dem Pflanzenreiche genommen sind. Außerdem werden ihm noch zwei andre Werke zugeschrieben, von denen das eine: „*Alexipharmaca*“, mit der genannten *Materia medica* als die 3 letzten Bücher derselben verbunden worden. Es handelt von den Giften der 3 Natureiche und ihren Gegengiften. Das andre führt den Titel „*Euporista*“, und handelt von den leicht zu erhaltenden Heilmitteln. Die beste Ausgabe des Dioskorides ist von Satacenus (Frankfurt 1598, Fol.), der beste Commentar von Matthioli (Vened. 1565, Fol.).

Dioskuren, Kastor und Pollux, die beiden Zwillingssöhne des Jupiter, Schutzgottheiten der Kämpfer, Reiter und Schiffer. (S. *Kastor* und *Pollux*.)

Diphthong, Doppellauter, d. i. ein Laut, der aus zwei zusammengesetzten Vocalen, Selbstlautern, besteht, oder eine Verbindung zweier verschiedenen, mit einer Mundöffnung ausgesprochenen Vocale, z. B. au, ei, eu, äu, ai; nicht aber ä, ö, ü, welche man sonst fälschlich für Diphthongen hielt, weil man wegen der ungeschicklich gebildeten Schriftzeichen irrig glaubte, daß sie aus a und e, o und e, u und e oder i hervorgegangen seien.

Diplom (von *διπλόω*, ich lege zwiefach zusammen), eigentlich ein Doppelbrief, d. h. ein Brief, der nur ein Mal zusammengelegt ist und dadurch in 2 Hälften getheilt wird. Man versteht aber allemal unter Diplom eine mit Unterschrift und Siegel beglaubigte Urkunde, in welcher Rechte, Freiheiten, Würden ertheilt werden; z. B. ein Adelsdiplom, d. h. ein Adelsbrief, eine Urkunde, in welcher der Adel ertheilt oder bestätigt wird. So auch Doctordiplom, Magisterdiplom u. dgl. m. — **Diplomatarium** ist eine Sammlung von Abschriften alter Urkunden.

Diplomatie. So hat man in den neuern Zeiten denjenigen Theil der äußern Politik genannt, welcher lehrt, durch welche friedliche Mittel die Staaten ihre gegenseitigen Verhältnisse in einen solchen Zustand bringen, und ihn unterhalten können, daß sie ihre Zwecke dadurch bei dem fremden Staat erreichen. Die Organe des Staats, welchen die Ausübung dieser Wissenschaft oder Kunst aufgetragen ist, werden Diplomaten, auch Diplomatiker, genannt. Man hat in den größern Staaten eigne Collegia u. d. N. auswärtiges Departement errichtet, deren Bestimmung es ist, die Geschäfte und Unterhandlungen zu leiten, welche auf jenen Zweck abzielen. Ein solches Departement und dessen Mitglieder müssen daher 1) die Rechte, Verhältnisse und Interessen der verschiedenen Staaten, die mit dem andern in Verbindung stehen oder in solche gerathen können, genau kennen; 2) sie müssen genau mit den Formen bekannt sein, welche Rechte, Gewohnheit und Schicklichkeit bei den Unterhandlungen mit fremden Staaten nöthig oder üblich sind. Die Geschicklichkeit, die Unterhandlungen und Geschäfte mit fremden Staaten zu betreiben, ist nun zwar eine Kunst, die sich durch bloße Theorie Niemandem beibringen läßt, aber es gibt doch gewisse Wissenschaften, ohne welche diese Kunst nicht vollkommen betrieben werden kann, welche man daher bei einem vollkommenen Diplomaten voraussetzt, und die im Departement der auswärtigen Affairen vorhanden sein müssen, wenn dessen Geschäfte zweckmäßig geführt werden sollen. Diese wissenschaftlichen Kenntnisse zusammen machen diejenige Wissenschaft aus, welche diplomatische Wissenschaften heißen. Dahin gehören: 1) das allgemeine und positive Staatsrecht; 2) das natürliche und europäische positive Völkerrecht; 3) die allgemeine Politik und insbesondere die Politik der bestehenden Staaten gegen einander; 4) die Statistik aller derjenigen Staaten, mit welchen unser Staat in Verbindung und Verkehr steht, insbesondere die genaue Kenntniß aller unter denselben bestehenden politischen und rechtlichen Verhältnisse und Interessen; 5) das Gesandtschaftsrecht und das Recht aller auswärtigen Agenten der Regierung, sowie 6) die Lehre von den bestehenden Formen und üblichen Methoden der Unterhandlungsweise zwischen auswärtigen Staaten, dem Ceremoniel und den Formen, sowol deren schriftlichen als mündlichen und persönlichen Unterhandlungen der Staatsagenten, sowol unter einander als gegen die auswärtigen Ministerien und gegen die verschiedenen Souveraine, sowie der Souveraine selbst gegen sich unter einander. Soll nun neben diesen Wissenschaften noch eine besondere u. d. N. der Diplomatie bestehen, so hat dieselbe zu zeigen, wie von allen jenen Wissenschaften ein solcher Gebrauch zu machen sei, daß dadurch die Zwecke des Staats am sichersten und dauerhaftesten erreicht werden. Da die Staaten ebenso durch das moralische Gesetz verpflichtet sind als Privatpersonen, so können der Diplomatie keine andre Grundsätze zur Basis dienen als die moralischen, und sie kann nichts Andres sein als eine aus dem Verhalten der Staaten gegen einander angewandte Moral. Die Geschichte lehrt, daß die Staaten in ihrem Verkehr unter einander sich häufig auf das schändlichste behandelt haben, indem sie sich gegen einander Alles erlauben zu dürfen glaubten, was zu ihrem Zwecke führte, so verächtlich auch die Mittel waren, welche dazu gebraucht wurden. Eine wissenschaftliche Diplomatie kann aber dergleichen Principien nicht aufnehmen, sondern muß alle ihre Maximen durch sittliche Grundsätze einschränken, wenngleich sie auch darüber viele Zwecke als nicht erreichbar aufgeben müßte. Denn die Vernunft verlangt, daß nicht nur der Zweck, sondern auch alle Mittel mit ihren Principien zusammenstimmen. Eine solche Diplomatie ist indessen bis jetzt noch in keine wissenschaftliche Form als eigne Wissenschaft gefaßt, und in der Praxis hat man auch in den neuern Zeiten öfters noch den Diplomaten ein Verfahren zu Gute gehalten, welches in allen übrigen Verhältnissen der geraden Offenheit eines Biedermannes widerspricht, und welches nur durch den Satz entschuldigt werden kann, daß Jemand kein Recht hat, von dem Andern

ein andres Betragen zu fordern, als er sich gegen ihn erlaubt. Diese Ausflucht wird freilich nicht eher wegfallen, als bis die Staaten selbst anfangen, die Tugend über Alles zu achten. Die Bearbeitung einer Diplomatie als Wissenschaft ist in diesem Sinne noch zu erwarten. Was man in Bielefeld's „Institutions politiques“ darüber findet, ist sehr unvollkommen. Die Schriften von Schwarzkopf, Koch und Martens dem Ältern, u. a. enthalten nur Sammlungen von Actenstücken, welche zur Belehrung über die zwischen den bestehenden Staaten vorhandenen Rechtsverhältnisse dienen, und sind daher zwar für den Diplomaten nützlich, ja unentbehrlich, aber sie geben keine Theorie der Diplomatie. Den Standpunkt, welchen die Diplomatie als Wissenschaft jetzt erreicht hat, kann man ersehen aus dem „Manuel diplomatique par le baron Charles de Martens“ (1822). Einen Versuch zur Theorie hat Euben in s. „Politik“ gegeben. Da er aber die Principien derselben in der Geschichte und nicht in der Vernunft sucht, so kann das Unternehmen nicht unter die gelungenen gerechnet werden, und die Ehre, eine gründliche und mit den moralischen Vernunftprincipien harmonirende Wissenschaft der Diplomatie geschrieben zu haben, ist noch zu erwerben. Vgl. Pölig's „Staatswissenschaften“, 2. U., 1828, Th. 5.

51.

Es war freilich eine Zeit, in welcher nur echte und gründliche Gelehrsamkeit, Kenntniß der alten und neuen Sprachen, der Geschichte und des Rechts Jemanden zum ausgezeichneten Diplomaten machten. Die feierlichen Reden mußten in der Sprache der Gelehrten gehalten werden, alle Verträge wurden lateinisch abgefaßt, Latein war die allgemeine diplomatische Sprache. Noch der westfälische Friedenscongreß war zugleich eine Versammlung von Gelehrten; die Namen Grotius und Pufendorf bedürfen keines Commentars. Mit Ludwig XIV. beginnt die zweite Epoche der Diplomatie, in welcher die franz. Sprache allgemein herrschend wurde; zugleich gaben Prinz Eugen von Savoyen und Villars 1715 ein Beispiel, daß der geübte Blick und die entschlossene Handlungsweise des Feldherrn zu diplomatischen Verhandlungen nicht untauglich sei. Seitdem hat wol unter dem diplomatischen Corps mancher Name gegläntzt, welcher auch in der Gelehrtenrepublik einen angesehenen Platz einnimmt (Azara, Lucchesini, Orloff, Souza, Niebuhr u. s. w.), allein dem Vorwurfe konnte die neuere Diplomatie doch nicht entgehen, daß sie sich mehr auf die kleinen Künste der Höfe, mehr auf die Kenntniß leerer Formen der Etiquette, mehr auf eine schlaue Benutzung menschlicher Schwachheiten beschränkte, als daß sie sich auf den höhern Standpunkt allgemein menschlicher oder nur wahrhaft nationaler Interessen (welche zuletzt mit jenen immer in Eins zusammenfallen) zu erheben versucht hätte. Nichtsagende Formeln von politischem Gleichgewicht oder von einer exträurten Handelsbilanz haben lange Zeit in der Diplomatie die Rolle jener großen leitenden Grundsätze von Sittlichkeit und Recht vertreten müssen, von welchen allein das wahrhaft Nützliche ausgehen kann. Während der franz. Revolution gab es überhaupt, seit dem vom Grafen Carletti unterzeichneten Frieden mit Toscana 1795, keine freien Verhandlungen mehr, sondern nur Stipulationen und trügerischen Schein von Friedens- oder Waffenstillstandschlüssen. Napoleon hatte zwar eine Ahnung von jenen höhern Gesetzen der Verbindungen unter den Völkern; aber s. Ansichten von einer großen europäischen Völkerfamilie hätten nur wahr, nicht leere Vorwände des kriegerischen Ehrgeizes und der Herrschsucht sein müssen, wenn sie der Diplomatie eine neue dauerhafte Richtung hätten geben sollen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neuern Diplomatie wird immer die Allianz vom 26. Sept. 1815 bleiben, welche ohne Zuziehung diplomatischer Agenten oder contrafirmirender Minister von den Monarchen Rußlands, Oestreich und Preussens in eigener Person abgeschlossen wurde, und da sie durchaus auf keinen eigennützigen Zweck hindeutet, mit Recht eine heilige genannt werden kann. Überhaupt ist von dem Congresse zu Wien 1814 an, das persönliche Zusammenkommen der

Monarchen eins der wirksamsten Mittel der neuesten Diplomatie geworden und hat ihr abermals einen ganz andern Charakter, als sie zuvor hatte, gegeben, obgleich vorauszusehen ist, daß sie denselben nicht anhaltend werde behaupten können. — Die Wissenschaft des diplomatischen Verkehrs behandelte schon N. de Biquefort in s. seit 1764 durch 6 Aufl. verbreit. „L'ambassadeur et ses fonctions“ (2 Bde., 4.). Mably's „Principes de négociations“ sollte s. „Droit public de l'Europe fondé sur les traités“ zur Einleitung dienen; Pacassi schrieb eine „Einleitung in die sammtl. Gesandtschaftsrechte“ (Wien 1777); Ahnert einen „Lehrbegriff der Wissenschaften, Erfordernisse und Rechte eines Gesandten“ (Dresden 1784); von Nömer eine „Einleitung in die rechtlichen, moralischen und politischen Grundsätze über die Gesandtschaften“ (Gotha 1788); von Mosham ein „Europäisches Gesandtschaftsrecht“ (Landshut 1805). Von Martens (Nesse des ehemal. Prof. zu Göttingen) das „Annuaire diplomatique“ (Leipz. 1823—25). Zur Gesch. der franz. Diplomatie enthält Glassan's „Hist. génér. et rais. de la diplomatie franç.“ (2. A., Paris 1811, 7 Bde.) gute Beiträge. Die Frage, wann die lateinische Sprache in Staatsverhandlungen durch die franz. verdrängt worden sei, beantwortet K. F. Puder: „De palma linguae latinae ab Europae civitatibus de pace, foederibus etc. publice agentibus optimo jure retribuenda“ (Breslau 1817). Unter dem großen Kurfürsten v. Brandenburg, Friedrich Wilhelm, wurde die franz. Sprache am berliner Hofe, und seit dem rastädter Frieden 1714 allmählig für die auswärtigen Angelegenheiten in den preuß. Staaten eingeführt. 37.

Diplomatik, Urkundentelehre, ist die Wissenschaft von den schriftlichen Aufträgen, welche über Rechte und Thatsachen auf eine feierliche und verbindliche Art ausgefertigt sind, und den spätern Zeiten zum völligen Beweise dienen. Sie macht einen Theil der historischen Quellenkunde aus. Nach den 3 Hauptabschnitten der allgemeinen Geschichte müßte es eigentlich eine alte, mittlere und neuere Diplomatie geben, zumal da es fast von der Zeit an, als Buchstabenschrift in Gebrauch kam, auch Urkunden gibt. Ägypter, Phönizier, Babylonier, Perser, Hebräer, Griechen und Römer, jedes gebildete Volk der alten Welt schrieb Urkunden, bewahrte dieselben in Archiven und machte von ihnen historischen, juridischen und politischen Gebrauch. Gleichwol datirt man die Diplomatie nicht so weit zurück, indem man weniger auf das Wesen als die Form, weniger auf den Inhalt als den Stoff sah. Weil man bis jetzt kein auf Pergament oder ägyptisches Papier geschriebenes Diplom hat auffinden können, welches über das 5. Jahrh. nach Chr. hinaufreichte, so hat man dies auch für den Zeitpunkt angenommen, in welchem die Diplomatie beginnt. Man hört daher höchstens von einer ältern und neuern Diplomatie sprechen: und wenn man nach jener und dieser genauer fragt, so sehen sie einander so unähnlich, daß man kaum begreift, wie man so verschiedene Dinge mit demselben Namen habe bezeichnen können. Unter der ältern Diplomatie verstand man die Wissenschaft oder Fertigkeit, die Schrift aller Urkunden und Bücher lesen, erklären, nach dieser Schrift und andern Eigenschaften über ihr wahres Alter urtheilen und sie anwenden zu können. Die neuere hingegen nannte man auch **Diplomatie** (s. d.). Die ältere Diplomatie scheint bloß dem Gelehrten, die neuere dem Staats- und Geschäftsmanne anzugehören. Jenem heißt diplomatisch, was sich auf alte Schrift bezieht, auf Urkunden, besonders öffentlichen, beruht; diesem, was sich auf die Verhandlung der vornehmsten Geschäfte im Staate oder wenigstens einen Theil derselben bezieht, ferner, was zur Gesandtschaft oder zum Amte und Geschäftskreise der Gesandten gehört. So fand zwischen Dem, was man Diplomatie auf Universitäten nannte, und Dem, was der Staatsmann so hieß, kaum eine andre Ähnlichkeit statt, als daß in beiden Alles mit der Feder ausgemacht wurde. Und in der That trennte man beide gänzlich von einander, hielt die ältere Diplomatie für einen Theil der Antiquitäten, die neuere für einen Zweig der Staatswissenschaften,

die mit jener eigentlich Nichts gemein habe, und erklärte am Ende geradezu, nur die ältere sei die eigentliche Diplomatik. Dieses Verfahren hat unstreitig s. Grund in der Entstehung der Diplomatik, deren erste wissenschaftliche Begründung durch deutsche Länderstreitigkeiten veranlaßt, in die erste Hälfte des 17. Jahrh. fällt. Unter die Ersten, durch welche wenigstens die Wichtigkeit einer solchen Wissenschaft fühlbar gemacht wurde, gehören Zyllesius, Benj. Leuber u. Conring. Während der Streitigkeiten, an welchen diese und A. Antheil nahmen, entstand der erste, freilich nur noch rohe, Versuch einer Diplomatik, deren Erfinder der antwerpen'sche Jesuit, P. Dom. Papebruch war (1675). Er, nebst P. Gfr. Henschen, bildete Regeln zur Beurtheilung der Diplome. Vielleicht weil sie strenge waren, beschuldigte man ihn der Absicht, er habe die Benedictiner und Carmeliter in den vornehmsten Stützen ihrer Güter untergraben wollen. Ungeachtet dies nun schwerlich s. Absicht gewesen, so wurde doch ein Benedictiner dadurch veranlaßt, die Diplomatik genauer zu erforschen, und so erschien das erste ausführliche und tiefer begründete Werk von J. Mabillon: „De re diplomatica libri VI.“ (Paris 1681, Fol., Suppl. 1704). In allen Ländern gewann die neue Wissenschaft, obschon es ihr nicht an Anfechtern fehlte, durch ihn immer mehr Freunde. Unter allen Werken aber, die darüber erschienen, zeichnete sich das „Chronicon Gottwicense“ (1732) aus, worin die Lehre von den innern und äußern Kennzeichen der Diplome zuerst ausgeführt wurde. Nach diesem erschienen mehre Compendien, und endlich das große Hauptwerk für diese Wissenschaft von Toussain und Tassin, zwei Ordensbrüdern Mabillon's, der „Nouveau traité de diplomatique“ (6 Bde., 4., mit 100 Kupf.), 1750—65, übers. von Abelung (Erf. 1769, 9 Bde., 4.), während fast um dieselbe Zeit Joh. Heunemann von Teutschbrunn in s. sehr schätzbaren „Commentariis de re diplomatica Regum et Imperatorum Germanicorum“ (Nürnberg 1745—49) der Urheber der praktischen Bearbeitung ward, und die Benutzung der Diplomatik für politische, kirchliche und gelehrte Zwecke zeigte. Eine völlig systematische Form aber gab dieser Wissenschaft der zweite Reformator derselben, J. C. Gatterer, der sie in 3 verschiedenen Werken behandelte. Er brachte die ganze diplomatische Theorie auf 3 Hauptwissenschaften: 1) Schriftkunde (Graphik), 2) Zeichenkunde (Semiologie), 3) Formelkunde (Formularia), und ihm folgten mit wenigen oder keinen Abweichungen Schwabe, Oberlin, Schwartner und Mureau. Nach diesen Allen erschien ein dritter Reformator, K. Traug. Gb. Schönemann, welcher zuerst die Diplomatik mit einem freien Blicke ansah und dem gemäß behandelte. Aber auch bei ihm blieben die Spuren der Entstehung dieser Wissenschaft noch sichtbar. Da sie von Streitigkeiten über Territorialgerechtfame ausgegangen war, so mußte die Aufmerksamkeit der Forscher vornehmlich auf die Gattung von Urkunden gerichtet sein, welche vor andern zur Schlichtung solcher Streitigkeiten dienen, also auf Urkunden jener Zeit, in welcher die Verfassungen der neuuropäischen Staaten und deren Verhältnisse sich bildeten, was ohne Staats- und Völkerrecht, und mithin Übereinkunft mehrerer Parteien, nicht geschehen konnte. Hierdurch wurde ein rechtlicher Zustand, rechtmäßiger Besitzstand und Anerkennung der Heiligkeit desselben begründet. Merkwürdig wurden nun Familienverträge der herrschenden Häuser unter sich, und die Verträge, welche die Regierten mit den Regierungen schlossen, und unter diesen vornehmlich die mit dem Adel und der Geistlichkeit, welche beide große Vorrechte genossen, bis späterhin, als eine Frucht der entstandenen Städte, ein freier Bürgerstand sich bildete und seine Privilegien heischte. Natürlich, daß jeder Theil mit Eifersucht die erhaltenen Gerechtfame bewachte, begreiflich aber auch, daß Mancher mit Umgehung des Rechts dieselben zu erweitern und Andre in den ibrigen zu beeinträchtigen suchte; ein Mittel dazu war die Abfassung falscher und die Verfälschung echter Urkunden. Besonders im 11. und den nächstfolgenden Jahrh.

wurden viele falsche Urkunden gemacht, viele echte verfälscht, um entweder Ansprüche darauf zu gründen, oder begründete Ansprüche zu vernichten. Es war daher Nichts so wichtig als eine möglichst sichere Kritik dieser Urkunden. Man richtete nun sein Hauptaugenmerk auf Schriftzüge und Zeichen aller Art; man nahm bloß Rücksicht auf die Form der Urkunden aus dem Mittelalter. Die ersten Forscher in diplomatischen Angelegenheiten hatten in der That nichts Angelegeneres. Die folgenden Diplomaten aber gingen nun ebenfalls bloß diesen Weg, und blieben hierbei stehen, als ob sie die Diplomatie vollständig hätten. Um aber vollständig zu heißen und Das ganz zu leisten, was man von ihr erwarten kann, durfte sie sich weder bloß mit Geometrie und Kritik der Diplome befassen, noch auf einen Zeitraum beschränken, über welchen man nicht hinausgehen wollte, da der Gebrauch der Urkunden über ihn hinausgeht, und durfte auch nicht bloß an der äußern Form derselben halten, unbekümmert um den Geist. Eine zweckmäßigere Einrichtung der Diplomatie als die bisherige scheint folgende. Die Diplomatie wird betrachtet als eine historische Wissenschaft von den schriftlichen, mit höherer Autorisation versehenen Beglaubigungs- und Bestätigungsmitteln, und der Art der Ausfertigung derselben in einem rechtlichen Zustande der Staaten unter sich und in sich, von der Zeit an, wo die ersten Keime zu einem europäischen Staatensystem und rechtlicher Verfassung der Staaten sich entwickelten, bis auf unsere Zeit. Sie würde zerfallen 1) in die allgemeine, und 2) in die besondere Diplomatie. Die allgemeine Diplomatie handelt von den Urkunden überhaupt, nach deren Äußern und Innern, von deren Ausfertigung und Ausfertigern, ihrer verschiedenen Beschaffenheit in verschiedenen Zeiten und Aufbewahrung, dem Archivwesen. Die besondere Diplomatie zerfällt in die staats- und völkerrechtliche, die kirchenrechtliche, Privatrechts- und Privatdiplomatie. Auf diese Weise umfaßt sie alle wichtige Verhältnisse eines rechtlichen Zustandes des öffentlichen und Privatlebens; auf diese Weise zeigt sich aber auch, wie die neuere Diplomatie mit der ältern durch mehr als den bloßen Namen, oder den Gebrauch der Feder zusammenhängt, wie aber auch diese neuere von noch weiterem Umfange sein müsse, als man gewöhnlich geglaubt hat. Man beschränkte sich nämlich auf die sogen. Gesandtschaftspraxis, die Geschäfte des diplomatischen Corps; allein diese macht offenbar nur einen Theil derselben aus. Da sich die Staatspraxis nämlich in die einheimische und auswärtige verzweigt, so wird es auch ebenso viele Arten urkundlicher Staatschriften geben, als Arten der Staatspraxis. Die einheimischen Staatschriften (*acta publica*) im weitern Sinne, kann man die publicistischen, die auswärtigen diplomatische in engerer Bedeutung nennen. Diesen muß man noch in kirchen- und privatrechtlichen Verhältnissen die urkundlichen Ausfertigungen und andre Schriften hinzufügen, und dann erst ist der Umfang der Diplomatie genau bestimmt. Als Hülfswissenschaften der ältern Diplomatie muß man noch hinzufügen eine diplomatische Graphik, Sprach- und Auslegungskunde und Kritik. Über die Wichtigkeit einer solchen Wissenschaft Etwas hinzuzufügen, dürfte wol unnöthig sein. Der historische Forscher weiß, welche Dienste ihm die Sammlungen völkerrechtlicher Urkunden leisten, und was Leibniz darüber Gediegenes in seiner Vorrede zum „*Codex juris gentium diplomaticus*“ gesagt hat; eine gute Benutzung von Martens's im J. 1791 begonnenen „*Recueil des principaux traités*“ (Fortf. und Ergänz. des Dumont- und Roussel'schen „*Corps universel diplomatique*“ vom J. 1761) und dem „*Supplément*“ seit 1808, fortgesetzt von Febr. Saalfeld (der 10. Bd. 1824—26, erschien Gött. 1828) wird diese Wichtigkeit außer Zweifel setzen. Vgl. Flasse's (s. d.) „*Histoire diplomatique de la France*“.

Dipodie oder Szygyie, in der Metrik ein Abschnitt des Metrums, welcher eine Verbindung von zwei Füßen enthält, z. B. ein Dijambus.

Dippel (Johann Konrad), ein Schwärmer, geb. auf dem Schlosse Frankenstein bei Darmstadt d. 10. Aug. 1673, studirte zu Gießen Theologie, dann Medicin, weil er die Fesseln der Orthodorie nicht ertragen konnte. Er irrte in verschiedenen Gegenden von Deutschland und Holland umher, hielt zu Strasburg Vorlesungen und ging endlich nach Dänemark. Hier ließ er seinen Haß gegen die Geistlichkeit so zügellos aus, daß er auf Bornholm gefangen gesetzt wurde. Als er wieder loskam, begab er sich nach Schweden und setzte sich daselbst durch glückliche Curen in solches Ansehen, daß ihn der König in einer schweren Krankheit nach Stockholm berief. Auf dringendes Ansuchen der Geistlichkeit mußte er das Reich als ein Religionspötker verlassen, ging dann nach Berleburg, und starb den 25. April 1734 auf dem Schlosse Witgenstein. In seinen frühern Jahren erschienen seine Sitten zweideutig. Bei aller Schwärmererei und Theosophie, wozu ihn das fleißige Lesen des Jakob Böhm gebracht hatte, war er einer der gelehrtesten Männer, der die Unstatthaftigkeit mancher Dogmen glücklich, aber kühn aufdeckte, und auch in der Chemie nicht gemeine Kenntnisse hatte. Er soll der Erfinder des berliner Blaus gewesen sein, wenigstens die Zusammensetzung desselben theoretisch gekannt haben. Seine zahlreichen Schriften gab er u. d. N. *Christianus Democritus* heraus.

Diptichon, *Diptychum* (griech.), bedeutet ursprünglich Dasselbe, was *Diploma*, ein zwiefach Zusammengelegtes. Die Griechen und Römer hatten nämlich unter mehreren Formen ihrer schriftl. Aufsätze auch die, daß sie metallene, elfenbeinerne und hölzerne Tafelchen von einerlei Größe aneinanderlegten, und mit einem Gelenke oder mit durchgezogenen Niegelchen befestigten, um sie bequemer tragen zu können, oder aus einer Hand in die andre gehen zu lassen. Diese heißen ursprünglich *Diplomata* oder *Diptycha*. Jene und diese Benennung erhielten in neuern Zeiten andre Bedeutungen. Die *Diptycha* wurden wichtig in der christl. Kirchenverfassung, wo man deren 3 Arten hatte: der Bischöfe, der Lebenden und der Verstorbenen. Die ersten enthielten Namen und Leben verdienter Bischöfe; beide wurden an Feiertagen verlesen, und dies gab Veranlassung zum Kanonistren. In den *Diptychen* der Lebenden standen die Namen um die Kirche verdienter lebender Päpste, Patriarchen, Bischöfe u. a. Geistlichen, Kaiser, Könige, Fürsten und anderer Großen zum Behufe des Kirchengebets; in denen der Verstorbenen waren die in dem Herrn Verstorbenen angeführt, deren auch in dem Kirchengebete gedacht ward. Außerdem findet man noch *Diptycha* mit den Namen Getaufster. dd.

Directe Abgaben, s. **Abgaben**.

Directorium, die oberste Leitung eines Geschäfts in einem gesellschaftlichen Verein und der Ausschuß oder die Personen, welchen dieselbe übertragen ist. Diesen Namen führte ein Collegium von 5 Staatsbeamten, welchem nach der dritten Constitution die vollziehende Gewalt in Frankreich übertragen worden war, und welches auch in andern Staaten, wo dieses einen herrschenden Einfluß hatte, als in der Schweiz, Holland ic., nachgeahmt wurde. Die beiden gesetzgebenden Räte erwählten die Mitglieder dazu: alle Jahre ging eins ab und wurde durch ein neues ersetzt. Das Directorium verwaltete überhaupt Alles, was die Constitution von 1791 der königl. Gewalt übertragen hatte. Die 7 Staatsminister standen unmittelbar unter ihm, und es hatte freie Macht, sie ab- und einzusetzen. Durch die Revolution vom 18. Brumaire wurde dieser Staatskörper, wie die ganze damit in Verbindung stehende franz. Constitution vom 3. III, aufgehoben. Zur Geschichte des Directoriums und des 18. Brum. sind die „*Mémoires de Gohier*“ (Paris 1824, 2 Bde.), des letzten Präsidenten des Directoriums, wichtig.

Diren, s. **Eumeniden**.

Dis, Name des *Pluto* (s. d.) und des *Hades* bei den Römern.

Dis, in der Musik, die um einen halben Ton erhöhte zweite Stufe der diatonischen Scala; gleich der um einen halben Ton erniedrigten dritten Stufe *Es*.

Conv.-Lex. Siebente Aufl. Bd. III. †

Discant, s. Sopran.

Discantschlüssel, s. Schlüssel.

Disciplin, 1) der Theil der Erziehung, welcher in der Leitung und Einschränkung gefeswidriger Neigungen und Begierden besteht, wobei der Zwang eine Hauptrolle spielt; 2) die Zucht selbst, z. B. Kriegs- und Mannszucht, daher discipliniren, zur Zucht und Ordnung gewöhnen. Sonst wurde das Geißeln und die Geißel selbst, als ein Mittel der Frömmigkeit, Disciplin genannt. In den positiven Religionen wird die Disciplin der Docten, oder den Glaubenslehren und dem Unterricht in denselben entgegengesetzt, und begreift die Kirchenzucht, d. i. die Aufsicht über die Kirchenglieder, in Beziehung auf gottesdienstliche oder religionswidrige Handlungen, und die Handhabung des Zwanges in dieser Beziehung. In dem wissenschaftlichen Gebiete nennt man so jedes besondere Fach, oder eine besondere Wissenschaft.

Discontiren, abrechnen, abziehen, wird besonders bei Wechseln gebraucht, die erst nach einer gewissen Zeit zahlbar sind, und die der Discoutant sogleich, wenn sie vorgezeigt werden, mit einem gewissen verhältnismäßigen Abzuge baar auszahlt und solchergestalt an sich kauft; oder auch gegen baare Bezahlung, mit Verlust einiger Procente, an einen Andern abtreten. Disconto ist jener Abzug. Man sagt z. B., der Disconto ist gestiegen oder gefallen, d. h. es wird ein größerer oder geringerer Abzug gegeben, welches sich nach der größern oder geringern Summe des an einem Handelsplatze umlaufenden baaren Geldes richtet. Bei der Berechnung über den Disconto wird der Tag, wo der Handel vom Mäkler abgeschlossen wird, als der erste Tag, und an Orten, wo Respecttage bei den Wechselzahlungen stattfinden, die Mitte derselben als der letzte Tag angenommen. Der Discoutant pflegt mehr auf den Acceptanten als die Indossanten oder Aussteller des Wechsels zu sehen, und überhaupt gibt es darin, wie bei Baaren, Prima-, Secunda- und Tertiapapier, d. h. der Discout richtet sich nach der auf dem Wechselplatze angenommenen Meinung von der Sicherheit des Acceptanten der zu discountirenden Wechsel. So wird auf demselben Platz und zur selbigen Zeit der eine Wechsel auf A mit 3 Proc., der auf B mit 4 Proc., der auf C mit 5 Proc., und der auf D mit 6 und mehr Procent discountirt. Beim Wechseldisconto pflegt der gewöhnliche Zinsfuß nicht beachtet zu werden. In großen Handelsstädten, die Banken haben, welche sich mit Discountiren beschäftigen, z. B. in London und Paris, hat man zwar einen festgesetzten Disconto, 5 oder 6 Proc., allein die dazu deputirten Directoren verwerfen alle ihnen nicht genügenden Acceptationen kleiner Häuser, und es ist Regel bei ihnen, daß die zu discountirenden Wechsel 3 Giri bekannter und solider Häuser haben müssen. In manchen Plätzen, wie z. B. in Amsterdam, erlaubt es die strenge kaufmännische Ehre nicht, discountiren zu lassen, sondern der Kaufmann ist verpflichtet, sein Papier (acc. Wechsel) bis zur Verfallzeit zu behalten. — Discoutobanken, Creditanstalten, bei welchen der Betrag von Forderungen, die erst späterhin fällig werden, im voraus zu erheben ist, gegen Abtretung der Forderung und Vergütung eines Zinses, welcher Disconto heißt, für den geleisteten Vorschuß. Dergleichen Banken sind dem Tauschverkehre ausnehmend nützlich, indem der Verkäufer der Forderung dadurch Capital in die Hände bekommt zu neuen Unternehmungen, und sie sind den Privatdiscoutanten vorzuziehen, da diese von jedem Vorfalle Vortheil zu ziehen suchen, jene aber in ihrem gemessenen Gange fortschreiten. Das Discoutogeschäft ist eine Leihoperation, die gewöhnlich keine weitere Sicherheit als den Glauben an die Redlichkeit und Zahlungsfähigkeit des Discoutanten gewährt. Die Fortdauer einer solchen Anstalt beruht übrigens auf der Vorsicht, Klugheit, Redlichkeit und Einsicht ihrer Verwaltung. — Discoutocasse (Caisse d'escompte) in Frankreich, eine Zettelbank, welche zu Paris 1776 von einer Gesellschaft von Privatpersonen mit einem Capital von 12 Mill. Li-

wes errichtet wurde. Während der Revolution wurde sie aufgehoben, und an ihre Stelle trat in neuern Zeiten die Banque de France.

Discordia, s. Eris.

Discretionstage, im Wechselrechte, Nachsichts- oder Fristtage, welche nach der Verfallzeit des Wechsels zugestanden werden. Sie sind nicht auf allen Handelsplätzen gleich. Amsterdam z. B. gibt deren 6, Hamburg 11, Leipzig keinen. Man nennt sie gewöhnlicher Respecttage. Man betrachtet es als ein übles Zeichen, wenn der Acceptant die Respecttage sämmtlich benützt, und es ist Sitte, den acceptirten Wechsel bei der ersten Präsentation zu bezahlen.

Discus, bei den Griechen und Römern, eine steinerne oder metallene, flach ausgehöhlte, in der Mitte durchbohrte und durch Riemen an der Hand befestigte Wurfscheibe. Das Discuswerfen gehörte zu den gymnastischen Übungen. Es wurde in den olympischen und andern Spielen für eine große Ehre gehalten, den Andern im Schleudern des Discus zu übertreffen. Perseus soll ihn erfunden haben, und Apollo tödtete damit den Hyacinth. An manchen Orten wird der Teller, worauf die Hostien bei der Consecration liegen, Discus genannt. Dergleichen auch der mittlere Theil einer Blüthe.

Disjunction, s. Urtheil.

Dispache, die Auseinandersetzung oder Vertheilung eines Seeschadens unter die zur Theilnahme verpflichteten Personen, nach demjenigen Seerechte, welchem Schiff und Ladung zur Zeit des erlittenen Schadens unterworfen waren. Die in den großen Seehäfen von der Obrigkeit zu diesem Geschäfte angeordnete Person heißt **Dispacheur**. Dieser entwirft nach Gesetzen, Herkommen, Schiffspapieren und Verklarung (dem über den Schaden aufgenommenen Protokoll) die Berechnung, und bestimmt die Ausgleichung zwischen den Versicherern, Befrachtern und andern dabei betheiligten Personen. (Vgl. *Uvarie*.)

Dispensation, die Aufhebung oder Modification eines verbotenden Gesetzes für einen einzelnen Fall, welche von der höchsten Gewalt ausgeht und so vielfacher Art sein kann, als die verbotenden Gesetze selbst sind. Sie steht, was weltliche Angelegenheiten betrifft, in monarchischen Staaten dem Regenten zu, allein da sie bei allzu häufigem Gebrauch das ganze Gesetz aufhebt, oder auch in einzelnen wichtigen Verhältnissen die Grundlagen der Staatsverfassung erschüttern kann, so gibt es constitutionelle Ausnahmen dieser Befugniß. In geistlichen (vorzüglich in Ehesachen) ist die Dispensation in der katholischen Kirche eine Sache der geistlichen Obrigkeit, des Bischofs; in den wichtigeren Fällen (z. B. von abgelegten Gelübden) aber dem Papste selbst vorbehalten. Die weltliche Regierung kann nur verlangen, daß ihre Unterthanen dergleichen nicht ohne ihr Vorwissen suchen und erhalten. In der evangelischen Kirche ist das Dispensationsrecht an die Landesherren, oder wenn diese katholisch sind, an die Staatsregierung und die von derselben eingesetzte oberste geistliche Behörde gekommen. Die Dispensation ist Gnadensache; es kann also über Verfassung derselben nie ein rechtliches Gehör verlangt werden. Sie hat ihre natürlichen Grenzen, indem sie einestheils den erworbenen Rechten Andern Nichts entziehen, daher die Ertheilung und ihre Wirkungen wol im Wege Rechts angefochten werden können, andertheils, indem sie niemals mit rechtlicher Wirkung bei solchen Gesetzen eintreten kann, welche eine schon von Natur oder nach den Vorschriften der Religion unbedingt unerlaubte und schändliche Handlung verbieten. Daher ist z. B. das Verbot der Ehe zwischen Andern und Kindern und zwischen Geschwistern einer Dispensation unfähig („Preuß. allgem. Landrecht“, Th. II, Tit. I, §. 10); ebenso würden die Dispensationen zu Mord, Diebstahl, Betrug und Andern, was schon nach dem Vernunftrechte Verbrechen ist, ohne rechtliche Wirkung sein. Der Souverain ist durch seine Eigenschaft als Regent von den Verböten der gewillkürten Gesetzgebung frei (*princeps legibus solutus est*); allein von jenen na-

türlichen Verbotten kann er sich auch nicht dispensiren, sondern nur, wenn er sie übertreißt, nicht zur persönlichen Verantwortung gezogen werden. Seine eigne Befreiung geht daher rechtlich nicht weiter, als er auch Andre dispensiren könnte, und constitutionelle Gesetze können ihn auch hierin noch mehr beschränken. 37.

Dispensatorium, ein Apothekerbuch oder Arzneibuch, worin alle Arzneimittel angegeben sind, welche in der Apotheke vorräthig gehalten werden sollen, auch die Art ihrer Zubereitung den Apothekern vorgeschrieben wird. Fast jedes Land und viele große Städte haben ihre eignen Dispensatorien, nach welchen die Apotheker sich zu richten verbunden sind.

Dispondäus, s. Rhythmus.

Disposition, s. Schlacht.

Disputation, ein von Zweien oder Mehrern zugleich mündlich, insbesondere öffentlich angestellter, gelehrter Streit, bei welchem die eine Partei (der Disponent) das Gegentheil von Dem zu behaupten sucht, was die andre (der Respondent oder Defendent) behauptet hat. Der Hauptzweck eines solchen Wettstreits sollte immer nur sein, durch methodische Aufstellung der Beweise und Gegenbeweise Wahrheit, und damit Einstimmigkeit der Meinungen herbeizuführen; der Nebenzweck, die Übung oder Bewahrung der Denk- und Sprachfertigkeit. Die Regeln des Disputirens stellt die angewandte Logik auf. — **Inaugural-** (Einweihungs-) **disputation**, eine solche, die zum Antritt einer akademischen Stelle gehalten wird. — **Habilitationsdisputation**, durch welche das Recht, Vorlesungen zu halten, erlangt wird. — **Promotionsdisputation** (pro gradu), durch welche man eine akademische Würde erwirbt. Sie werden mit oder ohne Präses, d. i. einem ältern vorsitzenden Lehrer der Universität oder Schule, gehalten. — Auch wird die beim Disputiren zum Grunde gelegte Streitschrift **Disputation** genannt.

Dissenters (wörtlich: Widersprechende, Andersdenkende), s. Anglicanische Kirche.

Dissidenten nennen seit 1736 die Polen Alle, die der herrschenden (katholischen) Religion nicht zugethan sind, aber freie Religionsübung haben: also Lutheraner, Reformirte, Griechen, Armenier, mit gänzlichem Ausschluß der Weibertäufer, Socinianer und Quäker. Schon bei Luther's Lebzeiten fand die Reformation in Polen Eingang, wurde aber unter Siegmund August's Regierung (1548 — 72) so sehr ausgebreitet, daß Viele vom Volke, und sogar die Hälfte des Senats und mehr als die Hälfte des Adels lutherisch oder reformirt waren. Der Vergleich von Sendomir 1570 verband die Lutheraner, Reformirten und böhmischen Brüder zu einer, auch für politische Zwecke vereinigten Kirche, deren Glieder durch den 1573 vom Könige beschworenen Religionsfrieden (pax dissidentium) den Katholiken in bürgerlichen Rechten ganz gleichgesetzt wurden. Aber man beging den großen Fehler, die Verhältnisse beider Religionen nicht festzusetzen, und veranlaßte dadurch die blutigsten Zwiste. Den Dissidenten wurden ihre nachher mehrmals bestätigten Rechte nach und nach entzogen, besonders 1717 und 1718 unter August II., wo man ihnen das Stimmrecht auf dem Reichstage nahm. Noch mehr verloren sie einige Jahre später (1733) unter August III.; und auf dem Pacificationsreichstage (1736) wurde sogar ein altes Gesetz erneuert, vermöge dessen jeder König katholisch sein mußte. Nach der Thronbesteigung des letzten Königs Stanislaus Poniatowski brachten die Dissidenten ihre Beschwerden auf dem Reichstage 1766 an, und wurden von Rußland, Dänemark, Preußen und England unterstützt. Rußland, welches diese Gelegenheit benutzte, seinen Einfluß in die polnischen Angelegenheiten zu erweitern, nahm sich ihrer besonders an und brachte 1767 einen Vertrag zu Stande, durch den sie der katholischen Partei wieder gänzlich gleichgestellt wurden; auch hob der Reichstag von 1768 die ihnen nachtheiligen Schlässe auf. Da aber der Krieg mit den Gegenconföderationen ausbrach, und das

Reich getheilt wurde, so ging Nichts in Erfüllung, bis endlich die Dissidenten 1775 alle Freiheiten wieder bekamen, mit Ausnahme des Rechts, auf Senator- und Ministerstellen Anspruch zu machen. Die neuern Schicksale Polens haben den Dissidenten mit den Katholischen gleiche Rechte verschafft.

Diffoanz, Zusammenklang zweier oder mehrerer Töne, deren Verbindung an sich betrachtet dem Ohre widrig ist; dann der Ton oder das Intervall selbst, welches diese Wirkung hervorbringt und, um musikalisch zu wirken, regelmäßig in ein consonirendes Intervall übergehen (aufgelöst werden) muß. (S. *Intervall u. Accord.*)

Distanz, die Weite, der Abstand oder die Entfernung eines Dinges von einem andern, welche eigentlich nach der kürzesten Linie zwischen ihnen gemessen wird. Hierbei bedient man sich gewisser gegebener Mittel, so z. B. um die Distanz der Sonne und aller Planeten von der Erde zu bestimmen, benützt man seit dem 18. Jahrh. den Vorübergang der Venus vor der Sonne. — **Distanzmeser**, ein mathemat. Instrument, durch welches man eine Distanz gleich vom Standorte aus bestimmen kann, wie z. B. der *Diafimeter* (s. d.).

Distichon, d. i. ein Doppelvers, besonders ein aus einem Hexameter und Pentameter bestehendes metrisches Zeilenpaar. So z. B. Schiller's Distichon auf das Distichon:

Im Hexameter steigt des Springquells silberne Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Da sich der Erguß der Empfindung in dem fortströmenden Hexameter, die Mäßigung in dem mit 2 fast gleichen Einschnitten versehenen, hemmenden Pentameter sehr lebendig abschildert, so ist dies Versmaß ohne Zweifel die passendste Form für die *Elegie* (s. d.), und wurde daher das elegische Versmaß genannt. Zugleich ist das Distichon zur lieblichen Einfassung einzelner kleiner Gemälde vord Gedanken und Empfindungen geeignet. Dies ist die natürliche Ursache, warum der Grieche seine Epigramme fast ausschließlich in diese Form goß; der Deutsche folgt auch hier mit glücklicher Wahl der Spur des Griechen. Die Nationen, welche das Versmaß nicht haben, nennen wol auch jedes kleine Gedicht in 2 Versen ein Distichon.

Diterich (Johann Samuel), geb. den 15. Dec. 1721 zu Berlin, zuletzt Oberconsistorialrath und Archidiaconus an der Marienkirche daselbst, wo sein Vater dasselbe Archidiaconat bekleidete. 1738 ging er, vorzüglich um Alex. Baumgarten zu hören, auf die Universität zu Frankfurt, 1742 auf die zu Halle, ward 1744 Hauslehrer, 1748 dritter Prediger an der Marienkirche und Gehülfe seines Vaters, nach dessen Tode 1751 er in die zweite und 1754 in die erste Predigerstelle oder in das Archidiaconat einrückte. 1763 ernannte ihn die Königin zu ihrem Reichsvater; 1770 ward er Oberconsistorialrath und starb am 14. Jan. 1797. D. war ein Mann von hellem Blicke und achtungswerthem Charakter, der sich auch in der Periode, als Wöllner die kirchlichen Angelegenheiten leitete, durch moralische Klugheit auf seinem Posten zu behaupten wußte und seinem Collegen, dem hyperorthodoxen H. D. Hermes (der nicht mit F. A. und Tim. Hermes zu verwechseln ist), ohne Bitterkeit die große Verschiedenheit ihrer beiderseitigen theologischen Denkart zu verstehen geben konnte. Als ihm einst bei einem Candidateneramen, da er seine Brille vergessen hatte, Hermes die seinige reichte, um die Stelle aus dem A. L., die D. hatte ausschlagen lassen, nachzulesen, äußerte D.: „Ich danke Ihnen, lieber Herr College, ich zweifle aber, daß ich durch Ihre Brille werde die heil. Schrift lesen können“. — D. machte sich verdient durch s. „Kurzen Entwurf der christlichen Lehre“ (neue A. 1781). Er hatte diesen Katechismus 1754 für seine Katechumenen aufgesetzt und 1763 vermehrt, 1772 aber u. d. L.: „Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu“ (neue Ausg. 1788), herausgegeben. Dann schrieb er: „Andachten für Christen, welche zum heil. Abendmahl gehen“ (1775). Zweiundvierzig von ihm gedichtete Lieder sind größtentheils in unsere neuen Ge-

sangbücher (s. d.) aufgenommen, sowie 26 Nachahmungen alter Lieder, und viele Umschmelzungen älterer Lieder. Durch eine Sammlung, an welcher seine Kollegen Kirchhof und Bruhn einigen Antheil hatten, die er u. d. T.: „Lieder für d. öffentl. Gottesdienst“, 1765 herausgab, und die zufolge eines königl. Rescripts neben dem Porst'schen alten Gesangbuche bei dem öffentlichen Gottesdienste in Berlin gebraucht wurde, veranlaßte D. die Gesangbuchveränderung in Deutschland. Auch zur Ausarbeitung des neuern berliner Gesangbuchs, von 1780, ward er von Spalding und Keller, welche damit beauftragt waren, zu Rathe gezogen. Endlich schäht man noch sein „Gesangbuch für die häusliche Andacht“ (Berlin 1787). 11.

Dithyrambus, Beiname des Bacchus, weil er 2 Mal geboren worden sein sollte, ein Mal von s. Mutter Semele, und dann aus der Hüfte s. Vaters Jupiter, oder weil ihm mehre Mütter gegeben wurden. Dann ein Gedicht zur Ehre des Gottes an seinen Festen gesungen. Da man diese Feste mit allem Übermuth feierte, der dem trunkenen Gott gefallen mußte, so konnte es nicht fehlen, daß auch der zu diesem Gottesdienste gehörende Dithyrambus eine Art trunkener Raserei athmete. Daher kühnere Bilder u. Wortverbindungen; je mehr scheinbare Unordnung, je näher der Kühnheit des Trunkenen, desto dithyrambisch wahrer. Nach der wilden phrygischen Tonart ward er in Chören gesungen. Arion aus Methymnä, auf der Insel Lesbos, wird für den Erfinder gehalten; in die öffentlichen Spiele führte ihn zuerst Lasos aus Hermione ein. Endlich bezeichnet auch ein dithyrambisches Gedicht ein lyrisches Gedicht von wilder, stürmender Begeisterung, wie viele Oden des Pindar.

Ditters von Dittersdorf (Karl), geb. zu Wien 1739, einer der beliebtesten und vielleicht der erste unter den komischen Theatercomponisten unserer Nation, voll Charakter, Laune, naiver Erfindung, Gewandtheit in der musikalischen Declamation und Behandlung seiner Texte, selbst Dichter. Zwölf J. alt, zeigte er sich schon als Künstler auf der Violine. Der berühmte Hornist Huboczek empfahl ihn dem Fürsten von Hilburghausen so, daß dieser den jungen Künstler unter seine Pagen aufnahm und ihm den sorgfältigsten musikalischen Unterricht geben ließ. Lange blieb er am Hofe s. Wohlthäters. Eine Verbindung mit Metastasio wurde Ursache, daß er zum Hoftheater nach Wien ging. Darauf begleitete er Glück nach Italien, und trat nach s. Rückkehr in die Dienste des Bischofs von Groß-Wardein in Ungarn. Bisher hatte er nur Instrumentalmusik gesetzt; auf Metastasio's Antrieb componirte er jetzt 4 Dratorien desselben, die großen Beifall fanden. Zugleich fing er an, für ein kleines Theater zu arbeiten, das der Bischof errichtet hatte. Er war 30 J. alt, als er eine Reise durch Deutschland machte und einige Monate bei dem Fürstbischof von Breslau verweilte. Dieser ernannte ihn 1770 zum Forstmeister und 1773 zum Landeshauptmann von Freyenwaldbau. Zugleich verschaffte er ihm ein kaiserl. Adelsdiplom, vermöge dessen er s. Namen Ditters den Namen von Dittersdorf hinzufügte. Unter s. theatralischen Compositionen erwarb ihm die Oper „Der Doctor und Apotheker“, die erste deutsche, welche nach Art der ital. mit langen Finales versehen ist, und welche er 1786 aufs wiener Theater brachte, ferner „Hieronymus Knicker“ und „Das rothe Käppchen“ ausgezeichneten Beifall. Sogar die Italiener haben s. deutschen Musik italien. Text untergelegt, und s. Opern wurden in Italien mit Beifall aufgeführt. Er starb, nachdem er 2 Jahre vorher mit 500 Gldn. Pension zur Ruhe gesetzt worden war, in ziemlich bedrängten Umständen auf der Herrschaft des Freih. Ignaz von Stülfried, den 1. Oct. 1799. Seine Selbstbiographie, zum Besten s. hinterlassenen Familie (Leipz. 1801), gibt anziehende Aufschlüsse über ihn und mehre Componisten.

Divan, **Diwan**, 1) das höchste Staatscollegium bei den Türken. (S. Desman. Reich.) Auch ist einem jeden Pascha ein Divan zur Seite gesetzt. 2) In der Türkei, ein von der Erde einen Fuß hoch erhobenes Gerüste, welches man in allen Sälen der Paläste und den Zimmern der Privatpersonen findet. Diefes Ge-

rüste ist mit einer kostbaren Tapete bedeckt, nebst vielen gestickten Kissen, welche an die Wand gelehnt sind. Auf diesem Divan ruht der Herr des Hauses und nimmt die Besuche an. Daher werden eine Art Sopha bei uns ebenfalls Divan genannt. 3) Nennen die Araber, Perser und Türken eine vollständige Sammlung gewisser lyrischer Gedichte, welche bei ihnen Gaseln heißen und das Eigenthümliche haben, daß ein einziger Reim durch das ganze (nie über 14 Strophen lange) Gedicht durchgeführt ist, Divan. Vollständig ist eine solche Sammlung nach ihren Forderungen, wenn sie ebenso viel Abschnitte hat, als ihr Alphabet Buchstaben, und in jedem Abschnitte sich wenigstens ein Gedicht befindet, dessen Reimwort mit dem zu diesem Abschnitt gehörigen Buchstaben endigt, wobei jedoch einige Buchstaben ausgenommen sind, weil mit diesen zu wenige oder gar keine Worte endigen.

Dividende, derjenige Antheil des Gewinnstes, welchen ein Actionnair, ein Theilhaber bei einer Handlungsgesellschaft, von seiner Actie, seinem eingelegten Capital jährlich oder halbjährlich erhält.

Division, eine, besonders größere, Truppenabtheilung, gewöhnlich von 2 Brigaden Infanterie oder 2—3 Brigaden Cavalerie. Daher *Divisionsgeneraal*. Auch nennt man das Zusammenstoßen von 2 Compagnien oder Escadronen oder zweier Büge einer Compagnie, z. B. beim Colonnenmarsch, zum *Deployiren*, *Division*. Daher *divisionsweise* feuern. Die Division einer Flotte ist die unter einem eignen Befehlshaber stehende Abtheilung derselben. — In der Arithmetik heißt *Division* die Rechnungsart, eine Zahl (den Quotient) oder überhaupt Größe zu finden, die mit ihren Einheiten anzeigt, wie viel Mal der Divisor in dem Dividendus enthalten ist. Ferner heißt *Divisio* in der Logik die logische Eintheilung. (S. Logik.)

Division (jur.). 1) *Divisio parentum inter liberos*, älterliche Theilung ihrer Verlassenschaft unter die Kinder. Nach römischem Rechte haben Ältern und Großältern die Befugniß, ihren bereinstigen Nachlaß ohne weitere Förmlichkeit unter die Kinder zu vertheilen. Sie bedürfen dazu keines Testaments (worin Erbensezungen enthalten sein müßten), sondern nur eines schriftlichen Auftrages, welcher entweder von ihnen oder von den Kindern selbst unterschrieben ist. Die Kinder sind dann an die Bestimmung der Theile, auch wenn sie sehr ungleich ist, gebunden, nur können sie, wenn sie nicht einmal den Pflichttheil haben, dessen Ergänzung fordern. 2) *Exceptio divisionis*, wenn Mehre sich für eine Schuld gemeinschaftlich verbürgen, so haften sie an sich nur Jeder für seinen Theil (das *beneficium divisionis*), aber häufig entsagen sie diesem Vortheil (der *exceptio divisionis*) und erklären damit, daß Jeder für das Ganze bürgen will. 37.

Djezzar, d. i. Schlächter, wegen s. Grausamkeit genannt, hieß eigentlich Achmet, war Pascha von Akré und hemmte Bonaparte's Siegeslauf in Agypten u. Syrien. In Bosnien geboren, soll er sich selbst als Sklave an Ali-Bei nach Agypten verkauft haben. Hier wußte er sich die Gunst seines Herrn in so hohem Grade zu erwerben, daß er sich vom Mamelucken bis zum Befehlshaber von Kairo emporschwang. Auf seiner fernern Laufbahn verdankte er der Treulosigkeit gegen Wohlthäter nicht weniger als seinem Muth und seinen Talenten. Als Pascha von Akré machte er sich den Rebellen so furchtbar, daß er zum Pascha von 3 Rosschweifen erhoben wurde. Bald aber zerfiel er mit der Pforte, die jedem Pascha von Unternehmungsgeist mißtraut, und eben dadurch das Streben nach Unabhängigkeit erregt. D. wußte sich durch Gewalt und List auf seinem Posten zu behaupten, ohne daß er den Befehlen von Konstantinopel aus mehr gehorchte, als ihm gut dünkte. Als Bonaparte 1799 in Syrien einfiel, gerieth D. außer sich vor Wuth, daß europäische Christen es wagten, seine Landschaft erobern zu wollen. Dieser Ingrimm steigerte seine ungestüme Tapferkeit, und unterstützt von dem emigrierten Franzosen Philippeaur, der als Ingenieur die Vertheidigung trefflich leitete, beson-

bers aber von Sir Sidney Smith, der mit einigen englischen Kriegsschiffen den nachdrücklichsten Beistand leistete, konnte D. sich rühmen, den Mann, vor dem Europa gezittert hatte, zum Rückzuge gezwungen zu haben. Er hatte späterhin blutige Fehden mit dem Großvezier und dem Pascha von Jaffa, und starb 1804.

Dobberan, Schloß u. Flecken (2200 Einw.) mit e. Amte, eine Stunde von der Ostsee, im Herzogth. Mecklenburg-Schwerin. In der Kirche sieht man die Begräbnisse der alten Herzoge von Mecklenburg und anderer Personen. Eine Viertelmeile davon zieht sich der heilige Damm, ein hoher Wall durch die Natur künstlich gebildeter u. wunderbar gefärbter Steine, weit in die Ostsee hinaus. Das Meer soll diese Steine in einer Nacht, vielleicht durch ein Erdbeben aufgeregt, ausgeworfen haben. Das vormalige Cistercienserkloster ist jetzt ein fürstliches Jagdschloß. Das eine Stunde von D. entfernte Seebad, die älteste deutsche Seebadeanstalt, ward auf Befehl des Herzogs 1793 angelegt. Nahe an der Ostseeküste liegt, umgeben von kleinern Gebäuden, das große Badehaus, welchem das Seewasser durch Pumpen und Röhren zugeführt wird. Man nimmt kalte und erwärmte Bäder; auch sind Vorrichtungen zum Regenbad, zur Mutterdouche zc. Gebadet wird in der See mittelst Badefarren mit 4 Rädern, welche die Badezeit über in der See bleiben, und aus deren innerm Raume, der zum Entkleiden dient, eine Treppe ins Wasser hinabführt. Gegen die Nacht der Meereswellen ist das Ufer durch eine Mauer geschützt. Ein hohes, schattenreiches Portal, vor dem Bade zum Ruhen u. zur Abkühlung bestimmt, mit einer schönen Aussicht auf die weite See, steht am Ufer. Nach dem Bade kann man in einem Lustwalde sich Bewegung machen. Seit 1811 ist ein Haus für 12 arme Kranke errichtet, welche die Bäder ganz frei erhalten. Da nur wenige Curgäste im Badehause wohnen können, so nehmen alle andre ihre Wohnung in D., wo man sehr gutes Unterkommen findet. Für die Verschönerung D's hat der Großherzog viel gethan. Der Kamp, ein großer Platz, enthält schattenreiche Anlagen, auch einen Concertsaal. Das große Logirhaus, das zu Wohnungen für Curgäste bestimmt ist, hat einen Saal für Spiel u. Unterhaltung. Kausfchende Vergnügungen sind in das nahegelegene neue Gebäude verwiesen. Seit 1805 ist ein Schauspielhaus erbaut. In der Nähe liegen: der Park mit seinem Wasserbecken; der Jungf.enberg mit seinen Anlagen und der Aussicht auf die mit Schiffen belebte See u. landeinwärts bis Rostock; der Büchenberg, die Bademühle, die Althofers Mühle zc. Entferntere sehenswerthe Orte sind: Dietrichsbagen mit seinem Berge, einem der höchsten Hügel Mecklenburgs, von welchem aus man den größten Theil Mecklenburgs, die Ostsee mit mehren Inseln, bis Holstein überschaut; Warnemünde; der kowenter Landsee, wo man sich mit der Schwanenjagd belustigen kann u. dgl. m. (Vgl. Vogel's, „Handb. zur Kenntniß von Dobberan“, Rostock 1819.)

Dobrowsky (Joseph), Abbé, D. der Philosophie, Mitglied der k. böhm. Ges. d. Wissensch. u. a. m., war d. 17. Aug. 1753 von böhm. Ältern zu Fernet bei Raab in Ungarn geb. Er trat in den Jesuitenorden u. wurde Director des Generalseminariums zu Grabisch bei Olmütz; denn lebte er 40 J. in Prag als Erzieher, später als Hausfreund in dem größl. Nostitz'schen Hause. D. reiste viel, meistens zu Fuße; 1792 ging er mit dem Grafen Sternberg nach Stockholm, Petereburg u. Moskau, um Handschriften zu vergleichen; 1793 fg. machte er eine Reise nach Italien. S. „Literar. Nachr. von e. 1792 unternommenen Reise in Schweden u. Rußland“ (Prag 1796). D. war der gelehrteste Slawe in der östr. Monarchie. Er machte sich durch s. „Geschichte der böhm. Sprache u. ältern Literatur“ (umgearbeitete Ausg., Prag 1818), durch s. „Methodius u. Cyrillus, der Slawen Apostel“ (Prag 1823), durch s. „Slawin“ in 10 Hft. u. durch s. „Institutiones linguae Slavicae veteris dialecti“ (1822) um die Literatur verdient. Zuletzt war er mit e. kritischen Ausg. des Fornandes für die frankf. Gesellsch. für die ältere deutsche Gesch. beschäftigt; auch gab er 1827 die „Hist. de expedit. Frider. Imper. edita a quodam Clerico

Ansberto" heraus. D. starb den 6. Jan. 1829 auf e. Reise zu Brünn. S. f. Bildn. in Ritter's v. Rittersberg biogr. Skizze des Abbé Dobrowsky (Prag 1829).

Dobschütz, seit 1818 k. preuß. Generalleutnant. Nach dem Frieden von Tilsit war ihm die Auswechselfelung u. Organisation der Kriegsgefangenen übertragen; er beendete dieses Geschäft ehrenvoll und zog sich hierauf ins Privatleben auf sein Landgut bei Glogau zurück, wo er jedoch bald den ihm angetragenen Posten eines Kreislandraths übernahm. Als sich 1813 das preuß. Volk zum letzten entscheidenden Kampfe erhob, trat D. wieder in Wirksamkeit und organisirte als Divisionnaire die 2. Division der schlesischen Landwehr. Er leistete durch die geschickte u. entschlossene Behauptung der Stadt Kroffen, eines damals für die Armee in Schlesien wie für die Deckung Berlins gleich wichtigen Punktes, seinem Vaterlande einen wesentlichen Dienst, der ihm um so mehr zum Ruhme gereicht, als ihm nur sehr unzulängliche Mittel zu Gebote standen, den, sogar auf den Waffenstillstandsvertrag gestützten, Forderungen des Marschalls Victor zu widerstreben. Er wurde hierauf zum Generalmajor ernannt und übernahm nach dem Waffenstillstande das Commando über die zum 4. Armeecorps gehörige Reserve bei Berlin, trug in dieser Eigenschaft bei der Schlacht von Großbeeren sehr viel zur Behauptung der auch für die Erhaltung Berlins so wichtigen Position von Blankenfelde bei, befehligte in dem Zeitraume zwischen dieser Schlacht und der von Dennewitz eine detachirte Aufstellung in der Gegend von Zahne und vertheidigte sich, von feindlicher Übermacht mehrmals angegriffen, tapfer, nahm an der Schlacht von Dennewitz durch die Vertheidigung der Höhe von Jüterbogk den rühmlichsten Antheil und lieferte endlich den Franzosen bei der Verfolgung nach dieser Schlacht am 19. Sept. bei Mühlberg ein glückliches Gefecht, in welchem 3 franz. Chasseurregimenter fast vernichtet wurden. Am 23. Oct. übernahm D. mit s. Brigade die Einschließung von Wittenberg, verwandelte diese Ende Dec. in eine förmliche Belagerung, und nahm in der Nacht von 12. bis 13. Jan. 1814, da das Belagerungscorps schon bis auf den bedeckten Weg vorgeückt war, und der Feind die Capitulation verweigerte, die Festung mit Sturm. Nach dieser Waffenthat erhielt er den Oberbefehl über das Blockadecorps der Citadelle von Erfurt, ohne jedoch, da die Werke stark und die Kräfte zur Belagerung gering waren, etwas Ernstliches gegen dieselbe unternehmen zu können. Nach dem Frieden war D., als nach Abgang des Fürsten Repnin und des russischen Gouvernements Sachsen bis zur Rückkehr des Königs unter preuß. Verwaltung stand, Militaircommandant in Dresden; während des Feldzugs 1815 Generalgouverneur der Rheinprovinzen und nach Beendigung des Kriegs Commandeur der glogauer Division. Im Juni 1827 nahm er s. Abschied. Der König gab ihm den Titel General der Cavalerie und Pension.

Do c k e (Dockforme), 1) in der Schiffbaukunst entweder der Ort, wo die Schiffe im Hafen liegen, oder auch eine besondere Abtheilung im Hafen, wo die Kriegsschiffe und Galeeren hinter einem Baume liegen und daselbst aufgehoben, ausgebessert und kalfatert, oder neu erbaut werden. In diesen Dockenbehältern sind gemeinlich große Schleusen oder Thüren angebracht, welche das See- und Flußwasser von dem Eindringen abhalten, um ungehindert arbeiten zu können. Ist die Arbeit geendigt, und soll das Schiff ablaufen, so werden die Schleusen geöffnet, das Wasser bringt in die Docken, hebt das auf dem Stapel (Gerüste) befindliche Schiff und führt es in den Strom. Nach der Benutzung der Docke ist auch ihre Anlage. Entweder sind sie trocken und erhalten erst durch Schleusen Wasser (la forme); oder sie sind an sich voll Wasser (le bassin); oder sie werden nur durch Flußgewässer (le chantier). 2) In der Baukunst heißen Docken kleine, dicke, einen Sims oder Kranz tragende Säulen, welche zusammen ein Geländer (Dockengeländer oder Balustrade) ausmachen.

Doctorwürde. Der Name eines Doctors (Gelehrten) kam mit der Ent-

stehung der hohen Schulen auf. Die damit verbundene Würde erhielt zuerst auf der hohen Schule der Rechtsgelehrsamkeit zu Bologna zwischen 1128 u. 1137 öffentliche Gewähr, wo der berühmte Irnerius (Werner) seit 1128 die Rechte lehrte und als Lehrer der Rechte vom Kaiser bestätigt wurde. Dieser soll den Kaiser Lothar II., dessen Kanzler er war, bewogen haben, die Doctorpromotion (die mit angestellten Prüfungen verbundene Erhebung zum Doctor) einzuführen. Von der Juristenfacultät kam diese Anstalt zur theologischen, und man gibt an, daß die Facultät zu Paris dem Petrus Lombardus, der 1159 Bischof von Paris wurde, zuerst die theologische Doctorwürde ertheilt habe. 1329 wurde Wilh. Gordonio vom Collegio zu Asti zuerst zum Doctor artium et medicinae promovirt. Zu den Philosophen kam diese Würde zuletzt, weil sie sich später zu einer besondern Facultät verbanden. Doch behielten sie gewöhnlicher den Magistertitel. Die Doctorpromotionen sind feierlich und öffentlich, oder ohne Feierlichkeit (durch Diplome). Die Rangordnung ist: D. der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin und der Philosophie. Außerdem werden zu Oxford und Cambridge auch Doctoren der Musik gekrönt. Haydn erhielt von Oxford diesen Ehrentitel, sowie Romberg.

Doctrinaires. In der franz. Deputirtenkammer zeichnete sich seit der zweiten Wiederkehr der Bourbons eine kleine Zahl von Männern aus, welche sich weber zu den Anhängern der unumschränkten Gewalt noch zu den Vertheidigern der Revolution zählten. Sie stimmten mit dem damaligen Minister Decazes und bekleideten zum Theil Stellen im Ministerium, wie die Staatsräthe Camille Jordan und Royer-Collard. Ihr System bezweckte eine constitutionnelle Monarchie mit einer größern Kraft der Regierung, als die strengern Liberalen zugestehen wollten, aber auch mit mehr Beschränkung der Herrschergewalt, und besonders mit wenigern Rückschritten zur alten Verfassung, als die Royalisten verlangten. Mit Decazes traten auch sie von ihren Stellen ab, und haben sich seitdem ganz mit der liberalen Opposition vereinigt. Ihr Wortführer war besonders Royer-Collard (s. d.), ihr vorzüglichster Schriftsteller aber außerhalb der Deputirtenkammer Guizot. (S. Französische Kammer u.)

Dodona, ein berühmter, der Sage nach von Deukalion erbauter Ort in Epirus, wo eins der ältesten Drakel in Griechenland war. Das Drakel gehörte dem Jupiter, neben dessen reich ausgeschmücktem Tempel der heilige Hain war, in welchem sich eine prophetische Eiche befand. Jupiter, war die Sage, habe seiner Tochter Theba 2 Lauben geschenkt, welche die Gabe zu sprechen hatten. Diese seien eines Tages von Theben in Aegypten ausgeflogen: die eine sei nach Libyen gekommen und habe daselbst das Drakel des Jupiter Ammon gestiftet, die andre aber nach Epirus, wo sie sich auf einen Eichbaum niedergelassen und mit deutlicher Stimme den Einwohnern angedeutet habe, es sei Jupiters Wille, hier ein Drakel zu gründen. Die weissagenden Priesterinnen gaben die Aussprüche auf verschiedene Art. Bisweilen stellten sie sich nahe an den prophetischen Baum und gaben auf das Gesäusel der Blätter acht; oder sie traten auch an die nahe am Fuße des Baums entspringende Quelle und horchten auf das Geräusch des aufsprudelnden Wassers. Auch weissagten sie aus dem Geräusche, das durch das Zusammen schlagen mehrerer an den Säulen des Tempels hängender Kupferbecken entstand u. s. w.

Döderlein (Johann Christoph), Theolog, geb. am 20. Jan. 1745 zu Windsheim in Franken, wo sein Vater Prediger war, besuchte das dortige Gymnasium, bezog 1764 die Universität Altorf, verwaltete dann eine Hauslehrerstelle und ward schon in seinem 22. J. Diacon an der Hauptkirche s. Vaterstadt, wo er seine Muße dem Studium der Kirchenväter widmete. Als Schriftsteller machte er sich durch s. „Curae criticae et exegeticae“ bekannt und erhielt 1772 die letzte theologische Professur und das Diaconat in Altorf. 1782 nahm er den Ruf als zweiter Prof. der Theologie nach Sena an, wo er als Geh. Kirchenrath, D.

der Theologie und 2. Prof. der Theol. am 2. Dec. 1792 starb. Um die Exegese des N. Test., Dogmatik und Moral erwarb sich D. große Verdienste. Sein „Jesaias“ ward schon bei s. ersten Erscheinung 1775 (3. Ausg. 1789) mit großem Beifall aufgenommen. Seine „Sprüche Salomonis“ (1778) galten, vor der Erscheinung der Ziegler'schen Bearbeitung, als die beste praktische Erklärung dieses Buchs. Durch einige in Altorf studirende Ungarn bewogen, arbeitete er 1780 s. Dogmatik („Institutio theol. christ.“) aus, in welchem F. er auch die „Theol. Bibliothek“ herauszugeben anfang. Als Dogmatiker war er im südlichen Deutschland der Erste, welcher von dem ältern Lehrsysteme bedeutend abging, streng in der Wahl der Beweisstellen nach einer gründlichen Exegese verfuhr, reichhaltig in Anführung der verschiedenen ältern und neuern Meinungen, bündig und behutsam in der Beurtheilung. Jedem Lehrfasse der Dogmatik fügte er die Geschichte der Entstehung und Ausbildung desselben in gebrängter Kürze bei, und bewies auch dadurch s. kritische Bekanntschaft mit dem Kern der Literatur in der dogmatischen Theologie und Philosophie. Sein Compendium der christlichen Moral zeichnete sich durch Umfang, Auswahl, Gedankenfülle und praktische Anleitung zum Gebrauche derselben für Prediger aus. Auch s. Vorlesungen waren sehr praktisch und empfahlen sich durch einen anziehenden Vortrag. Als Prediger suchte er besonders Nührung zu erwecken. Sonntags Nachmittags unterhielt er ein Predigerinstitut bei sich, wo jeder von den anwesenden Studirenden kritische Bemerkungen über eine Predigt mittheilte, welche Döberlein mit bewundernswürdiger Treue des Gedächtnisses nicht nur wiederholte, sondern auch mit ungemeinem Scharfsinn beurtheilte. S. Hänlein's und Ammon's „Neues theol. Journal“, 1. Bd., 1. St., und Schlichtegroll's „Nekrolog“, 1792. 11.

Doge, Name des Oberhauptes in den ehemaligen italienischen Freistaaten Venedig und Genua (s. dd.). Er ward aus dem Adel, in dessen Händen die Regierung war, erwählt. In Venedig bekleidete er seine Würde lebenslang, in Genua 2 Jahre. Seine Macht war sehr eingeschränkt.

Dogma, 1) Lehrfatz, Lehrmeinung, nach A. ein synthetischer Satz in der Philosophie, der die Gewissheit in sich selbst, seinem Inhalte nach, trägt. Die Kant'sche Philosophie leugnet letztere, weil die reine Vernunft nicht über Begriffe hinausgehe. 2) Ein Glaubensfatz, eine Glaubenslehre in der Religion; daher **dogmatisch**, die Glaubenslehre betreffend.

Dogmatik, die wissenschaftliche oder systematische Darstellung der christlichen Glaubenslehren (Dogmen). Sie sammelt die in den heiligen Büchern einzeln und zerstreut vorgetragenen religiösen Ideen, entwickelt und beweist dieselben und verbindet sie zu einem Ganzen. Wer diese wichtige und schwere philosophische Wissenschaft mit Erfolg behandeln will, muß ebensowol der Auslegungskunst als auch der Philosophie kundig sein. Den ersten Versuch, die christl. Glaubenslehre vollständig und zusammenhängend vorzutragen, machte der Kirchenvater Origenes im 3. Jahrh., welchem Aur. Augustinus im 4., Iñdorus Hispalensis im 6. und Johannes von Damascus (s. D a m a s c e n u s) im 8. Jahrh. nachfolgten. Die Scholastiker im Mittelalter stellten zwar scharfsinnige Untersuchungen über Gegenstände der christl. Glaubenslehre an, versielen aber auf spitzfindige Fragen und überluden diese Wissenschaft mit unnützen Feinheiten. Daher die ungünstige Nebenbedeutung des Dogmatischen. Unter den Protestanten schrieb zuerst Melanchthon ein mit Recht noch geschätztes Lehrbuch der christl. Glaubenslehre. Seit dem vorigen Jahrh. besonders ward diese Wissenschaft von den protest. Theologen mit vielem Erfolg bearbeitet. Nach de Wette's „Bibl. Dogmatik“ (1813 u. 1814), erschienen Wegscheider's „Institut. theolog.“ (6. A., 1829), Twisten's „Vorles. über die Dogmatik der evang.-luth. Kirche“ (Hamb. 1826 fg.), des verst. Knapp „Vorles. über die christl. Glaubenslehre u. von Philo (Halle 1827, 2 Thle.), und A. Hahn's „Lehrbuch des christl. Glaubens“ (Leipz. 1828).

Dogmatik, die katholische, ist in neuern Zeiten vorzüglich bearbeitet worden von Neubauer, Stattler, Zimmer, Gallura, Schwarzhuber, Schwarz, Klüpfel, Frint, Brenner, Hermes u. A. Die kathol. Bearbeitungen unterscheiden sich sehr zu ihrem Vortheil von den protestantischen. Der protest. Dogmatiker hat die unlösliche Aufgabe, das System seiner Kirche nach deren symbolischen Büchern darzustellen und doch zugleich die ihm, dem Verfasser, wie jedem Protestanten zustehende Freiheit der Forschung anzuwenden. Aus den Versuchen, diese Aufgabe zu lösen, sind große Widersprüche, gesuchte Wendungen u. s. w. entstanden, und man kann nicht umhin, die Kunst zu bewundern, mit der die protest. Dogmatiker auf einem so dornigen Felde sich bewegt haben. Der kathol. Dogmatiker hat in der die Schrift erklärenden Tradition und in den Concilien seiner Kirche eine feste Grundlage, auf der er, ohne inconsequent zu werden, fortbauen kann.

W. e. R.

Dogmatismus, auch **Dogmaticismus**, dogmatische Methode, heißt 1) das streng wissenschaftliche Lehrverfahren überhaupt, namentlich dasjenige, bei welchem man, wie in der Mathematik geschieht, wo die Grundsätze erwiesene Wahrheiten sind, von Grundsätzen ausgeht, und aus diesen durch Beweise die Lehrsätze ableitet, mithin von dem Allgemeinen zu dem Besondern fortschreitet. Dieses progressive oder synthetische Verfahren ist nur da möglich und anwendbar, wo man der Grundsätze schon gewiß sein kann (daher auch mathematische Methode), oder sie auf gesetzmäßigem Wege aufgefunden hat, um das Gewonnene oder in ihnen Enthaltene durch Unterordnung zu entwickeln, und es gewährt dem Streben nach Einheit und Gewißheit der Erkenntnisse die größte Befriedigung. Inwiefern nun philosophische Grundsätze dieselbe Gewißheit, wie die mathematischen, nicht haben, und man sie dennoch ohne Prüfung und Erweis als Grundsätze ausdrücklich und stillschweigend voraussetzt, um aus ihnen alle philosophische Wahrheiten in folgerechter Ordnung abzuleiten, insofern heißt 2) Dogmatismus oder dogmatische Methode in der Philosophie, der Form nach, diejenige, welche Etwas als gewiß hinstellt oder voraussetzt (behauptet), worauf sie ihr ganzes System baut; besonders insofern diese Voraussetzung willkürlich und ohne vorhergegangene Prüfung angenommen ist, oder, der Materie nach, diejenige Ansicht, welche die Möglichkeit einer systematischen Erkenntniß des Wesens der Dinge (die objective Realität unserer Erkenntniß und das Dasein objectiver Kriterien der Wahrheit) behauptet. Der Dogmatiker, d. i. der, welcher jene Methode in der Philosophie befolgt, glaubt mithin, daß es philosophische Sätze gebe, denen an sich objective Gültigkeit zukomme (s. Dogma), und aus welchen man durch Unterordnung und folgerechte Ableitung eine Einsicht in das Wissen aller Dinge entwickeln könne. Hierdurch bekommt der Ausdruck Dogmatiker und dogmatisch noch eine doppelte Nebenbedeutung, so daß man unter jenem einen Lehrer versteht, der theils gewisse Grundlehren als untrüglich und apodiktisch gewiß (daher auch mit Anmaßung) behauptet, und unter dem Dogmatischen Das, was mit apodiktischer Gewißheit oder als untrüglich behauptet wird, theils Dogmatiker Den nennt, der zu den Definitionen, Eintheilungen und Beweisen, als den Formen des Verstandes, und mithin zu der Folgerichtigkeit der Systeme ein unbegrenztes und übermäßiges Vertrauen hegt, als könne schon durch ihre richtige Anwendung, in Beziehung auf das vorausgesetzte allgemeine Princip, eine lebendige Einsicht in die Natur der Dinge erworben werden; und dogmatisch, was ein solches System betrifft. Dem Dogmatismus in der Philosophie im engern Sinne, welcher aus willkürlichen und ungeprüften Grundsätzen eine Ansicht über das Wesen der Dinge systematisch zu entwickeln sucht, und dasselbe a priori zu erkennen glaubt, ist entgegengesetzt theils der Scepticismus (s. d.), welcher die objective Gewißheit menschlicher Erkenntniß sammt dem Besitz objectiver Unterscheidungszeichen, der Wahrheit überhaupt, mithin auch die Realität der philosophischen Systeme leugnet oder bezweifelt, theils der Kriticismus (oder die kritische Methode), welcher von einer Prüfung des Er-

Kenntnißvermögens zu der Theorie der Erkenntniß selbst fortgeht, oder, wie der Kant'sche (mit welchem er nicht zu verwechseln ist), behauptet, daß der Mensch nur die Erscheinungen, nicht die Dinge an sich zu erkennen vermöge, mithin seine Erkenntniß bloß subjective Gättigkeit habe, über das Wesen der Dinge a priori aber mit Gewißheit nichts bestimmen könne.

Dogmengeschichte. Vermöge ihrer Aufgabe, den Ursprung und die Veränderungen der christlichen Glaubenslehren historisch darzustellen, soll diese Wissenschaft nachweisen, was in jeder Periode der Entwicklung des kirchlichen Christenthums von der sich rechtgläubig nennenden Kirche und von einzelnen Sekten als christl. Religionswahrheit anerkannt und gelehrt wurde, aus welchen Quellen die einzelnen Lehren hervorgingen, mit welchen Gründen man ihre Glaubwürdigkeit bewies oder bestritt, welche verschiedene Grade der Wichtigkeit sie in verschiedenen Zeiten erhielten, und welche Umstände das Urtheil darüber bestimmten, endlich welche Art des Vortrags, der Form und Zusammenstellung der Glaubenslehren jeder Periode eigen war. Die öffentlichen Glaubensbekenntnisse, Acten der Kirchenversammlungen, Briefe und Verordnungen der Kirchenobern, Liturgien und Ritualbücher, die Werke der Kirchenväter und spätern Kirchenschriftsteller, auch Nachrichten gleichzeitiger Geschichtschreiber sind die Quellen der Dogmengeschichte, deren Studium in den Ursprachen man mit genauer Kenntniß der politischen, Literar- und Kirchengeschichte verbinden muß, um den Stoff dieser Wissenschaft aufzufinden; ihn in das rechte Licht zu stellen und sich den herrschenden religiösen und kirchlichen Geist jeder Periode mit den Verhältnissen, Umständen und Personen, die ihn bestimmten, treu zu vergegenwärtigen, wird aber nur Der vermögen, der bei solchen Sachkenntnissen auch Scharfsinn, Combinationsgabe und philosophischen Geist genug besitzt, um bündige Resultate auszumitteln, Unbefangenheit und Unparteilichkeit genug, um Zeiten und Meinungen zu finden, wie sie wirklich waren, Umsicht und Billigkeit genug, um, was ganzen Zeitaltern als wahr und göttlich erschien, nach den Bedingungen des Standpunktes ihrer Bildung zu würdigen. Die Geschichte der christlichen Dogmen seit der Entstehung des Christenthums bis jetzt theilt man in 8 Perioden. Die 1. von der Stiftung christl. Gemeinden bis zum Aufkommen des Gnosticismus (um 125) ist das Zeitalter der apostolischen Einfachheit, die sich auf Verbreitung der Lehren Jesu ohne gelehrte Unterfuchung und systematische Anordnung derselben beschränkte. Die 2. (von 125 — 325) zeichnet sich durch Erwachen der Speculation, zuerst in den Systemen der Gnostiker, und durch Anwendung griech. Philosophie auf die christl. Lehre aus; letztere wurde in Alexandrien besonders von Clemens und Origenes versucht, während die durch Justin, Irenäus, Tertullian und Cyprian angelegte Idee durchgängiger Einheit der Kirche und des Glaubens zu Verkehrungen und Streitigkeiten führte. Das Bedürfniß fester Lehrbestimmungen sollte das Concilium zu Nicäa (325) befriedigen, aber dieser Versuch, eine gesetzgebende Gewalt über den Glauben der Christen aufzustellen, entzündete einen Parteigeist, der in den heftigen Arianischen, Nestorianischen und monophysitischen Streitigkeiten mehr als ein Mal ungewiß machte, was rechtgläubige Lehre sei, und die Entscheidung darüber in die Hände der Hierarchen brachte. Die 3. Periode (325 — 604) ist daher das Zeitalter der kirchlichen Bestimmung des Lehrbegriffs durch das Ansehen der Concilien und Kirchenobern, unter denen einige an Geist, Charakterkraft und Thätigkeit hervorragende Lehrer (Athanasius, Basilius d. Gr., die beiden Gregore, Hieronymus, Augustinus und die beiden Päpste Leo I. und Gregor I.) die Drakel der Rechtgläubigen wurden. Die 4. Periode, von dem Tode dieses Gregors (604) bis auf Gregor VII. (1073), zeigt nur im Vordringen der Kirchenregenten zur unumschränkten Herrschaft Leben, sonst aber blinden Kirchenglauben, geistloses Nachbeten, Scheu vor Unterfuchung und Neigung zum Abenteuerlichen. Auch in der griechischen, nun von der lateinischen immer mehr geschiedenen Kirche siegte der Aberglaube durch die

Entscheidung des Bilderstreits für die Bilderverehrung und die Entartung der Byzantiner drückte den Geist dieser Kirche nicht weniger nieder als die Verbreitung des Islamismus. Dennoch kam in ihr während dieser Periode durch Johannes von Damascus (st. 754) die erste Dogmatik, eine systematische Revision des griech. Kirchenglaubens zu Stande. In der 5. Periode, von Gregor VII. bis Luther (1073—1517), entwickelte sich neben dem Glaubensdespotismus der nun auf den höchsten Gipfel ihrer Macht gestiegenen Päpste durch abermaliges Erwachen des philosophischen Geistes in der latein. Kirche die scholastische Theologie, die ihren subtil ausgesponnenen dogmatischen Systemen nur dadurch nach und nach Duldung verschaffen konnte, daß sie der päpstl. Gewalt dienstbar ward, und das Bemühen, Vernunft und Christenthum in Übereinstimmung zu bringen, auf eine gezwungene Demonstration der Erweislichkeit des herrschenden Kirchenglaubens beschränkte. Die Gegner der Scholastik, die Mystiker, brachten die Erkenntniß der Dogmen selbst nicht weiter, weckten aber durch ihr Dringen auf warme Religiosität und thätiges Christenthum den Sinn für die wahren Zwecke der christl. Religionslehre, aus dem eine seit den Concilien zu Konstanz und Basel nicht mehr zu unterdrückende Opposition gegen das römische Kirchentum hervorging. So war die 6. Periode, das Zeitalter der Reformation, vorbereitet. Die kath. Kirche schloß darin ihren alten Kirchenglauben mit den durch die Polemik gegen den Protestantismus nothwendig gewordenen genauern Bestimmungen über einzelne Dogmen auf der Kirchenversammlung zu Trient schon 1564 ab. Bei den, durch die Reformatoren auf die Bibel als einzige Erkenntnißquelle christl. Wahrheit zurückgeführten Protestanten legte der Geist freier Untersuchung den Grund zu einer neuen lichtvollen und schriftmäßigen Behandlung der Dogmen. Melancthon gab der lutherischen, Calvin der reformirten Kirche die diesem Geiste entsprechende Dogmatik. Doch kämpften die Meinungen der Parteien im Innern beider Kirchen um den Preis der Alleingültigkeit mit einer Hitze, die die Vereinigung unter der Autorität symbolischer Lehrnormen nothwendig zu machen schien. Mit Abschließung derselben durch die Concordienformel (1580) für die lutherische und durch die dortrechter Synode (1618) für die reformirte Kirche beginnt die 7. Periode der Dogmengeschichte, das Zeitalter des Stillstandes der Orthodoxen in beiden Kirchen und der Verkehrung andersdenkender Theologen. Diese von den antitrinitarischen und fanatischen Sekten wohl zu unterscheidenden Beförderer freier Forschung (Calixt und seine Schule in der lutherischen und die Arminianer oder Remonstranten in der reformirten Kirche) zeigten in den nun heftiger als je ausbrechenden Streitigkeiten mehr Talent zur Ausmittelung urchristlicher Wahrheit und leisteten zur Reinigung der Dogmatik von schriftwidrigen Vorurtheilen größere Dienste, als die meist beengten und verfolgungssüchtigen Orthodoxen. In der kath. Kirche regte das Hinausschreiten der Jesuiten über die tridentinische Lehre zu noch gröbern und der Papstgewalt günstigeren Bestimmungen, und ihre Abweichung von der Theologie des Augustinus und Thomas von Aquinum starken Widerspruch unter den niederländ. und franz. Theologen auf, die in den Jansenistischen Streitigkeiten, durch Hofränke und päpstliche Machtprüche mehr als durch Gründe besiegt, der Nachwelt das Bedürfniß tieferer Untersuchung der Rechte des Papstes und der damit zusammenhängenden Dogmen überlieferten. Während hier der Quietismus den frommen Gefühlen lebendigere Nahrung versprach, als die Ceremonien der nur gegen Kezer eifrigen, aber in der Sorge für die Seelen ihrer Gläubigen sehr lauen Kirche, machte unter den Protestanten auf einer Seite der Pietismus die Rechte des Herzens in Sachen des Glaubens geltend, auf der andern Seite der Einfluß englischer und französischer Freidenker die Welt der Gebildeten geneigt, den kühnsten Resultaten einer kritischen Revision der ganzen Dogmatik Beifall zu geben. Die 8. Periode seit der Mitte des 18. Jahrh. bis jetzt ist das Zeitalter dieser kritischen Revision und neuen philosophischen Begründung der christlichen Dogmen. Die immer mehr

anerkannten Grundsätze der Lehrfreiheit gestatteten eine durch kein System oder Symbol gebundene, rein grammatisch-historische Exegese, deren Ergebnisse nun unter Leitung der philosophischen Vernunft zur Bestimmung des Inhalts der christlichen Glaubenslehre um so mehr hinreichend erschienen, da eine gründlichere Geschichtsforschung gleichzeitig nachzuweisen wußte, wie viel von Gehalt und Form der einzelnen Dogmen des alten Kirchensystems Menschenwerk und Folge wechselnder Zeitumstände gewesen sei. Der dabei über die Schranken des Heilsamen vordringenden Neigung zu neuen Gestaltungen setzten sich bald Vertheidiger des alten Systems mit ungleicher Consequenz entgegen, um aufgegebene Dogmen zu retten und herabgewürdigten wieder Ansehen zu verschaffen. So entstand ein Kampf zwischen rationalen und supranaturalistischen Dogmatikern, der, seit im 19. Jahrh. eine mobile Mystik und Überfrömmigkeit, sowie der durch den Versuch einer Union beider protestantischen Confessionen aufgeregte Parteigeist und eine misstrauische Politik auf die Seite der Letztern getreten sind, in scharfen, unerfreulichen Gegensätzen ganze Kirchen und einzelne Gemeinden spaltet. Dieser Zwiespalt fällt unter den Protestanten am stärksten ins Auge, blieb aber auch der kathol. Kirche nicht fremd, die in dieser Periode wissenschaftlicher und politischer Revolutionen starke Veranlassung erhielt, an ihren wichtigsten Unterscheidungslehren irre zu werden, und durch unverkennbare Zeichen verräth, daß die gepriesene Einheit des Glaubens bei ihr in der Wirklichkeit auch nicht zu finden sei. Nur die griechische Kirche hat seit ihrer Trennung von der lateinischen, was ihre Dogmen betrifft, wesentliche Veränderungen nicht erfahren und an jenen Gährungen im Ganzen keinen Antheil genommen, weil die ihr angehörenden Völker entweder nicht mehr oder noch nicht für wissenschaftliche Bildung empfänglich waren. — Fast in dieser letzten Periode ist die sonst in der Dogmatik und Kirchengeschichte beiläufig mit abgehandelte Geschichte der Dogmen durch Ernesti, Semler und Beck zu dem Range einer selbständigen Wissenschaft erhoben und von Münscher („Handb. der christl. Dogmengeschichte“, Marb. 1802—4, 4 Bde.), freilich nur bis zum Anfange des 7. Jahrh., am besten bearbeitet worden. Was für die Geschichte einzelner Dogmen und Perioden Verbinsliches geleistet wurde, wartet noch auf eine befriedigende Zusammenstellung, welche in dem kurzen „Lehrb. der christl. Dogmengeschichte“ von Augusti (Epz. 1805) begreiflicher Weise nicht gesucht werden kann.

31.

Dohm (Christian Wilhelm v.), k. preuß. Geh.-Rath und Kammerpräsident, ein durch Grundsätze, Geist und Verdienst ausgezeichnete Staatsmann und Gelehrter, geb. zu Lemgo den 11. Dec. 1751, Sohn des luth. Predigers daselbst, bildete sich auf dem Gymnasium daselbst durch das Studium der alten Literatur und der brit. Classiker. Dies und der Eindruck, den die Werke der aufblühenden schönen Literatur der Deutschen auf ihn machten, gab s. Neigung zur Geschichte eine höhere Richtung, wobei ihn s. gutes Gedächtniß unterstützte. In Leipzig studirte er Rechtsgelehrsamkeit, Philosophie, Geschichte und alte Literatur, und erhielt 1773 den Ruf nach Berlin als Lehrer der Pagen des Prinzen Ferdinand, Bruders des Königs. Allein diese Stelle war s. Studien hinderlich; er legte sie daher nach 6 Monaten nieder, blieb jedoch in Berlin, wo ihn Büsching zu literarischen Unternehmungen aufmunterte, unter welchen s. Übersetz. von Zoes „Reisen nach Indien und Persien“, mit Zusätzen, die wichtigste war. 1774 ging er nach Göttingen, wo er die Bibliothek benutzte. Hier begann er s. „Geschichte der Engländer und Franzosen im östl. Indien“ (Epz. 1776, 1. Bd.). 1776 nahm er den von Schlieffen erhaltenen Ruf als Prof. der Statistik und Finanzwissenschaften an das Carolinum zu Cassel an, lehrte mit Beifall bei dem Cadettencorps und gab mit Boje das „Deutsche Museum“ heraus. Die Geschichte des östl. Asiens war s. Hauptstudium, und es erschien von ihm, aus den vorgefundenen Originalhandschriften, des aus Lemgo gebürtigen Kämpfer „Reise nach Japan“. 1777 ward ihm die Stelle eines Hofmeisters bei dem zwei-

ten Sohne des Kronprinzen von Preußen angetragen. D. ging nach Berlin und wurde dem großen Friedrich vorgestellt; allein er lehnte jenen Antrag ab und bat um eine Anstellung im auswärtigen oder Finanzdepartement. Auf die Empfehlung des Ministers v. Herzberg wurde er 1779 bei dem Depart. der auswärt. Angeleg. mit dem Charakter eines Kriegs Rathes und Geh.-Secretairs, auch Archivars, angestellt. Hier arbeitete er in deutschen Reichsachen; auch hatte er einen Theil des Haus- und Staatsarchivs unter f. Aufsicht. Wie er sich hier, im Umgange mit Herzberg, auf demselben Wege, den dieser selbst gegangen war, zum Geschäftsmanne gebildet, bekennt er selbst in der Vorrede des 1. Bds. f. „Denkwürdigkeiten“. Außer den laufenden Geschäften lernte er die Begebenheiten der Vorzeit mit urkundlicher Gründlichkeit kennen. Insbesondere nahm er an den Arbeiten Theil, welche gegen Sireichs Absicht, Baiern durch Tausch zu erwerben, gerichtet waren, und durch welche zuletzt der deutsche Fürstenbund gebildet wurde. (Vgl. Herzberg.) In dieser Zeit gab D., außer f. „Geschichte des bairischen Erbfolgestreits“ (Hft. u. Lpz. 1779, 4.), 2 Staatschriften heraus: „Über die danziger Frrungen“ und „Über den Fürstenbund“. Auch erschien 1781—83 sein berühmtes Werk „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“, wozu ihn Mendelssohn veranlaßt hatte. Es traf gleichzeitig mit Josephs II. Reformen in der Behandlung der Juden zusammen, ohne daß diese den Verf. auf die Idee f. Buchs gebracht hatten. D. besaß fortwährend das Vertrauen Herzbergs; der König ertheilte ihm 1783 den Charakter eines Geh.-Raths und ernannte ihn 1786 zum klebe'schen Directorialgesandten im westfäl. Kreise und zum bevollmächt. Minister am kölnischen Hofe. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn in den Adelsstand. H. v. D. nahm den Gesandtschaftsposten nur ungern an. Die Geschäfte waren zu überhäuft; besonders machten, nach Friedrichs Tode und Herzberg's Abgang aus dem Ministerium, die aachner und noch mehr die lütticher Commission f. Lage höchst unangenehm. Das Reichskammergericht hatte nämlich dem Kreisdirectorium die Beilegung der Unruhen in der Reichsstadt Aachen und die Reform der Verfassung derselben aufgetragen. D. entwarf eine verbesserte Constitution; aber in dem Augenblicke ihrer Einführung (1792) wurde Aachen durch die franz. Waffen vom deutschen Reiche getrennt. Einen ähnlichen Auftrag hatte der Aufstand eines Theils des lütticher Volks gegen f. Fürstbischof (1789) veranlaßt. Aber der preuß. Hof zerfiel über dessen Vollziehung mit den beiden andern kreis-schreibenden Fürsten, und zuletzt mit dem ganzen Reiche. In Lüttich entstand ein bürgerlicher Krieg, den nur Sireichs bewaffneter Zutritt zu Gunsten des Fürstbischofs endigte (1791). D.'s Bemühungen, das Beste des Landes durch eine die Rechte des Fürsten und der Stände wohl vereinende Verfassung zu begründen, sowie des preuß. Hofes Benehmen, wurden erst in der Folge mit Gerechtigkeit beurtheilt. Das Vordringen des Reichsfeindes vereitelte auch hier alles Gute, was bezielt war. Der Krieg mit Frankreich brach aus (1792), und der Kreistag — nach mehr als 50 Jahren der erste! — ging bei der Annäherung des Feindes aus einander. Auch D. mußte aus Köln flüchten, im Dec. 1792. Außer dem von den Franzosen nicht besetzten Theile des westfälischen Kreises umfaßte sein Posten auch den niedersächsischen Kreis. Als Preußen nach dem baseler Frieden, zur Behauptung der bewaffneten Neutralität, ein Heer aus preussischen, handöverschen und braunschweigischen Truppen unter dem Herzog von Braunschweig aufstellte, wurde ihm die Direction des für jenen Zweck nach Hildesheim 1796 und 1797 berufenen Convents der niedersächsischen, eines Theils der westfälischen u. a. Reichsstände anvertraut. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. (16. Nov. 1797) ernannte ihn der jetzt regierende König zu f. Gesandten bei dem Friedenscongresse zu Rastadt, neben dem Grafen v. Görz und dem Freih. v. Jacobi. Als im April 1799 der Congres durch den Wiederausbruch des Krieges und die Ermordung zweier franz. Gesandten zerrissen wurde, entwarf H. v. D. im Namen des diplomatischen Corps

einen Bericht über diese Gräueltthat. Er kehrte hierauf zu den Geschäften des Neutralitätssystems im nördl. Deutschland zurück. Nach dem Luneviller Frieden 1801 gab ihm die Entschädigung Preußens für den am linken Rheinufer erlittenen Länderverlust Beschäftigung, und bei der Besignahme der Preußen zugetheilten Lande wurde ihm die Organisation der ehemal. Reichsstadt Goslar übertragen. Hierauf ernannte ihn der König, mit Beibehaltung des Directorialgesandtschaftspostens in dem noch übrigen westfäl. Kreise, zum Präsidenten der für die Provinz Erfurt-Sächsfeld-Nordhausen und Mühlhausen zu Heiligenstadt errichteten Kriegs- und Domainenkammer. Er blieb auf diesem Posten, wie der König allen Staatsdienern befohlen, als Preußen 1806 in den Kampf mit Frankreich getreten, und die Prov. Erfurt-Sächsfeld vom Feinde besetzt war, um zur Linderung des harten Schicksals der Unterthanen so viel beizutragen, als möglich war, weshalb er sich auch im Dec. 1806 mit einer ständ. Deputation nach Warschau begab, wo er Napoleon vorgestellt wurde. Es gelang ihm, die Zersplitterung des Landes unter 2 franz. Gouverneurs abzuwenden. Durch den tilfiter Frieden 1807 vom preuß. Staate getrennt und durch f. Besigungen an das neue Königr. Westfalen gebunden, mußte er wider Willen in demselben bleiben. Auf Befehl des franz. Generalintendanten reiste er an der Spitze einer Deputation der Landstände und Verwaltungsbehörden im Sept. 1807 nach Paris. Nach f. Rückkehr ward er im Dec. 1807 in den Staatsrath berufen; allein schon im Febr. ernannte ihn der König zu f. Gesandten am dresdner Hofe. So wenig das diplomatische Leben seiner Neigung entsprach, so angenehm wurde ihm dieser Posten. Seine wichtigste Unterhandlung war die eines Handelsvertrags. Endlich bewog ihn im April 1810 eine Brustentzündung, f. Entlassung zu suchen. Er erhielt die Erlaubniß, auf f. Gute Pustleben in der Grafschaft Hohenstein zu wohnen, bis er in den Staatsrath wieder eintreten könnte. Seitdem lebte er vorzüglich seinem Geschichtsbuche. Dieses Werk: „Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur Geschichte von 1778 bis 1806“ (Lemgo und Hanover 1814—19, 5 Bde., bis zum Tode Friedrichs des Großen), gibt viele Aufschlüsse über mehre der wichtigsten Personen und Begebenheiten aus der Zeit seit 1778, nach Quellen und eigener Beobachtung oder Theilnahme; auch wird es seines Geistes und seiner klaren Entwicklung wegen geachtet. Liebe des Rechts und unparteiische Würdigung menschlicher Handlungen sind die Seele desselben. Von Dohm starb den 29. Mai 1820 auf f. Gute Pustleben. Sein Schwiegersohn, W. Gronau, hat D.'s Biographie (Lemgo 1824) geschrieben.

Dolce (Carlo), auch Carolino Dolce, ein berühmter Maler der florentin. Schule, geb. zu Florenz 1616 und das. gest. 1686, war ein Schüler des Jacopo Vignali. Seine Werke tragen, nach Fiorillo's Ausspruch, den Charakter an sich, den sein Name bezeichnet. Sie bestehen meistens aus Figuren von Madonnen u. a. Heiligen beiderlei Geschlechts, die voll gefälliger Sanftheit sind. Man hat ihm sogar charakterlose Weichheit vorgeworfen. Durch den Fleiß der Ausführung nähert er sich der holländ. Manier. Doch hat er sich besonders in f. Madonnen häufig wiederholt; auch schimmert in f. Bildern jene Furchtsamkeit und Schwermuth hindurch, die ihn bis in f. Tod beherrschte. Seine Werke sind in ganz Europa verbreitet, besonders in Florenz. Zu f. Hauptstücken gehören 3 in der dresdner Galerie: 1) die Cäcilia oder die Orgelspielerin; 2) der in Kupferstich tausend Mal nachgeahmte Christus, der das Brod und den Kelch segnet; 3) Herodias mit dem Haupte Johannes des Täufers; ferner, in Paris, Christus am Ölberge.

Döll (Friedrich Wilhelm), Prof. der Bildhauerkunst in Gotha, geb. in Hilburghausen 1750. Herzog Ernst von Gotha unterstützte den jungen D., daß er seit 1770 in Paris unter Houbou studiren, dann 8 Jahre lang in Italien, und besonders in Rom, sich der Kunst widmen konnte. Der Antiquar Reichenstein leitete f. Studien in Jena, und Winkelmann würdigte ihn seiner Aufmerksamkeit. Sein

erstes Werk von Bedeutung war Winkelmann's Denkmal, das die Ehre erhielt, im Pantheon zu Rom aufgestellt zu werden. Nach s. Zurückkunft wurde ihm in Gotha die Aufsicht über die herzogl. Kunschkammer und die Galerie der Abgüsse von Antiken übertragen. In der Folge errichtete er eine Zeichenschule. Die bedeutendsten s. Werke sind die Basreliefs in der Reitbahn zu Dessau, eine große Gruppe, Glaube, Liebe und Hoffnung, für die Hauptkirche zu Lüneburg, Leibniz's Denkmal zu Hanover und Kepler's Denkmal zu Regensburg. Aus allen s. Arbeiten leuchtet die Bekanntschaft mit den classischen Werken der alten Kunst hervor. Er starb zu Gotha den 30. März 1816. Zwei seiner Söhne sind ebenfalls Künstler.

Dollart, Meerbusen der Nordsee zwischen Ostfriesland und der holländ. Provinz Gröningen, am Ausflusse der Ems, 2 $\frac{1}{2}$ deutsche Meilen lang und 1 $\frac{1}{2}$ M. breit, entstand aus einem vom Meere verschlungenen Striche Landes. Ältern Nachrichten zufolge brach zuerst 1277 das Wasser mit unwiderstehlicher Gewalt herein, und da die Fluten sich in den folg. Jahren, vornehmlich 1287, wieder einstellten, so bildeten sie nach und nach den jetzigen Meerbusen, auf dessen Stelle zuvor an 50 größere und kleinere Ortschaften gestanden haben sollen. Auf den ältern, von Sanson, Allart u. herausgeg. Charten des Fürstenth. Ostfrieslands, auch auf der Homann'schen von 1730, findet man Abbildungen des verschlungenen Landstrichs, deren Richtigkeit dahingestellt bleiben muß. Durch die Vervollkommnung der Wasserbaukunst sind in den letzten Jahrh. dem Meere, besonders an der flachen ostfriesischen Seite, bedeutende Strecken Landes wieder abgewonnen und durch dauerhafte Eindeichungen vor ähnlichen Unfällen gesichert worden.

Dollond (John), ein Engländer, berühmt durch diejenige Verbesserung der Fernröhre, von welcher im Art. Chromatisch die Rede gewesen ist. Er machte diese Erfindungen, geleitet durch einen Wink des berühmten Euler, 1757. Man hatte sich nämlich bis dahin genöthigt gesehen, den Gläsern der Fernröhre eine verhältnißmäßig sehr geringe Öffnung (Apertur) zu lassen, indem man Blendungen um ihre Ränder legte, wodurch die farbigen Ränder, welche dem Bilde seine Deutlichkeit rauben, vermieden werden sollten. Da eine solche geringe Öffnung aber andererseits die Helligkeit sehr verminderte, so kam es darauf an, ein andres Mittel zur Vermeidung jener farbigen Ränder zu erfinden. Dies gelang nun D., indem er seine Gläser aus verschiedenen Glasarten (dem Flint- und Crownglase) zusammensetzte, wie man dies im „Account of some experiments concerning the different refrangibility of light, by Mr. John Dollond“ („Philos. transact.“, Bd. 50, Th. 2, S. 733) dargestellt findet. Dadurch gelang es ihm, Fernröhre mit so großen Öffnungen und mit so starken Vergrößerungen im Verhältnisse zu ihrer Länge zu Stande zu bringen, daß sie alles bis dahin Gesehene weit übertrafen. Sein Sohn, Peter D., trieb diese Verbesserung noch weiter; und man nennt die nach ihrem Verfahren eingerichteten Ferngläser Dollonds. Vor dieser Erfindung hatte er auch Fernröhre mit 6 Augengläsern verfertigt, die damals großen Beifall fanden. Er starb 1761. S. Priestley's „Geschichte und gegenwärtigen Zustand der Optik“, durch Klügel, S. 339 fg. Über die Ausbildung, die sie nachher in Deutschland erhalten haben, vgl. Benedictbeurn, Fraunhofer und Reichenbach. D. N.

Dolmetscher, die siebenzig, s. Septuaginta.

Dolomieu (Deodat Guy Silvain Lacroix), Geolog und Mineralog, geb. zu Malta den 24. Juni 1750, aus Dolomieu im Dauphiné, war schon als Kind in den Malteserorden aufgenommen und trat mit dem 18. Jahre seine Prüfungszeit an. Auf dem ersten Kreuzzuge im mittelländischen Meere gerieth er mit einem Officier seiner Galeere in Streit und tödtete ihn. Das Gericht in Malta verurtheilte ihn, das Kleid zu verlieren, aber der Großmeister begnadigte ihn hinsichtlich s. Jugend. Endlich gab auch der Paps die dazu erforderliche Einwilligung.

Darüber hatte D. 9 Monate im Gefängnisse zubringen müssen, und hier Geschmack an der Poesie gefunden. Er setzte dieses Studium zu Neß, wohin er als Carabinierofficier in Garnison kam, fort. Der Herzog de la Rochefoucault lernte ihn hier kennen und bewirkte, daß die Akademie der Wissenschaften D. zu ihrem Correspondenten ernannte. Um sich ganz seinen Studien zu widmen, nahm D. jetzt Abschied und kehrte nach Malta zurück, von wo er 1777 im Gefolge des Vailli de Rohan nach Portugal ging. Er erforschte dieses Land, besuchte 1781 Sicilien und die umliegenden Inseln, Neapel und den Vesuv, bereiste 1782 die Pyrenäen und 1783 das von dem Erdbeben verwüstete Calabrien. Geheime Mittheilungen, die er bei s. Rückkehr dem Großmeister machte, und die dem dabei theilhaftigen Hofe von Neapel verrathen wurden, hatten zur Folge, daß ihm dies Königreich verboten ward, und daß er in Malta selbst viel Unannehmlichkeiten erfuhr. Indessen durchforschte er die Gebirge Italiens, Tirols und Graubündtens. Um s. Sammlungen von Malta abzuholen, ging er dahin zurück, und kam im Mai 1791 nach Frankreich, wo er sich auf das Landgut seines als Opfer der Volkswuth umgekommenen Freundes, des Herzogs de la Rochefoucault, Roche-Guyon, zurückzog. Nach dem 9. Thermidor begann er auf neue seine geologischen Reisen durch Frankreich, stets zu Fuß, den Hammer in der Hand und den Sack auf dem Rücken. 1796 ward er zum Ingenieur und Professor, und bei der Einrichtung des Instituts zu dessen Mitgliede ernannt. Er gab in beiden Eigenschaften verschiedene Schriften, die Theorie der Erde und die Natur der Mineralien betreffend, heraus. Mit Feuer ergriff er die Gelegenheit, welche ihm der Zug nach Ägypten darbot, dieses Land zu besuchen. Allein die Besetzung von Malta, auf dem Wege dahin, verbitterte ihm die ganze Unternehmung, und bald sah er sich durch die Lage, in welche die Armee in Ägypten gerieth, in Unthätigkeit versetzt. Er schiffte sich im März 1799 nach Europa ein; unterwegs bekam das Fahrzeug einen Leck, sodaß man nur mit Noth Tarent erreichte. Hier behandelte man die Mannschaft als Kriegsgefangene, und als man endlich ihre Freilassung beschlossen hatte, erkannte man D. und behielt ihn zurück. Einundzwanzig Monate mußte er in einem ungesunden Gefängnisse Mißhandlungen und Entbehrungen erdulden. Man versagte ihm selbst Bücher und Schreibmaterialien. Aber seine Geistesstärke hielt ihn aufrecht. Zwei oder drei Bücher, die er der Aufmerksamkeit seiner Wächter entzogen hatte, benutzte er, um an ihren Rand mit einem Holzstift und mit Lampenruß seine mineralogisch-philosophische Abhandlung und andre Abhandlungen niederzuschreiben. Nachdem er, in Folge des am 15. März 1801 zwischen Frankreich und Neapel abgeschlossenen Friedens seine Freiheit erlangt hatte, bestieg er den durch Daubenton's Tod erledigten Lehrstuhl der Mineralogie an dem Museum der Naturgeschichte. Aber seine durch die Gefangenschaft untergrabene Gesundheit ward durch eine Reise, welche er im Herbst 1801 in die Gebirge der Schweiz, Savoyens und des Dauphiné machte, erschöpft, und er starb zu Chateauf den 28. Nov. d. J. Mit der größten Leidenschaft für die Geologie verband D. alle dazu erforderliche physische und moralische Eigenschaften. Es ist daher sehr zu bebauern, daß er seine Ansichten und Beobachtungen nicht in ein Ganzes hat zusammenfassen können.

Dolz (Johann Christian), Vicedirector an der Rathsfreischule in Leipzig, ein um Pädagogik und Unterricht als Lehrer und Schriftsteller verdienter Schulmann, geb. den 6. Nov. 1769 zu Goltzen in der Niederlausitz, studirte seit 1782 auf dem Lyceum zu Lübben, wo Thieme, dann Suttinger, seinem Talente die erste, späterhin so fruchtbare Nüchtung gaben. Seit 1790 studirte er zu Leipzig vorzüglich Philosophie, Geschichte und Theologie; auch bildete er sich unter Rosenmüller's Anleitung zum Katecheten. Er wurde Magister und wollte sich habilitiren; allein seine Bekanntschaft mit Plato (s. d.), der als geschickter Pädagog die 1792 vom Bürgermeister K. W. Müller (s. d.) und Rosenmüller (s. d.)

gestiftete leipziger Rathsfreischule leitete, bestimmte ihn für das Schulfach, und er fing 1793 an, als freiwilliger Mitarbeiter an gedachter Anstalt Unterricht zu ertheilen. 1796 trug ihm der Oberhofprediger Reinhard die Stelle eines Directors am Schullehrerfeminarium in Dresden an; er blieb jedoch in Leipzig und ward 1800 zum Vicedirector an der Freischule ernannt. Seitdem hat er dieser wohlthätigen Lehranstalt seine Kräfte treu gewidmet, und deshalb auswärtige Rufe abgelehnt. Wenn der Geist des bessern Unterrichtswesens durch jene Anstalt zunächst in Leipzig angeregt worden ist, so ist dies Rosenmüller's, Müller's, Plato's und Dolz's Verdienst. 1793 gab er in Gemeinschaft mit Plato und Rost die „Christl. Religionsgesänge für Bürgerschulen“ heraus, aus welchen mehre Lieder von ihm in die bessern neuern Gesangbücher aufgenommen worden sind. Dann bewogen ihn Zerrenner und Rosenmüller, seine in den Erbauungsfunden der Freischule gehaltenen „Katechetischen Unterredungen“ drucken zu lassen, von welchen seit 1795 3 Sammlungen (3 Aufl. 1801—18) erschienen sind. Auch von seinen „Neuen Katechisationen“, 5 Samml., 1799—1801, wurden die ersten Bde. 1816 u. 1819 neu aufgelegt, und von s. „Katechetischen Anleitung zu den ersten Denkübungen“ (1790) erschien 1820 die 5. Aufl. des 1. und 1816 die 3. U. des 2. Theils. Durch die genannten Schriften und durch s. „Katechetischen Jugendbelehrungen“ (5 Bdn., 1805—18) hat der Wf. das Fach der Katechetik wahrhaft bereichert, und es möchte die Literatur des Auslandes wol keine ähnliche besitzen. Dieselbe praktische Brauchbarkeit haben seine mehrmals aufgelegten Lehrbücher über die Geschichte, unter welchen der „Abriß der allgem. Menschen- und Völkergeschichte“ (3 Bde. 1813, und die neuesten Ereignisse von 1812—20, Leipzig 1821) ebenso sachreich als zweckmäßig abgefaßt ist. Auch seine übrigen Lehrbücher für Schulen sind mehrmals aufgelegt worden. Außerdem schrieb er: „D. F. G. Rosenmüller's Leben und Wirken“ (1816), den „Versuch einer Geschichte der Stadt Leipzig“ (1818) und „Die Moden in den Taufnamen, und Wortbedeut. dies. Namen“ (Lpz. 1824). Noch war dieser Pädagog Redacteur der durch ihn 1806 gegründeten und bis 1824 erschienenen „Jugendzeitung“.

20.

Dom, ein rundes, hohes, gewölbtes Dach (Kuppel), ein runder, mit einem Kugelgewölbe geschlossener Thurm. Da man dergleichen kühne Wölbungen hauptsächlich an Kirchen hatte (Sophienkirche zu Konstantinopel, St.-Marcus zu Venedig, Hauptkirche zu Pisa, Santa-Maria de' Fiori zu Florenz, Dom zu Aachen, St.-Peter zu Rom, das Muster für alle spätere), so ging die Benennung Dom auf solche Kirchen selbst über, und später gab man auch andern, hauptsächlich den Haupt- oder Stiftskirchen diesen Namen. Der Dom hat einen von den griechischen und römischen Tempeln ganz verschiedenen Charakter; er erhebt sich als Sinnbild des Unerfaßlichen, ja des Unendlichen, zu welchem kaum die Ahnung sich hinwagen darf. (S. Baukunst, Geschichte der). Im Mittelalter erhielt der Dom die Form des Kreuzes. Die Ableitung des Namens von dem Griechischen *δομα*, d. i. Dach, ist daher wahrscheinlicher, als eine andre von dem Altdeutschen *dammen*, richten, Urtheil sprechen (wovon verdammen), welche freilich auf die Hauptkirchen paßt, weil an ihnen der Sitz des kirchlichen Obergerichtes war, mit Gerichtsbarkeit über die untergeordneten Kirchen. Mehre dieser Kathedralen (s. d.) sind als Meisterwerke der altdeutschen Baukunst ein Gegenstand der Kunstgeschichte. Wir nennen u. a. den Dom zu Orvieto, den zu Mailand, s. „Storia e descrizione del duomo di Milano“ (erbaut seit 1387 und noch nicht vollendet), von Gaet. Franchetti (m. Kpfen., Mailand 1821, 4.); die zu Toledo und Burgos; die zu Rouen, Rheims, Amiens und Notre-Dame zu Paris (s. „Cathédrales françaises, dessinées, lithogr. et publ. par Chapuy, avec un atlas historique et descriptif par Jolimont“, 36 Liefer., Paris 1823 fg., enthält 25 Kathedralen; in der 1. u. 2. Liefer. Notre-Dame); die zu Lund, Drontheim, Upsala; die zu York, Salis-

bury, Westminsterabtei, Canterbury (s. J. Britton's „Hist. and antiquities of the metropolitan Church of Canterb.“, London 1823, mit Kupfn., und desselb. Verf. „Cathedral antiquities“); die zu Oppenheim, Ulm, Marburg, Freiburg (s. d.) im Breisgau, Meissen (s. des D. Moller „Denkmale der deutschen Baukunst“, Darmst. 1825 fg., 19 H., und „Der Dom zu Meissen, bibl. dargest. u. beschrieb. v. F. W. Schwichten“, Berlin 1826, 3 Hfte.). Den Dom von Köln beschrieb und zeichnete Boisserée in s. Prachtwerke (4 Liefer., 4.) Die Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien hat beschrieben Frz. Ziska (Wien 1823), und die Baugeschichte derselben, Primisser in Hornayr's „Geschichte Wiens“. (Vgl. d. A. Münster.) Den Dom zu Konstanz hat Bergmann auf Stein gezeichnet, in den „Samml. der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Großherzogth. Baden“ (Konstanz 1825, Fol.); den Dom zu Paderborn beschrieb historisch-artistisch F. J. Brand (Kempto 1827); den Dom zu Magdeburg, Koch 1815; den St.-Blasius-Dom zu Braunschweig, Görger 1820; die alte Liebfrauenkirche zu Akenstadt, Hellbach 1821; die Kirche zu St.-Jakob in Nürnberg, Lösch 1826; und die Kirchen im preuß. Herzogth. Sachsen, histor.-artist., 2 H., 4., Naumburg 1828; v. Wiebeling: die Kathedralen von Rheims und York, nebst den Grundrissen von 42 andern merkwürd. Kirchen“ (München 1825, Fol., mit Kupfern). In Mailand erscheint das Prachtwerk: „Chiesi principali d'Europa“; und in Rom seit 1822 die „Sammlung der ältesten christlichen Kirchen oder Basiliken Roms vom 4. bis 13. Jahrh., aufgenommen und herausgegeben von J. G. Gutenfohn und J. M. Knapp (Architekten) mit einer archäologisch-historischen Beschreibung von Ant. Nibby, Professor der Archäologie an der Universität zu Rom“, 7 Hfte., jedes 7 Bl.

Domainen, Güter, welche dem Staat oder dem Regenten und der Familie desselben gehören, um davon den Staatsaufwand überhaupt oder den Aufwand des Hofes und den Unterhalt der fürstlichen Familie zu bestreiten. Das preussische Landrecht versteht unter Domainen diejenigen Grundstücke, Gefälle, Nutzungen und Rechte, deren besonderes Eigenthum dem Staate, die ausschließliche Benutzung aber dessen Oberhaupte zukommt, als zu dessen und der Seinigen Unterhalt diese Güter vorzüglich bestimmt sind. (Vgl. Preußen, Statist.) Man unterscheidet dabei die Ausübung gewisser der Regierung vorbehaltenen Rechte (nutzbarer Regalien, s. d.) und den Besitz solcher Güter, welche an sich ihrem Gattungsbegriffe nach gemeines Gut sind und daher von der Regierung und der regierenden Familie nach Privatrecht erworben und besessen werden: Domainen im engerm Sinne. Diese Güter zerfallen wieder 1) in Staatsdomainen, welche Eigenthum des Staats sind, und entweder dem gemeinen Gebrauche Aller oder der Bestreitung eines Theils des Staatsaufwandes oder der Unterhaltung des Fürsten gewidmet sind. Zu der letztern gehörten die Tafelgüter (bona mensalia) der ehemaligen geistlichen Fürsten in Deutschland. 2) Stammgüter der regierenden Familie, deren Genuß dem jedesmal regierenden Herrn, das Eigenthum aber der ganzen Familie zusteht; Kammergüter. 3) Privatgut des Souverains, Schatzgüter. Es sind in den deutschen Staaten sehr abweichende Ansichten darüber aufgestellt worden, welche Eigenschaft man bei den Domainen im zweifelhaften Falle voraussetzen müsse, die des Staatsguts oder die des Familienstammguts: eine Frage, welche im Staatsrechte von großer praktischer Wichtigkeit ist. Es ist gewiß, daß die souverainen Familien Deutschlands ein bedeutendes Allodialbesitzthum mitbrachten, als sie zur fürstlichen Würde gelangten, und daß sie also einen großen Theil der Domainen nicht vom Staate erhalten haben. Sie haben diesen Güterbesitz nachher durch manche Erwerbungen vergrößert, welche ebenso unabhängig vom Staate waren; aus Ersparnissen von den Einkünften, welche sie zu verzehren berechtigt waren, durch Erbschaften u. s. w. Allein auf der andern Seite ist es ebenso

unstreitig, daß schon das ursprüngliche Erbgut der fürstlichen Familien größtentheils aus Reichsgütern entstanden ist, welche zur Dotation der Grafen- und Fürstämter dienten, und daß ein noch größerer Theil später durch solche Erwerbungsarten hinzugekommen ist, welche sich nicht auf die Person und Familie des Fürsten, sondern auf den Staat bezogen. Dahin gehören vorzüglich die Secularisationen kirchlicher Güter nach der Reformation und der Deposition der geistl. Fürsten von 1803, ingleichen die Occupation der Reichsstädte. Es war daher reichsgrundgesetzlich (kaiserl. Commissionsdecret vom 13. Febr. 1671), daß die Kammergüter, aus welchen ursprünglich der ganze Regierungsaufwand (Hof, Staatsdienerschaft, Kriegswesen u.) hatte bestritten werden müssen, selbst zu den Kosten der Reichsregierung (Reichskriege, Römerzüge, Reichssteuern u. s. w.), welche von den Ländern getragen werden mußten, verhältnismäßig beizutragen haben. Wenn die Kammergüter nicht mehr zureichen, die Regierungsausgaben zu decken, mußte das Land zuschießen, welches nun überall der Fall ist, da selbst die Unterhaltung des Hofes und der fürstl. Familie in vielen Ländern nicht mehr vollständig aus den sogenannten Kammermitteln bestritten werden kann, und also auch hier das Land subsidiarisch verpflichtet ist, das Fehlende, was zu Behauptung des fürstlichen Ansehens nöthig ist, herbeizuschaffen. Deswegen ist aber selbst der Theil der Kammergüter, welcher nicht als wahres Staatseigenthum, sondern als fürstliches Stammgut anzusehen ist, nicht reines Privatgut der fürstl. Familie, sondern der Staat, welcher dem Souverain gegenüber durch die Stände vertreten wird, ist berechtigt, auf die ungeschmälerte Erhaltung desselben zu sehen, und es ist der Sache angemessen, daß sowol wegen des im Kammergute befindlichen eigentlichen Staatsgutes, als auch wegen der subsidiären Verpflichtung des Landes, Veräußerungen und Verpfändungen des Kammergutes nur durch Zustimmung der Stände rechtsbeständig werden, sowie wegen seiner Eigenschaft als Familiensfideicommiss auch der Consens der Aagnaten erforderlich bleibt. Vorzüglich wird diese Betrachtung auch dann wichtig, wenn ein regierender Stamm ausstirbt, und die Allodialverlassenschaft von dem Staatsgute gesondert werden soll. Die Kammergüter können der Regel nach von der Staatsverlassenschaft nicht getrennt werden, sondern nur die Privatgüter des Regenten und des erloschenen Stammes. (Vgl. Staatsgut.) In Frankreich unterscheidet man: 1) Staatsgut (domaine de l'état oder public), wohin auch Landstraßen, Häfen, Flüsse, Canäle, Meeresküsten, Flußufer, Festungswerke u. s. w. gehören (Code civ., a. 538—541), und wozu auch die Güter und Emigrantengüter gerechnet wurden (Charte const., a. 9). 2) Dotation der Krone (domaine oder dotation de la couronne, Senatsconf. vom 30. Jan. 1810, und Ges. v. 8. Nov. 1814). Dahin gehören die dazu bestimmten Paläste, Gärten, Forste, Meereien, Kronjuwelen u. s. w., welche unveräußerlich sind und nie mit Schulden belastet werden können. Sie gehen immer ganz schuldenfrei in die Hände des neuen Königs über. 3) Die Privatgüter des Königs (domaine privé), welche er durch besondern privatrechtlichen Titel erwirbt, und über welche er ganz frei verfügt. Aber Alles, was er hinterläßt, ohne darüber verfügt zu haben, wird im Augenblicke seines Todes mit dem Staatsgute vereinigt, sowie auch Das, was er vor der Thronbesteigung besaß, mit dem Augenblicke derselben zu Staatsgut wird, wogegen auch alle seine Schulden als persönliche Forderungen an ihn erlöschen und zu Staatsschulden werden. Noch hatte Napoleon durch das Ges. v. 30. Jan. 1810 4) ein domaine extra-ordinaire, bestehend aus den Früchten seiner Eroberungen, welches ganz zu seiner Disposition war, und woraus u. A. die Donationen für Generale u. A. gemacht wurden. Auch dies ist beibehalten worden (Ges. v. 22. Mai 1816). 37.

Die staatswirthschaftl. Benutzung der Domainen geschieht mittelst Verwaltung oder Verpachtung. Im erstern Falle wird durch einen besoldeten Verwalter Einnahme und Ausgabe berechnet; diese Benutzungsart ist in der Regel die schlech-

tere, weil es gewöhnlich äußerst schwierig ist, den Vortheil der Regierung mit dem der Verwalter übereinstimmend zu machen; man zieht ihr daher die Verpachtung vor; diese ist entweder Zeitpacht oder Erbpacht. Die Verpachtung auf kurze oder längere Zeit hindert mehr oder weniger die Fortschritte in der Cultur und die Anwendung von Fleiß und Capital auf die Grundstücke; Vererbpachtung vereinigt am sichersten den Nutzen der Regierung mit dem des Erbpächters und mit dem steigenden Anbau des Bodens. Der erste zu setzende jährl. Erbschaftskanon kann in Metallmünze oder in Naturalien bestehen; im ersten Falle ist er den Preisschwankungen, welchen die edeln Metalle in einem längern Zeitraume mehr als die Naturalien ausgesetzt sind, unterworfen. Auf welche Weise indessen die im Besitze der Regierung befindlichen Grundstücke benutzt werden mögen, höchst selten gewähren sie einen so ansehnlichen Wirtschaftsertrag wie Privatländereien, daher scheint es der öffentlichen Casse sowol als dem Nationalreichtum am zuträglichsten zu sein, dergleichen Domainen auf dem Wege der Veräußerung in Privateigenthum zu verwandeln. Der hin und wieder aufgestellte Grundsatz der Unveräußerlichkeit der Domainen schreibt sich von der Zeit der Verfassung her, da die Regenten noch keine Abgaben von ihren Unterthanen erhoben, sondern von ihren eignen Gütern lebten, die Beamten Landbesitz als Besoldung empfingen, und sämtliche Kriegsbedürfnisse durch Naturalleistungen bestritten wurden. Aber jeder Regent hat das Recht, ja sogar die Pflicht, seinen Staat so reich und glücklich zu machen als er kann. Dient nun hierzu die allmätige Umwandlung und Aushebung der Domainen als Mittel, so mag dieselbe ohne Bedenken stattfinden. Werden die aus dem Verkaufe solcher Grundstücke gelösten Summen zur Abtragung der Staatsschulden benutzt, so wird dadurch ein Theil der den Gläubigern verpfändeten oder angewiesenen Staatseinkünfte frei gemacht, und dem Staate ein größeres Einkommen verschafft, als die Domainengrundstücke selbst jemals zu verschaffen im Stande wären. Dazu kommt, daß der Anbau der in Privateigenthum verwandelten Domainen gar bald sich hebt, mit der Vermehrung der Erzeugnisse des Bodens nimmt aber auch die Bevölkerung des Landes zu; dadurch vergrößert sich mit der Volksmenge das Nationaleinkommen, und mit dem allgemeinen Waarenverbrauche nothwendig auch der Ertrag der Verbrauchssteuer. In der neuesten Zeit sind fast alle Staaten zur Veräußerung der Domainen geschritten, und überall, wo der Erlös zur Tilgung der Landesschuld verwendet worden, hat die öffentliche Casse sowol als der Nationalreichtum durch diese Maßregel gewonnen.

K. M.

Domainenverkauf im vormaligen Königr. Westfalen. Da die Einkünfte dieses Staats zu den großen Ausgaben, welche Napoleons Kriege ihm verursachten, nicht hinreichten, so schlug der Finanzminister des Königs Hieronymus, Graf von Bülow, vor, einen Theil der Staatsdomainen zu veräußern. Der westfälische Staatsrath billigte dieses auch von andern Regierungen im Nothfall angewandte Mittel, weil man dadurch dem Lande neue Opfer ersparte, und zugleich den Stand der (größtentheils von den frühern Regierungen ausgestellten) Staatsschuldscheine, in denen ein Theil des Kaufschillings erlegt werden konnte, verbesserte. Nach der Auflösung des Königreichs aber erklärte Kurhessen unterm 14. Jan. 1814 diese Domainenveräußerungen für ungültig, die Kammern zu Hanover und Braunschweig verfuhrn in demselben Sinne und wurden im Verfolge durch landesherrl. Verordnungen darin unterstützt, während die preuß. Regierung dieselben bestätigte. Diese hatte nämlich das Königreich Westfalen anerkannt; die Häuser Hanover, Braunschweig und Kurhessen hingegen hatten ihre Staaten weder förmlich abgetreten, noch die westfäl. Regierung als staatsrechtlich vorhanden angesehen. Daher wurden von ihnen die Käufer der veräußerten Staatsgüter ihres in gutem Glauben und lästigerweise erworbenen Eigenthums ohne die mindeste Entschädigung gewaltsam entsetzt, ausgenommen in den Landen, welche Preußen im tilfiter Frieden

abgetreten, und Hannover nun in Besitz genommen hatte, namentlich im Hilbesheimischen, wo die Käufer theils ihr Kaufgeld zurückerhielten, theils im Besitze blieben. Zwar forderte der Freih. v. Stein, als Generaladministrator der von den Franzosen wiedereroberten deutschen Provinzen, an den sich jene Domainenkäufer, besonders die kurhessischen, gewandt hatten, den Kurfürsten von Hessen (29. Mai 1814) auf, die Käufe anzuerkennen; allein vergebens. Nun suchten die Domainenkäufer bei dem Congresse zu Wien durch ihren Bevollmächtigten und zugleich Mitbetheiligten, Phil. Wilh. Schreiber (s. d.) um die Wiedereinsetzung in ihr verlorenes Eigenthum an. Hierauf erhielt derselbe von dem preuß. Congressgesandten, Freih. v. Humboldt, schriftlich vom 8. Juni 1815, die amtliche Nachricht: „daß in der von dem Congreß noch zu unterschreibenden Acte die Rechte seiner Committenten wahrgenommen worden seien“, sowie von dem kais. östr. Congressgesandten, Freih. von Wessenberg, die amtliche schriftliche Eröffnung vom 19. Juni 1815: „daß der Kurfürst von Hessen die Verbindlichkeit habe, die Domainen anzuerkennen“. Allein dessenungeachtet enthielt die Congressacte durchaus keine Bestimmung über die Angelegenheiten des aufgelösten westfälischen Staats. Alle Schritte der Domainenkäufer bei der kurhessischen Regierung waren vergeblich, und auf ihre Bittschrift vom 12. Febr. 1816, daß der Kurfürst die Sache der Beurtheilung der obersten Landesbehörden unterwerfen möchte, erfolgte am 27. Febr. der Bescheid: „das Gesuch finde keine Statt“. Dasselbe ward auf die Schrift vom 8. April, worin sie um gerichtliches Erkenntniß wegen Aufrechthaltung des Besitzstandes baten, erwidert. Ebenso erfolglos war die Verwendung der kurhessischen Landstände zu Gunsten der Käufer bei dem Kurfürsten. Der preuß. Staatskanzler, Fürst v. Hardenberg, und der östr. Gesandte am kasseler Hofe, Graf von Buol-Schauenstein, verwiesen darauf die Käufer an die Entscheidung des Bundestages; doch wandten sie sich, auf des Letztern Rath, mit der Bitte um Schutz noch ein Mal an die kurfürstl. Regierung in Kassel. Allein sie erhielten keine Antwort. Nun sandten sie ihren Bevollmächtigten an den Bundestag. Auf dessen Vorstellung setzte die Bundesversammlung, 27. März 1817, indem sie ihre Befugniß in dieser Angelegenheit aussprach, durch den kurhessischen Gesandten den Kurfürsten von ihrer Ansicht der Sache in Kenntniß, daß den Supplicanten zur Ausführung ihrer Einrede des zum Staatsnutzen verwandten Kauffchillings der Weg Rechens eröffnet werde, und empfiehlt die Käufer der kurhessischen Domainen auf den Fall, daß die Einrede erwiesen würde, zur milden landesväterlichen Behandlung. Allein die Antwort des Kurfürsten in der am 5. Mai 1817 zu Protokoll gegebenen Note, die in den heftigsten Ausdrücken abgefaßt war, wies die Sache ab. Doch ließ sie den Verkäufern jenen Beweis offen. Dagegen gaben die Domainenkäufer eine im ähnlichen Tone geschriebene „Antwort auf die Äußerungen des Hrn. v. Lepel in Betreff der westfäl. Domainenkäufer“ (Frankf. 1817) in Druck, sowie einen „Aufsuf an die hohen verbündeten Mächte des deutschen Bundes“ (Germanien 1817) und eine Veräußerungsklage gegen den Kurfürsten: „Dringendes und rechtliches Restitutionsgesuch der westfäl. Domainenkäufer“ (Frankfurt 1817). Diese Klage wurde dem Bundestage übergeben, mit dem Gesuch: daß er vorläufig auf die Rückgabe des gewaltsam Entnommenen erkenne, nach Vollendung der organischen Bundesgesetze aber in Ansehung des Rechts selbst einen Beschluß fasse. Die meisten Gesandten waren von ihren Höfen beauftragt, zur Befriedigung der Käufer auf das thätigste mitzuwirken, und der preussische gab den 17. Juli 1817 zu Gunsten derselben eine nachdrückliche Erklärung zu Protokoll. Hierauf erstattete der Referent, der herz. oldenb. = schwarzburg. = und anhaltische Gesandte v. Berg, das von der Mehrheit genehmigte Gutachten: da den Domainenkäufern der Beweis der oben erwähnten Einrede offen stehe, so seien sie mit ihrem Restitutionsgesuche ab = und auf die Ausführung dieser Einrede zu verweisen, damit jedoch eine nochmalige Empfehlung

gerechter und milder landesväterlicher Behandlung zu verbinden. Die östr. Bundesgesandtschaft erklärte ausdrücklich, die Zuversicht, daß eine solche Empfehlung ihren Zweck nicht verfehlen werde, habe sie bisher abgehalten, auf eine weitere Einschreitung des Bundestages in dieser Angelegenheit anzutragen. Außer dem kurhessischen Gesandten weigerte sich bloß der großherz. badische, in dieser Sache zu stimmen, „so lange nämlich“, war seine Erklärung, „die Hauptfrage nicht entschieden sei, wiefern die im tilfiter Frieden 1807 formell anerkannte und nachher mit allen (?) Mächten Europas in Verkehr getretene westfäl. Regierung, mit welcher namentlich mehre Bundesstaaten Verträge geschlossen, mit dem Prädicate einer usurpatorischen und deren Folgen belegt werden könne?“ Nunmehr führte der Bevollmächtigte die Sache der Domainenkäufer auf dem vom Kurfürsten angebotenen Wege Rechtsens vor den inländischen Gerichten durch alle Instanzen; allein das kurfürstl. Oberappellationsgericht zu Kassel entschied gegen ihn, und zwar auf den Grund der kurfürstl. Cabinetsordre vom 14. Jan. 1814, als eines vom Souverain in der Eigenschaft des höchsten Gesetzgebers selbst ausgestoßenen Gesetzes. Hierauf übergab der Bevollmächtigte der Bundesversammlung eine gedruckte Bittschrift, worin er ersuchte, entweder eine Commission niederzusetzen zur Aufstellung der Regulirung der Angelegenheiten des aufgelösten Königreichs Westfalen, oder bei den verbündeten Mächten, als europäischen Friedensstiftern und Gesetzgebern, die das westfäl. Gebiet erobert und einen Theil desselben an den Kurf. von Hessen wieder abgetreten haben, die Festsetzung der Grundsätze zu veranlassen, nach welchen die auf den aufgelösten westfäl. Staat sich beziehenden Gegenstände zu entscheiden seien. Der Bundestag beschloß, da es weder an gesetzlichen Bestimmungen, wonach die Angelegenheiten beurtheilt, noch an Behörden fehle, von welchen sie beurtheilt und erledigt, dann die Rechtspflege und Vollziehung geschützt werden könne, und da die bereits erbetenen Instructionen über die Grundsätze erwartet würden, so werde das Gesuch um Verwendung bei dem Kaiser von Oestreich und König von Preußen, in der Art, wie gebeten, abgewiesen. Am 12. Aug. 1819 beschloß der Bundestag ferner, die Bitte um Instruction zu wiederholen, wobei Hanover erklärte, daß es nie seine Zustimmung zu dem Grundsatz geben werde: der feindliche Besitzer dürfe die Domainen verkaufen. Der mehrerwähnte Bevollmächtigte gab inzwischen zu Nachen, Karlsbad und Wien neue Bittschriften ein, und wandte sich gleichfalls an die theilhaftigen Höfe. Zu Wien ward, nach der „Allg. Zeit.“ 1821, Nr. 65, bei der Ministerzusammenkunft im Mai 1820 wegen Beschleunigung der Instruction Verabredung im dem Sinne getroffen, daß die Beschwerden an die Landesgerichte verwiesen, und wenigstens die Fragen ihrer freien Entscheidung überlassen würden, ob und wie weit den Käufern guter Glauben zur Seite stehe, und ob sie für das Bezahlte zu entschädigen seien oder nicht? Auf dem Bundestage ward am 30. Juli 1821 der 22. Nov. zur endlichen Abstimmung über den Domainenverkauf in Kurhessen anberaumt. Es kam dabei zur Sprache, daß am 20. Juni eine Commission in Berlin zusammengetreten sei, um eine Auseinandersetzung zwischen Preußen, Hanover, Kurhessen und Braunschweig wegen der westfäl. Verhältnisse zu bewirken. Indes ward jene Abstimmungsfrist von neuem vertagt, und diese Commission schritt gleichfalls nicht vor. Der Bevollmächtigte wiederholte am 9. Febr. seine Bitten zu Berlin. Seitdem scheint theils ein ungestört gerichtliches Verfahren, theils Verhandlung mit den einzelnen Käufern eingetreten zu sein. Die Bundesversammlung selbst erledigte die bei dem Bundestage angebrachte Sache der westf. Domainenkäufer durch den Beschluß vom 4. Dec. 1823: „Da die kurhess. Verordnung vom 14. Jan. 1814 keine Justizverweigerung begründe, welche die Bundesversammlung zu einer Einschreitung nach d. 29. Art. der Schlußacte verpflichten könnte, so halte sich dieselbe in der Angelegenheit der westf. Domainenkäufer nicht für competent“. S. d. Ausz. a. d. Protokoll in d. „Allg. Zeit.“, Beil. vom

23. Dec. 1823 b. z. 5. Jan. 1824. Die kurhess. Gesandtschaft hatte schon vor diesem Beschlusse bei dem Bundestage erklärt, daß mit mehren Käufern solcher Domainen ein gütliches Abkommen theils getroffen worden sei, theils noch ferner mit voller Beruhigung erwartet werden könne.

Die Rechtsschritte und Gerichtserkenntnisse über diese Sache gehen von entgegengesetzten Grundsätzen aus. Einige sehen in dem Königreiche Westfalen bloß ein Raubwerk, und wenden auf die Staatshandlungen die Vorschriften des römischen Rechts über Räubereien an, weil Hanover, Kurhessen und Braunschweig nicht mit Frankreich Krieg geführt, sondern nur einen Überfall erduldet, weil ihre Fürsten die Länder nicht abgetreten, also ihr volles Recht behalten, und dasselbe nach geendigtem Raubzustande wieder in wirklichen Besitz genommen worden, weil der Congreß zu Wien dieses Recht stillschweigend anerkannt, indem er das Königreich Westfalen gar nicht erwähnt habe. (S. „Über die Aufrechthaltung der Verfügungen des Jerome Bonaparte in Kurhessen“.) Andre behaupten, der Staatsvertrag zwischen den Fürsten und ihren Unterthanen sei durch die Flucht der erstern und die Unterwerfung der letztern unter ein neues Staatsoberhaupt und ihre freiwillige Huldigung aufgelöst, das öffentliche Eigenthum sei in den neuen Staat übergegangen, und mit gutem vollem Rechte veräußert, wenn es nach Vorschrift der neuen Staatsverfassung veräußert worden. Andre beziehen sich auf das übliche europäische Völkerrecht, auf die Gründung des westf. Staats im tilziter Frieden, auf seine Anerkennung von allen Mächten des festen Landes, auf den 16. Art. des pariser Friedens vom 30. Mai 1814, welcher den ungestörten Besitz ihres Eigenthums in den abgetretenen Landen zusichert, und auf den Umstand, daß die betreffenden Fürsten ihre Länder durch die Siege der Mächte wiedererhalten haben, von denen das Königreich Westfalen anerkannt worden. Dieses macht vorzüglich Behr geltend, und er schließt von dem rechtmäßigen Verkäufer des Staatsguts auf das rechtmäßig erworbene Eigenthum des Käufers. Noch Andre, und namentlich das Appellationsgericht zu Wolfenbüttel, gehen von dem Eroberungsrecht aus, beschränken dasselbe auf das Recht der Verwaltung, und schließen davon das Recht der Veräußerung von Grundstücken aus, oder nehmen an, wie das Appellationsgericht zu Kassel, der Staat ist immer derselbe, wie auch sein Oberhaupt wechselt. Der Staat bestand während der Abwesenheit des rechtmäßigen Oberherrn, er ging in das Königreich Westfalen über, der König trat in wirklich ungestörten Besitz der Staatsgewalt und konnte diejenigen Handlungen gültig vornehmen, welche in den Grenzen der Staatsverwaltung begriffen waren. (S. die Schriften von Bülow und Pfeifer.) Wieder eine andre Meinung findet das Eroberungsrecht unbestimmt, und eine Vorschrift des allgemeinen deutschen Staatsrechts zur Anwendung auf den vorliegenden Fall nicht vorhanden. Da dieser nun gleichmäßig in allen betheiligten Landen entschieden werden müsse, und es die Sache der Gerichte sei, völkerrechtliche und staatsrechtliche Bestimmungen anzuwenden, und nicht zu geben, so könne vor den Gerichten in dem vorliegenden Falle nur der ruhige Besitzstand aufrecht erhalten werden, bis die völker- und staatsrechtliche Entscheidung über das Eigenthum erfolge. (S. „Allgem. Liter.-Zeit.“, 1816, Nr. 207, und „Erg.-Blatt“, 1817, Nr. 34.) Endlich sagt man, der Verkauf der westfäl. Staatsgüter war ungültig, weil nach der westfäl. Verfassung die Einwilligung der Stände dazu erforderlich gewesen, und diese nicht ertheilt ist. Es sollte nach dieser Verfassung nämlich der Ertrag der Staatsgüter zur bestimmten Ausgabe für das königl. Haus verwendet werden, und wenn er nicht hinreichte, von dem Staatsschatze der Zuschuß erfolgen, über die Schatzeinnahmen sollte aber jährlich den Ständen ein Geset zur Bewilligung vorgelegt werden, also gehörten die Einnahmen von den Staatsgütern zu dem Staatsschatze, und sie so wenig als die Staatsgüter selbst konnten ihrer Bestimmung entzogen und veräußert werden, ohne ständische Einwilligung. Die-

ses führt von Berlepsch aus. Über die Rückgabe der Kaufgelber handelt Schmidt am ausführlichsten.

Domenichino, s. Zampieri.

Domicilium, die Wohnung, hatte bei den Römern besondere Rechte; es wurde für unverletzlich gehalten (z. B. kein Schuldner durfte in seinem Domicil verhaftet werden; kein Polizei- oder Gerichtsdiener durfte die Schwelle eines Privathauses betreten, um auch einen Nichtbewohner desselben darin zu verhaften, wenn es kein öffentliches Haus war). Diese Rechte hat das Domicil noch in England und in den Niederlanden. Dann heißt Domicil überhaupt der Aufenthaltsort; im engeren Sinne der Ort, wo man einheimisch ist, im Gegensatz desjenigen, wo man sich nur auf einige Zeit aufhält. Erwachsene Kinder z. B. haben ihr Domicilium da, wo ihre Ältern wohnhaft sind, d. h. sie gehören dahin, sind daselbst einheimisch, wenn sie auch, wie z. B. dienende Personen, an einem andern Orte sich aufhalten. In der Rechtssprache ist *domicilium habitationis* der Wohnort; *domicilium originis* der Geburtsort; *domicilium necessarium* der nothgedrungene Aufenthaltsort, welchem das *domicilium voluntarium*, der freiwillige Aufenthaltsort, entgegengesetzt ist. *Forum domicilii* ist der Gerichtshof des Ortes, an welchem man einheimisch ist, im Gegensatz des *forum contractus*, *forum delicti* und *forum apprehensionis*. — **Domicilirte Wechsel** sind solche, deren Bezahlung, wenn etwa der Ort, wo der Aussteller wohnt, kein Wechselplatz ist, auf ein Handelshaus eines in der Nähe befindlichen Wechselplatzes angewiesen wird. Dadurch will man die Schwierigkeiten vermeiden, welche der Verkauf des Wechsels haben könnte. Z. B. A. in London trassirt auf Z. in Lüneburg, in Hamburg zahlbar. Z. in Lüneburg acceptirt den Wechsel und domicilirt ihn bei B. in Hamburg. Jetzt kann der Wechsel in London nach dem hamburgers Curs verkauft werden, und der Inhaber wendet sich bei Verfallzeit, anstatt an Z. in Lüneburg, an B. in Hamburg, welcher letztere zahlt, wenn er mit Fonds zur Einlösung versehen ist. Daher haben domicilirte Wechsel auch einen geringern Curs als direct gezogene.

Dominante, herrschende Note, nennt man die fünfte Stufe der Quinte derjenigen Tonart (oder auch quinta toni), in welcher sich die Melodie bewegt, weil sie in der Grundstimme gewöhnlich noch öfter gehört wird, als der Grundton der Tonart selbst. Um sie von Dominanten verwandter Tonarten, in welche die Modulation aus der Grundtonart hingeleitet worden ist, zu unterscheiden, nennt man sie auch die tonische Dominante oder Oberdominante. Unterdominante ist dagegen die vierte Stufe vom Grundton; die fünfte abwärts gezählt. Daher heißt auch der kleine Septimenaccord auf der fünften Klangstufe der harten und weichen Tonart **Dominantenaccord**.

Domingo (St.), s. Haiti.

Dominicaner werden die Predigermonche (Praedicatoros) nach ihrem Stifter **Dominicus** (s. d.) genannt. Bei ihrer Entstehung (1215 zu Toulouse) waren sie regulirte Chorherren nach der Regel des h. Augustinus, mit der Bestimmung, gegen die Keger zu predigen. Diese Regel und Bestimmung behielten sie bei, als sie 1219 die der Carthäusertracht ähnliche weiße Kleidung und den Charakter eines Mönchsordens annahmen. In Frankreich hießen sie Jakobiner, weil ihr erstes Kloster zu Paris in der Jakobsstraße war. Die schon 1206 vom h. Dominicus gestifteten und seit 1218, wo er auch ein Nonnenkloster zu Rom anlegte, weiter ausgebreiteten **Dominicanerinnen** folgen derselben Regel, nur sind sie auch zur Arbeitsamkeit verpflichtet, die dem männlichen Zweige wegen seines höhern Berufs nicht zugemuthet wurde. Dazu kam noch eine dritte Stiftung des h. Dominicus, die Ritterschaft Christi, ursprünglich ein Verein von Rittern und Edelleu-

ten zur kriegerischen Bekämpfung der Ketzer, der sich nach dem Tode des Stifters in den Orden von der Buße des h. Dominicus für beide Geschlechter verwandelte, und den dritten Orden der Dominicaner ausmacht. Diese Tertiärer haben, ohne feierliche Gelübde zu thun, für die Beobachtung einiger Fasten und Gebete die Zusicherung großer geistlicher Vortheile; übrigens bleiben sie in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen. Nur einige Congregationen der Dominicanerinnen des dritten Ordens vereinigten sich, besonders in Italien, zum Klosterleben und wurden wirkliche Nonnen, unter denen die h. Katharina von Siena die berühmteste war. Um sich der Ausbreitung und Befestigung des katholischen Glaubens, welche der Zweck ihrer Stiftung und die erste Probe ihres Eifers bei Ausrottung der Albigenser war, mit Erfolg widmen zu können, erhielten die Dominicaner 1272 die Vorrechte eines Bettelordens, welche ihren schnellen Anwuchs ungemein begünstigten. Nicht nur Europa, auch die Küstenländer von Asien, Afrika und Amerika erfüllten sie mit ihren Klöstern und Glaubensboten. Ihre strengmonarchische Verfassung, welche alle Provinzen und Zweige ihres Ordens zu einem Ganzen unter einem General verband, sicherte ihre Dauer und den Zusammenhang ihrer glücklichen Bestrebungen nach Einfluß auf Kirche und Staat. Allerdings machten sie sich durch das im Zeitalter ihrer Stiftung sehr vernachlässigte Predigen und durch ihre Missionen gemeinnützig, durch große Gelehrte aus ihrer Mitte, wie Albert der Große und Thomas von Aquinum, wichtig und um die Bestimmung des kirchlichen Lehrbegriffs verdient, aber auch als Handhaber der *Inquisition*, die ihnen in Spanien, Portugal und Italien ausschließend übertragen wurde, fürchtbar. Nachdem sie 1425 die mit ihrem ursprünglichen Gelübde einer gänzlichen Armut streitende Erlaubniß, Schenkungen anzunehmen, erhalten hatten, entwöhnten sie sich vom Betteln und beschäftigten sich im ruhigen Genusse reichlicher Pfünden, stolz auf eine vor andern Orden behauptete Würde, mehr mit der Politik und den theologischen Wissenschaften. Sie gaben den Königen Beichtväter, den Universitäten Lehrer und der Andacht den Rosenkranz, der ihnen reichliche Zinsen trug. Seit ihrer Entstehung hatten sie an den *Franciscanern* (s. d.) gefährliche Nebenbuhler gehabt und Streitigkeiten mit ihnen geführt, deren Hitze und Erbitterung sich in den Feindseligkeiten der Thomisten und Scotisten (s. *Duns u. Scholastiker*) auf die neuern Zeiten forterbte. Beide Orden theilten die Ehre, Kirche und Staaten zu regieren, bis in das 16. Jahrh., wo sie allmählig durch die Jesuiten aus den Schulen und von den Höfen verdrängt und auf ihren ursprünglichen Beruf zurückgewiesen wurden. Neues Gewicht erhielten sie durch das Recht der Bücherzensur, die 1620 dem Magister des h. Palastes zu Rom, der stets ein Dominicaner ist, übertragen wurde, und was ihnen die Reformation in Europa entzog, gewann die Thätigkeit ihrer Missionen in Amerika und Ostindien wieder. Im 18. Jahrh. zählte ihr Orden über 1000 Mönchs- und Nonnenklöster, die in 45 Provinzen und 12 besondere Congregationen getheilt waren. Zu den letzten gehörten die Nonnen von der Anbetung des h. Sacraments in Marseille, die le Quien 1636 mit verschärfter Regel stiftete und schwarz mit weißem Mantel und Schleier bekleidete, dagegen die Dominicanerinnen sonst durchaus weiß mit schwarzem Mantel und Schleier gehen. Jetzt blüht der Dominicanerorden nur noch in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika; in Italien hat er Hoffnung, sich wieder zu erheben. Der vortreffliche *Las Casas* (s. d.) war ein Dominicaner; dagegen spielten in den empörenden Auftritten des sogenannten Bernischen Trauerspiels (einer schändlichen Visionsgeschichte, die zu Gunsten des Ordens und zur Widerlegung der Franciscaner mit dem einfältigen Laienbruder Jeker zu Bern veranstaltet wurde) Dominicaner die Hauptrollen, und 4 derselben wurden als Betrüger und Mörder 1509 verbrannt.

Dominicus de Guzman, Stifter des Dominicanerordens, geb.

1170 zu Calarvejo in Altcastilien, legte sich in f. Jugend mit Talent und Feuer auf die Wissenschaften, wurde Kanonicus und Archidiaconus zu Osma in Castilien, und nebst Andern von dem Papste Innocenz III. gebraucht, um die Keger, besonders die Abbigenser in Frankreich, auszuforschen, zu bestreiten und zu bestrafen. Hieraus entstand das Inquisitionsgericht, und D. wird als der erste Generalinquisitor angesehen. Da er den Mitgliedern seines Ordens eine gewisse Anzahl Paternoster und Ave Maria vorschrieb, die sie täglich beten sollten, so glaubt man, daß er den Rosenkranz zuerst eingeführt habe. Er starb zu Bologna 1221 und wurde von Gregor IX. 1233 unter die Heiligen versetzt. In der vor f. Heiligsprechung angestellten Untersuchung wurde erwiesen, daß er durch seine Predigten und Wunderwerke mehr als 100,000 Seelen zum wahren Glauben bekehrt habe.

Dominique le Pree, Harlekin des italien. Theaters (eigentlich Jos. Dominique Biancolelli), geb. 1640 zu Bologna, ward 1660 vom Cardinal Magarin nach Paris berufen, wo er den Harlekin mit dem größten Beifalle bis zu seinem Tode 1688 spielte. Als die Schauspieler des franz. Theaters die Italiener hindern wollten, auf ihrer Bühne franz. Stücke zu geben, hörte Ludwig XIV. beide Parteien an. Baron und D. mußten vor ihm erscheinen. Jener hatte im Namen der Franzosen gesprochen, und als die Reihe an D. kam, fragte er den König, wie er sprechen solle. „Sprich, wie du willst“, antwortete der König. „Mehr brauche ich nicht“, hob D. wieder an, „ich habe gewonnen“. Der König ließ es lachend dabei, und seit jener Zeit gab das italien. Theater ungehindert französische Stücke.

Domino, ehemals eine Tracht der Geistlichen im Winter, die, nur über die Schulter reichend, den Kopf und das Gesicht vor der Witterung schützte; gegenwärtig eine Maskentracht für Herren und Damen, bestehend in einem langen seidnen Mantel mit Kappe und weiten Ärmeln.

Domitianus (Titus Flavius Sabinus), Sohn des Vespasian und Bruder des Titus, geb. 51 nach Chr., machte sich schon in f. Jugend durch Unthätigkeit, Wollust, Argwohn, Tücke und Hang zur Grausamkeit verhaßt, und Rom zitterte, als er nach seines Bruders Titus Tode das Diadem erhielt (81). Zwar täufchte er anfänglich das Volk durch Wohlthaten, treffliche Gesetze und Gerechtigkeitsliebe, sodas die Furcht verschwand; doch bald ergab er sich den ehemaligen Ausschweifungen und f. Hange zur Grausamkeit. Zuerst ließ er f. Vetter Flavius Sabinus, der Nichts begangen hatte, meuchlings ermorden. Ebenso eitel als grausam unternahm er, während f. Feldherr Agricola siegreich in Britannien gegen die Caledonier foht, einen lächerlichen Kreuzzug gegen die Satten, kehrte schnell zurück, ohne Etwas gethan zu haben, und führte einen Haufen wie Deutsche gekleidete Sklaven zu Rom im Triumph auf. Da Agricola's Siege seine Eifersucht reizten, rief er diesen großen Feldherrn zurück und setzte ihn in völlige Unthätigkeit. Zugleich verbreitete er allenthalben Schrecken, indem er zu Rom eine große Anzahl Vornehmer hinrichten ließ. Dabei ergab er sich allen Ausschweifungen der Wollust und dem niedrigsten Geize. Endlich gerieth er auf den wahnsinnigen Einfall, sich göttlich verehren zu lassen, ließ sich Dominus und Gott nennen, und behauptete, ein Sohn der Minerva zu sein. 86 führte er die capitulinischen Spiele zu Rom ein. In dem f. Sing der blutige Krieg mit den Daciern an, der mit abwechselndem Glücke geführt wurde, und den ein durch versprochenen Tribut erkaufte Friede (90) endigte. Dennoch hielt D. in Rom einen glänzenden Triumph. Das Elend stieg indes immer höher; nach dem erneuerten Hochverrathsgesetze war Niemand f. Vermögens und f. Lebens sicher. Einst stellte D. ein Gastmahl an, um die Senatoren und Ritter in Schrecken zu setzen. Sie wurden in einem schwar-

zen Saale versammelt, wo für jeden ein Sarg mit s. Namen stand; darauf öffneten sich plötzlich die Thüren, eine Schar nackter, schwarz gefärbter Personen, mit bloßen Schwertern und brennenden Fackeln trat herein und umtanzte die Erschrockenen, bis der Kaiser sich an ihrer Todesangst genugsam geweidet hatte und sie wieder entließ. Die Furcht, in welcher der Tyrann unaufhörlich schwebte, vermehrte s. Grausamkeit. Da führte ein Zufall s. Gemahlin, der verruchten Domitia, einen Zettel in die Hand, auf welchem, nebst vielen neuen Schlachtopfern, sie selbst und die beiden Anführer der prätorianischen Cohorte verzeichnet waren. Diese Entdeckung bewog sie, sich gegen ihn zu verschwören und ihn in seinem Zimmer (96) zu ermorden. Er hatte 15 J. regiert und war 45 J. alt geworden. D. hat zu Rom den prachtvollsten Tempel erbaut.

Domremy la Pucelle, Geburtsort der Jeanne d'Arc (s. d.), ein kleines Dorf im franz. Departement der Vogesen (Wasgau), nicht weit von der Stadt Baucouleurs (im Maasdepartem.), in einer fruchtbaren Gegend, die gute Viehzucht hat. Hier zeigt man noch das Haus, in welchem das begeisterte Hirtenmädchen geboren wurde. Nahe bei demselben ist das von dem Präfecten des Vogesendepartements ihr errichtete Denkmal, mit ihrem Brustbilde von Marmor, das am 10. Sept. 1820 feierlich eingeweiht wurde. Dabei befindet sich eine Schule zum unentgeltlichen Unterrichte junger Mädchen. S. die Beschreibung in der „Hist. abrégée de la vie et des exploits de Jeanne d'Arc, par Jollois“ (1821, Fol., m. Kpf.).

Donatisten, die Anhänger des Donatus, eines numidischen Bischofs, der wegen seiner 311 bei einer streitigen Bischofswahl geltend gemachten Weigerung, die Trabitoren, d. h. solche Geistliche, welche während der Verfolgungen die heil. Bücher an heidnische Obrigkeiten ausgeliefert hatten, für amtsfähig anzuerkennen, mit s. Freunden aus der Gemeinschaft der römischen Kirche trat und eine eigne Sekte stiftete, welche gefallene Christen, wenn sie auch schon getauft waren, nicht ohne Wiedertaufe aufnahm. Diese Schismatiker herrschten in den christl. Provinzen von Nordafrika und zählten im J. 330 schon 172 Bischöfe ihres Bekenntnisses. Noch erhöht wurde ihre Strenge durch die Beobachtung des novatianischen Grundsatzes, Abgefallene oder grobe Sünder überhaupt auszustoßen, und die vollkommenste Unbescholtenheit des Glaubens und Lebens ihrer Lehrer und Glieder für das wesentlichste Merkmal der wahren Kirche zu erklären, ohne das der heil. Geist nicht in ihr herrschen könne: eine Behauptung, welche später in das kathol. Dogma von der alleinseligmachenden Kirche überging. Furchtbar machten sich die Donatisten durch die von ihnen aufgewiegelten Schwärme fanatischer Bauern, die um 348 u. d. R. der Circumcellionen das zu ihrer Bekehrung eingedrungene kais. Heer angriffen, und in Mauritien und Numidien 13 Jahre hindurch das Land mit Plünderung, Mord und Selbstmord verheerten; denn das Märtyrertum wurde von ihnen eifrigst gesucht, und sie ließen sich von den Katholischen freiwillig umbringen. Diese im 4. und 5. Jahrh. blühende Sekte fand ihren Untergang, als jene Provinzen von den Saracenen erobert wurden.

Donatus (Alius), römischer Sprachlehrer und Commentator (z. B. über Terenz), lebte im 4. Jahrh. nach Chr. Er schrieb ein Elementarbuch der latein. Sprache „De octo partibus orationis“, welches im Mittelalter bei dem lateinischen Sprachunterrichte zum Leitfaden diente. Erst in neuern Zeiten ward es durch zweckmäßigere Sprachlehren verdrängt. Es war eins der ersten Bücher, welche Guttentberg druckte. — Donat nennt man im Scherz jede lateinische Sprachlehre für Schulen, und Donatschneizer Fehler wider die ersten Regeln der Sprachlehre.

Donau, d. i. tiefes Wasser, ein deutscher Fluß, den die Römer, von seinen

Quellen bis Wien Danubius, unterwärts Ister nannten, entspringt aus 3 Quellen, der Brege, Brigach und einer kleinern auf dem Schloßhose des Fürsten zu Fürstenberg zu Donaueschingen (im Badischen), 2050 Fuß über dem Meere, 28° 10' L., 47° 58' Br., wo das vereinigte Wasser den Namen Donau erhält. Nachdem sie die Ister oberhalb Ulm aufgenommen, wird sie bei 8 — 12 Fuß Tiefe schiffbar und durchströmt das Königr. Baiern, dann von Engelhartzell bis Orsova (140 Meilen) den östr. Kaiserstaat und zuletzt die Türkei, bis sie, nach einem Laufe von 332 M. und nachdem sie 30 schiffbare Flüsse, darunter die Iler, Werniz und Altmühl, den Regen, die Nabe, den Lech und Inn, die March, Isar, Eng, Drau, Sau, Murr, Theis, Aluta und Morawa, den Sireth, Pruth und Tomes, nebst 90 andern Flüssen aufgenommen hat, sich ins schwarze Meer ergießt. Ihre Mündung hat 5 Arme, genannt Kili-, Sulina-, Kadrillo-, Portesfa- und Zlawabogasi. Der erste Arm ist die Hauptmündung und der tiefste. Er steht jetzt, als zu dem von der Pforte an Rußland abgetretenen Bessarabien gehörig, unter russ. Landeshoheit. Der vierte und fünfte sind gleichfalls schiffbar. Die Strömung des Flusses bringt so viel Wasser ins schwarze Meer, daß man solches in der Entfernung von 10 Meilen von der Küste noch wahrnehmen kann. Es sind die Gewässer des Schwarzwaldes, der schwäbischen Alp, des Böhmerwaldes, der tiroler, steiermärker, kärnthnerischen und krainischen Alpen, des morlachischen, karpatischen und bulgarischen Gebirges. Die Strudel und Wirbel der Donau hat die Kunst in Deutschland und Ungarn viel gefahrloser gemacht; aber Orsovas Untiefen u. a. Hindernisse unter türkischem Scepter erschweren das fernere Hinabschiffen bis ins schwarze Meer. Der Fluß ist fischreich; am bekanntesten sind seine Haufen. Geschichtlich ist der römische Donaulimes durch blutige Kriege, z. B. mit den Markomannen, und durch den Zug der römischen Handelsstraßen berühmt. Hier brachen die Avaren und die Magyaren in Deutschland ein. Hier, in der Donauebene des Marchfeldes, gründete und befestigte das Haus Habsburg seine Monarchie; hier bekämpften deutsche Heere die Macht der Pforte; hier behauptete sich das Haus Östreich gegen Napoleons Übermacht. S. Schultes's „Handb. f. Reisende auf der Donau“ (Stuttg., 2 Bde., m. K.). Des Hauptm. Lauterer „Navigationscharte der Donau von Semlin bis zu ihrem Ausflusse“ (134 deutsche oder 201 türk. Meil.) warb vom östr. Hauptm. Bar. Laufferer vollendet 1789 in 8 Bl.

Donauschiffahrt und -Handel. Die Donauschiffahrt beginnt bei Ulm, und wird von da in 5 Abtheilungen, nämlich von Ulm bis Regensburg, von Regensburg bis Wien, von Wien bis Pesth, von Pesth bis Belgrad und von da bis Galacz und Kiliaanowa, wo sich der Strom in das schwarze Meer ergießt, fortgesetzt. Da man wegen dessen reisenden Laufes hauptsächlich nur zu Thal, d. h. den Strom hinunterfahren kann, so sind die Schiffe, die alle keine Segel haben, schlechter als auf irgend einem Flusse Deutschlands gebaut. Gehen sie ausnahmsweise zu Berg, d. h. den Strom hinauf, so können weder Ruder noch Segel benutzt, sondern sie müssen, nach Verhältnis ihrer Größe und des Wasserstandes, von Pferden, deren man bei gewöhnlicher Wasserhöhe eins auf 100 Centner Ladung rechnet, an einem Tau gezogen werden. In der, der Donauschiffahrt eigenthümlichen nautischen Sprache heißt das Fahren den Strom hinunter die Raufahrt, und das Fahren hinauf der Gegentrieb. Zu ersterer bedient man sich der Fahrzeuge von 128, von 90 — 100 und von 30 — 40 Fuß Länge, erstere Kellheimer, auch Hohenau, von 3 — 4000 Etern. Ladungsfähigkeit, die zweite Gamsel und die dritte Plätten genannt. Bei dem Gegentrieb gebraucht man 3 Schiffsgattungen, nämlich Klobzille, von 136 — 140 F. Länge, sogen. Nebenbei, statt Anhänge, 130 — 136 F. lang, und Schwemmer von 124 F. Länge. Die Schifffahrt auf der Donau kann nur durch geschickte und erfahrene

Schiffer betrieben werden, weil diese sehr reisend und dabei voll Sandbänke ist, an vielen Orten sich mitten im Fahrwasser derselben spitzige Felsen befinden, die Ufer häufig bergig, und die Schiffe, da sie nach vollbrachter Reise in der Regel in Wien an die dortigen Schiffer oder das kaiserl. Schiffamt verkauft werden, sehr leicht, und zwar meistens von weichem Holz erbaut sind. Am schwierigsten ist die Schifffahrt aufwärts in Ungarn, wo zum Theil wegen der niedrigen Ufer keine ordentliche Leinpfade angebracht, und nur Menschen zum Ziehen gebraucht werden können. Doch sind die ungarischen Schiffe für den innern Verkehr viel solider gebaut und haben daher eine dauernde Bestimmung. Volle Schifffahrtsfreiheit, sowie die wiener Convention von 1815 ausspricht, existirt noch nicht auf diesem Strome, insofern er Östreich, Baiern und Württemberg gemeinschaftlich ist; denn vermöge bestehender Verträge ist ein dreifaches Stapelmonopol in Anwendung. Die ulmer Schiffer dürfen die Waaren nur bis Regensburg, und die regensburger solche nur nach Wien bringen, wo ihnen zur Rückfahrt lediglich Weine mitzunehmen erlaubt ist. Die wiener Schiffer, die ebenfalls nicht weiter als bis Regensburg fahren dürfen, haben dagegen das Recht, stromaufwärts alle Gattungen Güter dahin zu bringen, kommen aber selten, außer mit Ladungen ungarischen Kupfers u. a. aus der Türkei nach Wien gebrachter Güter. Die Schiffer zu Wien und zu Regensburg bilden Innungen und haben Reihfahrten, sodas, mit Ausnahme des Winters, wöchentlich wenigstens ein befrachtetes Schiff von Ulm nach Wien abgeht. In Hinsicht des Transports von Reisenden und deren Effecten ist aber ihre Schifffahrtsfreiheit nicht beschränkt. Der Donauhandel ist zwar nicht so bedeutend als der auf dem Rhein und der Elbe, weil das Nauthsystem der östreich., bairischen und würtemb. Staaten, deren Gebiet die Donau durchfließt, den wechselseitigen Verkehr hindert, und Östreich und die Türkei nur einen Theil bairischer und würtemb. Producte nöthig haben; doch gehört er nicht unter die unbedeutenden der Ströme Deutschlands. Ulm, der erste Punkt des Donauhandels, beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Expeditions- und Leinwandhandel. Die franz. Waaren kommen ihm über Strasburg und Schaffhausen, die italienischen vorzüglich über Augsburg zu. Aus den Niederlanden geht das Meiste über Ulm auf der Donau nach Wien. Regensburg benutzt diesen Strom besonders zum Salz- und Getreidehandel, zur Ausfuhr des rohen Garns nach Östreich, und zum Zwischenhandel mit Östreich und der Türkei, besonders mit Leinen, Raibfellen, Messing, heroldsgebener Waaren u. Von Wien aus wird durch Ungarn der Handel mit östr. Producten und Fabricaten, auch mit Transitgütern, so lebhaft betrieben, als es die schwierige Schifffahrt und die noch nicht sehr nautischen Kenntnisse der Ungarn möglich machen. Der Hauptstapelplatz des Donauhandels in Ungarn aber ist Pesth, an dessen Ufern jährlich zum innern und äußern Verkehr gegen 8000 Fahrzeuge landen. Die Ladungen, die stromabwärts dahin kommen, bestehen aus Lebensmitteln, Wein, Baumaterialien von Holz und Steinen, Holzgeräthschaften und Kaufmannswaaren. Die Schiffe mit denselben werden dort zer schlagen, oder gehen frisch beladen in die tiefer liegenden Theile Ungarns, oder in die angrenzende Türkei. Doch sah man auch Dampfschiffe von Wien ankommen. Pesth treibt nicht nur einen großen Handel auf der Donau mit ungarischen Landesproducten, sondern auch mit Commissions- und Expeditions-gütern. Von erstern versendet es vorzüglich Taback, Wein, Getreide und Schafwolle in das Ausland. Nicht unbedeutend ist gleichfalls sein Verkehr mit Wachs, Honig, rohen Häuten, Sliwowiz, Pottasche u. — Hätten die Flüsse Kulpe und Save eine weniger beschwerliche Schifffahrt, so würden sie die Haupttheile Ungarns mit dem adriatischen Meere verbinden und zum Großhandel dienen können, während man jetzt nur hauptsächlich Früchte und Stegebirner Taback auf denselben ausführt. Hoffnungen für die Zukunft blühen durch den Franzens- und Theresien canal,

sowie die Vereinigung mit dem Karlsstädter Canal, der bis Brod in Kroatien fortgeführt werden soll.

Die Verbindung des Donauhandels mit dem Rheinhandel besteht durch Lauingen und Heilbronn, deren ersteres vorzüglich von der bairischen Regierung begünstigt wird. Die größten Vortheile würde aber der Donauhandel gewinnen, wenn die schon von Karl dem Großen projectirte und auch auf dem bairischen Reichstage zur Sprache gebrachte Verbindung der Donau mit dem Rheine mittelst des Mains, über deren Ausführbarkeit sich Wiebeking ausgesprochen, der aber Waader widersprochen hat, durch einen 1829 in Paris entstandenen Actienverein zu Stande gebracht werden sollte. Nicht minder vortheilhaft müßte aber auch für den Handel sein, wenn die Donauschiffahrt nach den 1815 auf dem wiener Congresse verabredeten Artikeln, von östr., bairischen und württemberg. Commissarien, deren Zusammentritt schon seit 10 Jahren erwartet wird, durch eine gemeinschaftliche Verordnung regulirt würde. Mit derselben müssen, der Convention gemäß, die Beschränkungen der Schifffahrtfreiheit aufhören, es würde ein einförmigeres Schifffahrtssystem und Gebührentarif zu Stande kommen, für Leinpfade und Beseitigung der gefährlichen Stellen in dem Fahrwasser besser als bisher gesorgt, auch die Größe der Hindernisse, welche die Ausübung der Mauthverordnungen der Schifffahrt in den Weg legt, gemindert werden. Letzteres ist um so mehr zu wünschen, als durch die verstärkten östr. Mauthbeschränkungen der deutsche Donauhandel so abnimmt, daß schon 1822 die zu Ulm regelmäßig abgehenden Schiffe kaum mehr die Hälfte der Befrachtung, wie in den frühern Jahren, erhalten konnten. 73.

Don gratuit, freiwilliges Geschenk, eine außerordentliche, jedoch freiwillige Abgabe, welche die Regenten bei außerordentlichen Anlässen von ihren Ständen zu fordern, oder auch ungefordert zu erhalten pflegen. Es findet besonders in solchen Ländern statt, wo der Regent ohne Einwilligung der Stände keine neue Abgabe auflegen darf, z. B. diejenigen ehemal. franz. Provinzen, die noch Landstände hatten, nämlich Bourgogne, Provence, Languedoc, Bretagne, Artois und das Königreich Navarra, bewilligten dem Könige eine Steuer als Don gratuit. Dasselbe pflegte einst in den östr. Niederlanden und in den deutschen Hochstiftern, welche Ständeversammlungen hatten, zu geschehen.

Donner (Georg Rafael), Bildhauer, geb. auf einem D. des Stifts Heiligenkreuz in der Herrschaft Eckartsau in Niederösterreich 1680, war anfangs Goldarbeiter, erhielt seine erste Bildung in der Kunst von Johann Giuliani, einem Bildhauer, der sich in dem erwähnten Stifte aufhielt, wurde dann Stempelschneider und widmete sich seit 1726 ganz der Bildhauerkunst. D.'s Werke prangen als Meisterwerke in mehren Kirchen und Palästen Osterreichs; vorzüglich bewundert man die herrlichen Bildsäulen, die eine Herde des Springbrunnens auf dem neuen Markte zu Wien sind, und die Statue Karls VI. zu Breitenfurt. Unter seinen Schülern zählt man als vorzügliche Künstler s. Brüder, **Matthias**, Medailleur u. Prof. der Akademie, und **Sebastian**, einen geschickten Bildhauer; ferner **Fritsch**, **Balthasar**, **Nic. Noll** und **Friedrich Dser**. Er starb in Wien den 16. Febr. 1741.

Donner. Dieser mit dem Ausbruche des Blüzes verbundene Knall ist eine elektrische Erscheinung, die mit dem knisternden Laute des Funkens bei elektrischen Versuchen verglichen werden kann. Als eine Wirkung der Erschütterung der Luft läßt er sich nicht völlig erklären, oder man müßte sich unter dem Blüze eine schreckliche Feuermasse vorstellen, wenn diese durch bloße Zertheilung der Luft zur Hervorbringung jenes so volltönenden Lautes hinreichend sein sollte. Nach der Erklärung de Luc's entsteht er durch die gewaltsame Ausdehnung der Luft, indem sich der elektrische Stoff, welcher plötzlich in großem Überflusse gebildet worden ist, durch den Druck zersetzt, sein Licht entläßt, und dadurch die Erscheinung des Blüzes hervorbringt; das Rollen hingegen ist Folge einer stufenweise oder in verschiedenen ein-

zelnen Massen erfolgenden Verdichtung des aus der Luft entstandenen Wasserdampfs. In die leeren Räume, welche diese Verdichtung veranlaßt, bringt die Luft mit Gewalt ein und bringt einen Schall hervor, in welchem sich ein anhaltendes Rollen mit Schwächern oder stärkern Schlägen verbindet, je nachdem die verdichteten Dunstmassen entweder gleichförmige, ununterbrochen fortgehende Strecken, oder kleinere und größere Haufen bilden. Das durch die Verdichtung entstandene Wasser fällt in Regen herab. Die Anhänger der neuern franz. Chemie leiten den Donnerknall aus der plötzlichen Entstehung einer großen Wolke her. Girtanner stützt die Behauptung auf die Betrachtung, daß sich im Sommer, wenn es bei heiterm Himmel zu donnern anfängt, auf einmal Wolken zeigen, welche vorher nicht da waren, und auch nicht vom Winde herbeigetrieben wurden. Sowie das Gewitter fortbauert und die Donnerschläge aufeinanderfolgen, entstehen nach und nach immer mehr neue Wolken, und dies hält nebst dem Regen so lange an, als der Donner dauert. Demnach wäre der Donner nicht eine Folge des Blitzes. In dem sich das Wassergas in der Atmosphäre durch plötzliche Erkältung in Wasser verwandelt, nimmt es einen 900 Mal kleinern Raum ein als vorher; es entsteht ein leerer Raum, die obern Schichten und die Nebenschichten drängen sich herbei, und indem sie aufeinanderfallen, entsteht das Geräusch. Dieselbe Erscheinung erfolgt im Kleinen, wenn man eine Büchse aufmacht, deren Deckel gut anschließt. Eine Peitsche knallt, weil ihre schnell zurückgezogene Spitze eine gewisse Masse Luft mit sich zurückreißt, wodurch ein leerer Raum entsteht, in welchen sich die umgebende Luft mit Gewalt eindringt, und dadurch das Klatschen verursacht. Der Schall des Donners ist verschieden nach der Beschaffenheit der Oberfläche und der umgebenden Körper. — *Donnerbüchse*, der sonstige Name des Schießgeräths. — *Donnerhaus*, ein zur elektrischen Geräthschaft gehörendes Modell eines Hauses, durch welches man das Einschlagen des Blitzes in ein Haus ohne Wetterableiter im Kleinen nachahmen kann. — *Donnerkeil*, kegelförmig zugespitzte Steine, von denen man sonst wähnte, daß sie mit dem Blitze auf die Erde fielen. Manche solcher Steine sind Versteinerungen von jetzt unbekanntem Schalthieren, die wegen einiger Ähnlichkeit mit einem Pfeil od. einem Finger auch Pfeilsteine u. Fingersteine genannt werden. Andre sind steinerne Streitärzte, deren man sich in alten Zeiten bediente, Donnerärzte. Beide Arten werden auch Donnersteine, Alpsteine, Alpschosse, Luchssteine, Teufelskegel, Teufelsfinger, Herenfinger, Storchsteine, Rabensteine, Stahlsteine genannt. Die Blitze, mit welchen in der Hand Jupiter, als Donnergott, oder sein Adler, abgebildet zu werden pflegt, nennt man wol auch Donnerkeile. — *Donnermaschine*, eine von Michel in Paris erfundene Maschine, womit man den Donner täuschend nachahmen kann; dann ein Instrument zu ähnlichem Gebrauch auf dem Theater.

Donnerlegion, s. *Legio fulminatrix*.

Donnerstag, eigentlich Thorstag, bei den Angelsachsen Thunrestag; bei den Engländern Tuesday, kommt her von dem deutschen Gott Thor (s. d.).

Don Quirote, s. *Cervantes*.

Doppelmayr (Johann Gabriel), ein Mathematiker, geb. 1671 zu Nürnberg, studirte in Nürnberg, Altorf und Halle die Rechte, machte aber bald Mathematik und Physik zu Hauptgegenständen s. Beschäftigung, bereifte Holland und England und erhielt die mathematische Professur am Egidienngymnasium zu Nürnberg, die er 46 Jahre lang verwaltete. Er gab mathematische, geographische und astronomische Werke heraus, unter welchen s. Himmelsatlas s. Namen am weitesten verbreitete („Atlas coelestis“, mit 30 astronom. Taf., Nürnberg. 1743, Fol.). Er erwach sich Leibniz's Achtung, ward in mehre gelehrte Gesellschaften aufgenommen, und starb 1759 (nach Andern 1750). Ein Verzeichniß s. Schriften, über Snomonik, Experimentalphysik, Astronomie u. s. w. gibt Will's „Nürnberg. Gelehrtenlexikon“. D.'s „Nachricht von den nürnberg. Mathematicis und

Künstlern" (Nürnberg 1730, Fol.) ist für die Geschichte der Literatur sehr wichtig; es enthält namentlich über die geograph. Entdeckungen des Martin Behaim (f. d.) interessante Notizen.

Doppelschlag (franz. le double), eine der vorzüglichsten Manieren oder Verzierungen des musikalischen Vortrags, welche darin besteht, daß man die 2 neben dem bezeichneten Haupttone liegenden Nebentöne, den einen vor, den andern nach demselben schnell anschlägt, und dann den Hauptton nochmals berührt, mithin ihn doppelt anschlägt. Dieses ist denn der einfache Doppelschlag, bestehend aus 4 Noten, und wird, wenn man von der höhern Note anfängt, mit *sz*, wenn man von der niedern anfängt, oft mit *S* bezeichnet, und im letztern Falle der umgekehrte Doppelschlag, im erstern der gewöhnliche genannt, in beiden Fällen aber sowol über als nach der Note gesetzt und ausgeführt, wobei zu bemerken ist, daß die Töne dieser musikal. Figur aus der Tonleiter der zum Grunde liegenden Tonart genommen werden müssen. Der zusammenge setzte Doppelschlag entsteht durch Verbindung dieser Figur mit andern Noten. Hierher gehört der sogen. prallende, der geschleifte und der geschnellte Doppelschlag.

Dorat (Claude Joseph), Dichter, geb. 1734 zu Paris, gab das Rechtstudium, dann den Militärsstand, in welchen er als Mousquetaire (adelige Garde) trat, auf, und überließ sich, da ein hinlängliches Vermögen ihn unabhängig machte, ganz seinem Hange zur Poesie. Zu seinen frühesten Arbeiten gehören Trauerspiele und Heroïden. So vielen Beifall er aber auch, wenigstens durch die letztern (denn f. Theaterstücke fielen alle durch), einerntete, so war er doch für diese Dichtungsart, die ein reges Gefühl und einen lebhaften Geist erfordert, wenig geeignet. Dagegen sind ihm f. Erzählungen, Lieder und poetischen Episteln besser geglückt, und er gehört in diesen Fächern zu den noch jetzt geschätzten franz. Dichtern. Durch die Eitelkeit, alle f. Schriften mit großer Pracht drucken zu lassen, vergeudete er einen bedeutenden Theil f. Vermögens. Er starb zu Paris den 24. April 1780. Seine sämmtl. Werke sind in 20 Bdn. zu Paris erschienen; eine Auswahl derselben enthalten f. „Oeuvres choisies“ (1786, 3 Bde., 12.). Die vorzüglichsten sind 1) ein didaktisches Gebicht in 4 Ges.: „La déclamation théâtrale“, worin vom Trauerspiel, Lustspiel, der Oper und dem theatralischen Tanze gehandelt wird. 2) Verschiedene Heroïden, unter welchen sich „Héro à Léandre“ und Abélard à Héloïse“ auszeichnen. 3) Dreizehn Lust- und Trauerspiele. Unter jenen werden „La feinte par amour“ und „Le célibataire“, und unter den letztern „Regulus“ noch am meisten geschätzt. 4) Poetische Briefe. Diesen, sowie 5) f. Erzählungen und Fabeln lassen sich ein angenehmer Witz, feine und treffende Gedanken, sinnreiche Vergleichen, lachende Bilder, ein glänzendes Colorit, zarte und leichte Züge nicht absprechen, und sie geben im Ganzen ein treues Bild der gefälligen und einnehmenden Verfehrtheiten, welche das franz. Volk charakterisiren; aber was ihnen mangelt, ist jene Natürlichkeit, jene belebende Wärme, jene gemüthliche und einschmeichelnde innere Kraft, die durch keinen Witz, durch keine Kunst ersetzt werden kann: Eigenschaften, welche den Poesien eines Chaulieu, Pavillon, Voltaire, Gresset, ihre Dauer sichern. D. las, was von jeher in Paris selten war, die deutschen Dichter. Er hatte selbst eine „Idée de la poésie allemande“ geschrieben. Auch war er mehre Jahre Herausgeber des „Journal des dames“.

Doria, eine der ältesten und mächtigsten Familien Genua's. Die Bücher dieser Republik reichen nicht über 1100 hinaus, aber schon zu dieser Zeit finden wir die Doria in den ersten Ämtern an der Spitze des Staats. Vier Doria erwarben sich bis ins 14. Jahrh. als Admirale Ruhm u. Verdienste. Der berühmteste des ganzen Geschlechts war Andrea Doria, geb. zu Dneglia 1468. Er zeichnete sich als Jüngling in den Kriegen gegen die Seeräuber und Corficauer heldenmüthig aus, und wurde 1524 von Franz I. zum Admiral der franz. Galeeren erhoben. Wegen einer Beleidigung von franz. Seite ging er zu der spanisch-östr.

Partei über und hinderte dadurch den Fortgang des franz. Waffenglücks in Italien. Hierauf wurde dieser große Seeheld der Befreier seines Vaterlandes. Genua hatte zwar seit 1339 ein lebenslängliches Oberhaupt, Doge genannt; allein die Verfassung war so zerrüttet, und der Partaikampf so heftig, daß bald der Staat, bald eine Partei in solchem genöthigt war, fremden Schutz zu suchen, der gewöhnlich in eine drückende Oberherrschaft ausartete. So war Genua bald unter mailändischem oder östreichischem, bald unter französischem Joche. 1528 besaß Frankreich Genua, da überfiel D. die Stadt, vertrieb die Franzosen ohne Schwertstreich, erhielt den Namen Vater und Befreier des Vaterlandes, und gab dem freigewordenen Staate eine verbesserte Verfassung. Bloß 28 adel. Familien konnten Zutritt zu den höchsten Würden, welche alle Jahre neu besetzt wurden. Den Vorsitz führten der Doge und dessen Rätthe, welche beide nach 2 J. neu gewählt wurden. Jedoch half der große Mann durch diese Einrichtung den Bedrückungen und den Übeln des Aristokratismus nur wenig ab, und viele seiner Stiftungen mußten durch ein Grundgesetz von 1576 abgeändert werden, auf welches sich die nachherige Verfassung gründete. Ungeachtet D. die Würde eines Doge auf Lebenszeit erhielt, so ging er doch wieder in Seediensete bei Karl V., stieß mit ausnehmendem Glücke gegen die Türken und Corsaren und starb 1560 in einem Alter von fast 93 J. So edel der Charakter dieses unvergänglichen Mannes war, und so sehr ihn die Genueser verehrten, so entstanden dennoch mehre Verschwörungen gegen ihn, unter denen die des Fiesco (s. d.), 1547, die gefährlichste war, die er jedoch mit Klugheit und Strenge zu dämpfen wußte.

Dorigny, der Name einiger berühmten Kupferstecher und Maler. 1) Michel D., geb. zu St.-Quentin 1618, ein Schüler des Simon Vouet, ägte dessen Werke und nahm damit auch dessen Zeichnungsfehler an. Er hat eine klühne Ausföhrung und gute Behandlung des Lichts. Er starb als Prof. der Akademie zu Paris 1665. — 2) Sein Sohn Ludwig, geb. 1654, kam in die Schule des Lebrun und reiste nach Italien, wo er nach den größten Meistern arbeitete. Von Venedig ging er nach Verona, wo er sich niederließ und 1742 starb. — 3) Dessen Bruder Nicolaus, geb. 1658 zu Paris, ist der vorzüglichste Kupferstecher unter diesen dreien. Gegen 22 J. brachte er in Italien zu, um nach den berühmtesten Meistern zu studiren; 15 J. um die bekannten Cartons des Rafael zu Hamptoncourt zu arbeiten, wofür er auch von König Georg I. ansehnlich belohnt und zum Ritter erhoben ward. 1725 ward er Mitglied der Akademie in Paris und starb 1746. Einer seiner vorzüglichsten Stiche außer jenen Cartons ist die Verklärung nach Rafael, und die Apotheose der heil. Petronilla nach Guercino. Sein Stich ist leicht und kräftig, und die Arbeit mit der Nadel und dem Grabstichel glücklich verbunden.

Doris, s. Nereus.

Dorisch, was dem Stamme der Dorier angehört, oder von einer bei diesem Stamme gewöhnlichen Beschaffenheit ist. Die Dorier, einer der 4 Hauptstäbe des griech. Stammes, sollen ihren Namen von Dorus, dem Sohne Hellens, haben. Sie wohnten erst in Estiäotis, wurden dann von den Perrhäbern nach Macedonien gedrängt, drangen nach Kreta, wo der Gesetzgeber Minos von ihnen stammte, legten am Fuße des Dia, zwischen Thessalien, Aiolien, Lokris und Phokis, die dorischen Vierstädte (Dorica Tetrapolis) an, und drangen später mit den Herakliden in den Peloponnes, wo sie in Sparta herrschten. Colonien von ihnen gingen nach Italien, Sicilien und Kleinasien. Alle 4 Hauptstädte des griech. Stammes waren durch Eigenthümlichkeit in Sprache, Sitten und Verfassung scharf von einander geschieden, besonders waren die Dorier der Gegensatz der Jonier. In dem Dorischen blieb immer das Uterthümliche, und mit diesem etwas Festes und Ernstes, aber auch Hartes und Rauhes. Der dorische Dialekt war hart und rauh, der ionische weich und sanft; doch hatte jener durch sein Uterthümliches etwas Eh.würdiges, weshalb er bei feierlichen Gesängen gebraucht ward, z. B. Hymnen, Chorgesängen,

die zur Liturgie der Griechen gehörten. Die kretische und spartanische Gesetzgebung eines Minos und Lykurg zeigte sich um Vieles strenger als die mildere athemische Solon's. Die Spartanerinnen behielten die leicht geschürzte und heitere Jägertracht, während die Jonierinnen das lange, faltige Gewand anlegten. Beides hat die Kunst idealisirt, jenes in der Diana und ihren Nymphen, dieses in der Pallas Athene und den Kanephoren. Nicht minder hervorstechend zeigt sich derselbe Gegensatz an Werken der Baukunst in der starken, schmucklosen dorischen, und der schlanken, schön verzierten ionischen Säule. (S. Säulenordnung.) Auch in der Musik der Alten gab es eine dorische Tonart. (S. Ton, Tonart.) dd.

Dörnberg oder Dorrenberg (Baron v.), aus einer alten Familie Hessens, war unter der westfäl. Regierung Oberster der Jäger von der Garde. Empört durch den Druck seines Vaterlandes, nährte er die Hoffnung, das fremde Joch abzuwerfen, und nahm an den geheimen Einverständnissen Theil, die in dieser Absicht durch ganz Deutschland unterhalten wurden. Als der 1809 zwischen Frankreich und Oestreich aufs neue begonnene Krieg die Hoffnung belebte, erfolgte am 21. April in dem Dorfe Walhausen ein Aufstand. Die Bewohner rotteten sich bewaffnet zusammen und zogen die Sturmglöcke. Der König schickte D. gegen sie ab. Dieser aber faßte, in der Meinung, daß er seine Truppen leicht überreden werde, den kühnen Plan, Hieronymus selbst gefangen zu nehmen. Die Soldaten weigerten sich jedoch, ihm zu folgen, und kehrten nach Kassel zurück. D., dem kaum einige Hundert Bauern blieben, konnte den Truppen, die wider ihn geschickt wurden, nicht widerstehen, und flüchtete nach Böhmen, wo er in das vom Herzog von Braunschweig geworbene Corps trat. In Kassel als Hochverräther zum Tode verurtheilt, nahm er an den Unternehmungen dieses Corps Theil, folgte dem Herzoge auf seinem Zuge zur Meeresküste und schiffte sich mit ihm nach England ein. 1812 diente er unter dem russ. Heere im Corps des Grafen Wittgenstein, vernichtete 1813 das Morand'sche Corps bei Lüneburg, und stand vor Thionville. Er trat dann als Generalmajor in hanöverische Dienste und ist gegenwärtig hanöverischer Gesandter in Petersburg.

Dorpat, Dörpt (esthnisch Tart-Lin), am Embach, vormals eine nicht unbedeutende Hansestadt, jetzt eine Kreisst. der Statthalteresch. Riga (824 H., 8600 Einw.). Noch jetzt ist hier der Handel in Landeserzeugnissen zur Ausfuhr über Narwa und den Weipussee, ungeachtet mancher Versandung dieser Wasserstraße, ansehnlich, und wird nach Vollendung des Alexandercanals noch bedeutender werden. Dorpat erhielt durch Gustav Adolf 1630 ein Gymnasium. Er erhob dasselbe im Feldlager vor Nürnberg (30. Juni 1632) zu einer Universität, die aber 1710 einging. Paul I. befahl ihre Herstellung; sie verdankt jedoch ihre wirkliche Errichtung dem Kaiser Alexander durch die Stiftungsurkunde vom 12. Dec. 1802. Sie ward für Finnland, Liefland, Esthland und Kurland bestimmt und erhielt eine den deutschen Universitäten ähnliche Einrichtung. Die Studirenden (400) tragen kranke Uniform und haben, nach zurückgelegten Studien und besonderer Prüfung der Kenntnisse und des Wohlverhaltens, Rang mit einem Oberofficier. Die Bibliothek in der ehemaligen Domkirche ist schon an 42,000 Bde. stark. Die Universität hat ein theolog., ein philolog. und ein medicin. Seminar, ein Naturalien-, mathematisches, chemisches, technisches, militairisches, Modell- und physikalisches Cabinet, eine Sternwarte, einen botanischen Garten, ein Museum für Gemälde, Landcharten, Kupferstiche, Alterthümer, ein chemisches Laboratorium, medicinische, chirurgische, klinische und Entbindungsanstalten, ein Gymnasium mit einer Kreisschule, Buchdruckerei und Buchhandlung. S. die Denkschrift zur 25jähr. Stiftungsfeier (12. Dec. 1826), Fol., mit Kpf. Dorpat liegt an der Hauptstraße von St.-Petersburg nach Deutschland. Die Umgegend ist reizend und fruchtbar.

Dortmund an der Emscher, vormals eine freie Reichs- und Hansestadt in westfälischen Kreise, jetzt in der preuß. Provinz Westfalen, zum Regierungs-

bezirk Arnberg gehörig, mit 900 H. und 4500 E.; Sitz eines Oberbergamtes und eines Land- und Stadtgerichts. D. ward 800 von Karl dem Großen aus 3 Dörfern als Stadt gestiftet. An der Nordseite stand dicht an den Mauern außerhalb die alte Kaiserburg Munda, in der einst der Graf Teutmann, vielleicht als Pfalzgraf, hauste, welchen Karl der Große 788 mit der Grafschaft Dortmund belehnte. Bald nach Gründung der Stadt soll Karl den obersten Stuhl des westfälischen Freischöffengerichts daselbst gestiftet haben. 808 fing er den Dom Pantaleon's zu bauen an, welchen Ludwig der Fromme vollendete. Heinrich II. hielt 1005 hier eine Kirchenversammlung, und 1016 einen Reichstag. Überhaupt war Dortmund Jahrhunderte lang oft der Ort der kaiserl. Hofhaltung. Als Friedrich I. 1180 hier einen Reichstag hielt, saß er selbst, zur Fern beim Hauptstuhle zum Spiegel am Rathhause, als Stuhlherr, zu Gerichte; noch 1327 verweilte Karl IV. hier längere Zeit. Eine merkwürdige, 21monatliche Belagerung von 48 Landesherren hielt Dortmund 1387 und 1388 aus und erkämpfte sich einen ehrenvollen Frieden. Die Macht und der Flor der Stadt stiegen immer höher. Im 16. Jahrh. hatte Dortmund gegen 50 Thürme, 4 Bastionen und dreifache breite Mauern; es zählte 10,000 H. und gegen 50,000 E., und besaß seit 1543 eins der drei Archigymnasien Westfalens. Seinen Hauptflor gab ihm die Hanse. Es hatte damals große Fabriken in Tuch, Eisen und Hüten, ansehnliche Bierbrauereien, und war der Stapelplatz zwischen Antwerpen und Bremen, wo alle durchgehende Waaren 3 Tage lang zum Verkauf ausgestellt werden mußten. Aber innere Unruhen, die allmälige Auflösung der Hanse, die Religionskriege im 16. und 17. Jahrh. und das Streben der Großen, die Kleinen immer mehr zu beschränken und sich dieselben zu unterwerfen, führten D.'s Verfall herbei. 1803 ward Dortmund dem Prinzen von Dranien zugetheilt, im Oct. 1806 von franz. Truppen besetzt, und den 1. März 1808 von Napoleon an den Großherzog von Berg abgetreten. Jetzt war es der Hauptort des Depart. der Ruhr. In dem Vertrage vom 31. Mai 1815 entzagte der König der Niederlande diesem Gebiete zu Gunsten der Krone Preußen. Das alte Archiv zu D. enthält wichtige Schriften und Urkunden aus der Zeit, als hier noch der Hauptstuhl des Femgerichts stand, dessen Verfahren schriftlich war. D. hat ein gutes Gymnasium.

Dortrecht, schöne und reiche Handelsstadt in Südholland, mit 19,000 Einw. in 3900 H., an der Merwe und auf einer Insel im Diesbosch, welche die Überschwemmung von 1421 bildete, als das Meer die Maasbeiche durchbrach und 72 Dörfer wegschwemmte, wodurch 100,000 Menschen ihren Tod fanden. Ein Paar Thürme sind von den vormaligen Festungswerken noch übrig. Sehenswerth sind die große Kirche (300 F. lang und 125 F. breit) mit einem hohen Thurme, das prächtige Rathhaus, die Börse, die Nicolaikirche und verschiedene Hospitäler. Der Hafen ist sehr geräumig. Durch 2 Canäle können die Waaren zu Wasser bis an die Magazine mitten in die Stadt gebracht werden. Wichtig ist besonders der Handel mit Rheinweinen, mit deutschem Zimmerholz, das durch Flöße auf dem Rheine (s. Flöße) dorthin kommt und auf den nahen Sägemühlen zerschnitten, oder unbearbeitet nach England, Spanien und Portugal verschifft wird. Die hiesigen Schiffswerfte, Bleichen, Seesalzfiedereien u. sind bedeutend, sowie der Lachsfang und die Taback-, Salz-, Zucker-, Getreide- und Linnenausfuhr. D. hat eine Artill.- u. Ingenieurschule. Sie war die Residenz der alten Grafen von Holland, und ist der Geburtsort der de Witt (s. d.), des Joh. Verh. Bossius, des Malers Barends u. a. ausgezeichneten Männer. 1618 und 1619 hielten die reformirten Theologen in D. die berühmte Synode, deren Schlüsse noch Gesez der holländ. reformirten Kirche sind. Sie erklärte die Arminianer für Keger und bestätigte die belgische Confession nebst dem heidelbergischen Katechismus.

Da die Rheinschiffahrt noch nicht regulirt ist, so ist D. noch immer im Besitze seines alten Stapelrechts.

Doffo Doffi, Maler von Ferrara, sehr geehrt von dem Herzog Alfons und von Ariosto, dessen Bild er meisterhaft malte, in s. „Orlando“ (23 Ges.) verewigt. Seine Manier näherte sich der des Titian, mit welchem er auch gemeinschaftlich und in Einem Sinne einige Gemächer des herzoglichen Schlosses malte. Seine dortigen Bilder stellen Bacchanale mit verschiedenen Spielen von Faunen, Satyrn und Nymphen vor. In andern Bildern ahmte er den Rafael nach. Unter den 8 in Dresden befindlichen Gemälden Doffi's zeichnet sich der Disput der 4 Kirchenlehrer durch genaue Zeichnung, mit eigener Kraft des Colorits und ganz im Titian'schen Style, als ein Meisterwerk aus. Seine Brüder sind weniger berühmt. Er war geb. 1479 und starb 1560.

Dotationen Napoleons, Schenkungen von Staatsgütern, welche Napoleon in den eroberten Provinzen, als Antheil an der Kriegsbeute, seinen Feldherren und Dienstmännern überließ, sowie vormals die alten Longobardenkönige ihren Leuten (Vasallen) nach Verteilung des eroberten Landes Landgüter aussetzten. Diese Schenkungen, bisweilen mit einem Adelstitel verbunden, bildeten eine Art von Lehngütern, hatten sowohl in Hinsicht des Besizes als der Vererbung die Natur von Majoraten, und die Donatarien standen, als solche, unter der Generalintendantz der sogenannten außerordentlichen Domainen, welcher die Verwaltung aller derjenigen Grundstücke, Capitalien oder sonstigen Einkünfte übertragen war, die der Kaiser sich in den eroberten und andern Fürsten abgetretenen Ländern, größtentheils zu obigem Zwecke, vorzubehalten pflegte. Die gedachte Staatsbehörde hatte darauf zu sehen, daß Alle, welche von dem Kaiser Dotationen in fremden Ländern erhalten hatten, diese Güter verkauften, und zwar die erste Hälfte binnen der ersten, und die zweite Hälfte binnen der folgenden 20 Jahre, sodas in einer Frist von 40 Jahren alle diese Güter veräußert, und entweder in Renten oder in Grundeigenthum im Innern des Reichs verwandelt gewesen sein würden. Solchen Donataires wurden von dem Reichserzkämmerer, als Vorgesetzten des sogenannten Conseil du sceau des titres (Wappen- oder Adelsrath) Belehnungsurkunden ausgefertigt; die Erben mußten aber binnen 3 Monaten nach dem Tode des Donataires um eine Besätigungsurkunde anhalten. Auch konnten von dieser Behörde mehr Dotationen desselben Besizers in eine Masse zusammengeworfen oder durch sein eignes Vermögen ergänzt werden, wenn sie einzeln nicht Einkünfte genug gaben, um sie zu einem Majorate mit dem Ritter-, Baronen-, Grafen- oder Herzogstitel zu erheben. Wurde der Generalprocurator des Conseils von der Erbschuldung, der männlichen Nachkommenschaft des Besizers eines Majorats, dessen Dotation ganz oder zum Theil vom Kaiser herrührte, benachrichtigt, so mußte er davon dem Intendanten der kais. außerordentl. Domainen oder dem Intendanten der kais. Privatdomainen Anzeige machen, je nachdem die Güter von jenen oder diesen hergekommen, worauf die Intendanten sogleich Besitz davon ergriffen, um das Heimfallsrecht der Güter an den Schatz zu sichern. Ein Decret vom 13. Mai 1809 verordnete in den nicht zu dem franz. Kaiserstaate gehörigen Ländern, wo der Kaiser solche Schenkungen zu Majoraten erhoben hatte, besondere Beamten: *Agens conservateurs*, welche besonders dahin sehen mußten, daß der Besizer die Majoratsgüter gut verwaltete, und daß sie, wenn sich der Heimfall ereignete, in ihrem ganzen Bestande und ungeschämmt wieder mit der franz. Krone vereinigt wurden. Alle Schenkungen dieser Art sind, so weit sie noch nicht veräußert waren, mit dem Sturze des Schenkers null und nichtig geworden.

Douane, in Frankreich, die Zoll- oder Mauthhäuser an den Grenzen; Douaniers, die Zoll- und Mauthbeamten. Während der Kriege Frankreichs mit England, von 1793 — 1814, und insbesondere während des Continen-

talsystems, hatten die franz. Douaniers politische Wichtigkeit. Sie waren in Brigaden von 6 Mann getheilt, hatten militairische Einrichtung und waren scharf bewaffnet. So bewachten sie in 3 Linien die franz. Grenzen gegen die Einbringung aller verbotenen Waaren, zu denen nicht bloß die englischen, sondern fast alle außerhalb erzeugten und verfertigten Waaren gehörten. Auch erhoben sie die Ausgangszölle. Ihre Anzahl gab man 1812 auf 80,000 an, und die Kosten dieser Douanenverwaltung betragen schon 1809 gegen 50 Mill. Franken. Die Härte und Schärfe, mit der das franz. Zollwesen ausgeführt wurde, die Störungen, die es in fast alle Lebensverhältnisse, besonders in den neuen Provinzen brachte, die Plackereien, welche sich die Douaniers gegen Reisende erlaubten, hatten besonders in den neuen Provinzen die Gemüther außerordentlich wider sie aufgeregt, und der Volkshingrimm traf daher bei den Bewegungen, welche 1813 in Deutschland und Holland gegen die Franzosen stattfanden, zuerst diese Menschenclasse und die Zollhäuser selbst, welche in Hamburg und Amsterdam gleich zu Anfange niedergehauen und verbrannt wurden.

Double, ein Kunstausdruck beim franz. Theater, der den Stellvertreter eines für ein gewisses Fach angenommenen Schauspielers bezeichnet. Man versteht aber darunter keinen zweiten Schauspieler. Diese heißen *second sujet* oder *acteur pour les seconds rôles*.

Doufa oder **van der Does**, geb. 1545 zu Nordwyk in Holland, Staatsbeamter, Philolog, Geschichtschreiber und Dichter, studirte in Delft und Löwen, hielt sich einige Zeit in Paris auf und lebte dann im Genusse des häuslichen Glückes und im Umgange mit den Musen, bis er 1572 als Gesandter nach England ging, um die Königin Elisabeth für die Sache der Niederländer zu gewinnen. Als Oberbefehlshaber in dem von den Spaniern belagerten Leyden bestand er mit Klugheit und unerschütterlichem Muth alle Gefahren, selbst als Hungersnoth und Pest sich zu der Geißel innerer Zwietracht gesellten. Abgerichtete Tauben dienten ihm, mit den erwarteten Befreibern eine Verbindung zu unterhalten, und dankbar pries er in seinen Versen diese treuen Boten. Der Statthalter Wilhelm I. entschädigte die Stadt für ihre Leiden durch die Stiftung der Universität, deren erster Curator D. ward. Seine ausgebreiteten Verbindungen mit den Gelehrten des Auslandes setzten ihn in den Stand, die trefflichsten Lehrer, z. B. Joseph Scaliger, für die neue Anstalt zu gewinnen. Nach Wilhelms I. Ermordung reiste D. heimlich nach London, um bei der Königin Elisabeth eine Stütze für die Freiheit seines Vaterlandes zu suchen, deren treuer Verfechter er immer war, und während der bedenklichen Zeit, wo die Herrschaft des Grafen von Leicester (s. **Dubley**) das Land drückte, benahm er sich mit kluger Mäßigung. Häusliche Leiden, besonders der Tod seines hoffnungsvollen ältesten Sohnes, Janus Doufa, trübten seine letzten Lebensjahre, bis er 1604 starb. Zahlreiche Schriften, die er hinterließ, beweisen, wie treu er seinem Wahlspruche war: *Dulces ante omnia Musae*. Sein bekanntestes Werk sind seine „*Bataviae Hollandiaeque Annales*“, bis 1606, die sein Sohn angefangen hatte, und wovon es 2 Ausgaben, eine in Versen, die andre in Prosa, gibt.

Dover, englischer Seehafen am Canal, Frankreich gegenüber, in der Grafschaft Kent, mit einem jetzt verbesserten Hafen für Schiffe von 4 — 500 Tonnen, der bei Stürmen oft zum Nothhafen dient. Auf einem engen Raume liegt die Stadt in 3 Hauptstraßen, die am Ende zusammenlaufen, zum Theil am Strande, zum Theil an steilen, 570 F. hohen Kalkfelsen. Sie hat 2 Kirchen, die des heil. Jakob (Schugheiligen der Seeleute) und die Marienkirche; die erste ist ein großes, 1216 erbautes Gebäude, die zweite stifteten die Normänner. Dieser nahrhafte Ort hat heiße und kalte Seebäder, 1800 H. und 20,000 Einw., unter welchen 1600 Wahlmänner 2 Deputirte ins Parlament schicken. Alle englische Dissenters haben

hier Bethäuser oder Capellen. Am Felsen wächst noch, wie zu Shakspeare's Zeiten, der große Meerfenchel, und würzt die Brühen der Schmecker. Das neue Kriegsspital ist ein prachtvolltes Gebäude, und ehrwürdig die Stabthalle am Markt. Hübsch ist das Sommerschauspielhaus und das Casino. Die Schiffer und Lootsen unterhalten 12 Dampfböte zur Überfahrt. D. gehört zu den 5 Canalhäfen, deren Gouverneurstelle eine Sinecure ist. Seit der angebrohten franz. Landung wurde D. von der Seeseite trefflich durch Strand- und hochliegende Batterien besetzt; auch schützten dasselbe seine Martellothürme und ein 320 Fuß über der Meeresfläche steil am Ufer liegendes Castell. Dies Castell, dessen Fläche 25 Acres beträgt, hat für 2000 M. bombenfeste Casematten und einen Brunnen von 370 F. Tiefe, der solches gegen Wassermangel schützt. In und an den vielen Gebäuden und Thürmen dieses schönen Castells zeigt man Alterthümer, angeblich römischen Ursprungs. Gewiß ist die Grundmauer einer Redoute nahe beim Castell der Überrest einer ehemaligen Warte der Römer oder eines Pharos, den sie anlegten. Die vielen Thürme des Castells tragen jeder den Namen seines Erbauers. Auf der höchsten Felspitze steht das Burgschloß, 92 Fuß hoch, ist wohl erhalten und dient als Zeughaus und Magazin. Minen machen jeden Versuch, das Castell zu erstürmen, gefährlich.

Dow, auch Down (ausgesprochen Dau) (Gerard), geb. zu London 1613, Sohn eines Glasers und Malers, machte, als Rembrand's Schüler, bedeutende Fortschritte in der Vertheilung des Lichts und im kräftigen Colorit, übertraf ihn aber an Fleiß. Man kann nichts Vollendetes sehen als seine kleinen Genregemälde. Sie sind so niedlich, daß man das Vergrößerungsglas brauchen muß, um die Arbeit darin genau zu erkennen, selbst die zartesten seiner Figuren sind voll Leben, und auch das fast unsichtbar Kleine in der Natur übersah er nicht. Dennoch haben D.'s Bilder nichts Ängstliches und Gezwungenes. Man hält ihn für den Erfinder der sinnreichen Methode, große Gemälde ins Kleine zu bringen, indem man das Original mit einem durch Faden in Vierecke getheilten Rahmen bedeckt, und dann die Partien des Gemäldes in ebenso viele gezogene kleine Vierecke auf die Leinwand überträgt. Auch soll er sich des converen Spiegels bei seinen Modellen bedient haben. Gerard D. starb 1680 und hinterließ ein großes Vermögen; denn seine Werke wurden zu hohen Preisen bezahlt, wie sie noch jetzt zu den theuersten der niederländischen Schule gehören. 1809 wurde ein kleines Gemälde von ihm für das königl. holländische Museum mit 17,000 Gulden bezahlt, und in der Auction von Peter de Smith in Amsterdam, 1810, gingen die Gerard D.'s am theuersten weg; 5 — 10,000 Gulden war ihr gewöhnlicher Preis. Seine Schüler, Mezu, Schalken und Mieris, sind ihres Meisters würdig.

Doyen (Gabriel François), geb. zu Paris 1726, Schüler des Malers Vanloo, gewann schon in einem Alter von 20 Jahren den großen Preis in der Malerei. 1748 ging er nach Rom, wo besonders die Werke derjenigen Maler, die sich durch einen großen Charakter in der Zeichnung und hohen Ausdruck ausgezeichnet haben, wie Annibale Carracci, Pietro di Cortona, Giulio Romano, Polidoro und Michel Angelo, die Gegenstände seines Studiums und seiner Begeisterung wurden. In Neapel fesselten die Werke des Solimene seine Aufmerksamkeit. Dann besuchte er Venedig, Bologna, Parma, Piacenza, und kehrte nach Frankreich über Turin zurück. Er blieb in Paris lange Zeit ohne Beschäftigung, und lebte einsam der Kunst. Zwei ganze Jahre brachte er mit dem Entwurf und der Ausführung seiner Virginia zu; sie verschaffte D. die Aufnahme in die Malerakademie, 1758. Das Gemälde *la reste des ardents*, für die Kirche von St. Roch, erhöhte noch D.'s Ruf, und man hält es für sein Meisterwerk. Um seinen Werken mehr Wahrheit zu geben, ging er in die Hospitäler und beobachtete die Charaktere und Gesichtszüge der Kranken und Sterbenden. Man findet in dieser reichen Composition schöne Charakterköpfe,

wohl geupperte und tief gedachte Gestalten; der Ausdruck des Schmerzes ist mit großer Wahrheit wiedergegeben, die Farben sind lebhaft und kräftig; der Anblick der Schönheit in Thränen und reicher Kleidung, mitten unter den Verwüstungen der Pest, welche vorzugsweise gegen fleischlose Körper zu wüthen scheint, drückt einen großen Gedanken aus. Nach Vanloo's Tode war D. zu Ausmalung der Capelle des heil. Gregor bei den Invaliden gewählt. Dann wurde ihm vom Hofe der Triumph der Tethys über die Gewässer zu malen übertragen. Sein Gemälde wurde um so schöner gefunden, je weniger die Grazien, womit er es zu verschönern gewußt, etwas von der Ziererei und dem schlechten Geschmacke zeigten, der damals Mode war. Der Tod des heil. Ludwig, in der Capelle der Militärschule, ist eine seiner schönsten Arbeiten, vorzüglich in Hinsicht der trefflichen Anordnung. Im Anfange der Revolution berief ihn Katharina II. nach Rußland, gab ihm eine Pension von 1200 Rubeln nebst freier Wohnung und ernannte ihn zum Professor bei der Malerakademie zu Petersburg. Nach der Kaiserin Tode bezeugte ihm Paul I. gleiche Gunst. Er malte viel in den kaiserlichen Palästen und starb zu Petersburg 1806 den 5. Juni.

Drache, 1) Sternbild am nördlichen Himmel; die Fabel sagt, Juno habe den Drachen, welcher die goldenen Äpfel im Schlafgemache der Hesperiden bewacht, und welchen Hercules tödtete, an den Himmel versetzt. — 2) Der fabelhafte Drache. Von diesem Ungeheuer geht die Fabel fast so weit hinauf, als die Geschichte reicht. Man schildert seine Gestalt so schrecklich als möglich, und gibt ihm zum Wohnplatze beinahe alle bekannte Länder, besonders das damals noch unbekanntes Indien und Afrika. Seine Größe gab man nicht leicht unter 20, oft aber auf 70 Ellen an. Von letzterer Art war der Drache, der nach dem Ulian zu Alexanders des Eroberers Zeiten in Indien lebte und göttlich verehrt wurde. Füße hatte er nach diesen Beschreibungen nicht, sondern wie Schlangen bewegte er sich durch Windungen des Körpers fort. Der ganze Körper war mit Schuppen bedeckt, und nach Vielen der Hals mit einer Mähne geziert. Übrigens widersprechen sich diese Erzählungen fast alle, und nur darin stimmen sie überein, daß der Drache vortreffliche Sinneswerkzeuge, besonders ein scharfes Gesicht habe. Ihm wird eine solche Stärke beigelegt, daß es ihm eine Kleinigkeit war, einen Elefanten zu erwürgen. Seine Nahrung bestand in Blut und Fleisch von allerlei Thieren; auch fraß er verschiedene Früchte. Das Sonderbarste ist, daß dessenungeachtet dieses Thier gefangen und zahm gemacht werden konnte, wovon die alten Schriftsteller mancherlei zu erzählen wissen. Diesen Fabeln scheint aber dennoch ein wirkliches Thier zum Grunde zu liegen, und wahrscheinlich ist dieses kein andres als die große Abgottesschlange (*Boa constrictor*, s. d.). Der fabelhafte Drache des Mittelalters hat 4 Löwenfüße, einen langen, dicken Schlangenschwanz und einen ungeheuern Rachen, aus welchem Feuerflammen strömten. In den Mittelzeiten spielte dieser Drache eine Hauptrolle; er gehört zu den Ungeheuern, welche die bepanzerten Romanenhelden zu besiegen hatten. Diese Sagen wurden wahrscheinlich durch mangelhafte Nachrichten vom Nirkokobill, welche durch die Kreuzzüge nach Europa kamen, und übertriebene Beschreibungen unserer größten inländischen Schlangen veranlaßt. — 3) Der elektrische Drache, das Spielwerk der Knaben, hat Anlaß zu einer höchst wichtigen Erfindung gegeben. Franklin bediente sich 1752 seiner zuerst als eines Leiters, um mittelst desselben die Elektrizität der Luft oder der Wolken herabzuziehen, und die Elektrizität des Gewitters zu beweisen. Der Drache war von Pappe, wie die gewöhnlichen Drachen, womit Kinder spielen, und auf demselben war eine metallene Spitze befestigt. Er ließ ihn an einer hanfenen Schnur, an deren unterstem Ende ein Schlüssel hing, in die Höhe steigen. Um die Schnur, ohne die elektrische Materie abzuleiten, anfassen zu können, war unten eine seidene Schnur angebracht. Sobald der Drache in der Luft schwebte, wurde

die elektrische Materie, welche die Spitze aufgenommen hatte, vermöge der Schnur bis zum Schlüssel geleitet, sodas man an demselben eine Verstärkungsflasche laden konnte. Ohne Franklin's Entdeckung erfahren zu haben, stellte de Romus in Frankreich ein Jahr später ähnliche Versuche an, und brachte mit seiner weit größern Geräthschaft eine so beträchtliche Menge Electricität herab, als weder vor noch nach ihm Jemand vermocht hat. Anfangs betrachtete man die elektrischen Drachen bloß als Mittel, die Electricität der Gewitterwolken zu untersuchen; in den neuern Zeiten fing man aber auch an, durch sie die tägliche Luftpolelectricität zu beobachten. Hierzu nimmt man am schicklichsten die papiernen Drachen, 4 Fuß lang und etwas über 3 Fuß breit. Einen solchen Drachen überzieht man mit Firniß oder tränkt ihn mit gesottenem Leind, damit er von dem Regen nicht verdorben werde. Die Schnur, worauf das Meisse ankommt, muß ein guter Leiter sein. Cavallo fand einen wechten, mit dünnem Bindfaden zusammengebrehten Goldfaden am tauglichsten. Man läßt nun den Drachen in die Höhe steigen, zieht die Schnur desselben durchs Fenster in ein Zimmer, bindet eine starke seidene Schnur daran und befestigt das Ende desselben an einen schweren Tisch, auf welchen ein kleiner isolirter Conductor gestellt und mit der seidnen Schnur durch einen Draht verbunden wird. Auf einem gläsernen, mit Siegellack überzogenen Stativ stellt man ein Elektrometer so neben den Conductor, daß es denselben berührt. Dieses Elektrometer zeigt nun die Stärke der in der Luft befindlichen Electricität an. Noch bequemer zu solchen Beobachtungen sind kleine aerostatische Maschinen, die man statt der Drachen und mit weniger Abhängigkeit von den Umständen, dem Winde u. aufsteigen läßt.

Drachma, Drachme. Bei den Griechen 1) eine Münze, ungefähr 5 Gr. 4½ Pf. betragend; 100 machen eine Mine, und 6000 ein Talent; 2) ein Gewicht, ungefähr 1 Quentchen 11½ holländische Aß betragend. Bei uns ein Apothekergewicht (s. d.).

Draco, Archon und Gesetzgeber der Athener, etwas über 600 J. vor Chr., wurde durch die außerordentliche Strenge seiner Gesetze merkwürdig. Das geringste Verbrechen, z. B. Fuchtdiebstahl, ja sogar Müßiggang, bestrafte er ebenso mit dem Tode als Vercabung der Tempel, Mord und Verrath des Vaterlandes. Man sagte daher, daß seine Gesetze mit Blut geschrieben wären. Nichts war natürlicher, als daß diese Härte die Vollstreckung derselben, vorzüglich bei zunehmender Cultur seines Volks, hinderte und sie verhaßt machte. Man trug daher dem Solon auf, neue Gesetze abzufassen. (Vgl. *Attika*.) Die Sage erzählt, daß Draco bei seiner Erscheinung in dem Theater der Insel Agina, wohin er seine Gesetze gebracht haben soll, unter dem jubelnden Zurufe des Volks, welches der Sitte nach Kleider, Mäntel und Hüte über ihn geworfen, erstickt sei. Auch sei er unter diesem Theater begraben worden.

Dragoman, im Orient, besonders am türkischen Hofe, ein Dolmetscher. Der Dragoman der Pforte, der in Diensten des Hofes steht, und durch welchen der Großsultan die Eröffnungen der christlichen Gesandten empfängt, war bis 1821 ein Christ von griechischer Nation, der öfters zur Stelle eines Fürsten (*Hospodar*) der Moldau oder der Walachei gelangte.

Dragoner, eine Art leichter, ursprünglich franz. Reiter, welche sowol in als außer der Linie, geschlossen oder einzeln, zu Pferde vorzüglich, aber wo es nöthig war, auch zu Fuß sechten sollten. Demgemäß waren sie beritten, bewaffnet und geübt. In frühern Zeiten nannte man sie *Arquebustierreiter* oder *Reiterschützen*. Den Namen Dragoner erhielten sie von den römischen *Draconarii*, deren Lanzen mit Drachensfiguren geschmückt waren, oder von dem mit dem Kopfe eines Drachen verzierten Reiterpistol, einer Waffe der Reiterei, die *Dragon* hieß. Da jedoch die Erfahrung zeigte, daß sie dem beabsichtigten Zwecke nicht entsprachen, so

wurden sie fast nirgends mehr zum Infanteriedienste gebraucht und bilden dagegen eine gute Gattung Cavalerie, der man die für die Husaren zu schweren und für die Cuirassiere zu leichten Pferde gibt. — Dragonaden (Dragonerbekehrungen), d. h. Bekehrungen, welche mit Kriegsgewalt erzwungen werden sollen, Zwangsbekehrungen. Ludwig XIV. schickte in dieser Absicht (1684) Dragoner in die Erevanen, um durch sie die Hugenotten zu züchtigen.

Draht, das nach gewissen Formen, gewöhnlich runden, in die Länge ausgedehnte Metall. Man hat Platin-, Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisen-, Stahl-, Messingdraht u. Gegenstand eigner Fabriken ist nur der Eisen- und Messingdraht; mit der Anfertigung der übrigen Metalldrähte beschäftigen sich einzelne Menschen, oder es ist ein Zweig der Gold- und Silberfabriken. — Zur Fabrication des Eisendrahtes eignet sich nur sehr festes, dehnbares und zähes Stabeisen, welches vorher zu feinen Stäben ausgereicht sein muß. Diese feinen Stäbe werden mittelst einer besondern Vorrichtung durch kreisförmige Öffnungen gezogen, welche sich in dem aus dem härtesten Stahle gefertigten Ziehisen befinden. Der Durchmesser der Öffnungen bestimmt die Stärke des Drahts, indeß muß der feinste Draht durch alle vorhergehenden größern Öffnungen erst durchgegangen sein. Aber auch ungeachtet dieser Vorsicht, wird das Eisen durch das Ziehen steif und spröde, sodas die Härte und die daraus entspringende Sprödigkeit zuerst nach jedem Zuge durch Ausglühen gehoben werden muß. Das Ausglühen geschieht entweder vor der Esse bei Holzkohlen, oder in Öfen. Der entstandene Glühspar muß vor dem neuen Durchziehen sehr sorgfältig weggeschafft werden, weil sonst die Ziehisen leiden, und der Draht verdorben wird. Die Kraft, welche das Durchziehen verrichtet, besteht entweder aus einer Zangenvorrichtung, bei welcher sich die Zangen in dem Augenblicke des Anpackens des Drahtes schließen und nach beendigtem Zuge wieder öffnen, oder aus Walzenvorrichtungen, an denen das End des durchziehenden Drahtes befestigt ist, und welche den Draht bei der Bewegung um ihre Ase, auf ihrer Oberfläche aufrollen. Die letzte Vorrichtung ist nur bei feineren Drähten, aber dann auch vorzugsweise anwendbar. — Zur Anfertigung des Messingdrahtes werden die ausgewalzten Tafeln in Drahtbänder geschnitten, welche ebenfalls mittelst Zangen und Walzen (Leiern) zu Draht ausgezogen werden. Ein Theil desselben kommt sogleich von dem Drahtzuge, durch das Ausglühen im Glühofen schwarz in den Handel, ein anderer Theil wird in Holzessig gebeizt, mit Kochsalzlauge und Weinstein ausgefotten und auf diese Weise blank gemacht. — Die Kunst, aus Metall dünne Fäden zu machen, ist sehr alt; allein der Draht wurde früher geschmiedet. Die eigentliche Drahtzieherkunst ist erst zwischen 1360—1400 in Nürnberg erfunden worden.

Draiß (Karl Wilhelm, Freih. v.), geb. zu Ansbach d. 23. Sept. 1755, gehört unter die vorzüglichern Geschäftsmänner Deutschlands im Justiz- und Polizeifache. Er studirte zu Altorf und Erlangen und lebte kurze Zeit zu Wien, um den Proceßgang des kaiserl. Reichshofraths kennen zu lernen. Der Markgraf Karl Friedrich von Baden stellte ihn 1777 als Regierungsassessor zu Karlsruhe an. Seitdem diente H. v. D. 12 Jahre lang als Rath in dem Justiz- und administrativen Hofrathscollegium, besonders aber als Regierungsdeputirter in der für die Residenz Karlsruhe errichteten Polizeideputation mit Auszeichnung. Verdiente Regierungsräthe wurden damals als Oberbeamte auf das Land versetzt, weil sie in einem solchen Verhältnisse eine größere Befoldung beziehen konnten, als die Mitglieder der höhern Landescollegien, obwol sie unter deren Leitung standen. Auch v. D. ward als Obervoigt dem Oberamte Kirchberg vorgesetzt. Baden verlor mit der franz. Eroberung des linken Rheinufers diese Besetzung, und damit v. D. sein Amt. Wegen steter Nervenleiden in das Privatleben zurückgetreten, verfaßte er ein von den Ärzten geschätztes Werk, in welchem er unter dem Namen

Diätophilus seine glücklich überwundenen Übel entwickelte und in einer Seelendiätetik einen wissenschaftlichen Beitrag zur Psychologie lieferte. Zur Zeit des Reichsfriedenscongresses zu Rastadt ernannte ihn der Markgraf zum Polizeidirector daselbst, um für Alles, was zur Sicherheit und Bequemlichkeit an dem Congressorte dienen könne, zu sorgen. In dieser schwierigen Stellung erwarb sich H. v. D. durch Thätigkeit, Klugheit und einsichtsvolle, nach Verhältnissen und Personen berechnete Anordnungen allgemeine Zufriedenheit. Seine Polizeianstalten, unter welchen einige, vorzüglich die Gewerbeschule, als eine Congressstiftung, noch fortbestehen, können Männern in gleicher Geschäftslage zum Muster dienen. S. f. 1814 zu Mannheim erschienene Schrift: „Die Polizei auf dem Reichsfriedenscongress zu Rastadt von 1797“. Karl Friedrich erhob ihn jetzt zum geh. Regierungsrath und Polizeidirector in Karlsruhe. Hier ward durch s. kluge Berechnung der Localität, sowie der zu Gebote stehenden Mittel, binnen 3 Jahren ein Arbeitshaus, eine Rumford'sche Speiseanstalt, eine gute Beleuchtung, Reinlichkeit der Straßen, Unterdrückung des Bettelns und wuchernden Zunftzwanges u. s. w. zu Stande gebracht. (S. D. Hartleben's „Statist. Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebungen“, Karlsruhe 1815.) 1803 ward H. v. D. als Präsident des Hofgerichts nach Rastadt versetzt. Der collegialische Geschäftsgang gewann unter seiner Leitung mannigfaltige Vorzüge, deren Folgen sich durch schnellere und gründlichere Rechtspflege bewährten. Als im presburger Frieden das Breisgau und die Ortenau dem Hause Baden zufielen, sandte ihn Karl Friedrich mit dem Charakter eines wickl. Geh. = Rath's als ersten Hofcommissair nach Freiburg zur Besitzergreifung, Empfang der Huldigung und Organisation der Collegien nach der badischen Verwaltungsart. Während der zwei Jahre, welche zu diesem Zwecke verwendet wurden, mußten viele Ansprüche ausgeglichen, und die Gemüther für Abänderungen, worin man mitunter keine Vorzüge finden konnte, der Gleichförmigkeit der Staatsverwaltung wegen, empfänglich gemacht werden. B. D. wußte dies Alles mit so viel billigen Rücksichten einzuleiten, daß ihn der Großherzog mit dem Orden der Treue beehrte und zum Präsidenten des nach Mannheim versetzten obersten Gerichtshofes des ganzen Großherzogthums ernannte. Wie er in diesem Wirkungskreise den Collegialgeschäftsgang bei der Rechtspflege verbessert hat, zeigt s. „Gesichtliche der badischen Gerichtshöfe neuerer Zeit“ (Mannheim 1821). Sein reiner Patriotismus und s. gründlichen publicistischen Kenntnisse bewährten sich insbesondere in der für Baden kritischen Epoche des drohenden Verlustes seiner schönsten Provinzen, der Rheinpfalz und des Breisgaus. Die Standhaftigkeit des letztverstorben. Großherzogs Karl, die öffentliche Meinung, zu welcher damals die badische Regierung, mit momentaner Werthschätzung der sie bearbeitenden gründlichen Schriftsteller, ihre Zuflucht nahm, das Gefühl der allkirten Monarchen, welche die Rechte eines Souverains höher als politische Rücksichten schätzten, sowie Bignon's und v. D.'s siegreiche Schriften über diese berühmte Territorialangelegenheit retteten die Integrität des badischen Landes. Als Schriftsteller muß man Freih. v. D., bei aller Vorliebe für das Alte, Gründlichkeit, Belesenheit und Deutlichkeit des Vortrags zusehen. Classisch ist s. aus dem Archive geschöpfte „Ausführliche Geschichte von Baden unter Karl Friedrich vor der Revolutionszeit“ (Karlsruhe 1816 — 19, 2 Bde.), sammt der dem 1. Bde. angehängten Abhandlung über die Theorie der Particulargesetze. Für die Zeit, wo ausnahmsweise in Baden und Württemberg, doch in letzterem nach weit billigeren Normen, Besoldungssteuern Mode wurden, hat seine „Abhandlung über den Reizug der Besoldungen zu außerordentlichen Staatslasten“ (die er mit Grund als ungerecht, unbillig, unpolitisch und gefährlich darstellt) besonderes Interesse. Seitdem war er mit dem Präsidenten eines Tribunals des linken Rheinufers in literarischer Fehde über Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Justiz im Civilfache verwickelt. B. Draiß's zu Mannheim 1822

über diesen Gegenstand erschienene Schrift verwirft auch in einem Anhange die Trennung der Justiz von der Polizei bei den Landbeamten.

Draisine (franz. vélocipède), ein vom Forstmeister v. Drais zu Mannheim 1817 erfundener zweiräderiger Wagen zum Selbstfahren. Zwei hintereinanderlaufende Räder verbindet nämlich ein Gestell, auf dessen oberem Steg ein Sitz in Form eines Sattels angebracht ist. Vor dem Sattel ist ein Bügel befindlich, auf dem beim Fahren die Arme ruhen, und vor diesem geht ein mit einem Querstabe versehener Schenkel in die Höhe, wodurch die Fahrmachine, da das vordere Rad, wie bei allen Wagengestellten, beweglich ist, gelenkt wird. Will man die Draisine nun zum Fahren gebrauchen, so setzt man sich auf den Sattel und schiebt, indem man mit einem Fuße um den andern auf den Erdboden auftritt, die Maschine fort. Dabei muß man aber zwei Dinge sehr in seiner Gewalt haben, einmal eine gute Balance, und dann eine gute Fertigkeit im Lenken. Wer einmal diese beiden Haupterfordernisse sich zu eigen gemacht hat, soll auf gutem, ebenem Wege in einer Stunde bequem eine deutsche Meile zurücklegen können. In England hat ihr Verbesserer, Knight, ein Patent darüber erhalten.

Drake (Francis), Seemann, geb. zu Tavystock in Devonshire 1545, lernte das Gewerbe eines Seemanns bei einem Küstenfahrer, der auch zuweilen Waaren nach Irland und Frankreich überführte. D. gewann die Liebe s. Herrn in dem Grade, daß dieser ihm bei seinem Tode sein Fahrzeug vermachte. Ein Verwandter, Sir John Hawkins, ließ ihm Unterricht ertheilen. Im 18. J. mußte D. einzelne Geschäfte auf einem Schiffe verrichten, welches nach Biscaya Handeltrieb; im 20. machte er eine Reise nach der Küste von Guinea, und im 22. erhielt er den Oberbefehl eines Schiffs und benahm sich in dem unglücklichen Gefechte, welches Sir John Hawkins gegen die Spanier in dem Hafen von Vera-Cruz zu bestehen hatte, mit vieler Tapferkeit; allein er verlor auch dabei Alles, was er besaß. Er faßte nun einen solchen Haß gegen die Spanier, daß er bloß auf Mittel dachte, ihnen allen möglichen Schaden zuzufügen. Kaum hatte er diese Absicht in England merken lassen, als eine Menge Abenteurer sich ihm anschloß. Er bewirkte nun 2 Unternehmungen nach Westindien, vermied zwar noch mit den Spaniern zusammenzutreffen; der Erfolg seiner Reise war aber so günstig, daß man ihm 1672 zu s. Angriffsplan auf die spanisch-amerikanischen Handelsplätze 2 Schiffe anvertraute. Das eine wurde von s. Bruder befehligt. Er nahm die Städte Nombre de Dios und Vera-Cruz, auf der östlichen Küste der Erdenge von Panama gelegen, mit Sturm und machte eine ansehnliche Beute. Nach der Rückkehr rüstete er 3 große Fregatten auf s. Kosten aus, mit denen er als Freiwilliger in Irland unter den Befehlen des Grafen Essex, eines Bruders des durch sein Unglück bekannten Essex, diente. Beim Tode dieses s. Beschützers kehrte er nach England zurück. Sir Christoph Haiton, Vicekammerherr und Rath der Königin Elisabeth, stellte ihn dieser Fürstin vor, der D. seinen Plan vorlegte, durch die Magellanische Meerenge in die Südsee zu bringen, um hier die Spanier anzugreifen. Die Königin gab ihm die Mittel, eine Flotte von 5 Schiffen für diesen Zweck auszurüsten. D. ging von Plymouth den 13. Nov. 1577 ab und kam in die Magellanische Meerenge den 20. Aug. 1578; den 6. Nov. gelangte er an den Ausgang und wurde den Tag darauf von einem Sturme überfallen, der ihn nach Süden zu steuern zwang. Als er an das Ende der Meerenge zurückgekommen war, legte er der Bai, wo er ankerte, den Namen Parting of Friends bei, weil er, als er sie verließ, von einem seiner Schiffe getrennt wurde. Neue Windstöße trieben ihn abermals nach Süden. Er befand sich nun zwischen den Inseln, welche die Geographen auf den Charten neuerer Zeit 200 Stunben westlich von Amerika bemerkt haben; Fleurieu hat aber bewiesen, daß sie eins sind mit den zahlreichen, noch jetzt wenig bekannten Inseln, welche den südwestlichen Theil des Archipels des Feuerlandes

ausmachen, und gezeigt, daß D. damals das Cap Horn gesehen hatte: eine Entdeckung, deren Ehre ihm auch hätte bleiben sollen. Den 20. Nov. kam D. im Angesichte der Insel Mocha, südlich von Chile an, wo er einen Sammelplatz für seine Flotte bestimmt hatte. Da er keins f. Schiffe eintreffen sah, setzte er f. Lauf nach Norden fort, längs der Küste von Chile und Peru, indem er jede Gelegenheit wahrnahm, sich der spanischen Schiffe zu bemächtigen und Landungen zu machen. Da f. Mannschaft einigermaßen beutesatt war, folgte er der Küste von Nordamerika bis zum 48° N. B., weil er hoffte, eine Durchfahrt in den atlantischen Ocean zu finden. Getäuscht in f. Erwartung und durch die Kälte genöthigt, bis zum 38° zurückzugehen, nannte er den Platz, wo er seine Schiffe ausbesserte, Neualbion, und nahm Besitz davon im Namen der Königin Elisabeth. Den 29. Sept. 1579 richtete er seinen Lauf nach den Molucken, und ankerte den 4. Nov. zu Ternate. Fast wäre er bei Celebes untergegangen. Den 3. Nov. 1580 lief er zu Plymouth ein. Am 4. Apr. 1581 kam Elisabeth selbst auf der Themse nach Deptford, wo Drake's Schiff vor Anker lag, speiste bei ihm am Bord, schlug ihn zum Ritter und billigte Alles, was er gethan hatte. 1585 beunruhigte D. die Spanier von Neuem auf den Inseln des Cap Verd und in Ostindien. 1587 befehligte er eine Flotte von 30 Segeln, die im Hafen von Cadix eine Abtheilung der berühmten Armada verbrannte, und 1588 wurde er Viceadmiral unter Lord Essingham, dem Großadmiral von England, um sich der spanischen Flotte entgegenzustellen. Eine reich beladene Gallione ergab sich ihm auf die bloße Nennung f. Namens, und bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes zeichnete er sich abermals sehr aus. 1589 erhielt er den Befehl derjenigen Flotte, welche Don Antonio wieder auf den Thron von Portugal setzen sollte. Allein dieses Unternehmen scheiterte wegen des Mißverständnisses zwischen D. und dem Generale der Landtruppen. Der Krieg mit Spanien dauerte fort; D. und Hawkins schlugen der Elisabeth eine neue Unternehmung gegen die Spanier in Westindien vor, welche alle vorhergehende verdrängen sollte. Sie wollten sogar einen Theil der Kosten tragen, und die Königin lieferte die Schiffe. Man erreichte jedoch damit nicht ganz den Zweck. Den 12. Nov. 1595, den Todestag von Sir John Hawkins, wurde Drake's Schiff beim Absegeln vom Fort von Porto-Rico von einer Kanonenkugel durchbohrt, welche den Stuhl mitnahm, worauf Drake saß, ohne ihm Schaden zu thun. Den andern Tag wurden die spanischen Schiffe vor Porto-Rico mit Ungestüm angegriffen, allein ohne Erfolg. Hierauf segelte er nach dem festen Lande und verbrannte Rio de la Hacha und Nombre de Dios. Als er aber einige Tage nachher eine Unternehmung gegen Panama befohlen hatte, welche ganz verunglückte, wurde er darüber so mißmüthig, daß er in ein schleichendes Fieber versiel, welches f. Leben den 30. Dec. 1596 ein Ende machte. Unter den ehrenvollen Anwendungen f. Vermögens muß eine Wasserleitung von 20 engl. Meilen erwähnt werden, die er 1581 ausführen ließ, um Plymouth mit Wasser zu versorgen. Er ist es, dem Europa die Kartoffeln verdankt, die er zuerst mitbrachte. S. „The famous voyage of Sir Francis Drake into the South-Sea and hence about the whole globe of the Earth“ (London 1600, 12.), verf. von Franz Pretty, der unter D. gebiert hatte.

Drama (griechisch) bedeutet Handlung; gewöhnlich nimmt man es für gleichbedeutend mit Schauspiel. Handlungen sind freie Kraftäußerungen vernünftiger sinnlicher Wesen, um durch Anwendung der gehörigen Mittel einen Zweck zu erreichen. Will man sie darstellen, so kann es nur geschehen durch Entwicklung der Gründe und der wesentlichen Veränderungen, welche zwischen dem Entschluß und der Ausführung liegen. Indem man die einzelnen Stufen der Entwicklung die ganze Zeitreihe hindurch verfolgt und sie darstellt, wie sie sich selber aus einander erzeugen, entsteht unbezweifelnd eine größere Berggegenwärtigung, welche jedoch

noch höhere Grade zuläßt, indem das Vergegenwärtigte noch nicht das Gegenwärtige selbst ist. Vergegenwärtigten kann man auch in der Erzählung. Stellt man nun aber eine Handlung in ihrer allmäligen Entwicklung, mit ihren Ursachen und Veränderungen, von dem Augenblicke des Entschlusses bis zur Erreichung des Zwecks, als gegenwärtig sich ereignend dar, so ist eine solche Darstellung *dramatisch*, gleich viel, in welcher Form man dargestellt habe. Göthe's Werther ist ein wirkliches Drama, und jede Darstellung, die in allen Punkten das Werden zeigt, immer entwickelt, immer im Fortschreiten begriffen ist, ist dramatisch. Nur muß man freilich nicht meinen, nur da sei Handlung, wo, wie Lessing sich ausdrückt, der Frosch sich die Maus ans Bein bindet und mit ihr umherspringt. Nicht jede Handlung äußert sich auch in einem äußern Ereignisse, denn das Handeln geht von Innen aus, und es gibt eine Handlung der Seele, bei welcher die Veränderungen nur Veränderungen des Seelenzustandes sind. Hier treten sie freilich nicht so laut hervor, als wo sich auch die äußern Zustände verändern, und wo die bewirkten Erscheinungen äußere Ereignisse sind. Sollen nun Handlungen als gegenwärtig sich ereignend dargestellt werden, so kann es nicht besser geschehen als durch die handelnden Personen selbst, oder durch Stellvertreter derselben, welche ihren Willen, ihre Gesinnungen und Zustände durch Rede offenbaren, und gleichsam selbst schildern. Daher die dialogische Form, wodurch jedoch allein ebenfalls noch kein Drama entsteht, wie Manche geglaubt haben; weil der bloße Dialog, wenn er z. B. untersuchend ist, etwas Hemmendes haben kann; da hingegen bei Darstellung einer Handlung ein beständiges Vorwärtstreben, eine lebendige Bewegung in dem Gedankengange und eine Spannung auf den Ausgang stattfinden muß. Wo dieses daher sich in einem Dialoge findet, da nennen wir auch ihn dramatisch, wie z. B. die meisten Platon'schen, oder Klinger's dialogisches Meisterstück. „Der Weltmann und der Dichter“. Bei Darstellung einer Handlung bilden sich Gedanken durch Entschlüsse zu Thaten aus; die Entschlüsse setzen Umstände, wodurch sie bewirkt werden, voraus, diese machen auf den Erfolg, und mehre Erfolge auf einen Punkt der Beruhigung begierig. Daher eben jenes Vorwärtstreben, lebendig sich Bewegende, Spannende. Daher überhaupt der große Reiz der dramatischen Poesie. „Sie weckt“, sagt A. W. Schlegel, „Thätigkeit, welche der wahre Genuß des Lebens, ja das Leben selbst ist. Wir sehen handeln, und zwar den größten Gegenstand menschlicher Thätigkeit, den Menschen. Wir sehen Menschen in freundlichem oder feindlichem Verkehre, als verständige und sittliche Wesen durch ihre Meinungen, Gesinnungen und Leidenschaften auf einander einwirken, und ihre Verhältnisse gegenseitig entscheidend bestimmen“. Wir sehen handeln, denn es ist nach dem Obigen offenbar, daß in der Darstellung einer Handlung durch Gespräche die Anforderung der Bühne, als der vollständigsten Vergegenwärtigung, liege, und deshalb nun ist Drama im engern Sinne gleichbedeutend mit Schauspiel, welches durch seinen bloßen Namen Das gar nicht verräth, was es eigentlich ist. Wollen wir nun aber Drama im engern Sinne bestimmt erklären, so werden wir sagen, es sei poetische Darstellung einer menschlichen Handlung, als gegenwärtig sich ereignend, mithin im Dialog der handelnden Personen selbst, welche zur vollkommensten Vergegenwärtigung von andern Personen vorgestellt werden sollen im Schauspiel. Es scheint bestimmt, auf der Bühne vorgestellt zu werden. Alle Anforderungen, die sich an ein solches Werk der Poesie machen lassen, können aus dieser Erklärung abgeleitet werden. Indessen haben uns die neuern Dichter gelehrt, ein dramatisches und theatralisches Gedicht zu unterscheiden, sodas man, wo man auf das erste Beiwort stößt, beinahe den Gedanken an das letztere ausschließen, und glauben möchte, das Werk sei nicht für die theatralische Vorstellung geeignet. Umständlicheres hierüber s. im Art. Handlung und Schauspiel. dd.

Dramaturgie heißt eigentlich die Wissenschaft der Regeln der Kunst,

ein Drama zu dichten und auf der Bühne darzustellen, so weit sich dies überhaupt auf Regeln bringen läßt. Sie umfaßt also eigentlich die ganze Poetik des Drama und die Theorie der Schauspielkunst. In diesem Umfange besitzen wir aber noch kein Werk unter diesem Titel. Schlegel's meisterhafte Vorlesungen über dramat. Kunst u. Lit. nähern sich demselben an. Der Erste, der unter diesem Namen ein Werk herausgab, war Lessing, den man bei Errichtung einer neuen Bühne 1767 nach Hamburg berufen hatte, um durch seine Einsicht die dramat. und theatralische Kunst Deutschlands zu fördern. Daß, und wie er dies gethan, wird noch heute dankbar anerkannt. Er brach die Bahn zur tiefen dramat. Kritik, erlöste uns von den Geschmacksfesseln der Franzosen, öffnete den wahren Sinn für die Muster der Alten und Shakespeare's und legte einen Schatz der reichhaltigsten Bemerkungen über theatral. Kunst darin nieder. Beleidigte Eitelkeit einiger Schauspieler war die Ursache, warum er über theatralische Kunst bald schwieg, wodurch wir viel verloren haben. Das „Dramaturgische Etwas“, welches Bode und Claubius 1774 zu Hamburg herausgaben, reicht zwar ebenso wenig als Schink's „Dramaturgische Blätter“ an Lessing's Werk; doch verdienen beide genannt zu werden. Aus der neuesten Zeit sind Schmidt's „Dramaturgische Aphorismen“, Zimmermann's „Dramaturg. Blätter“ und Tieck's „Dramaturg. Abhandlungen“ anzuführen.

Draper (Elisabeth), f. Sterne.

Draperie (von drap, Tuch, in technologischer Hinsicht, Tuchhandel, Tuchmanufactur) bedeutet vorzüglich in den bildenden Künsten 1) im weitern Sinne, jede Anordnung und Darstellung von Gewändern, Stoffen und Zeuchen, welche zum Pus oder zur Verzierung eines Gegenstandes dienen, z. B. Draperie an Vorhängen zur Verschönerung eines Zimmers u. s. w. Diese Verzierung beruht vorzüglich auf dem leichten und mannigfaltigen Faltenwurfe. 2) Im engern Sinne, vorzüglich in der Malerei, Bekleidung einer Figur. Den Figuren solche Gewänder oder den Stoffen jene Anordnung geben, heißt drapieren. Die Draperie liegt mehr im Kreise der Malerei, das Nackte mehr im Kreise der Skulptur. Ein kunstmäßig schönes Gewand ist aber eine der schwersten Aufgaben der Kunst, die nur wenige Bildhauer und Maler glücklich gelöst haben. (Vgl. Gewand.)

Dräseke (Johann Heinrich Bernhard), Kanzelredner, geb. zu Braunschweig 1774, Sohn des herz. braunschw. Revisors am Intell.-Comptoir (später bei der herz. Kammer in Blankenburg), ward in der Waisenhauschule, im Katharineum und im Martineum vorbereitet, besuchte dann von 1789 an das Carolinum, wo er besonders Eschenburg's und Ebert's Vorlesungen benutzte, hierauf von 1792 bis 1794 die Universität Helmstädt, wo Henke, Sertro, Schulze, Remer seine Lehrer in Theologie, Philosophie und Geschichte waren. Nachdem er eine kurze Zeit Hauslehrer zu Raseburg und seit 1795 Diaconus zu Mollen im Lauenburgischen gewesen war, erhielt er 1798 die mit der Schulinspektion verbundene Hauptpredigerstelle daselbst; 1804 ging er als Pastor nach St.-Georg bei Raseburg, zu einer 20 Dtschaften umfassenden Landgemeinde. 1814 wurde er an die St.-Auskari-Hauptkirche zu Bremen berufen, empfing 1817 am Reformationsjubiläum von der theol. Facultät zu Jena den Grad eines Licenciaten der Theologie, und 1819 von der Akademie zu Klostoc, bei Gelegenheit ihrer 400jährigen Stiftungsfeier, ebenfalls als Ehrenbezeichnung die theologische Doctorwürde. (Nach mehreren auswärtigen Rufem hat er die ihm schon 1821 angetragenen Ämter eines Generalsuperintendenten, Consistorialraths, Obergfarrers an der Hauptkirche St.-Moritz und Prof. primar. am Casimirianum zu Koburg, Ostern 1822 angetreten.) Bei diesem berühmten Kanzelredner und Schriftsteller fällt, wie es durchaus bei Gelehrten sein sollte, alles Wirken in Ein unablässiges Streben nach einem hohen Ziele zusammen. Er ist derselbe, begeistert und begeisternd, erwärmt und erwärmend, hingeringelt und hinweisend, als Redner, als Mensch, als Redner und als Schriftsteller. Sei-

ner Schriften kann man, außer den anonymen und Beiträgen in Zeitschriften, Jahrbüchern und literarischen Blättern, 52 zählen, unter denen jedoch viele einzelne Predigten und Gelegenheitsreden sind. Dem auf Verlangen seiner Gemeinde zu Bremen mußte er seit 6 Jahren jedes, auch in Wochenpredigten, von der Kanzel gesprochene Wort für sie drucken lassen. Seinen Geist und seine Beredtsamkeit charakterisiren vorzüglich seine „Predigten für denkende Verehrer Jesu“ (Lüneburg 1804—12, 5 Bde., 4. Aufl. 1818); „Glaube, Liebe und Hoffnung“ (1813, 4. Aufl. 1818); „Predigtentwürfe über freie Texte“ (2 Bde., 1815); „Predigten über freigewählte Abschnitte der heil. Schrift“ (2 Bde., Lüneb. 1817); „Predigten über die letzten Schicksale unsers Herrn“ (Lüneburg 1816—21, 3 Thle.); „Christus an das Geschlecht dieser Zeit“ (Lüneb. 1819, 3. Aufl. 1820), mit drei Zugaben. In diesen Schriften weht die warme, begeisternde, aus Überzeugung hervorgegangene Liebe zu Christus, als dem Stifter und Mittelpunkte des Gottesreichs. Diesen unerschöpflichen Stoff führt D. in alle menschliche Verhältnisse ein, weil ihn jedes menschliche Herz fassen kann, bald belehrend und erläuternd, bald ermahrend und erschütternd, bald bittend und rührend, jezt in ruhiger Vorstellung, jezt in sinnreichen Bildern und Vergleichen. In Hinsicht der Darstellung und des Ausdrucks hat D. selbst in der Vorrede zu: „Glaube, Liebe, Hoffnung“, folgende Regeln aufgestellt: „Die Darstellung sei nicht zu hoch, und gleichwol hoch genug für den erhabenen Gegenstand; nicht für die Gebildeten ohne Reiz, und doch auch für die Schwächern berechnet; nicht declamatorisch, und doch ergreifend; ungeschmückt, und doch schön. Der Ausdruck sei reich, um anziehend — geschmackvoll, um nährend — bestimmt, um verständlich zu sein. Der Periodenbau geselle zur Leichtigkeit — Klarheit, und zur Einfachheit — Wohlklang“. Niemand wird D. absprechen dürfen, daß er von diesen Gesetzen nicht abgewichen sei. Wenn vor Kurzem ein Kunstrichter D. den Jean Paul unter den geistlichen Rednern nannte, so ist gewiß dadurch ein größeres Lob als Tadel ausgesprochen. Denn wol bei Keinem sonst findet man solche Fülle der Gedanken und Gefühle, so trefflicher Herrschaft über die Sprache vereinigt, als bei diesen Beiden. Daß hin und wieder eine unpassende Vergleichung, eine auffallende Benennung, eine Überladung mit rednerischen Zierrathen, oder ein zu weit geführtes Antithesenspiel vorkommt, ist nicht zu leugnen, aber in solcher Weise nur bei dieser Thätigkeit der Ideen und dieser Thätigkeit des Scharffinns möglich. Dabei ist zu bemerken, daß ihm namentlich im Ausdrucke Manches wohl ansteht, was einem Nachahmer zum großen Fehler angerechnet werden müßte. Seine Sprache ist im Ganzen, wie er sie selbst vom religiösen Vortrage verlangt, sententiös, sodaß sie selbst die Worte dem Gedächtniß willkommen, geläufig und unvergeßlich macht. Ein einsichtsvoller Zuhörer D.'s urtheilt von ihm: „Die Eigenthümlichkeit D.'s liegt in der Vereinigung seiner mannigfaltigen Vorzüge für Einen großen Zweck, und dieser ist das religiöse Interesse. In den geschriebenen Predigten offenbart sich jene Eigenthümlichkeit dadurch, daß jede einzelne Partie nach ihrem nöthigen Charakter ein Ganzes ist, und doch gegen das große Ganze in der Grenze der Partie bleibt. In der gehaltenen Predigt kehrt diese Eigenthümlichkeit wieder, und der Charakter seines mündlichen Vortrags dürfte so gezeichnet werden: natürliche Mannigfaltigkeit bei erhabener Einheit“. — Für häusliche Reinheit und Frömmigkeit, für bürgerliche Freiheit und Gesetzmäßigkeit, für alles Heilige im Herzen und im Leben ist D. unermüdet wirksam; dabei ein glücklicher Familienvater. (Man vgl. über Draße eine gehaltvolle Recension im „Hermes“, N. XIII.)

3.
Draftisch, a. d. Griechischen, was stark und schnell wirkt, z. B. draftische Arzneien, als heftige Abführungsmittel u. Neuere Schriftsteller haben diesen Ausdruck auch in der Poesie gebraucht.

Drebbel (Cornelius), Physiker und Mechaniker, geb. zu Ulmar in Nordholland, 1572, ein bloßer Landmann, besaß viel Beobachtungsgeist und ein Vermögen, das ihn bei seinen mechanischen und optischen Versuchen unterstützte. In Kurzem wurde er so bekannt, daß ihm der deutsche Kaiser, Ferdinand II., den Unterricht seiner Prinzen übertrug und ihn zum kaiserl. Rathe ernannte. In den Unruhen 1620 nahmen ihn die Truppen des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz gefangen und beraubten ihn seines ganzen Vermögens, doch ward er auf hohe Fürbitte wieder freigegeben und an den Hof Jakobs I. von England, Friedrichs Schwiegervater, der im Umgange mit Gelehrten sich sehr gefiel, geschickt. Seit dieser Zeit lebte er in steter Beschäftigung mit seiner Wissenschaft zu London, wo er 1684 starb. Die Nachrichten, welche seine Zeitgenossen von s. Versuchen geben, sind wegen des Wunderglaubens jener Zeit theils nicht völlig zuverlässig (so soll er ein Schiff verfertigt haben, auf welchem er unter dem Wasser 2 Meilen weit, von Westminster bis Greenwich, fuhr), theils grenzen sie ans Fabelhafte (z. B. die Erzählung von den Maschinen, durch welche er eine Kälte, die der des Winters gleich gewesen sei, hervorgebracht habe u. s. w.). Gewiß ist es, daß er in der Mechanik und Optik für die damalige Zeit große Kenntnisse besaß und mehre mathematische Instrumente erfand, u. a. das zusammengesetzte Mikroskop (ein Mittel Ding zwischen Teleskop und Mikroskop, gewissermaßen ein Megaloskop), und das Thermometer (gegen 1630), welches nach ihm Halley, Fahrenheit und Réaumur vervollkommneten. Die Erfindung des Teleskops, welches ihm Einige ebenfalls beilegen, ist wahrscheinlich älter, und dem Zachar. Janson um 1590 zuzuschreiben. Sein „Tractatus de natura elementorum et quinta essentia“ herausgeg. von Joh. Ernst Burggrav zu Leyden 1608, erschien mehrmals (deutsch, Hamburg 1619, Leipzig 1725; holländisch, Rotterdam 1702). S. „Epistola de machina astronomica perpetuo mobili“ gab Joach. Morfius heraus zu Leyden 1620. Ein deutscher Brief an Kaiser Rudolf II., in welchem er ein Instrument beschreibt, welches er Machinam musicam perpetuo mobilem nannte, steht in Harßbörffer's „Delicis physico-mathemat.“, Bd. 2.

A . . . S.

Drechseln ist die Kunst, härtern Körpern, als Holz, Knochen, Horn, Elfenbein und selbst Metallen, verschiedene, vorzüglich runde Figuren und künstliche Gestalten auf der Dreh- oder Drechselbank, vermöge mancherlei Dreheisen, zu ertheilen. Der Name kommt von Drehen, indem der bearbeitete Körper, zwischen den Spigen der Keitslöcke, vermöge einer Schnur den Dreheisen in der Runde entgegengedreht wird. Doch gibt es auch noch eine Art zu drehen, welche Passig-drehen oder Kunst-drehen genannt wird, bei welchem, vermittelst einer besonders dazu eingerichteten Drehban, ebie abzdrehende Sache nicht allein in der Runde herumgedreht, sondern auch zugleich hin und hergeschoben wird, wodurch verschiedene ovale, eckige und andre Formen entstehen. Das Drechseln auf der Drechselbank ist eine sehr alte Beschäftigung. Zuerst drechselte man wahrscheinlich nur glatte Kugeln und Säulen, und fing erst später an hohl zu drehen, und vorzüglich Trinkgefäße und Becher zu fertigen. Auch ist das Drechseln auf der Drechselbank schon von Alters her als eine der Gesundheit heilsame und sehr angenehme Beschäftigung, vorzüglich von Denjenigen, welche durch geistige Anstrengung oder sitzende Lebensart geschwächt worden sind, oder als ein nützlicher Zeitvertreib geübt und fleißig betrieben worden. Die Dreh- oder Drechselbank hat in der neuern Zeit vielfältige Verbesserungen erhalten. Etwa seit 1780 ist die einfache Dreharbeit mit der Auflage, welche auch beweglich gemacht werden kann, im Gebrauche. Desormaur's „L'art du tourneur“, mit 37 Kpf., 4., hat D. Thon umgearbeitet: „Die Drechselkunst in ihrem ganzen Umfange“ (Zimenau 1825, mit 95 Abbild.).

Drei, Dreizahl (Trias), eine vom frühesten Alterthume her geheiligte Zahl (vgl. z. B. Mos. 4, 19. 12.); noch heute sagt das Sprüchwort: Aller gu-

ten Dinge sind drei. Dies muß seinen Grund in der Natur dieser Zahl haben. Die Zahl Drei stellt uns die Einheit und den Gegensatz, das Princip und die Momente der Entwicklung, oder auch den Gegensatz und die verbindende Einheit (Synthesis) dar; sie ist die erste ungerade Zahl, die auch die erste gerade enthält; hierin liegt ihre eigenthümliche Bedeutung und Vollkommenheit. Schon im Alterthume mußte man wahrnehmen, daß sie überall zu finden ist, wo man Entwicklung des Mannigfaltigen wahrnimmt. Daher Anfang, Mitte, Ende, am Himmel versinnlicht durch Aufgang, Culminationspunkt, Niedergang; Morgen, Mittag, Abend; Abend, Mitternacht, Morgen; und überhaupt in den sogenannten Dimensionen der Zeit: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Aber auch im Raume kehrt diese Dreizahl zurück, in oben, mitten, unten; rechts, mitten, links, und überhaupt in den Dimensionen des Raums: Länge, Breite, Dicke oder Tiefe. Für das Gesicht stellt sich die Dreizahl dar in der regelmäßigen Figur des Dreiecks, welches ebenfalls zu unendlichen symbolischen Darstellungen angewendet worden ist, und für das Ohr am vollkommensten im Dreiklang (s. d.) (*Trias harmonica*). Da das Dreifache auch die Grundlage der Symmetrie ist, so empfiehlt sich auch das Dreigestaltete, abgesehen von den symbolischen und andern Bezeichnungen, die sich daran knüpfen, in der Architektur und den Geräthschaften, welche einfacher Art sind. Hierher gehören die Triglyphen in der Architektur; der Dreifuß; der Dreizack, die drei Blitze des Jupiter; die ältere dreisaitige Lyra; obgleich die Dreizahl bei den erstern Gegenständen, sowie bei dem dreiköpfigen Cerberus, noch speciellere symbolische Beziehungen hat. Auch bei der Entwicklung unserer Gedanken begegnen wir, wie schon oben angedeutet, jener *Trias* in dem Sehen (*Thesis*), Entgegensetzen (*Antithesis*) und Vereinen (*Synthesis*) wieder, ja aller vielfachen Zahl Ursprung in unserm Geiste ist nur aus jenen ursprünglichen Functionen des Denkens, die sich in den zusammengesetzten des Begreifens, Urtheilens und Schließens wiederholen, erklärbar. Daraus folgt jedoch keineswegs, daß wir sie erst auf die Dinge übertragen. In Hinsicht auf die Methode der philosophischen Entwicklung hat man verschiedenen Gebrauch von der *Trias* gemacht, wohin z. B. die Identität in der Triplexität bei Schelling gehört. Andre (wie z. B. Joh. Jak. Wagner) haben der Vierzahl (*Tetraktys*) mit Pythagoras einen höhern Rang beilegt, in welcher man die erste Potenz und den verdoppelten Grundsatz erkennt.

Dreieck, *Triangel* (*triangulum*), in der Geometrie, eine aus drei Linien gebildete, geschlossene Figur. Diese Linien können gerade oder gebogen sein; daher gibt es geradlinige, krummlinige (sphärische) oder gemischtlinige Dreiecke. Es können von diesen Linien oder Seiten alle drei oder nur zwei von gleicher Länge, oder alle von ungleicher Länge sein; daher gibt es gleichseitige, gleichschenkelige und ungleichseitige Dreiecke. Da endlich jedes Dreieck drei Winkel einschließt, d. h. einen rechten oder stumpfen nebst zwei spitzen, oder drei spitze, so gibt es auch rechtwinklige, stumpfwinklige und spitzwinklige Dreiecke.

Dreieckmessenkunst, s. *Trigonometrie*.

Dreieinigkeith, in der christlichen Glaubenslehre, die Eigenschaft des göttlichen Wesens, nach welcher es zwar nur ein einziges Wesen sein, aber aus drei Personen bestehen soll. Dieser Ausdruck wurde erst im 4. Jahrh. nach Chr. in die christliche Glaubenslehre aufgenommen. (Vgl. *Antitrinitarier*.)

Dreifelderwirthschaft. Sie entstand in Italien, nachdem die Völkerverwanderung und das System der Besitzer großer Landstrecken, mit dem wenigsten Kostenaufwande für Arbeiter und thierische Hülfe große Landgüter zu besetzen, folgende Rotation in Gang gebracht hatte: daß man nämlich das Ackerland in einem Jahre 4—7 Mal brachpflügte, dann im Herbst Wintergetreide säete, und hierauf mit Sommergetreide, als zweite und letzte Saat, schloß. Die Armuth an Dünger war wol die erste Veranlassung dieses Feldsystems, mit dem Kaiser

Karl der Große in Italien auf seinen Zügen nach Rom bekanntgeworden war. So weit die Domänen seines Staats reichten, führte er auf solchen die nämliche Feldbestellung ein, die damals allerdings, unter dem kaum seßhaft gewordenen Franken mit ihrer gleichen Erbschaftstheilung unter den Söhnen, eine Verbesserung der Landwirthschaft zu sein schien. Sie bildete sich zuerst in einem Lande, dessen Bevölkerung damals sehr abnahm. In Italien selbst und allenthalben in Deutschland, wo sich die Menschen vermehren, hat man in unsern Zeiten angefangen, die reine Brache abzuschaffen und in dem für die Brache bestimmten Jahre Kartoffeln, Rüben, Moh'n, Flachs, Hanf, Erbsen u. s. w. zu säen. So steht auch jetzt in Mitteldeutschland fast allgemein die Feldbestellung. Bis nach Holstein, dem alten Hauptstze der Sassen, am rechten Elbufer, ist jedoch die Dreifelderwirthschaft niemals vorgedrungen, und wahrscheinlich auch niemals in den südlichen Niederlanden (Belgien) herrschend gewesen, weil dort schon in der Periode der römischen Herrschaft eine zahlreiche Bevölkerung und eine gute Getreide- und Flachscultur bestand. Längst hätte man allenthalben statt der Dreifelderwirthschaft die vernünftigeren Wechselwirthschaft eingeführt, wenn sich nicht mit jener das Zehntsystem der Gutsherren von den Feldern ihrer sogenannten Unterthanen und Domänen, und nun sogar die aufs weiteste getriebene Benützung der Stoppel- und Nachweide auf fremdem Boden vor Maitag und nach Michaelis, ja sogar in der Periode der Begrünung der Brache mit Unkräutern und Gräsern eingeschlichen hätte. Noch fördert die Dreifelderwirthschaft, mit ihrem Mangel aller Befriedigung, das Vergnügen großer Hasenhegen und der Parforcejagden. Daher sind die Jagdthiere allenthalben zum Schaden der Production sehr häufig, wo die Dreifelderwirthschaft herrscht, und so selten, wo, wie in Holstein und Mecklenburg, Koppelwirthschaft oder Wechselwirthschaft, im Wechsel tief und flach wurzelnder Gewächse, die beide mehr Production liefern, eingeführt sind. Es ist übrigens allerdings ein Vorurtheil, daß die Dreifelderwirthschaft auf gleicher Bodenfläche am meisten Getreide liefere, selbst wenn solche die Stallfütterung des Hornviehs unterstützte. Die Landwirthschaft, welche in einer gegebenen Zahl von Jahren im Stande ist, den meisten Dünger nachhaltig zu schaffen, wird dadurch fähig, zugleich viel Getreide, viel Fleisch für die Schlachtbank und viele Handelsgewächse zu erzeugen. Dieses zu erreichen, muß aber der Wechselwirthschaft und sogar der Schlag- oder Koppelwirthschaft leichter werden als der Dreifelderwirthschaft, selbst wenn diese die Stallfütterung des Hornviehs unterstützt. So lange die Römer vieler Krieger bedurften, die auf einer großen Anzahl von Familienstellen kleiner Oberfläche im heißen Italien viel zu produciren gezwungen waren, um sich von ihrem Boden zu ernähren, zwang sie dies, die Spatencultur mit der tiefen Erdrührung zur Hand zu nehmen, denn nur alsdann konnten das Getreide und alle flach wurzelnde Gewächse in den Sommermonaten sich erhalten, ehe diese eintraten, den Boden beschatteten und dadurch in einiger Feuchtigkeit erhalten. Seitdem diese gartenmäßige Bestellung verschwunden ist, die von Zeit zu Zeit das Feld gewissermaßen reholte, ist das erste Kornfeld der Welt (Sicilien) nicht immer mehr im Stande, seine mäßige Bevölkerung von 1,600,000 Einw. mit Getreide zu versorgen, während es früher, bei einer ungleich stärkern Bevölkerung, davon ausführte. Nächste dem Italiener gebraucht das Grabscheit bei seiner Feldbestellung der fleißige Niederländer in Belgien, und das ebenso gut in der üppigen flandrischen Marsch als in der sandigen Campine von Nordbrabant, wenigstens alle 6 Jahre. Sein Hauptaugenmerk ist, viel Vieh zu ernähren, und wenn ihm dies gelungen ist, finden sich die reichen Getreideänten von selbst, als Folge eines sehr fruchtbaren Bodens. Weil aber der Belgier ebenfalls weiß, daß ein zu üppiger Boden nur mäßig producirt, so saugt er durch erschöpfende Saaten einen überreichen Boden wieder aus, und baut dafür auch nicht, wie so häufig in England der Fall ist, Lagerkorn.

Dreifuß (*tripus*), ein symbolisches Geräth des griech. Alterthums, kommt zuerst vor in Verbindung mit bacchischen Religionsideen, dann auch mit dem delphischen Orakel oder Apollodienst (s. *Delphi*), überhaupt als Symbol der Weissagung, göttlicher Herrschaft und Weisheit, mit verschiedenen Heiligthümern, vornehmlich in Delphi, Athen, Theben, Dodona, wo man auch einen musikalischen Gebrauch von ihm machte. Kreuzer bemerkt, daß man dieses Geräth, wie die dreisaitige Lyra, auch auf die drei Jahreszeiten des ältesten Calenders bezogen habe. Häufig finden wir den Greif als Bewahrer desselben. In der Homer'schen Zeit und bis zu Anfang freierer Kunstübung, um die 50. Olympiade, bediente man sich des Dreifußes hauptsächlich zu Weihgeschenken, ferner als Preise in den Wettspielen, die ja auch mit Gottesdienst in Verbindung standen. So wurde, Olymp. 48, 3, der erste Wettkampf, in welchem der Sieger einen Kranz erhielt, gleichzeitig mit der Ernennung der sieben Weisen, unter welchen, der Sage nach, der Dreifuß herumging, gefeiert. Bis in die spätere Zeit erhielt sich der Dreifuß als Preis dionysischer Festhöhe. Sehr alt sind die Sagen von geraubten, geschenkten oder verlorenen Dreifüßen, auf welche sich fast überall Herrscherrechte und andre Ansprüche gründen. Bekannt ist z. B. der Dreifußraub des Hercules, wovon der Candelaberfuß in der Königl. Antikensamml. zu Dresden eine interessante Darstellung gibt. Die älteste Statuengruppe, welche diesen Gegenstand vorstellt (Pausanias XIII, 4), war ein Weihgeschenk, welches die Phocier, wegen eines über die Thessalier erfochtenen Sieges, nach Delphi sandten. Es bestand aus großen Bildern des Hercules und Apollo, die sich um den Dreifuß stritten, und die Athene auf der einen, die Leto und Artemis auf der andern Seite. Die weitere Ausführung des hier Angeführten hat Dittfried Müller in s. Dissert. „*De tripode delphica*“ (Bött. 1820, 4.) und in der als Fortsetz. davon zu betrachtenden Abhandlung in Böttiger's „*Amalthea*“ (B. 1, S. 319 fg.), gegeben, wo man auch erläuternde Abbildungen findet.!

Dreiklang (*Trias harmonica*), jeder aus drei verschiedenen Intervallen bestehende Accord; im engern Sinne der vollkommen consonirende Dreiklang, d. h. derjenige, welcher aus den vollkommensten Consonanten (1, 3, 5) besteht; daher auch *harmonischer Dreiklang* genannt. Im viersümmigen Satz wird die 5 und 8 verdoppelt. Er ist 1) groß oder hart (*Duraccord*, wenn die Terz groß, die Quinte rein ist), 2) klein oder weich (*Mollaccord*, wenn die Terz klein und die Quinte rein ist). Uneigentliche Dreiklänge nennt man die dissonirenden. Hierher gehört 1) der verminderte und zwar a) der sogenannte weich verminderte (bestehend aus 1, 3b, 5b, d. i. Grundton, kleiner Terz und kleiner oder falscher Quinte), b) der hart verminderte (bestehend aus 1, 3 \sharp und 5b, Grundton, großer Terz, kleiner Quinte, z. B. h, eis, f); und 2) der sogenannte übermäßige Dreiklang, aus 1, 3 \sharp und 5 \sharp , Grundton, großer Terz und großer Quinte bestehend (z. B. c, e, gis).

Dreißigacker, Forst- und landwirthschaftliche Akademie, liegt auf einem Berge $\frac{1}{2}$ Stunde von Meiningen, im Unterlande, ober dem henneberg. Antheile des Herz. v. S. - Meiningen. Der Ort hat eine Kirche, ein Pfarr- und Schulhaus, 60 Wohnhäuser mit etwa 320 Einw.; ein Kammergut mit einem Gasthofs. Das Jagdschloß (der Sitz der Forstakademie) mit mehren herrschaftlichen Gebäuden, ist zu Anfang des vorigen Jahrs. massiv gebaut worden. 1801 wurde die Forstlehranstalt gestiftet und 1803 zur Akademie erhoben. Joh. Matth. Bechstein (s. d.) war Director. Mit der Direction der Akademie wurde 1822 die Direction des gesammten Forstwesens im Lande verbunden. Hier hat auch die Societät der Forst- und Jagdkunde (m. e. zoologischen Cabinet) ihren Sitz.

Dreißigjähriger Krieg (von 1618 — 48). Die entfernten Ursachen dieses Krieges liegen in der Reformation des 16. Jahrs. und in dem Religionsfrieden zu Augsburg 1555. Längst hatten sich Katholische und Protestanten in Deutschland mit gleich starker Eifersucht beobachtet; nur gegenseitige Furcht

hatte den Ausbruch der Feindseligkeiten zurückgehalten. Durch die 1608 geschlossene Union der protestantischen Fürsten, welcher von katholischer Seite 1609 die Liga entgegengesetzt wurde, erhielt das unter der Asche glimmende Feuer neue Nahrung, bis es endlich in Böhmen zu hellen Flammen ausloderte. Hier hatte die, nach und nach selbst in den östr. Erbstaaten ausgebreitete, evangelische Lehre durch den Rudolf II. (1609) abgebrungenen Majestätsbrief größere Freiheiten und Rechte erlangt. Vermöge desselben wurde den Städten und dem Ritterstande auch das Recht, Kirchen und Schulen aufzubauen, gestattet. In einer kleinen Stadt, Klostergrab, und in Braunau erbauten darauf, unter der Regierung des Kaisers Matthias, die protestantischen Unterthanen, gegen den Willen ihrer Gutsherren, Kirchen. Auf kaiserl. Befehl wurde die in Klostergrab erbaute niedergerissen, die in Braunau gesperrt. Die Protestanten, welche sich deshalb an den Kaiser wandten, erhielten Drohungen zur Antwort. Es verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser wisse von dieser Antwort Nichts, sie sei in Prag abgefaßt worden. Als am 23. Mai 1618 die kaiserl. Räte auf dem Schlosse zu Prag versammelt waren, drangen Abgeordnete der protestantischen Landstände bewaffnet (Graf Thurn, W. v. Lobkowitz, F. A. Graf von Schlick, Utr. Kinsky u. A.) in den Saal und verlangten zu wissen, ob einer von den Räten Antheil an der Abfassung des kaiserl. Schreibens habe. Da nun 2 den Protestanten ohnehin verhaßte Räte (von Martiniz und Slawata, nebst dem Secretair Fabricius) harte Antwort gaben, so wurden sie in den trockenen Schloßgraben hinabgeworfen, kamen aber so ziemlich unbeschädigt davon. Die Protestanten bemächtigten sich darauf des Schlosses, verjagten die Jesuiten, welche von den böhmischen Ständen als Urheber der Bedrückungen angeklagt wurden, und griffen, unter Anführung des ehrsüchtigen Grafen von Thurn, zu den Waffen. Die Union sandte den Protestanten in Böhmen ein Hülfscorps unter dem tapfern Grafen Ernst von Mansfeld. Der Kaiser ließ sein Heer gegen Böhmen anrücken. Mitten unter diesen Unruhen starb Matthias (10. März 1619). Die Böhmen erklärten seinen Nachfolger in der östr. Monarchie, der den 28. Aug. 1619 als Ferdinand II. zum römischen Kaiser erwählt wurde, weil sie seinen Haß des Protestantismus kannten, schon am 17. Aug. der böhmischen Krone verlustig und übertrugen dieselbe dem (reformirten) Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., der sie auch, nach einigen Bedenklichkeiten, vorzüglich auf das Dringen seiner ehrgeizigen Gemahlin, Elisabeth, Tochter Jakobs I. von England, annahm. Aber schon im folg. J. endigte der große Sieg der ligistischen Truppen auf dem weißen Berge bei Prag (3. Nov. 1620), welcher die Flucht des neuen Königs zur Folge hatte, die böhmischen Unruhen, mit völliger Unterdrückung der dasigen Protestanten. Ferdinand erklärte nunmehr Friedrich V. in die Reichsacht, und sein Untergang war unvermeidlich, da sich die Union, in Folge des ulmer Vergleichs (3. Juli 1620) aufgelöst hatte. Die Pfalz wurde von bairischen und spanischen Truppen erobert, obgleich 2 tapfere Männer, Graf Ernst von Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig, mit ihren von Raub und Plünderung sich nährenden Truppen zur Hülfe herbeieilten. Allein die Übertragung der pfälzischen Kurwürde an den den Kaiser unterstützenden Maximilian von Baiern (1623), wodurch die katholische Partei in dem Kurfürstenrathe das Übergewicht erlangte, und die Fortschritte des bairischen Generals Tilly an den Grenzen des niedersächsischen Kreises (an welchen er, obgleich 1624 kein Feind mehr im Felde stand, mit dem kaiserl. Heere drohend stehen blieb, protestantische Kirchen wegnahm, Lutheraner verjagte und andre Gewaltthatigkeiten verübte) erweckten die protestantischen Fürsten dieses Kreises aus ihrem Schlummer, welche nun in Verbindung mit dem Könige von Dänemark und Herzog von Holstein, Christian IV., zu den Waffen griffen. Dagegen war die kaiserl. Macht durch das von Wallenstein, nachmaligem Herzoge von Friedland, auf eigne Kosten angeworbene Heer, das seine Spuren mit

den schrecklichsten Verwüstungen bezeichnete, ansehnlich verstärkt worden. Als daher der König von Dänemark 1626 bei Lutter am Barenberge von Tilly gänzlich geschlagen, und in dem schimpflichen Frieden zu Lübeck von 1629 zu dem Versprechen genöthigt worden war, sich nie wieder in deutsche Reichsachen zu mischen, war der Kaiser mehr als je in Deutschland Sieger, und die Sache der Protestanten in der äußersten Gefahr. Ein Beweis davon war das Restitutionsedict von 1629, nach welchem alle seit dem Religionsfrieden 1555 von den Protestanten eingezogene geistliche Güter herausgegeben, und die von ihnen besetzten unmittelbaren Stifter an die Katholischen abgetreten werden sollten. Aber jetzt erschien Gustav Adolf, König von Schweden, in dessen Schutz sich schon 1628 das von Wallenstein mit 100,000 M. belagerte Stralsund begeben hatte, und bei welchem nun die besürzten Protestanten Hülfe suchten. Von dem Kaiser auf mancherlei Weise beleidigt und von heißer Liebe zu seiner Religion entflammt, landete er 1630 am 24. Juni in Pommern mit einem Heere von 30,000 M. Allenthalben trieb er die Kaiserlichen vor sich her; zwar konnte er die Eroberung und Zerstörung Magdeburgs durch Tilly (1631) nicht hindern, aber nachdem er sich durch ein Bündniß mit Frankreich und mehreren deutschen Fürsten, welche zum Theil dazu gezwungen werden mußten, wie die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, ein größeres Ansehen verschafft, und Tilly's Heer in der Schlacht bei Leipzig (7. Sept. 1631) aufgerieben hatte, gerieth der Kaiser nebst seinen Verbündeten durch die raschen Fortschritte des nordischen Königs, durch die Siege seiner Feldherren und Bundesgenossen in Niedersachsen und Westfalen und durch das Eindringen der Sachsen in Böhmen, in das größte Gedränge. Gustav Adolf befreite die Protestanten in Franken von dem kaiserl. Heere, eroberte Mainz, gewann die Pfalz und drang in Baiern vor. Zu gleicher Zeit hatte der Kurfürst von Sachsen Prag erobert. Der Kaiser fürchtete eine Belagerung Wiens. Tilly hatte in Baiern seinen Tod gefunden. So standen die Sachen der Protestanten in Deutschland. Als aber Wallenstein, der 1630, auf dringendes Verlangen der zu Regensburg versammelten Reichsstände, wegen seiner Erpressungen und Plünderungen mit seinen Truppen entlassen worden war, und dessen unbeugsamer Stolz jetzt nur durch Ferdinands Bitten erweicht werden konnte, mit einem furchtbaren Heere und unbeschränktem Ansehen wieder auf dem Schauplatze erschien, sah sich Gustav Adolf genöthigt, Baiern zu verlassen. Bei Nürnberg trafen beide Heere auf einander: aber Wallenstein fand nicht gerathen, die Schlacht anzunehmen, die Gustav Adolf ihm anbot, sondern blieb unbeweglich in seinem verschanzten Lager, auf das die Schweden einen vergeblichen Sturm machten. Erst bei Lützen in Sachsen kam es zu einer mörderischen Schlacht (6. Nov. 1632), in welcher der König mit seinem Leben den Sieg erkaufte. Sein Tod würde von den schlimmsten Folgen für die Protestanten gewesen sein, wofern nicht sein großer Kanzler, Oxenstierna, durch kluge Unterhandlungen das heilbronner Bündniß unter den deutschen Fürsten zu Stande gebracht, und der tapfere Herzog Bernhard von Weimar und Gustav Horn den schwedischen Waffen fast in ganz Deutschland die Oberhand verschafft hätten, wozu das zweideutige Benehmen Wallenstein's, der 1634, nachdem er sich nach Böhmen zurückgezogen hatte, als Verräther gegen den Kaiser ermordet wurde, nicht wenig beitrug. Doch plötzlich änderte die blutige Schlacht bei Nördlingen (1634) die Lage der Sachen. Der Kurfürst von Sachsen verband sich in dem prager Frieden, 1635, mit dem Kaiser gegen Schweden (bei welcher Gelegenheit Sachsen zur Entschädigung die Lausitz erhielt); mehrere Reichsstände traten diesem Frieden bei, so konnten die Schweden nur in einer engeren Verbindung mit Frankreich ihre Rettung finden. Der Landgraf von Hessen-Kassel, Wilhelm V. der Beständige, beharrte jedoch bei dem protestant. Bündnisse mit Schweden; dafür büßte das Land vom April bis August 1637 durch die Verheerung, in welcher 18 Städte, 47 Ritterfise und über 300 Dörfer in

Rauch aufgingen. Durch den siegreichen Feldzug Bernhards von Weimar am Oberrhein und durch die glücklichen Unternehmungen Banner's, der 1638 selbst in Böhmen eingebrungen war, erhoben sich die Schweden bald wieder zu einer furchtbaren Größe, die jedoch 1640 zu wanken anfang, bis Torstenson, der von einem Ende Deutschlands zu dem andern zog, hier die östr. Monarchie erschütterte, dort den König von Dänemark demüthigte, und den Ruhm des schwedischen Namens vollendete, den auch Wrangel bis an das Ende des Krieges zu behaupten wußte. Erst nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Weimar (1639) nahm Frankreich ernstlich Theil an diesem Kriege, und wiewol es anfangs nicht viel ausgerichtet, selbst bei Duttlingen 1643 eine große Niederlage erlitten hatte, so erfochten doch nachher Turenne und Condé glänzende Siege über die kais. und bairischen Truppen. Endlich nöthigte die Eroberung der kleinen Seite von Prag durch den schwed. General Königsmark (25. Juli 1648) Ferdinand III. (Ferdinand II. war 1637 gestorben) zu dem Frieden, der nach 7jährigen Unterhandlungen zu Münster und Denabrück in Westfalen den 24. Oct. 1648 unterzeichnet wurde. (Vgl. Westfälischer Friede und Deutschland.) S. die „Geschichte des dreißigjähr. Krieges“ von Schiller, in dem „Histor. Kalender für Damen“, 1791—93; später einzeln (1802, 2 Thle.) und in dessen „Sämmtl. Werken“. Woltmann's „Geschichte des westfäl. Friedens“ (2 Thle.) schließt sich als Fortsetzung an. Auch Lorenz Westenrieder hat diesen merkwürdigen Kampf in dem münchener „Histor. Kalender“, 1804—6, beschrieben, und gute Beiträge findet man in der Schrift: „Johann von Werth, im Zusammenhange mit der Zeitgeschichte“, dargestellt von Friedr. Wilh. Barthold (Berlin 1826). Doch ist eine würdige Darstellung desselben noch eine Lücke in der histor. Literatur. Nach diesem Kriege, der sich von einem Ende Deutschlands bis zu dem andern verbreitet hatte, war Deutschland durch Feuer, Brand und Pest überall schrecklich verödet und zerrüttet. Schlechte Münzen und Mangel an Arbeit brachten große Theuerung hervor. Die Kriegskunst allein hatte gewonnen, vorzüglich durch Gustav Adolf, der in der Taktik Epoche machte, eine zweckmäßigere Stellung, eine leichtere Bewaffnung und mehr Beweglichkeit bei den Truppen einführte, auch den ersten Artilleriezug bei seinem Heere hatte.

Dreistimmig nennt man den musikalischen Satz (d. i. die Art und Weise zu componiren) oder ein Tonstück für 3 verschiedene Stimmen, deren jede ihre eigene Modulation hat; es mag übrigens für Sänger (Terzett), oder für Instrumente (Trio), oder gar nicht für die Ausführung, sondern nur zur Übung im Setzen bestimmt sein. Gewöhnlich, aber nicht nothwendig, besteht die Partitur aus 3 Systemen. Was das Verhältniß der 3 Stimmen betrifft, so besteht der dreistimmige Satz aus einer Ober-, einer Mittel- und einer Grundstimme. Von diesem ist entweder 1) die letztere oder beide letztere nur begleitend, die erstere aber Haupt- oder concertirende Stimme; oder 2) alle 3 Stimmen sind abwechselnd mehr oder minder concertirend (oder Hauptstimmen). Im letztern Falle heißt das Tonstück, wenn es für Instrumente gesetzt ist, Trio im strengsten Sinne. Über die Zahl der Instrumente ist durch jene Benennung Nichts bestimmt. Der dreistimmige Satz kann von 3 oder 2 Instrumenten, ja selbst von einem einzigen (die beiden letztern Fälle treten bei Clavierstücken ein) aufgeführt werden. Auch ändert die vielfache Besetzung der Stimmen an dem Wesen des dreistimmigen Satzes Nichts. Da auch musikalische Partien zusammengesetzt sein, d. h. mehrere Stimmen in sich enthalten können (wie z. B. die obere Partie bei Clavierstücken), so enthält das dreistimmige Tonstück nicht immer dreistimmigen Satz. Auch hat letzterer seine besondern Regeln, da in einem Accorde von einer oder mehreren Dissonanzen hier jederzeit Intervalle weggelassen werden müssen, und es sich also fragt, welche in gegebenen Fällen in Rücksicht auf die nächste Tonfolge weggelassen werden können, und welche Intervalle wesentlich sind oder nicht.

Dreizack (Trident), s. Neptun.

Dreizahl (Trias), s. Drei.

Dreschen, Dreschmaschine. Um den Samen oder die Körner der geernteten Feldfrüchte von den Hülsen zu sondern, trieb man in den ältesten Zeiten Pferde, Ochsen u. a. Thiere über das Getreide, damit sie die Körner austraten. Später erfand man Maschinen. Hierher gehört die Dreschwalze (tribula od. tribulum), der Dreschschlitten (traha) und der Dreschwagen (dieser kommt in den Büchern der Israeliten vor), welche von Ochsen oder Pferden gezogen wurden. Noch später kam das eigentliche Dreschen, d. i. das Dreschen mit dem Dreschflegel auf der Scheunenne, auf, und ist die gewöhnliche Art zu dreschen geblieben. Um jedoch beim Dreschen den Aufwand an menschlicher Kraft, Arbeitslohn und Zeit so viel als möglich zu ersparen, und die Körner so rein und vollkommen als möglich zu gewinnen, hat man die eigentlichen Dreschmaschinen, welche durch Stoß auf die Ähren wirken und eine auf jene Zwecke besonders berechnete Einrichtung haben, erfunden. Im Allgemeinen verrichten sie das Dreschen entweder durch Stempel oder durch Schlägel, welche gehoben werden und wieder niederfallen, oder durch Walzen, welche über das Getreide herrollen, oder durch Dreschflegel, welche entweder gleich den Stempeln gehoben oder durch eine Welle gedreht werden. Die Garben bleiben entweder auf ihrer Stelle liegen, oder werden durch Menschen untergelegt, oder die Dreschtenne bewegt sich zugleich mit der arbeitenden Maschine und treibt die Garben unter die Dreschflegel, Stampfen oder Schlägel und wieder hervor. Man nennt sie, wegen der Ähnlichkeit ihrer Bewegung, auch Dreschmühlen. Seit dem 17. Jahrh. hat man sie immer mehr vervollkommnet, und in der neuesten Landwirthschaft gibt es dafür vielerlei Vorrichtungen.

Dresden, Residenz des Königs von Sachsen, liegt (51° 3' 22" N. B., 31° 23' 52" D. L. von Ferro, oder 45° 35' 5" in Zeit östlich von Paris, und 1' 25" in Zeit östl. von Berlin) im meißnischen Kreise, an der Elbe, welche das eigentliche Dresden und Neustadt von einander theilt. D. hatte Ende 1827 mit allen Vorstädten 57,367 Einw. ohne Militair. Es besteht aus der Residenz oder dem eigentlichen D., aus der Neustadt (seit 1732 so genannt und seit August II. schön angebaut, sonst Altdresden), und aus der Friedrichsstadt (ehemals Dstra, seit 1670 angelegt). Vielleicht gibt es keine Residenzstadt von gleicher Größe, in welcher so viel Bildung mit so vieler Sittenreinheit gepaart wäre: ein Umstand, der wol hauptsächlich in dem mindern Reichthum des sächsischen Adels, aber gewiß zum Theil auch in den trefflichen persönlichen Eigenschaften und der langjährigen Regierung des vorigen Königs begründet sein mag. Sehenswürdig sind: die 552 Fuß lange, steinerne Elbbrücke von 16 Bogen, mit erhöhten Fußwegen von Plattsteinen, steinernen Rundbänken und eisernem Geländer; die 1736 in Neustadt aufgerichtete metallene und vergoldete Statue Augusts II. zu Pferde; die katholische Hofkirche, mit einer Orgel von Silbermann und mehren Gemälden, u. a. am hohen Altare die Himmelfahrt Christi von Mengs; die Frauenkirche, deren Bau bis zur Laterne auf der Kuppel, von Georg Bähr 1726 fg. ausgeführt, 300,000 Thlr. gekostet; die berühmte Gemäldegalerie (s. Dresden's Kunstsammlungen); das grüne Gewölbe, in welchem der in s. Art einzige, gelbe Brillantring, der grüne Diamant, der weiße Diamant u. a. merkwürdig sind; die königl. Bibliothek, die Ebert in s. Geschichte und Beschreibung derselben (Leipz. 1822) schildert, und das Antikencabinet, beide nebst der Porzellansammlung mit Böttcher's ersten Versuchen im japanischen Palaste; die Galerie der Mengs'schen Abgüsse (nach den Antiken); das Naturalien cabinet; die Kunst- und Rüstkammer; endlich der große Garten (seit 1814 schöner hergestellt und durch die vom Herrn von Carlowitz angelegte pomologische Pflanzschule bereichert); der Brühl'sche Wallgarten mit einer kleinen Gemäldesammlung und einem vom Fürsten Nepnin gebauten Freisitz für den Lustwandler einer der schönsten Augen-

punkte; der Palaisgarten in Neustadt, der Garten des Prinzen Anton und der des Prinzen Maximilian in Friedrichsstadt. Um D. sind der plauensche Grund und das seifersdorfer Thal, welche Becker beschrieben hat, dem Naturfreunde bekannt, sowie in der Nachbarschaft das königl. Lustschloß Pillnitz (s. d.), die Festung Königstein, der zu einer Irrenheilanstalt eingerichtete Sonnenstein, die Sächsisch-Schweiz (s. d.) und die durch die Kesselsdorfer Schlacht berühmten Höhen bei Kesselsdorf. Einen Wegweiser in einem Umkreise von 10 Meilen um D. enthält der 2. Theil von Hasse's „Beschreibung Dresdens und der umliegenden Gegend“ (2. Aufl. mit 1 Charta) und Lindau's „Kunstmalerie der Gegend um Dresden“, mit Lehmann's erweiterter Reisecharte. Der siebenjährige Krieg brachte den Flor der Stadt sehr herunter; durch das Stägige Bombardement im Juli 1760, als Friedrich der Große die Stadt belagerte, wurde die Kreuzkirche nebst 460 Häusern in den Grund geschossen. Überhaupt ist D. den Zerstörungen des Kriegs oft ausgesetzt gewesen, und die Wichtigkeit dieses Elbpasses hat zur Anlegung eines festen Platzes wahrscheinlich schon im 9. Jahrh. Gelegenheit gegeben. S. über die frühere Geschichte Beck's „Beschreibung von Dresden“ und Hasse's „Diplomatische Geschichte von Dresden“ (1816). Die Hfireicher besetzten die Stadt 1809, ohne ihr zu schaden. In den folgenden Jahren fing man an, die Festungswerke abzutragen, womit man jedoch beim Ausbruche des russischen Kriegs inne hielt. Marschall Davoust ließ, ohne Noth, d. 19. März 1813 einen Pfeiler und zwei Bogen der Brücke sprengen, die das russische Gouvernement 1814 wieder aufbaute. Am verderblichsten wurde für Stadt und Gegend der Feldzug 1813. (S. d. folg. U.) Nach 9jährigem Kriegs- und andern Drangsalen (von 1806 — 15) zogen endlich, zugleich mit dem von seinen Sachsen ersehnten Könige Friedrich August, den 7. Juni 1815, die Künste des Friedens und Fleißes in das von Herder als das deutsche Florenz gepriesene Dresden wieder ein. Seitdem sind an die Stelle der ehemaligen Festungswerke neue Wohngebäude, Gärten und Baumplantagen getreten. D. besitzt gute Unterrichtsanstalten, u. a. die 1816 neu eingerichtete chirurgisch-medicinische Akademie und die damit verbundene Thierarzneischule, die seit dem Frieden neu gegründete Militärschule, die 1725 angelegte Ritterakademie oder Erziehungsanstalt für Cadetten, das technische Institut, das Wigthum'sche Geschlechts-Gymnasium (seit 1828), die Akademie der bildenden Künste und die damit verbundene Bauerschule. Die letzte, 1763 erweiterte Akademie, von welcher sich ein Zweig in Leipzig befindet, veranstaltet jährl. am 3. Aug. eine Ausstellung von Kunstwerken. Auch blüht hier die Fabrik von Stroharbeiten; weit verbreitet sind die Drechslerwaaren u. a. m. Die Anstalt des D. Struwe, in welcher Mineralbrunnenwasser nachgebildet und sowohl von Curgästen getrunken als auch versandt werden, besteht seit 1820. 1829 wurde eine Stadtpost und ein Correctionshaus für verwahrloste Knaben errichtet. Über den kirchl. Zustand s. die „Denkwürdigkeiten der Reformationsgeschichte der Stadt Dresden bis auf die neueste Zeit“ (2. Aufl. Dresd. 1827). Die bei Rittner erschienenen Kunstblätter (Ansichten von Dresden und dessen Umgebungen), sowie die vom Prof. Richter und dessen Sohn gez. u. radirten Ansichten von Dresden und dessen Umgegend, in 2 Samml. von 100 Bl., sind zu empfehlen.

Dresden im J. 1813. Der Wendepunkt des Kampfes um die Herrschaft von Deutschland und Europa, den Napoleon 1813 ausfocht, war Dresden. Eine Residenz bietet allemal viele Streitmittel dar, sei es auch nur, um die politischen Kräfte eines Staats fester zusammenzuhalten. Hier ward der durch die Festungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg von Napoleon schon behauptete Elbstrom ein Grund mehr, um sich mit seinem ganzen Heere (à cheval, d. h. an beiden Ufern des Flusses) bei Dresden aufzustellen. Er hatte meisterhaft in seine Berechnungen Pirna, den Lilienstein, den Königstein und Stolpen gezogen, so daß die Gegend einem großen verschanzten Heerlager gleich, aus dessen Schoße Schlacht-

säulen gegen Prag, Berlin und Breslau sich hinwälzen konnten. Wir beschränken uns auf die wichtigsten Ereignisse. Der König von Sachsen hatte seine Residenz den 25. Febr. 1813 verlassen. Den 7. März zog eine aus Franzosen und Sachsen bestehende, höchstens 3500 M. starke Heeresabtheilung, auf dem Rückmarsche aus Polen, von leichten Truppen der Russen gedrängt, in D. ein. Bald darauf, den 12., rückte der Marschall Davoust mit 12,000 M. und 20 Kanonen von Meissen, wo er die Brücke hatte abbrennen lassen, nach D. vor, wo er den Oberbefehl übernahm. Vor der Neustadt hatten bereits kleine Scharmügel mit Kosacken stattgefunden. Der Marschall ließ daher am 19. März einen Pfeiler und zwei Bogen der Elbbrücke sprengen, eine, wie selbst Franzosen gestanden, ganz unnöthige Zerstörung; zog hierauf mit seinen Truppen ab und ließ den General Durutte mit 3000 Franzosen zurück. Die Neustadt ward gesperrt, aber schon den 22. einer Kosackenabtheilung übergeben. Vier Tage darauf setzten einige hundert Kosacken über die Elbe. Durutte verließ sogleich D., und denselben Abend rückte ein kleiner Haufe Fußvolk von der Heeresabtheilung unter Winzingerode in die Altstadt ein. Die Russen schlugen Brücken unter- und oberhalb der Stadt. Auf Winzingerode folgte Blücher, dessen Heer bis zum 16. April bei D. über die Elbe ging. An die Preußen schloß sich das zweite russische Heer unter Miloradowitsch, und am 24. hielten der Kaiser Alexander und der König von Preußen ihren Einzug. Ihnen folgten noch 16,000 M. Die Monarchen begaben sich hierauf am 30. zu dem Heere, welches der andringenden Macht unter Napoleon (2. Mai) bei Lützen (s. d.) eine blutige Schlacht lieferte. Sie kehrten den 3. Abends nach D. zurück, und ununterbrochen zogen jetzt ihre Scharen über Dresden und Meissen auf das rechte Elbufer. Am 8. Mai hielten die Russen nur noch die Neustadt besetzt, während das franz. Heer unter Napoleon in D. einrückte. Auf beiden Ufern ward an diesem und am folgenden Tage heftig von den Wällen und aus den Häusern gefeuert. Der hartnäckigste Kampf war am untern Elbufer, wo die Franzosen eine Brücke schlagen wollten. Am 10. früh zogen sich die Verbündeten nach Bautzen zurück, und die Franzosen rückten ihnen auf dem Fuße nach. Diese Marsche waren dem Lande äußerst verderblich. Die Russen nahmen alle Lebensmittel mit sich fort, und die Franzosen plünderten. Mehre ausgeplünderte Dörfer und die Stadt Bischoffswerda brannten ab. Seitdem lastete die Verpflegung der großen franz. Armee auf der Stadt und der erschöpften Gegend. D. war der Hauptplatz für die großen Feldspitäler, und für die unter dem Generalintendanten Mathieu Dumas stehende Heeresverpflegung und Verwaltung. Vier Tage nach dem Einrücken der Franzosen, den 12. Mai, erfolgte die Rückkehr des Königs von Sachsen. Nach dem Plane des Generals Rogniat befestigten jetzt die Franzosen die Neustadt mit ebenso viel Kunst als Thätigkeit. In D. blieb, nachdem der Kaiser den 18. Mai auf der Straße nach Bautzen abgereist war, der Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen in Sachsen, der Divisionsgeneral Durosnel. Der Preis der Lebensmittel stieg schon damals, bei dem ungeheuern Bedarfe täglich höher. Nach den Schlachten bei Bautzen (Wurschen und Hochkirch, 19., 20 und 21. Mai) mußten in D. über 20,000 Verwundete mit allem Nöthigen versorgt werden. Die leicht Verwundeten und viele Kranke wurden den Bürgern in die Häuser gelegt, sobaß die ganze Stadt den traurigen Anblick eines großen Krankenhauses darbot. Die Spitalgräuel selbst, welche das Maß menschlichen Elends über alle Begriffe steigerten, haben die „Deutschen Blätter“ von 1814 erzählt. Die Noth stieg noch höher während des 10wöchentl. Waffenstillstandes. Die kostbare Verpflegung der kais. Garden und des großen Hauptquartiers, indem stets gegen 30,000 M. in der Stadt lagen, zerrüttete das Vermögen der meisten Hausbesitzer, obgleich der Glanz des kais. Heerlagers, wohin auch ein Theil der franz. Wädhne verlegt war, viel Schimmer über das Ganze verbreitete, und der Zufluß von Men-

schen viel Geld in Umlauf brachte. Raftlos wurde an der Befestigung Dresdens und an dem verschanzten Lager am Fuße des Liliensteins gearbeitet. Hier konnten 60,000 M. sich aufstellen. Zwei Brücken setzten das Lager mit der Feste Königstein in Verbindung. Eine für Geschütz fahrbare Straße wurde durch die Gebirge des Amtes Hohenstein gebahnt, um die Verbindung mit dem gegen Schlessien vorrückenden Heere über Stolpen herzustellen. Die Werke am rechten Stromufer um die Neustadt, unter welchen die Kaiserschanze mit einem bombensfesten Blockhause vor dem schwarzen Thore (die den 27. Juni 1814 in die Luft flog) das stärkste und kunstreichste war, deckten die berliner, warschauer und bauzner Straßen. Auch um die Vorstädte der Altstadt wurde eine ausgedehnte Verschanzungslinie gezogen, und zahlreiche Truppen lagerten im Bereich der Werke auf beiden Ufern. Metternich und Bubna kamen um diese Zeit aus dem Feldlager Alexanders nach Dresden; aber die Friedensunterhandlungen zerschlugen sich, und den 17. Aug. brach der vielfach bereitete Krieg aufs Neue los. D. war der Mittelpunkt der Bewegungen des franz. Heers. Napoleon war schon am 15. Aug. über Bautzen nach Schlessien gegangen, und Vandamme, der mit 40,000 M. von der untern Elbe heraufgekommen war, zog vom 17. bis 19. auf das rechte Elbufer, wo er sich nebst Poniatowski gegen die böhmische Grenze auf Rumburg und Gabel wandte. Allein unerwartet drang das große Heer der Verbündeten, unter dem Fürsten von Schwarzenberg, in 4 Abtheil. aus den böhmischen Gebirgspässen auf dem linken Elbufer vor. Die Russen unter Wittgenstein warfen den Marschall St.-Cyr, welcher mit 20,000 M. jene Pässe bewachte, aus den festen Stellungen bei Gießhübel und Pirna. Er verlegte deshalb den 22. August sein Hauptquartier von Pirna nach Dresden. Nun drang die Hauptmacht der Verbündeten auf die große Verbindungsstraße der Franzosen in Sachsen vor, und man beschloß, da Blücher den Kaiser Napoleon an der schlessischen Grenze beschäftigte, D. wegzunehmen, als den Schlüssel der franz. Stellung in Sachsen. Die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist rückten auf der pirnaischen Straße bis vor D.; die Östreicher aber in dem längsten Bogen auf der Straße von Kommtau. Eilboten riefen Napoleon nach D. zurück. Den 24. Aug. traf bereits der König von Neapel ein. Den 25. umzingelten die Verbündeten die Stadt bis an die Weisericz, und den 26. früh wurden die Franzosen von den Preußen aus dem großen Garten geworfen. Aber erst an diesem Tage war das verbündete Heer ganz vor D. vereinigt und, mit Inbegriff der als Rückhalt bei Tharant aufgestellten Abtheilung unter Klénau, gegen 120,000 M. stark. Diese Stellung war vortheilhaft. Kaiser Alexander hatte sein Hauptquartier in Röthenitz, der König von Preußen in Lockwitz. Das Feuern begann den 26. mit Tagesanbruch; ein rascher Sturmangriff hätte wahrscheinlich entschieden; aber der linke Flügel, welcher die fast gar nicht vertheidigte Friedrichsstadt einschließen sollte, war noch nicht weit genug vorgerückt, um hier anzugreifen. Dieser nothwendige Verzug rettete die Stadt. Unterdessen war Napoleon mit dem Kerne seines Heeres den 23. Aug. in Eilmärschen vom Bober über Görlitz nach D. aufgebrochen. Den 26. halb 10 Uhr Vormittags zog er mit einem Theile seiner Garden in die Stadt, nachdem er schon in Stolpen den Schlachtplan entworfen, Vandamme gegen Pirna hin entsandt, und das Schlachtfeld von den Höhen der bauzner Straße übersehen hatte. Jetzt wälzte sich von Mittag bis Abends eine Masse von mehr als 60,000 M. von der bauzner Straße in die Stadt, um sogleich im Sturmschritt auf das Schlachtfeld zu eilen. Denn gegen 4 Uhr des Nachmittags, als schon sämtliche Garden und die Reiterei unter Latour-Maubourg über die Elbe gegangen waren, rückten die Verbündeten in 6 Heerhaufen unter einem Geschützdonner vor die Stadt. Fünf starke sich gegenseitig vertheidigende Schanzen deckten die feste Linie, welche D. vom Ziegelschlage östlich an der Elbe bis vor dem freiberger Schlage an der freiberger Heerstraße und dem Weisericz-

flusse umgab. Die heftigsten Angriffe hatten vor dem Ziegelschlage bei Blaserwitz und bei den Schanzen an den Straßen nach Räcknitz und Plauen statt. Die Preußen fochten mit großem Muthe im großen Garten und drängten die sogenannte junge Garde bis an die Mauern des Anton'schen Gartens; allein von den Kugeln ihrer Waffenbrüder begrüßt, mußte diese wieder in den Kampf sich stürzen. Zugleich ward die Stadt mit Haubitzengranaten beschossen, von welchen manche in den Vorstädten zündeten, und einige bis auf den Brühl'schen Gartenwall flogen, sodaß mehre Einwohner verwundet oder getödtet wurden. Nach 6 Uhr waren die Preußen wirklich in die Pirnaische Vorstadt eingedrungen, die Schanze vor dem Freiberg'schen Schlage war von den Östreichern genommen, und das noch weit stärkere Werk vor dem Mocjinski'schen Garten von einem ungarischen Regimente erstürmt worden. Da unternahmen die Franzosen einen allgemeinen Angriff. Aus dem Rückhalte stürmten die Garben mit 16 Kanonen hervor und trieben die Preußen aus der Vorstadt zurück; auch das Werk vor Mocjinski's Garten ward gegen 7 Uhr wieder genommen. Jetzt erkannten die Verbündeten die Unmöglichkeit, eine von 100,000 M. vertheidigte und so klug befestigte Stadt zu erobern; sie zogen sich daher bei Einbruch der Nacht in ihre vorige Stellung auf die Anhöhen zurück. Die Franzosen aber lagerten sich vor den Schlägen und in den Vorstädten. Unterdessen zogen unaufhörlich Kriegsvölker und Geschütz über die Brücke, und am Morgen des 27. Aug. rückten die Heermassen unter Marmont und Victor in die Schlachtlinie. Um 6 Uhr begann die Schlacht aufs Neue. Vergebens griff Napoleon wiederholt das Mitteltreffen der Verbündeten auf den Höhen von Schemnitz und Räcknitz an; gegen 10 Uhr wandten sich die Anstrengungen der Franzosen gegen den rechten Flügel, welcher aus Russen und Preußen bestand; doch ward fortwährend, obwohl schwach, das Mitteltreffen beschossen; und hier war es, wo eine Stückkugel aus einer franz. Feldbatterie gegen Mittag Moreau (f. d.) in der Nähe Alexanders tödtlich verwundete. Die entscheidende Unternehmung ward gegen den linken Flügel gerichtet, welcher sich von Töltschen an der westlichen Thalwand des plauenschen Grundes bis gegen Sorbitz, an der Heerstraße nach Freiberg, ausbreitete. Die hier aufgestellten Truppen waren zum Theil neu erworben und schlecht gerüstet, dabei durch die härtesten Entbehrungen in dem ausgeplünderten Lande entmuthigt. Da sie nun durch das tiefe Weißeritzthal von dem Mitteltreffen gänzlich abgeschnitten und nicht stark genug waren, um mehre wichtige Punkte, wo von der Freiberg'schen Heerstraße Schluchten nach der Elbe abfallen, gehörig zu beobachten, so gelang es dem König von Neapel, mit der Heermasse unter Victor und der französisch-sächsischen Reiterei unter Latour-Maubourg, diesen Flügel völlig zu umgehen, indem er gegen Mittag aus dem Engpasse von Cotta und dem Schönengrunde bei Pennerich hervorbrach. Nach tapferer Gegenwehr auf den Höhen am Rande des Weißeritzthales, wo aber der Regen das Kleingewehrfeuer unmöglich machte, wurden die Östreicher von der feindlichen Reiterei überwältigt und von ihrer Rückzugsstraße weggedrängt. Da sie nun den richtigen Weg in den plauenschen Grund hinab, um auf der entgegengesetzten Seite die Höhe wiederzugewinnen, verfehlten, so wurde der größte Theil, über 10,000 M., nebst dem General Mesko, gefangen. Unterdessen hatte bereits der Heerführer der Verbündeten, auf die Nachricht, daß Vandamme, der am 25. bei Königstein über die Elbe gegangen war, gegen Pirna vordringe und die Verbindung mit Böhmen bedrohe, den Rückzug beschloffen. Dieser erfolgte in der Nacht. Der König von Neapel rückte ihnen nur bis Marienberg nach. So endigte der zu spät unternommene und zu wenig vorher berechnete Angriff auf Dresden. Die Verbündeten hatten an Todten, Verwundeten und Gefangenen 30,000 M. verloren. Die Gefangenen, über 13,000 M., meistens Östreicher, die man in die protestantischen Kirchen eingesperrt hatte, wurden von den Bewohnern der Stadt so gut als möglich gepflegt; doch kamen mehre vor Er-

schöpfung um. Die Zahl der verwundeten Franzosen belief sich an diesen beiden blutigen Tagen auf mehr als 10,000 M. Die Zahl ihrer Todten war beträchtlich, läßt sich aber nicht genau angeben. Es befanden sich jetzt 24 Spitäler in der Stadt. Napoleons Glückstern ging unter seit dem 27. Aug. Die Boten von Dubinot's Niederlage bei Großbeeren (s. d.), von Macdonald's Niederlage an der K a t b a c h (s. d.) und von Vandamme's Niederlage bei K u l m (s. d.) zerstörten den stolzen Entwurf, in Breslau, Berlin und Prag seine Triumphe zu feiern. Von nun begannen die Hin- und Herzüge der franz. Kriegsmacht, die immer schwerer auf Dresden, ihren Stützpunkt, drückten und die Umgegend gänzlich verheerten. Die Franzosen legten 3 neue Schanzen vor der Altstadt an; auch sollte Meissen ein neues Außenwerk von Dresden bilden, und das franz. Heer schien in diesem verschanzten Lager den andringenden Streitkräften der Verbündeten hinter mächtigen Bollwerken zu trotzen. Unterdessen rückte das Heer der Verbündeten aus Böhmen aufs Neue vor, und russ. und preuß. Scharen streiften auf den lausitzer Straßen bis in die Nähe von Dresden und Großenhain. Napoleon trieb jene zwar zurück; allein Ney's Niederlage bei D e n n e w i z (s. d.) am 6. Sept. und Blücher's Vordringen am 10. gegen Herrnhut nöthigten den franz. Kaiser, von der böhmischen Grenze nach Dresden zurückzugehen und auf das rechte Elbufer sich zu wenden. Diese Heerzüge machten das Land zur Wüste. Von den zu 50—100 Mann in kleinen Hütten zusammengedrängten Franzosen wurden selbst die Gräber aufgewühlt, die Leichen geplündert und die Särge zu Wackfeuern verbraucht. Mit dem Mangel nahm die Zuchtlosigkeit immer mehr überhand. Am 14. brach Napoleon wieder gegen die böhmische Grenze auf und drang am 15. bis Kulm vor; allein seine Gardes wurden bei Mollendorf am 16. von Colloredo mit Verlust zurückgeworfen, und er kehrte den 21. nach Dresden zurück. Jetzt ließ er, gegen seine frühere Zusage, den Sonnenstein befestigen, und die Irren in der daselbst befindlichen Heilanstalt wurden schonungslos fortgejagt. Die Streicher besetzten dagegen den 17. Freiberg; Streifscharen von dem Heere des Kronprinzen v. Schweden drangen bis nach Leipzig vor, und Blücher vereinigte sich mit Bubna. Napoleon drängte zwar die Preußen nach Bautzen zurück, war aber schon den 24. wieder in Dresden. Er ließ jetzt das rechte Elbufer gänzlich räumen und zog seine Truppen auf das linke. In Dresden lagen am 27. über 30,000 M. Den 28. und 29. griffen die Verbündeten den Brückenkopf bei Meissen an, doch ohne Erfolg. Nun zogen Napoleons Scharen über Freiberg gegen Chemnitz und über Nossen gegen Leipzig, wohin auch die verbündeten Heere ihre Richtung nahmen. Endlich entschied Blücher's unerwarteter Übergang (3. Oct.) bei Wartenburg über die Elbe Napoleons Abzug aus Dresden. Er verließ diese Stadt den 7. Oct. früh. Der König von Sachsen folgte. (S. Leipziger Schlacht.) In und um Dresden blieb eine Heeresmacht von etwa 30,000 M. zurück unter St.-Cyr und dem Grafen von der Lobau. Die Franzosen mußten an demselben Tage Pirna verlassen, wo sie nur noch den Sonnenstein besetzt hielten. Dem Königstein bewilligten die Verbündeten die Neutralität. Hierauf erstürmte Bubna am 8. den Brückenkopf bei Pirna, und die Verbündeten griffen einen Theil der in 8 großen Schanzen bestehenden Außenwerke der Neustadt von der baukner Straße her an. Zugleich näherten sich die Russen, 16,000 M. stark, unter Tolstoi, Iwanoff und Markoff bis zum 12. Oct. Dresden, damit sich hinter ihnen Benningfen's Heer unbemerkt über Nossen nach Leipzig zöge. St.-Cyr griff hierauf am 17. den General Tolstoi auf den Höhen von Räckniz und Ischerniz an. In Gefahr, umgangen zu werden, zogen sich die Russen mit einem Verluste von 6 Feldstücken und einigen 100 Mann an Gefangenen auf Dohna zurück; aber schon am 20. drängten sie den Marschall wieder nach Dresden hin, das nunmehr an beiden Ufern eingeschlossen war, da die östr. Generale v. Chasteler mit 10,000 M. und Klenau von Leipzig her zu Tol-

stol gestoßen waren, auch der russ. Oberst Busmann Meissen am 23. besetzt hatte, während der Fürst v. Wied-Runkel auf der großenhayner Straße gegen die Neustadt vorrückte. In der Stadt, der schon längst alle Zufuhr abgeschnitten war, riß jetzt der Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen, besonders an Salz, Brot, Fleisch und Holz, Gemüse und Arzneien, immer drückender ein. Der am 28. Oct. an alle Bewohner erlassene Befehl, sich auf 2 Monate mit Lebensmitteln zu versehen, war daher unausführbar. Gleichwol setzte St.-Cyr Alles zur hartnäckigsten Wehr gegen die Belagerer in Stand, welche Wurfgeschüs von Theresienstadt herkommen ließen. Die Straßen in den Vorstädten wurden durch Berhacke, Pfahlwerk und Quermälle befestigt, und eine Menge Wohnungen in Blockhäuser verwandelt. Die meisten Gebäude und Anlagen rings um die Stadt, unter andern die königl. Spiegelschleifmühle mit trefflichem Maschinenwerke, wurden niedergerissen oder verbrannt. Vom 4. Nov. an war die Besatzung durchaus auf ihre Verschanzungen beschränkt. Jetzt wollte St.-Cyr sich auf dem rechten Elbufer nach Torgau den Weg bahnen. Er foderte daher von den Einwohnern einen Theil der von ihnen aufgezeichneten Lebensmittel, damit das Heer Mundvorrath hätte. Hierauf zogen den 6. unter Lobau 10,000 M. Fußvolk und 1000 M. Reiterei, nebst 200 Wagen mit franz. Eigenthum, aus der Neustadt auf die Straße nach Großenhayn; allein sie wurden auf der Fläche der Drachenberge bei Reichenberg von dem Fürsten v. Wied-Runkel zurückgeschlagen und rückten Abends in die Stadt wieder ein. Graf Dumas ließ nun die noch vorhandenen Getreide- und Mehlvorräthe aus den Stadtmühlen und den öffentlichen Anstalten wegnehmen; aber die Mühlen standen still, und viele Brunnen versiegten, weil das Wasser abgeschnitten war. Mit dem Hunger zugleich wüthete das Nervenfieber unter den Soldaten und Einwohnern. Aus den Krankenhäusern wurden täglich über 200 Tote getragen, und in der Stadt starben wöchentlich 2 — 300 M. Endlich durfte die Stadt Abgeordnete in das östr. Lager schicken, welche die Capitulation einleiteten, die St.-Cyr den 11. mit Klenau zu Herzogswalde abschloß, und nach welcher die Besatzung vom 12. bis 16. Nov. frei abzog, aber die Waffen strecken mußte, zusammen 1759 Officiere und 27,714 Gemeine. Über 6000 Kranke blieben in den Spitälern zurück. Der Gesammtwerth der eroberten Kriegsbedürfnisse wurde auf 5 Mill. Thaler geschätzt. Die Capitulation ward aber von dem Oberbefehlshaber, Fürsten v. Schwarzenberg, nicht genehmigt, und die Besatzung wurde kriegsgefangen. Vom 17. Nov. an führte der russ. General Sourieff den Oberbefehl in der Stadt. Dresden erhielt eine starke russ. Besatzung und wurde der Sitz der russ. Landesverwaltung unter dem Fürsten Repnin. Über die Geschichte dieser 8monatlichen Leiden s. man die „Darstellung der Ereignisse in Dresden i. J. 1813“ von W. A. Lindau (Dresd. 1816), und „Napoleons Feldzug in Sachsen“, von D. v. Odeleben.

Dresdens Kunstsammlungen. Das deutsche Florenz, Dresden im reizenden Elbthal, hatte in den kunstliebenden Augusten einen Cosmus und Lorenzo, und Herder's Wunsch:

„Blühe, deutsches Florenz, mit deinen Schätzen der Kunstwelt;
„Stille gesichert sei Dresden-Olympia uns!“

wurde selbst in den neuern harten Kriegstürmen erhört. Dresdens Kunstschätze blieben unangetastet in Zeiten, wo kein Eigenthum mehr heilig schien. Nirgends könnten sie aber auch passender bewahrt werden als in diesem glücklichen Mittelpunkt zwischen Süd- und Norddeutschland. 1) Die Gemäldegalerie. Schon Herz. Georg, der Gönner und Freund Luc. Kranach's, des Urtvaters sächsischer Kunst, sammelte Gemälde. Moritz, der erste Kurfürst albert. Linie, stellte diese Sammlung in der Kunstkammer auf. Georg I. und II. ließen durch den Hofmaler Kilian Fabricius thätig sammeln. Unter August II., König von Polen, wurde die Samml. ansehnlich

vermehrt und kam aus dem ehemaligen Riesenaal in das zweite Stockwerk des Schlosses; ihre herrlichsten Schätze aber verdankt sie August III., der die Gemäldesammlung von Modena für 1,200,000 Thlr. erwarb und in Italien u. a. Ländern classische Meisterwerke kaufte; besonders dadurch, daß er für 17,000 Duk. eins der vorzüglichsten Werke Rafael's, s. Himmelekönigin (Madonna di S. Sisto), kaufte. Das obere Stockwerk des Stallgebäudes wurde zu einer würdigen Aufstellung der Gemälde 1747 eingerichtet. An Werken der ital. Schulen ist diese Galerie eine der reichsten. Das Ganze besteht aus 3 Abtheilungen: die äußere Galerie, die innere Galerie und das Pastellcabinet. Die äußere enthält (seit 1816, wo viele kleine Gemälde niederländ. Meister dazu kamen, die seit dem Tode Augusts III., dessen Zimmer sie schmückten, eingepackt geblieben waren) 1011 Gemälde niederländ. und holländ., deutsch, franz. und einiger ital. Meister. Damals wurden auch alle Abtheilungen an den Galeriewänden und Fensterpfeilern bezeichnet, und es erschien ein Sach- und Ortsverzeichnis der Gemälde (das neueste vom Prof. Matthäi). Unter den niederländ. Werken finden wir über 30 Gemälde von Rubens, worunter die Löwenjagd, Neptun, den stürmenden Winden gebietend (Quos ego!), das Bild seiner beiden Söhne, Proserpina's Raub, Clelia, aus dem Etruskerlager fliehend, Meleager und Atalanta, der heil. Hieronymus, die Satyriskenfamilie, der Liebesgarten, die vorzüglichsten sind. Von van Dyk sind 18 Gemälde hier, worunter man die Bildnisse König Karls I. von England und dessen Gemahlin Henriette, sowie seine 3 Kinder, den 151 J. alten Thomas Parker, den büßenden Hieronymus und die Danae bemerkt. Unter vielen Gemälden Rembrandt's zeichnen sich das Bildniß seiner Tochter, das seiner Mutter, das Fest des Ahasverus, und sein Bild von sich und seiner Frau aus. Von dessen Schüler Ferdinand Bol sind die Ruhe auf der Flucht nach Agypten und David mit dem Uriasbrief vorzüglich. Treffliche Gemälde von Adrian von Stabe sind z. B. das eigne Bild des Künstlers vor der Staffelei, eine holländische Bauernschenke ic. Von Gerard Dow bewundert man besonders den betenden Einsiedler und 2 Bildnisse von ihm selbst, einmal zeichnend und einmal die Violine spielend. Von Franz Mieris ist der Kesselflicker und sein eignes Bildniß, sowie von Kaspar Netscher die Darstellung der Frau v. Montespan und mehrer Frauen in Puzzimmern, von der fleißigsten Ausführung. Von David Teniers sprechen mehre große Gemälde durch die Wahrheit im Ausbruck sehr an. Von Philipp Wouvermann sind sehr viele herrliche kleine Gemälde hier, worunter man das Feldlager, den Pferdemarkt und mehre Reitergefechte bewundert. Eine ganze Reihe der schönsten Werke des Adrian van der Werf sind hier, darunter: die Verstoßung der Hagar, das Urtheil des Paris, seine eigne Familiengruppe und eine Verkündigung. Viele Bilder von Terburg, van der Helst, Poelemburg, Albert von Everdingen, van der Neer, Paul Potter, Nicolaus Berghem, van der Goyen, Andreas Both, Franz Snyders, de Heem, Eckhout, Huysum, Denner, Seybolds, Wynands ic. sind wahre Zierden der Galerie; doch ganz vorzüglich sind die Landschaften von Ruysdael: seine Jagd, sein Kirchhof, sein Kloster, sein Wasserfall, sein Bergschloß und seine Waldgegenden; einige schöne Stücke von Hondelcoeter, z. B. Federvieh vor einem Raubvogel erschreckend ic., sind nicht zu übersehen, so wenig als die Architekturgemälde von Neefs und Steenwvck. An Werken der altdeutschen Schule ist die Sammlung nicht besonders reich, doch eins ist hier, welches die Perle der vollständigsten Sammlung dieser Art sein würde, nämlich das Muttergottesbild von Holbein, vor der die Familie des Bürgermeisters Meyer aus Basel knieend und betend dargestellt ist; außerdem mehre vorzügliche Bilder von Albrecht Dürer, nämlich die Kreuztragung, die sterbende Maria, der betende Greis ic. Auch von Johann van Eyk und Lucas von Leyden findet man hier Werke. Von den Werken der französischen Schule sind zu erwähnen: 2 vortreffliche große Landschaften von Claude Lorrain;

mehre schöne Gemälde von Nicolaus Poussin, z. B. Noah's Opfer, die Anbetung der Weisen, die Aussetzung des Moses in den Nil, das Reich der Flora; von Le Brun: eine heilige Familie, le Silence; und von Moucheron mehre gute Arbeiten. Von neuern deutschen Meistern bemerken wir viele köstliche Arbeiten von Dieterich, einige von Mengs, ein treffliches eignes Bildniß von Graff, eine Kindergruppe von Vogel, und Gerhards v. Kugelgen letztes Gemälde: der verlorene Sohn. Unter den Gemälden der italienischen Schule in der äußern Galerie sind besonders merkwürdig: Johannes der Täufer, von Battoni; eine treffl. Nachbildung von Rafael's heil. Cäcilia, von Giulio Romano; und die heilige Nacht von Rotari. — Die innere Galerie enthält 348 Gemälde. Das erste darunter ist: Rafael's Madonna, mit dem h. Sirtus und der h. Barbara, aus des Künstlers schönster Zeit, 3 — 4 Jahre vor seinem Tode gemalt und ursprünglich für das Kloster der Benedictinermönche vom h. Sirtus zu Vizenza bestimmt; das Ideal aller Madonnen. Höchst anziehend ist es, hier die herrlichsten Werke Correggio's aus seinen 3 verschiedenen Manieren studiren zu können. Nirgends kann man diesen Künstler besser kennen lernen als hier. Die großen Werke seiner ersten Manier sind überaus selten; die Madonna des h. Franciscus ist ein Gemälde aus dieser Zeit, welches an Reinheit des Styls und tiefem Gefühl mit Rafael's Werken wetteifert; aus seiner zweiten Periode ist die heilige Nacht, dies wundervoll schöne Weihnachtbild, dessen Hauptgedanke gewiß das Höchste ist, was neuere christliche Kunst hervorbrachte, und dessen Ausführung an Vollenbung und Zauber Alles übertrifft, was irgend ein Künstler jemals leistete; außerdem ist noch die Madonna des h. Georg, aus der zweiten Periode, ein Bild von Farbenpracht und Lichtklarheit. Aus der dritten, vollendetsten Periode Correggio's: seine Madonna des h. Sebastian, seine kleine Magdalena, diese echte Perle im Gebiete der Kunst, und das Bildniß seines Arztes. Rafael's geliebter Schüler, Giulio Romano, eifert in seiner heiligen Familie, Maria mit dem Wasserbecken, dem großen Meister glücklich nach. Von Andrea del Sarto sind mehre herrliche Werke da, besonders Abraham's Opfer und die Verlobung der h. Katharina mit dem Jesuskinde. Von Leonardo da Vinci: das wunderbar ausgeführte Bildniß des Herzogs Sforza von Mailand. Von Bartolomeo Bagnacavallo: ein Altarblatt im grandiosen Style, die auf Wolken thronende Maria mit dem Jesuskinde, zu deren Füßen 4 Heilige gleich Stützen der Kirche stehen. Die 4 Kirchenväter von Dosso Dossi, und seine allegorische Gestalt der Gerechtigkeit; der große Bacchuszug, von Benvenuto Garofalo, und seine das göttliche Kind anbetende Jungfrau Maria, und der lehrende Christus von Giovanni Bellino, gehören zu den herrlichsten Werken des ernsten, ältern Styls; aus noch älterer Zeit leuchten in kindlicher Klarheit und Innigkeit Francisco Francia's allegorisches Gemälde, die Religion vorstellend, und Pietro Perugino's Anbetung der Weisen, zu uns herüber. Die venetianische Schule kann man hier kennen lernen durch viele treffliche Werke Titian's, besonders seine lebensathmende Venus, seinen Christus mit dem Zinsgrotschen, seine heilige Familie, vom Herzog Alfons von Ferrara verehrt, und mehre Bildnisse; durch Palma Vecchio's Madonna mit dem überaus lieblichen Jesuskinde, und seine 3 Schwestern; durch Tintoretto's Parnas und sein Concert; durch Paul Veronese's Kreuztragung, seine Jünger zu Emaus, seine Hochzeit zu Kana, seine Kreuzigung und seine Familie Concina vor der h. Jungfrau. Von den Meistern der reichen lombardischen Schule besigt diese Galerie die vortrefflichsten Werke, worunter besonders Annibale Carracci's emporstrebender Genius des Ruhms, seine Madonna des h. Matthäus und sein Christuskopf; Guido Reni's 2 Erlöserköpfe mit der Dornenkrone, seine Erscheinung des auferstandenen Heilandes, seine Venus; Lodovico Carracci's kleine Madonna, welche die Leidensinstrumente von den Engeln getragen erblickt; Albani's lieblicher Tanz der Liebesgötter, seine Venus, von scherzenden pfeisprüfenden

Amorinen umgeben, seine Ruhe auf der Flucht nach Ägypten, sein Besuch der Elisabeth bei Marien, sich als solche Werke auszeichnen, durch welche man die tiefste Eigenthümlichkeit dieser unsterblichen Meister kennen lernt. Als Zierden der Gallerie muß man noch erwähnen: die himmlisch-schöne, zart ausgeführte heil. Saccilia von Carlo Dolce, sein das Brot segnender Heiland; die reizende Magdalena in Lebensgröße, von Battoni; die ausdrucksvolle küßende Magdalena von Franceschini; Loth mit seinen Töchtern, ein höchst wirkungsvolles Gemälde von Guercino da Cento; die heilige Nacht, von Carlo Maratti; die Ruhe auf der Flucht nach Ägypten, von Francesco Trevisani; die Madonna mit dem Jesuskinde, welches den kleinen Johannes küßt, von Geminiani; Hero und Leander, von Francesco Mola; die Madonna della Rosa, von Parmegiano; die heilige Nacht, von Giulio Procaccini, und Joseph mit Potiphar's Weib, von Carlo Cignani. Ungern vermißt man in dieser so reichen Sammlung Domenichino's Werke, von dem kein einziges Gemälde hier ist. In dem Pastellcabinet sind noch über 150 Gemälde. Der Amor mit dem Pfeil, von Rafael Mengs, ist das Kleinod dieses Cabinets; unter mehren von diesem Künstler gemalten Portraits: sein eignes und die seiner Schwestern; von einer derselben, Theresia Mengs, sind schöne Email- und Miniaturarbeiten hier. Das Schokolatenmädchen von Liotard ist bekannt; von der Pastellmalerin Rosalba Carriera sind fast alle übrige Portraits in diesem Cabinet. — Die Gemäldegalerie steht unter Aufsicht des Oberkammerherrn. Vom Anfang des Monats an bis Ende Sept. ist von 8—12 Uhr Vormitt. und außer Mittwochs und Sonnabends von 3—6 Uhr Nachmitt. die Galerie offen; nach vorgängiger Meldung wird auch außer dieser Zeit Fremden die Sammlung gezeigt. Künstler haben in den gedachten Stunden die Erlaubniß, in der Galerie zu arbeiten.

2) Tapeten nach Rafael's Zeichnungen. Diese 6 Ellen hohen Tapeten werden im japanischen Palaste verwahrt und gezeigt. Casanova gab Veranlassung zur Entdeckung dieser seltenen Kunstdenkmale, als er in seinen Vorlesungen die Vermuthung des Cardinals Albani mittheilte, daß sich Teppiche nach Rafael's Zeichnungen, Geschenke Leos X., in Dresden befinden müßten, da von 12 in Wolle gewirkten Tapeten, die der Papst in Arras verfertigen ließ, 7 nach Rafael, die übrigen nach seiner Schüler Zeichnungen wären. Der Hausmarschall, Freih. von Racknitz, forschte nach und fand endlich 6 Teppiche, theils noch gut erhalten, theils unscheinbar; der 7. war nicht aufzufinden. Die unkenntlich gewordenen wurden sorgfältig gereinigt. Sie stellen dar: 1) die Erblindung des Zauberers Elymas in Paphos, eine kunstvolle Gruppierung; 2) Paulus, in Athen predigend, eine herrliche Gestalt; 3) das Opfer zu Lystra, eine schöne Gruppe; 4) Petrus und Johannes im Tempel (Ap.-Gesch., Cap. 3); 5) Christus, als er zu Petrus sagt: „Weide meine Schafe“; 6) den wunderbaren Fischzug. Ohne Zweifel war der Tod des Ananias der Gegenstand des verlorenen 7. Teppichs. Rafael's Geist ist überall sichtbar, obgleich einzelne Theile durch die Schuld der Werkmeister in Arras mißlungen sind. Über die Originalzeichnungen, bekannt u. d. N. der Rafael'schen Cartons, s. Carton. — 3) Der Gemäldesaal auf dem Brühl'schen Garten, auch der Doublettensaal genannt, war in frühern Zeiten zur Aufnahme der Werke neuerer Künstler bestimmt. Seit den Veränderungen in der Gemäldegalerie erhielt diese Sammlung einen ansehnlichen Zuwachs von Bildern niederländ. und franz. Meister, sowie von einigen Gemälden des Grafen Rotari, welche dort nicht Platz fanden, sodaß sie jetzt ungefähr 250 Gemälde enthält. Merkwürdig sind die großen Landschaften und Ansichten von dem Meister in der Perspective, Bernhard Bellotto, genannt Canaletto, aus Venedig, der seit 1764 Mitglied der Akademie zu Dresden war. Viele sächsische Gegenden, z. B. Königstein und Sonnenstein, ein Bergaufzug im plauenschen Grunde und mehre innere Ansichten von Dresden, welche die ehemalige Gestalt verschiedener Gebäude

und Stadttheile zeigen, sind von diesem Künstler mit treffender Wahrheit dargestellt. Auch sieht man hier mehre Ansichten sächsischer Gegenden, z. B. des Dybin, des Liliensteins etc., von dem Hofmaler Alexander Thiele. — 4) Das Augusteum oder die königl. Antikensammlung ist in den einfach schönen und hohen Sälen des japanischen Palastes würdig aufgestellt. Über diese Sammlung, die Jedem, der sie unter der Leitung des Archäologen Böttiger sah, unvergeßlich blieb, gibt es ein schönes Werk, das „Augusteum“, von Becker, mit treuen Abbildungen aller bedeutenden hier befindlichen Antiken, und ein genaues Verzeichniß vom Insp. Hofr. Hase (Dresd. 1826). Um die Mitte des 16. Jahrh. kaufte Kurf. August einige kleine Antiken und Münzen; Johann Georg III. vermehrte sie mit andern Alterthümern; August II. nahm um 1720 jene Antiken aus der Kunstammer, und durch die Erwerbung der kostbaren Sammlung des Fürsten Chigi zu Rom, die er 1725 für 60,000 Scudi erhielt, und vieler einzelnen Antiken aus den Sammlungen der Cardinale Albani und Bellori, der Mumien, die der berühmte Reisende della Valle aus Ägypten mitgebracht hatte, und der vom Grafen v. Wackerbarth in Italien gesammelten Denkmale, ward er der eigentliche Stifter des Augusteums. Sein Nachfolger, August III., bereicherte die Sammlung durch den Ankauf der Bronzen und modernen Bildhauerarbeiten des Grafen Brühl, durch einige in Antium gefundene Denkmale, und vorzüglich durch die 3 unvergleichlichen Statuen der Herculanerinnen, die er für 6000 Thlr. von den Erben des Prinzen Eugen v. Savoyen kaufte. König Friedr. August vergrößerte ebenfalls die Sammlung und wurde besonders dadurch ihr zweiter Stifter, daß er sie aus den engen Pavillons im großen Garten 17c. 3 im Erdgeschosse des japanischen Palastes aufstellen ließ. Leider sah der damalige Aufseher nur auf Ebenmaß, nicht auf Gehalt, Styl und Bedeutung, und paarte oft das Mittelmäßige mit dem Vortrefflichsten in diesen 10 Sälen zusammen. (Der 11. und 12. Saal enthalten bloß neue Bildwerke.) Zu den ältesten Bildwerken gehören die Löwen von ägyptischem Syenit, von welchen 2 den Eingang des Kunstschages hüten, der dritte und schönste sich aber im Mumienzimmer befindet. Ein Friesbild mit dem Nilschlüssel. Vier Mumien, von denen besonders die beiden von della Valle mitgebrachten merkwürdig sind. Dazu ist ein echt-ägyptischer Sarkophag aus Sykomorus. Diese Alterthümer, sowie mehre Marmorarkophage mit merkwürdigen Basreliefs, schöne Mosaiken, campanische Gefäße und slawische Alterthümer, sind in dem letzten Saale aufgestellt, in welchem das vor ungefähr 60 J. in Rom entdeckte Columbarium der Livia treu nachgebildet ist. Zu den köstlichsten Denkmalen des ältesten griechischen Styls gehört die dreiseitige Candelaberbasis mit dem darauf vorgestellten Dreifußraub und seiner Wiedereinweihung. Sie ist wahrscheinlich aus Delphi: der Marmor ist parisch, und diese Basis gehört zu den echtesten und seltensten Kunstwerken aus der Zeit vor Phidias. Aus derselben Zeit ist der Sturz einer Pallas, an welcher Helm, Arme und Füße schlecht ergänzt sind. An ihrem Neplus ist der Gigantenkampf in erhabener Arbeit vorgestellt. Wichtige Denkmale des hohen und schönen Styls (von Phidias bis Praxiteles) sind: ein gut erhaltener kolossaler Minerviensturz, der durch den kühnen Wurf des Schuppenpanzers und die Großheit der Formen und Falten an des Phidias hohe Pallasbilder erinnert; eine sitzende kolossale Heroinefigur von hoher Schönheit, die wahrscheinlich eine Niobe ist; ein sterbender Sohn der Niobe, in welchem Todeskampf und Jugendblüthe wunderschön vereint sind; ein Niobekopf, welcher in der antiken Dolorosa schon das Vorbild einer christlichen Mater Dolorosa ahnen läßt. Dem Zeitalter des reizenden Styls Lysipp's und seiner Nachfolger Kunstschulen gehören folgende Werke an: 2 athenische Kanephoren, ungeschickt ergänzt; eine schöne Venus Anadyomene oder Pudica, nicht so gut erhalten als die medicische, aber in den erhaltenen Theilen noch vollendet. Ein bacchischer Genius, das entzückendste Kunstwerk dieser Art; man sieht hier das

Uebild zugleich mit 3 antiken Wiederholungen. Dieser Satyrisk, dessen zarte Wellenbewegungen mit dem Liebreiz und Rosenschimmer ewiger Jugend übergossen sind, ist der echte Kratos, der Mundschenk des Bacchus. Zwei schöne Amorgebilde, im Übergang zum Knabenalter, das lieblichste Grottköpfchen, eine herrliche Gruppe von Amor und Psyche, die in den antiken Theilen selbst dem capitolinischen Gegenbilde nicht nachsteht. Viele schöne jugendliche Athleten, hierunter vor allen der herrliche Athletentronk, ehemals als Mercur ergänzt, aber auf des Ritters Hamilton Antrag seiner Ergänzung entlastet, das Kleinod der Sammlung, und überhaupt eins der trefflichsten alten Kunstwerke, dem Kenner, wegen des herrlich überkleideten Muskelspieles, gleich nach dem Fechter des Agastias den Preis zuerkennen. Zur letzten Kunstperiode des griechischen Strebens unter den Römern gehören, in dem sogenannten Gladiatorensaale, 4 gewaltige Kämpfer über Lebensgröße, in vorgebogener Stellung, voll gebiegener Lebenskraft; ein kolossaler Antinous-Bacchus und ein treffliches Antinousbruststück auf einem Apollotronk. Einzig aber unter allen Kunstschätzen, selbst der reichsten Sammlungen, stehen im herculanischen Saale die 3 Frauenstatuen, deren edler Ausdruck und schöne Draperien sie zu wahren Kunstidealen erheben; man nannte sie sonst fälschlich Vestalinnen; die größere ist eine Matrone, die zweite eine Jungfrau, und die dritte eine Wiederholung der letztern. Unter dem Namen: die Herculanerinnen, sind sie berühmt; sie gehören zu den ersten 1706 entdeckten Spuren der verschütteten Stadt. Viel Treffliches findet man unter den einzelnen Köpfen und Büsten, sowie auch unter den vielen kleinen Bildwerken in Bronze. Unter den neuern Bildwerken sind mehre Statuen von Giovanni di Bologna, Bernini, Algardi und Donner nicht zu übersehen. — 5) Die Sammlung Mengs'scher Gypsabgüsse. Der sächs. Künstler, Rafael Mengs, einer der Ersten, die in der ausblühenden Kunstperiode der neuesten Zeit Sinn und Gefühl für die reine Schönheit der Antiken hatten, ließ unter seiner besondern Aufsicht in Rom und andern Städten Italiens Gypsabgüsse von allen merkwürdigen alten Kunstdenkmalen machen. Er verfuhr dabei mit der strengsten Genauigkeit. Ein Exemplar dieser Abgüsse kam nach Madrid, weil Mengs Hofmaler Karls III. war und die Kunstakademie im Escorial einrichtete. Das zweite vollständigere und für die Kunstgeschichte wichtigere behielt der Künstler selbst, von dessen Schweser, Mad. Maron, der König Friedrich August es kaufte. 1792 wurden diese Nachbildungen in einer hochgewölbten, einfach und schön verzierten Halle im Erdgeschoß des ehemaligen Stallgebäudes zweckmäßig aufgestellt, und Kunstfreunden sowol als studirenden Künstlern geöffnet. Alle wichtige Denkmale antiker Kunst findet man hier vereint. Junge Künstler studiren hier vom Anfang des Mai bis zu Ende Sept. Fremden wird die Sammlung von dem Oberaufseher oder dem Inspector, auf besondere Erlaubniß auch wol, jedoch nur sehr selten, bei Fackelbeleuchtung gezeigt. — 6) Das Kupferstichcabinet in einem Pavillon des Zwingergebäudes. Diese Sammlung, welche August II. anlegte, sein Nachfolger aber und der jetzige König bedeutend erweiterten, und die fortwährend vermehrt wird, enthält die seltensten Kupferstiche und Handzeichnungen der größten Meister aus allen Schulen. Das Ganze (200,000 Bl.) ist in 12 Classen eingetheilt, welche kunstgeschichtlich geordnet sind. Künstler können, während des Sommers, das Cabinet Dienst. u. Freit. von 9 — 12 Uhr Vormitt. benutzen. — 7) Die Porzellansammlung. In 18 Gemächern des Erdgeschoßes im japanischen Palaste wird eine reichhaltige, für den Technologen und Kunstfreund merkwürdige, Sammlung von chinesischem, japanischem, ostindischem und meißnischem Porzellan aufbewahrt. Der Werth dieser Sammlung, deren Inhalt ein Verzeichniß von 5 Foliobdn. füllt, wird auf mehre Millionen geschätzt, und die Sammlung von asiatischem Porzellan ist jetzt einzig in Europa. Unter dem ostindischen sieht man mehre Vasen und viele Stücke von dem uralten Schlangenpor-

zellan. Das chinesische und japanische Porzellan, das 8 Zimmer füllt, enthält viele alte Vasen und Geräthe aller Art, Götzenbilder ic. Die Majolicagefäße im 9. Zimmer sind als Seltenheiten sehenswerth. Das Anziehendste aber ist die reiche Sammlung von sächsischem Porzellan, worin man die Fortschritte von den ersten merkwürdigen Versuchen an bis zur heutigen Vollenbung beobachten kann. — 8) Das Münzcabinet befindet sich gleichfalls in einem schön verzierten Saale im Erdgeschoße des japanischen Palastes. Diese schon unter Johann Georg II. bedeutende Sammlung wurde unter den beiden Augusten vermehrt, und vom König Friedrich August durch den Ankauf einzelner Stücke und ganzer Sammlungen, wie z. B. des Madai'schen aus 9000 bestehenden Groschencabinet, ansehnlich bereichert. Die Sammlung von griech. und röm. Münzen ist zwar nicht zahlreich, aber durch manches seltene Stück bedeutend. Am reichsten ist das Cabinet von sächsischen Münzen in Gold und Silber. — 9) Die Kunstkammer. Kurf. August gründete diese Sammlung, die sich seit 1739 im Zwingergebäude befindet, und unter der Obhut des jetzmaligen Aufsehers des mathematischen Saals steht. Unter vielen Seltenheiten, die hier mit manchen Spielereien gepaart wurden, sind die merkwürdigsten: Christi Geburt in Mabaister von Sebast. Walther; ein metallenes Crucifix von S. v. Bologna; Lucifers Fall, eine Gruppe von 80 Figuren auf einem 13 Zoll hohen und 8 Zoll breiten Stücke Elfenbein; Kunz von Kaufungen von dem Köhler festgehalten, von getriebener Arbeit in Stahl ic. In dem zur Kunstkammer gehörenden Uhrenzimmer findet man 150 Uhren, worunter Gärtner's große Uhr mit 360 Zeigern, welche den Zeitunterschied ebenso vieler Orter zeigt. — 10) Die Modellkammer. Diese Sammlung, welche Kurfürst Joh. Georg IV. anlegte, befindet sich in einem Theile des Zwingergebäudes. In neuen Zeiten hat sie, außer verschiedenen Arbeiten des verstorbenen Modellmeisters Gärtner, keinen Zuwachs erhalten. Der Vorrath an Modellen und Maschinen zur Wasser-, Berg-, Civil- und Kriegsbaukunst ist nicht unbedeutend; Gärtner's Werke sind besonders sehenswerth, unter andern seine Modelle zu 200 Fuß langen Brücken ohne Zwischenpfeiler. In einem andern Pavillon des Zwingers zeigt man die sehr sehenswerthen Modelle von dem Tempel Salomonis, der Stiftshütte und einer Synagoge. — Auch in den Ateliers der ausgezeichneten, hier lebenden Künstler, der Professoren Hartmann, Matthäi, Seydelmann, Köhler, Vogel und Pochmann; der Mitglieder der Akademie, Friedrich und Negsch; der Bildhauer Kühn und Pettrich; der Blumenmaler Friedrich und Zettelbach; der Kupferstecher Darnstedt, Krüger, Frenzel, Gottschick; der Architekten Schuricht, Thormeyer, wird man in dem Jedem eignen Fache interessante Arbeiten finden. Die schönsten musikalischen Spieluhren findet man bei dem Sohne des kunstreichen Friedrich Kaufmann, dem Erfinder des Harmonichords, des Belloneons und Automelodions sowol als des künstlichen Trompeters; desgleichen bei Blasmann und Heine. (Vgl. die bes. Art.)

Dreyer (Johann Matthias), geb. zu Hamburg 1716 und gest. daselbst 1769, ein Schöngest, nicht ohne Wis und satyrische Einfälle, aber ohne poetisches Genie, Religiosität und Wahrheit. Seine Gedichte kamen 1771 zu Altona heraus. Die meist anstößige Sammlung gereimter Gesundheiten: „Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch, Bischof und Krambambuli“ (Hamburg 1763), wurde confiscirt und unter dem Geläute der Schandglocke auf dem sogenannten ehrlösen Blocke in Hamburg verbrannt, nachdem alle Prediger daselbst von der Kanzel wieder die darin enthaltenen Nuchlosigkeiten geißelt hatten. Sie ist daher sehr selten geworden.

Driburg, Städtchen in dem preuß. Westfalen im Regierungsbez. Minden, 1700 Einw., 3 M. von Paderborn, 4 M. von Pyrmont, mit einem stark besuchten Gesundbrunnen, eine Viertelfunde von der Stadt. Das Wasser ist salinisch-martialisch, klar, von scharfem, stechendem, säuerlich-eisenhaftem Geschmack.

Es wird mit Nutzen gebraucht bei Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, in hypochondrischen und hysterischen Zufällen, gegen Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, Magenkrämpfe und Koliken, Rheumatismen, Sicht, Skorbut, Ausschläge ic. Das Badehaus ist ein großes Gebäude, in dessen obern Stockwerken die Badegäste wohnen. Hier ist zugleich der Badebrunnen, aus welchem das Wasser in 7 sehr gut eingerichtete Bäder geleitet wird. Man kann hier auch Tropf-, Dunst- und Dampfbäder haben. Für das Vergnügen ist durch Musik, Tanz, Spiel ic. gesorgt, und schöne Anpflanzungen, Alleen und Spaziergänge machen die Gegend zu einem Garten. Noch sieht man die Ruinen der alten Fzburg. S. Brandis's „Anleitung zum Gebrauche des Driburger Bades“ (Münster 1792).

Droits réunis, s. Vereinigte Gefälle.

Droske, nicht Droschke oder Troschke, aus dem Russischen, ein leichter, vierräderiger Wagen, welcher unbedeckt ist, und auf dessen Seitensitzen bald mehr, bald weniger Personen sitzen können. Die niedrigen Räder sind mit Rothflügeln überdeckt.

Drontheim (spr. Trontjem), 63° 25' 52" N. B., 130 M. von Stockholm, 700 engl. Meil. vom Nordcap, Hauptstadt des norweg. Stiftamts gl. N., ihrer Größe und der Zahl ihrer Einw. (12,600) nach, die vierte Stadt des Königreichs, wurde vom König Karl XIV. durch s. Krönung zum König von Norwegen in der Domkirche daselbst am 7. Sept. 1818 zur Krönungsstadt erhoben. Sie liegt an dem Nid, der einem tief ins Land hineintretenden Meerbusen gleicht und ihr mancherlei Vortheile zum Betriebe eines nicht unbedeutenden Handels gewährt. Zimmerholz, Stockfisch, Hering, Thran, Felle, besonders Kupfer und Eisen von den benachbarten Hüttenwerken, sind die vorzüglichsten Ausfuhrartikel; auch eine Zuckersiederei, eine Zuchtenfabrik und andre Fabrikanstalten von minderm Umfange befördern den Wohlstand der Stadt, die zugleich der Sitz einer Akad. der Wissenschaften und eines Seminars zum Unterrichte junger Lappländer ist. Vor den meisten nordischen Städten zeichnet sich D. durch eine gute Bauart, schöne regelmäßige Straßen und einen großen Palast aus. Es hat eine alte, ehrwürdige Domkirche, wohin vormals der ganze Norden wallfahrtete, indem darin das Grab des heil. Olaf sich befindet. Hier werden auch Karls XIV. Krönungsinsignien aufbewahrt. In dem Hafen von D. liegt auf einem Felsen die Festung **Munkholm**. Die romantischen Umgebungen, Wasserfälle und Landseen, tiefe Uferschluchten, eine Menge Inseln und landeinwärts hohe Gebirgszüge, sind mit freundlichen Landhäusern geschmückt. Aber bei dem kalten Klima kommen Baumfrüchte nur selten zur Reife, und selbst die Eiche gedeiht hier nicht mehr. Statt des Hornviehes erblickt man große Heerden von Ziegen, welche das Moos der Klippen aufsuchen oder am Ufer sich von Seepflanzen nähren. Nahe bei D. sieht man Ameisenhaufen von Mannshöhe; auch wußte man hier schon längst Ameiseneffig zu bereiten.

Drosometer, Thaumesser, ein Werkzeug, die Menge des gefallenen Thaus zu messen, besteht in einer Wage, deren eines Ende eine Platte trägt, die den Thau gut annimmt, das andre ein Gegengewicht hat, das nicht so leicht beschauet wird.

Drouais (Jean Germain), geb. 1763 zu Paris, der bedeutendste Maler aus David's Schule. Die Sehnsucht, in Rom die Denkmale der Kunst zu studiren, trieb ihn 1783 zur Mitbewerbung um den großen Preis, der in einem 4jährigen Pensionat besteht; doch aus Unzufriedenheit mit seiner Arbeit zerriß er sie und überließ den Preis einem Andern. Seinen Lehrer, der ihm, als er verwundert die Stücke des Gemäldes sah, darüber Vorwürfe machte, fragte er: „Sind Sie zufrieden mit mir?“ „Vollkommen“, versicherte David. „Wohl! so habe ich ja den Preis“, rief D. entzückt; „dies war mein Ziel; der Preis der Akademie ge-

höre einem Andern, dem er vielleicht nützlicher ist als mir; im nächsten Jahre hoffe ich ihn durch ein besseres Werk zu verdienen". 1784 stand D. wieder in den Schranken. Die Kananäerin zu den Füßen des Heilandes war die Frucht seines Studiums und der Abdruck seiner innigsten Empfindung. Öffentlich gekrönt ward er fast im Triumphe von seinen Mitschülern zu seinem Lehrer geführt. Diesen begleitete er nun als Pensionnair nach Rom, wo er die größten Meister studirte und copirte. Sein sterbender Gladiator und vorzüglich sein Marius zu Minturnä erwarben bei der Ausstellung in Paris ihm und David's Schule neue Triumphe. Nun entwarf er seinen Philoktet auf Lemnos; aber im Rausche seines errungenen Ruhmes, eben beschäftigt mit einem Bilde des C. Gracchus, endete im noch nicht vollendeten 25. J. ein hitziges Fieber den 13. Febr. 1788 sein idealisches Leben. Nebenbuhler und seine Freunde vereinigten sich, ihm in der Marienkirche (in der Via lata) ein Denkmal zu setzen.

Drouet (Jean Baptiste), Postmeister zu St.-Menehould, geb. den 8. Jan. 1763. Er war es, der Ludwig XVI. auf seiner Flucht durch St.-Menehould erkannt hatte, durch seinen Sohn ihm auf einem Nebenwege zuvoreilen und ihn zu Varennes verhaften ließ. Im Sept. 1792 ward er dafür als Abgeordneter des Marne-Depart. in den Convent aufgenommen, wo er für Ludwigs XVI. Tod stimmte. Man schickte ihn im Sept. 1793 zur Nordarmee. Im Oct. d. J. in Maubeuge von der Armee des Prinzen v. Koburg eingeschlossen, versuchte er, mit einigen Dragonern zu entkommen, um die Hülfe, deren der Platz benöthigt war, zu beschleunigen, ward aber gefangen und nach Spielberg in Mähren geführt. Den 6. Juli 1794 sprang er von dem Fenster seines Gefängnisses herab, um zu entfliehen, brach aber ein Bein und ward zurückgebracht. Im Nov. 1795 ward er mit Camus, Beurnonville und Andern zu Basel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt, und trat hierauf, als ehemaliges Mitglied des Convents, in den Rath der Fünfhundert. Das Mäßigungssystem, welches damals in Frankreich herrschte, mißfiel ihm; er ward mit Baboeuf Rädelshführer einer Jakobinerverschwörung und deshalb (11. Mai 1796) verhaftet, entwich aber und flüchtete sich in die Schweiz. Da jedoch der hohe Gerichtshof ihn wegen der Baboeuf'schen Angelegenheit freisprach, kehrte er nach Frankreich zurück. Er ward nun in mittlern Verwaltungsbehörden gebraucht und war seit 1799 Unterpräfekt zu St.-Menehould, wo er im März 1814 Napoleon, welcher nach dem Gefechte von Arcis auf Paris ziehen und dieses zum Stützpunkte seiner Unternehmungen machen wollte, die halbwahre Nachricht mittheilte, daß die zahlreichen Besatzungen der lothringischen Festungen sich vereinigten, um dem verbündeten Heere in den Rücken zu fallen, und daß in dieser Provinz ein ernstlicher Krieg von Parteigängern eingeleitet sei, um das Vorhaben der Besatzungen zu unterstützen. Diese Nachricht erfüllte Napoleon mit kühnen Hoffnungen und bewog ihn, nicht auf Paris zurückzugehen. Die Verbündeten drangen nun ungehindert dahin vor, und Napoleons Schicksal entschied sich hier ohne weitem Waffenkampf mit ihm selbst. So war es D., der zu 2 höchst wichtigen Ereignissen entscheidend mitwirkte, von denen das eine die Bourbons vom Throne stürzte, das andre sie wieder darauf erhob. Während der hundert Tage war er Mitglied der Deputirtenkammer; 1816 wurde er als Königsmörder (régicide) aus Frankreich verbannt.

Droz, 3 berühmte Mechaniker. 1) Pierre Jaquet, geb. d. 28. Juli 1721 zu Chaux de Fond, im Fürstenthum Neuchâtel, war zum geistlichen Stande bestimmt; als er aber eine seiner Schwestern mit Uhrmacherarbeit, ein Gewerbe, der zu jener Zeit eingeführt wurde, beschäftigte sah, erwachte in ihm eine lebhaftere Neigung zu dieser Beschäftigung. Über gewöhnliche Handwerksarbeit sich erhebend, suchte er bald einen Theil des Uhrwerks zu vervollkommen, u. es gelang ihm, in gewöhnlichen Uhren ein Glocken- u. Flötenspielfeld anzubringen. Versuche zur Erfindung

des immerwährend fortwirkenden Triebwerks (s. *Perpetuum mobile*) brachte ihn auf wichtige Entdeckungen. Er verfertigte u. a. eine Pendeluhr, welche, mittelst der Vereinigung zweier Metalle von ungleicher Dehnbarkeit, ohne aufgezogen zu werden, im Gange blieb, so lange die Theile nicht durch Reibung abgenutzt waren. Späterhin machte er sein berühmtes Schreibautomat, das, durch ein im Innern der Figur befindliches Triebwerk, Hände und Finger sichtbar bewegte und schöne Züge schrieb. Seine letzte Arbeit war eine astronomische Uhr, wobei ihn aber der Tod zu Biel den 28. Nov. 1790 überraschte. 2) Henri Louis Jaquet, des Vorigen Sohn, geb. den 13. Oct. 1752 zu Chaur de Fond. Von früher Jugend mit der Mechanik beschäftigt, kam er als Jüngling von 22 J. mit einigen von ihm erfundenen Werken nach Paris, worunter ein künstliches Automat, ein junges Mädchen war, das verschiedene Stücke auf dem Claviere spielte, dem Notenblatte mit Augen und Kopf folgte, nach geendigtem Spiele aufstand und die Gesellschaft grüßte. In Paris ließ er durch einen von seinem Vater gebildeten Handwerker ein Paar künstliche Hände für einen verstümmelten jungen Mann machen, der damit fast alle Bedürfnisse befriedigen konnte. „Junger Mann“, sagte der berühmte Baucanson zu D., als er dieses Kunstwerk sah, „Sie fangen damit an, womit ich aufhören wollte“. Er starb den 18. Nov. 1791 in Neapel, wohin er zur Herstellung seiner Gesundheit gereist war. Die Automate beider Künstler sind jetzt in Amerika. — Jean Pierre, verband sich um 1783 mit Boulton in Birmingham zur Verfertigung der sämtlichen englischen Kupfermünzen. Für die pariser Münze machte er ein Druckwerk, das mit einem Schlage und mit geringerm Kraftaufwand als bei dem gewöhnlichen Verfahren, auch mittelst einer besondern Vorrichtung zugleich mit beiden Seiten den Rand der Münze prägt.

Droz (Joseph), ehemal. Parlamentsrath zu Besançon, geb. das. 1773, seit 1824 Mitglied der franz. Akademie zu Paris, machte sich 1806 durch den „*Essai sur l'art d'être heureux*“ (4. Ausg. 1825) bekannt, ferner durch seinen „*Eloge de Montaigne*“ (3. Ausg. 1815); durch die „*Etudes sur le beau dans les arts*“ (1815) und die „*Mémoires de Jacques Fauvel*“. Auch in s. „*Philosophie morale*“ (1. Ausg. 1823, 3. Ausg. 1824) zeigt er sich als einen denkenden Kopf, als gründlichen Gelehrten und als guten Schriftsteller. Bei s. Wahl zum Mitgliede der franz. Akademie ward er dem Dichter Lamartine vorgezogen. Seine Rede bei der Aufnahme (7. Juli 1825) enthielt Treffliches, gut gesagt, über die sittliche Natur der Literatur. „*Il faut écrire*“, sagt D., „avec sa conscience, en présence de Dieu, dans l'intérêt de l'humanité“.

Druck, die Wirkung eines ruhenden Körpers, der von einer Kraft zur Bewegung getrieben wird, auf einen ihn berührenden Körper, der dieser Bewegung entgegensteht. Dieser letzte Körper heißt der widerstrebende oder das Hinderniß. Da auch Dasjenige, was Bewegung hindert, Kraft genannt wird, so muß in dem widerstrebenden Körper ebenfalls eine Kraft sein, welche die Wirkung jener, oder die Bewegung des drückenden Körpers hindert. Dieses ist die Kraft des Zusammenhanges der undurchbringlichen Theile des widerstehenden Körpers unter einander selbst und mit andern unbeweglichen Körpern. Ist der Zusammenhang zu schwach, um dem Drucke zu widerstehen, so zerbricht der widerstrebende Körper oder wird von dem beweglichen losgerissen. Die bekanntesten Kräfte, aus welchen der Druck entstehen kann, sind 1) die Kräfte der menschlichen und thierischen Körper, 2) die Schwere der Körper, welche nach einer bestimmten Richtung auf unbewegliche Unterlagen Druck hervorbringt; 3) die Elasticität oder Federkraft der Körper, z. B. eingeschlossene Luft drückt, indem sie sich durch einen weitem Raum auszudehnen sucht, gegen die Wände des Gefäßes, das sie umschließt; 4) auch bei andern Naturerscheinungen, welche sonst mit Bewegung begleitet sind, entsteht Druck gegen Das, was diese Bewegung hindert. So kann aus der magnetischen und elektrischen

Anziehung Druck entstehen. Man pflegt die bewegenden Kräfte überhaupt durch Gewichte auszumessen, die einen gleichen Druck hervorbringen. So sagt man, der Druck der Luft auf eine Fläche von einem pariser Quadratfuß betrage 2240 Pfund, d. i. die Fläche werde von der Luft ebenso stark gedrückt, als sie von einem Gewichte von 2240 Pfund würde gedrückt worden sein, wenn sie die Unterlage desselben gewesen wäre. Übrigens pflanzt sich der Druck von einem Theile des Hindernisses zum andern fort, und zwar bei festen Körpern bloß nach solchen Richtungen, welche mit der Richtung des Drucks selbst gleich laufen. Sonst unterscheidet man auch Druck von Stoß dadurch, daß der erstere eine Wirkung der Schwere, letzterer eine Wirkung der Bewegung des einen andern berührenden Körpers sein soll.

Drucker, in der Malerei, die Anwendung heller und glänzender Farben, um gewisse Stellen stärker und in das Auge springender zu machen. Das Anbringen derselben gründet sich auf die Beobachtung, daß helle Farben einen Gegenstand hervortretender, dunkle zurückweichender machen. Da nun die Malerei runde Körper auf Flächen darzustellen hat, so sieht man, wie wichtig für sie wohlangebrachte Drucker sind. Nicht aber bloß die gehörige Rundung, sondern auch die richtige Beleuchtung wird dadurch bewirkt; denn das Licht beleuchtet jederzeit die hervorragendsten Theile eines Gegenstandes am meisten. Der Maler macht mithin durch die Drucker zugleich die Schattenmassen, Übergänge und Halbschatten geltend, und bringt durch sie Haltung in sein Gemälde. Ein eigner Kunstausdruck ist noch das **Blücken** und **Drücken**, d. h. die Lichter heller, die Schatten dunkler machen. Man blickt ein fertiges Gemälde auf, indem man die Lichter mit einigen Pinselstößen von einer noch glänzern Farbe erhöht, wodurch diese Partien sich noch mehr hervorheben.

Druckwerk, eine Maschine, welche mittelst des Drucks das Wasser in die Höhe treibt. Sie besteht aus einer Pumpe, in welcher das in den sogenannten Stiefel hineingetretene Wasser durch die Gewalt des Kolbens in andre, mit dem Stiefel seitwärts oder auch oberwärts verbundene Röhren getrieben wird. Die gemeine Wasserpumpe (s. **Pumpe**) ist ein Druckwerk. Man bedient sich der Druckwerke, theils allein, theils in Verbindung mit Saugwerken, zu mancherlei einfachen und zusammengesetzten Maschinen, um das Wasser aus der Tiefe in die Höhe zu heben. So sind die Feuersprizen nichts Andres als Druckwerke, und zwar meist doppelte. — **Druckpresse**, s. **Schnellpresse**.

Druiden, Priester der Celten oder Galen. Sie machten wie die Braminen in Indien, mit denen sie viel Verwandtes haben, eine eigne Kaste aus und standen gleich diesen in dem größten Ansehen, indem sie zugleich die Gelehrten und Philosophen dieser Völker waren, und selbst auf die Regierung des Staats den größten Einfluß hatten. Julius Cäsar liefert uns die meisten Nachrichten von ihnen. Nach ihm besorgten sie alle öffentliche und Privatopfer, erklärten die Grundsätze ihrer Religion, theilten alle Arten von Belohnungen aus, saßen in bestimmten Zeiten des Jahres zu Gericht und bestimmten die Strafen für begangene Verbrechen. Wer sich ihren Entscheidungen widersetzen wollte, gegen den verhängten sie die Strafe des Bannfluchs, wodurch er von der Theilnahme am Gottesdienste ausgeschlossen ward. Selbst über ein ganzes Volk konnten sie diese Acht aussprechen. Überhaupt hatte ihre Macht keine bestimmte Grenzen. Sie wählten in jeder Stadt die höchsten Obrigkeiten, und diese durften Nichts ohne ihren Rath und ohne ihre Bestimmung unternehmen. Von allen Lasten und Abgaben waren sie befreit. Der Unterricht, sowol in religiösen als in andern Kenntnissen, die Kriegskunst allein ausgenommen, war ausschließend in ihren Händen. Sie ertheilten ihn mündlich in Versen, die oft einen geheimen Sinn hatten, und pflanzten ihn ins Gedächtniß fort. Nach Cäsar glaubten sie die Unsterblichkeit der Seele und die Wanderung derselben in andre Körper. Außerdem gaben sie Unterricht über die Natur und Bewe-

gung der Gestirne, über die Größe der Welt und der Erde, über das Wesen der Dinge und die Macht der Götter. Auch übten sie die Astrologie, Zauberei und Wahrsagerei. Nach Plinius waren sie auch in der Naturlehre und Arzneikunde nicht unerfahren. Die letztere aber verunstalteten sie durch Aberglauben. Merkwürdig ist ihre Meinung von der heiligen Mistel (eine Schmarozerpflanze, welche nicht in der Erde, sondern nur auf andern Bäumen, besonders auf der Eiche wächst und noch jetzt als ein heilsames Mittel wider die fallende Sucht gerühmt wird), welche sie als das Heiligste in der Natur und als eine Universalarznei ansahen, sowie sie überhaupt die Eiche für heilig hielten und von ihr den Namen erhalten haben sollen. Die Druiden hatten ein gemeinschaftliches Oberhaupt, das durch Stimmenmehrheit aus ihrer Mitte gewählt wurde und seine Würde lebenslänglich behielt. Ihr Hauptsiß war in Britannien. Die druidischen Tempel, deren einer bei Carnac in England liegt, haben viel Ähnlichkeit mit den indischen. S. „Über die Druiden der Celten und die Priester der alten Deutschen“, von E. C. Barth (Erlangen 1826). — **Druidenfuß** (auch **Trutenfuß** durch Verstümmelung) nannte man sonst ineinanderverschlungene Dreiecke.

Drusen, Völkerschaft in Syrien, in den Gebirgen des Libanon und Antilibanon, welche einen Bezirk von ungefähr 55 □ M. bewohnt und aus 160,000 Einw. besteht, worunter 40,000 wehrfähige Männer. Ihre angebliche Abstammung von Franken, die zur Zeit der Kreuzzüge in jene Gegenden gekommen, ist eine Fabel. Ihr Name kommt von einem ihrer Religionslehrer her. Zu Ende des 16. Jahrh. fing dieses kleine Volk an, in Europa Aufsehen zu erregen, besonders wegen der Religion, aus welcher sie ein großes Geheimniß machen. Die unter der Erde verborgenen heil. Bücher der Drusen sprechen Grundsätze aus, die ihre Urheber als die berechnetesten Egoisten brandmarken und die Menschheit entehren. Der Laie, der von diesen Büchern zufällig Kenntniß erhält, wird mit dem Tode bestraft. Diese sind ein Gemisch der sabbucäischen, samaritanischen und mohammedanischen Religionssekten. Die Drusen hatten zeither unter mehren Scheiks oder Herren gestanden; ein gewisser Ibrahim aber wußte sich zu ihrem alleinigen Oberhaupte zu machen, bekam dadurch die ganze Macht seiner Nation in die Hände und ward auf diese Art den Türken gefährlich. Im Anfange des 17. Jahrh. erreichten die Drusen unter dem berühmten Emir Fakreddin (gewöhnlich Fakardin) den höchsten Gipfel ihrer Macht; allein dieser wurde 1631 zu Konstantinopel strangulirt, und obgleich man ihnen andre Fürsten gab, so kamen sie doch nie wieder zu ihrem vorigen Ruhme. Zwar versuchten sie 1773 noch ein Mal, in Vereinigung mit den Russen, sich frei zu machen; allein sie mußten bald in das vorige Verhältniß mit den Türken zurückkehren. Sie stehen jetzt unter Emirn (Fürsten), und diese wieder unter einem Großemir, sind der Pforte zinsbar, aber fast ganz unabhängig, und treiben Feld-, Wein- und Seidenbau. In Ansehung ihrer Religion theilt man sie in Weise (Akales, Gelehrte oder Eingeweihte) und in Weltliche (Djabel oder Laien, Unwissende, Uneingeweihte); sie haben keinen öffentlichen Gottesdienst, sondern besuchen christliche und mohammedanische Kirchen, haben aber eigne Symbole und gottesdienstliche Personen, und nähern sich übrigens den Christen am meisten.

Drüsen, 1) im thierischen und menschlichen Körper, weiche, lockere Theile von glatter, ovaler oder länglicher Form und verschiedener Größe. Sie bilden 2 Classen. Die absondernden (zusammengehäuften) sind aus einer Menge kleiner, rundlicher Körper zusammengesetzt, die entweder aus kleinen hohlen Säckchen, oder aus einer Verwickelung von zarten Aderchen gebildet werden, und eine besondere Flüssigkeit absondern, welche sich in mehren Canälen, und zuletzt in einem Ausführcanale sammelt und zu weiterm Gebrauch ausgeleert wird. Hierher gehören die Speicheldrüsen im Munde, die große Magenspeicheldrüse (Pankreas), die Brustdrüse, die Schleimdrüsen in der Luftröhre u. s. w. Die andre Classe besteht aus

den Lymphdrüsen (zusammengewickelten Drüsen), welche aus einer Verwicklung einsaugender Adern (Lymphgefäße) bestehen, deren allezeit mehre kleinere in eine solche rundliche Drüse ein-, kleinere aber und größere aus ihr heraus- und zu den nächsten, größern Drüsen hingehen, zuletzt aber in den Brustgang (ductus thoracicus) sich endigen. Diese Drüsen haben den wichtigen Zweck, die aufgenommenen Flüssigkeiten zu verebeln und dem Leben immer näher zu bringen. (S. Assimilation.) Hierher gehören die Speicheldrüsen, die Leisten-, Achsel-, Halsdrüsen und v. a. m. 2) Bei den Pflanzen ist die Drüse (glandula) ein runder Körper auf den Blättern oder Stängeln, oder innerhalb im Zellengewebe oder Fleische, der zur Ausdünstung und Absonderung dient. 3) Eine Krankheit der Pflanze, bei welcher eine weißliche oder zähe Flüssigkeit aus der Nase und aus dem Munde läuft. Dabei sind die Drüsen an dem Kinnbacken geschwollen, und es zeigen sich Beulen. Man sagt dann, von der Drüse oder mit der Drüse (Druse) befallen werden. Das Pferd wirft die Drüse ab, wenn die Feuchtigkeit dicker wird und das baldige Ende der Krankheit heffen läßt. Die gutartige Drüse ist diejenige, bei welcher sich der Ausfluß aus der Nase am neunten Tage verliert. Die bössartige oder falsche Drüse verwandelt sich gewöhnlich in den Nos.

Drusus, 1) Marcus Livius, war 123 vor Chr. zugleich mit Cajus Gracchus Volkstribun, und Vater der Livia, welche des M. Cato Gattin und Mutter des Cato von Utica war. Er arbeitete den Planen des Volksliebings C. Gracchus so geschickt entgegen, daß ihm die Aristokraten den Beinamen Patronus Senatus gaben. Dann machte er durch 5 Siege in Thracien die Donau zur Grenze des Reichs, triumphirte und starb als Censor 110 v. Chr. 2) S. Sohn Marcus Livius (Großvater der Livia, der Gemahlin des Augustus) war ein Mann von Geist und großer Kraft und besaß dabei eine hinreißende Beredsamkeit; aber er beachtete im Feuer seiner Thätigkeit zu wenig die gesellschaftlichen Formen des Staats; das Gefühl seines Werthes, sowie seine ausschweifende Freigebigkeit, verleiteten ihn bisweilen zu unüberlegten Handlungen. Rom war damals durch den Streit zwischen dem Senat und den Rittern in 2 Parteien getheilt. Die Macht der letztern, welche seit der Zeit der Gracchen auf das höchste gestiegen war, erregte die Eifersucht des Senats, der für sein altes, fast verlorenes Ansehen eifrig kämpfte. Nachdem D. das Volk durch die von dem Senate nur mit dem äußersten Widerwillen zugegebene Vertheilung der Ländereien, und die Bundesgenossen der Römer durch Versprechung des Bürgerrechts, auf die Seite des Senats zu bringen gesucht hatte, trat er im Vertrauen auf diesen Beistand als Vermittler zwischen den streitenden Parteien auf. In dieser Absicht schlug er vor, die erledigten Senatorenstellen mit Rittern zu besetzen und diesen neuen Magistratspersonen das Recht der gerichtlichen Untersuchungen, welches seit den Gracchen ein Eigenthum der Ritter geworden war, zuzugestehen, sowie es die Senatoren in frühern Zeiten hatten, und nach dem größten Widerstande von beiden Seiten setzte er diesen Vorschlag durch. Allein theils die Eifersucht, mit welcher noch immer jede Partei über ihren Rechten hielt, theils die zu rasche und an Gewaltthätigkeit grenzende Art, auf welche D. die Vereinigung herbeigeführt hatte, brachte die Gemüther gegen ihn auf. Als er daher darauf antrug, den Bundesgenossen für ihre dem Senate geleisteten Dienste das Bürgerrecht zu erteilen, verweigerte dieses der Senat mit solchem Nachdruck, daß D. Nichts bewirken konnte, und als er einst, von einer Menge Lateiner, welche gekommen waren, um ihm beizustehen, begleitet, aus der Volksversammlung in seine Wohnung zurückkehrte, wurde er beim Eintritt in dieselbe von unbekannter Hand erstochen. Nach wenigen Stunden verschied er mit den Worten: „Sprecht! wird wol die Republik je wieder einen Bürger haben, wie ich war?“ Sein Tod (93 v. Chr.) brachte den schon lange gährenden Bundesgenossenkrieg zum Ausbruche. 3) Nero Claudius, Sohn des Tiberius Nero und

der Livia (in der Folge Gattin des Kaisers August), und Bruder des nachmal. Kaisers Tiberius, wurde als Quästor, mit s. Bruder, 13 vor Chr., gegen die Rhätier gesandt, die er unterwarf. Dann dämpfte er in Gallien einen Aufstand, schlug die Deutschen, welche jenseits des Rheins wohnten, ging über diesen Fluß, besiegte die Sicambres und Bructeres und machte die Friesen den Römern zinsbar. Er war der erste römische Feldherr, der sich auf den nördlichen Ocean wagte. Nach diesen Feldzügen wurde er 11 vor Chr. Prätor, kehrte aber schon im Frühjahr nach Deutschland zurück, überwand mehre Völker bis an die Weser und legte Festungen an. Deshalb wurde ihm zu Rom die Ehre des kleinen Triumphs (der Ovation) zugestanden und er zum Proconsul ernannt; auch legte ihm das Heer den Titel eines Imperators bei, welchen jedoch August nicht bestätigte. 9 vor Chr. ward er Consul, kehrte bald aufs Neue nach Deutschland zurück und drang bis an die Elbe vor, fand es aber unmöglich, über diesen Fluß zu setzen. Um jedoch zu beurkunden, daß er bis dahin gekommen sei, ließ er daselbst Siegeszeichen aufrichten. Auf seinem Rückzuge starb er noch in demselben Jahre, und im 30. seines Alters. Der Canal, welcher den Rhein mit der Yffel verbindet, war sein Werk, und auch der Ort Drusenheim im Elsaß, wo er einige Zeit sein Lager hatte, hat den Namen von ihm. Von seiner Gemahlin Antonia hatte er 3 Kinder, Livia, Germanicus und Claudius, welcher in der Folge Kaiser wurde. Rom verlor an Drusus einen tapfern, im Felde wie in Staatsverhältnissen gleich brauchbaren Mann, und einen seiner redlichsten und edelsten Bürger. S. U. Benedict Wilhelm, „Die Feldzüge des Nero Claudius Drusus in dem nördl. Deutschland“ (Halle 1826, mit e. Ch.).

Dryaden, in der Mythologie der arkadischen Griechen, Waldnympfen, die man zu Schutzgöttinnen der Bäume, namentlich der Eichen (daher der Name) in den Wäldern machte. Nach Einigen sollen Dryaden überhaupt Waldnympfen, die Hamadryaden aber solche sein, welche als Beschützerinnen besonderer Bäume mit ihnen lebten und stirben. (S. Hamadryaden.)

Dryden (John), einer der fruchtbarsten englischen Dichter, mehr wegen s. reinen, gewandten und geschmackvollen Styls als wegen s. poetischen Kraft geschätzt, ward das Muster vieler spätern englischen Dichter. Ein gesunder Verstand äußerte sich bei ihm in einer gebildeten Sprache, ohne Glanz und Fülle der Phantasie. Vieles hatte er dem Studium der Alten zu verdanken, welches er auf der Schule zu Westminster trieb. D., geb. den 9. Aug. 1631 zu Aulwinkle, einem Ft. in Northamptonshire, besuchte die Westminsterschule und die Universität Cambridge. Sein erster Versuch: „Heroic stanzas“, zum Lobe Cromwell's, erschien 1658 nach des Protectors Tode. Die Wiederherstellung der Monarchie hatte auf ihn eben den Einfluß, den sie auf die Herzen der meisten Briten äußerte, denn er schrieb bald darauf: „Astraea redux, a poem on the happy restoration and return of his sacred Majesty, King Charles II.“ 1663 fing er an, des Erwerbs wegen, für die Bühne zu arbeiten. Sein erstes Stück: „The wild Galland“, eine Komödie, wurde kalt aufgenommen. Dies hielt ihn indessen nicht ab, noch 27 Trauerspiele, Lustspiele, Tragikomödien und Opern zu liefern, die man aber für die schlechtesten s. Werke hält, weil sie zu sehr in dem ungeläuterten Geschmacke des damaligen Publicums geschrieben sind. 1667 wurde s. „Annus mirabilis“ gedruckt, ein historisches Gedicht, das nach D. Johnson's Urtheil zu seinen gefeiltesten Werken gehört, wie Dryden überhaupt mehr Talent zur Ausführung als zur Erfindung besaß. Um diese Zeit schrieb er die Biographien des Polybius, Lucian und Plutarch, die den englischen Überses. dieser Schriftsteller vorgeedruckt sind. 1668 erhielt er den wenig einträglichen Posten eines Hofdichters. Um jene Zeit erschien sein eleganter und lehrereicher Dialog: „Essay on dramatic poetry“, der erste Versuch einer feinen Kritik, der von einem Engländer gemacht wurde. Dieser, wie überhaupt s. Abhandlungen und Vorreden in Prosa, sehr rein und geistvoll

geschrieben, haben ihm den Titel eines Vaters der englischen Kritik erworben. Er gewann ein so großes Ansehen, daß ihn die damaligen dramatischen Dichter für den Richter der Bühne erkannten und sich von ihm die Prologen oder Epilogen ihrer Stücke schreiben ließen. 1681 machte er seine merkwürdige Satyre: „Absalon and Ahitophel“, bekannt. Sie ist gegen die Partei des Herzogs von Monmouth gerichtet und verspottet viele der angesehensten Personen damaliger Zeit unter erdichteten Namen. Nach Jakobs II. Thronbesteigung trat er zur katholischen Kirche über, wofür ihn der König zu seinem Historiographen ernannte. Aus Eifer für seine neue Religion, und zu seiner Verteidigung machte er jetzt s. verrufene Fabel: „The kind and the panther“, bekannt, worin er die römische Kirche, unter dem Bilde einer milchweißen Hirschkuh, ihre Gerechtfame gegen die protestantische, welche als ein Panther vorgestellt wird, vertheidigen läßt. Aber Jakobs II. Regierung währte nicht lange, und unser Dichter verlor seine Stelle; worauf er zur Schriftstellerei, als einem bloßen Erwerbzweige, seine Zuflucht nehmen mußte. Er arbeitete von nun an zuweilen etwas fabrikmäßig; indessen tragen alle seine spätern Werke das Gepräge seines großen Talents an sich. 1693 erschien sein Persius und Juvenal, 1697 sein Virgil, der zu den meisterhaftesten Übersetz. gehört, die irgend eine neuere Nation aufweisen kann. Sein letztes Werk waren s. aus Homer, Dvid, Boccaccio u. Chaucer entlehnten „Fables ancient and modern, translated into verses, with original poems“. In dieser Sammlung steht seine gepriesene Ode: „Alexander's feast, or the power of music, in honour of St.-Cecilia's day“, die von Händel 1725 vortrefflich componirt ist und Pope's und Congreve's ähnliche Gedichte hinter sich zurückläßt. Ramlar hat sie 1770 übersetzt; auch hat man eine Nachbildung derselben von Rosegarten. Überhaupt sind s. lyrischen und satyrischen Gedichte unstreitig die ausgezeichnetsten in der englischen Literatur dieser Zeit, obgleich er mehr aus dem Kopfe als aus dem Herzen sang. D. lebte in Dürftigkeit und starb 1701. Er wurde in der Westminsterabtei zwischen Chaucer und Cowley beigesetzt. Die neueste und vollständigste Ausgabe s. Schriften, nebst seinem Leben, ward von Walter Scott in 18 Bdn. (London 1808) geliefert; neue Aufl.: „Life of John Dryden“, von Walter Scott (Paris 1826).

Dschaggernath, Jaggernath, Juggernaut, eigentlich Dschagatnatha, d. i. der Herr der Welt, der berühmteste und heiligste Tempel in Hindostan, im Bezirke von Cuttack, auf der Küste von Orissa. Die Pagode liegt dicht an der Küste, unweit des Tschikasees, in einer öden, unfruchtbaren Sandgegend, und zeigt sich als eine formlose Steinmasse. Das Götzenbild ist ein geschnitzter Holzbloß, mit einem furchtbaren, schwarzbemalten Gesichte und weit aufgesperrtem, blutrothem Maul. Es ist prächtig bekleidet, und die angeführte Benennung desselben, Dschagatnatha, einer der vielen Namen des Welterhalters Wischnu. (S. Indische Mythologie.) An Festtagen wird der Thron des Bildes auf einen 60 Fuß hohen, auf Rädern sich bewegenden Thurm gestellt, begleitet von zwei andern Götzenbildern, seinem weißen Bruder, Balaram, und seiner gelben Schwester, Schubudra, die gleichfalls auf besondern Thürmen sitzen. An dem Hauptthurme sind 6 lange Schiffstau befestigt, woran das Volk ihn zieht. Die Priester und ihre Gehülfen stehen um den Thron, auf dem Thurme, und wenden sich zuweilen mit unzüchtigen Gesängen und Gebärden an die Verehrer. Auch die Wände des Tempels, wie die Seiten des Thurmwagens, sind mit den unzüchtigsten Sinnbildern in großer, dauerhafter Bildhauerarbeit bedeckt. Während der Thurm sich vorwärts bewegt, werfen sich andächtige Schwärmer zu Boden, um sich von den Rädern zerquetschen zu lassen, und die Menge empfängt solche Handlungen mit lautem Beifallruf, als gottgefällige Opfer. Im Tempel wird eine Anzahl von feilen Weibern für die Pilger unterhalten, sowie mehre geweihte Stiere, welche gewöhnlich von den Pilgern mit Kräutern gefüttert werden. Ein Knochen des Krishna

wird im Tempel als kostbare Reliquie aufbewahrt, aber nur Wenigen gezeigt. Jährlich, besonders an zwei Hochfesten, im März und Juli, strömen die Pilger in zahllosen Scharen zu der Pagode. Man rechnet deren mindestens 1,200,000 jährlich, von welchen, wie man behauptet, in der Regel 9 Zehnthelle unterwegs durch Mangel, Beschwerde oder Krankheit weggerafft werden; so viel ist wenigstens gewiß, daß bis auf 12 Meilen in der Runde der Weg zum Heiligthum mit Menschengedreihen bestreut ist. Viele alte Leute unternehmen die Wallfahrt in der Absicht, auf dem heiligen Gebiete zu sterben. Nicht weit vom Tempel ist ein Platz, von den Europäern Golgatha genannt, wohin man gewöhnlich die Leichname wirft, und wo man immer Hunde und Geier sich nähren sieht. Die von den Pilgern bezahlten Abgaben werfen ein ansehnliches Einkommen ab, das, nach Abzug der Kosten zur Unterhaltung des Tempels, der Regierung zufällt. Als 1803 die Landschaft von den Engländern den Maratten entrissen ward, traten Jene in alle Rechte der frühern Besitzer, aber die Abgabe ward während der Verwaltung des Marquis von Wellesley den Pilgern nie abgenommen; nach seiner Abreise aus Indien hingegen (1806) von der bengalischen Regierung eine Verordnung zur Verwaltung der Pagode und Besteuerung der Pilger erlassen. Die Aufsicht über die Tempel und die Priester ward 1809 dem Rajah von Kurdah übertragen, mit der Verpflichtung, die alten Anordnungen zu handhaben. Eine Straße von Calcutta zu dem Tempel ward seit 1810 angelegt, wozu ein reicher Hindu, Rajah Sukmoy Roy, 16,000 Pfd. St. beitrug, unter der Bedingung, daß sie seinen Namen führe.

Dschamy, Molla (Djamy), eigentlich Abdurchaman ebn Achmed, berühmter persischer Dichter, geb. 1414, hatte jenen Beinamen von seiner Heimath Dscham, in der Provinz Khorasan. Er verdunkelte die größten Geister seiner Zeit. Der Sultan Abu Said rief ihn an seinen Hof nach Herat; aber Dschamy, ein Anhänger der Lehre der Sophi, zog die Verückungen eines Mystikers den Vergnügungen des Hofes vor. Er setzte sich oft in die Halle der großen Moschee zu Herat, wo er sich freundlich mit Leuten aus dem Volke unterhielt, sie in den Lehren der Tugend und des Glaubens unterrichtete und sie immer durch seine milde Beredsamkeit zu gewinnen wußte. Als er 1494 starb, war die ganze Stadt in Trauer. Der Sultan ließ ihm auf öffentliche Kosten ein glänzendes Leichenbegängniß ausrichten, und die Erde öffnete sich, sagten die persischen Dichter, wie eine Muschel, um diese unschätzbare Perle aufzunehmen. Er war einer der fruchtbarsten Schriftsteller Persiens und hinterließ über 40 Werke, meist mystischen Inhalts. Sieben der anziehendsten Schriften vereinigte er u. d. T.: „Die sieben Sterne des Bär“. Dazu gehören: „Zusuf und Zuleika“, eins der unterhaltendsten Werke in der persischen Sprache, wovon Law in den „Asiatic miscellanies“ Bruchstücke bekanntgemacht hat, und die anmuthige Dichtung „Medschnun und Leila“, die Hr. von Chezy (Paris 1805) franz., und Hartmann (Lpz. 1807, 2 Bde.) deutsch übersezte. Sein „Beharistan“, eine Darstellung der Sittenlehre in Prosa und Versen, wird mit Sadi's „Ghulistan“ verglichen. Bruchstücke daraus ließen Zenisch (in der „Anthologia persica“) und Wilken (in der „Chrestomathia persica“, Leipzig 1805) abdrucken. Nach Göthe faßt er alle Bemühungen der frühern persischen Dichter zusammen. Klarheit und Besonnenheit ist sein Eigenthum.

Dschingis-Khan (auch Genghis-Khan). Dieser berühmte Eroberer war der Sohn eines mongolischen Hordenanführers, mit Namen Jozonkai oder Djzonkai, der zwar über 30 bis 40 Familien gebot, jedoch den Tatarhans oder Kins, die damals die östliche Tatarei und den ganzen nördlichen Theil von China beherrschten, Tribut zahlte. Dschingis-Khan wurde geb. im J. 559 der Hegira, oder 1163 — 64 nach Chr. Geb., und erhielt den Namen Temudjyn. Die kriegerischen Talente des Jünglings waren von s. Lehrer, Karathar, so gut ausgebildet worden, daß er im 13. J. schon im Stande war, die Zügel der kleinen Herrschaft

zu ergreifen, welche ihm nach dem Tode des Vaters, durch das Recht der Erstgeburt, gebührten. Die Oberhäupter der Stämme und Familien, welche dem jungen Khan unterworfen waren, glaubten, es werde leicht sein, denselben zu verdrängen oder sich seiner Herrschaft zu entziehen. Sogleich aber führte er in Person 30,000 Mann gegen diese Auführer, und obgleich der Sieg in der ersten Schlacht unentschieden blieb, kehrte Temudjyn doch bald zurück und errang im zweiten Angriffe einen vollständigen Sieg. Nach dem Treffen theilte er unter die Officiere und Soldaten Belohnungen aus, welche auch aus Gefangenen bestanden, die als Sklaven behandelt wurden. Mehre durch Rang und Einfluß besonders ausgezeichnete aber wurden auf Befehl des Siegers in 70 Kessel mit siedendem Wasser geworfen; ein würdiges Vorpiel der zahllosen Gräueltthaten, wodurch er Asien bald in Schrecken setzten sollte. Eine große Anzahl von Stämmen vereinigte sich nunmehr wider ihn. Er aber fand einen mächtigen Beschützer in dem Großkhan der karaitischen Mongolen, Namens Dung, der ihm seine eigne Tochter zur Ehe gab. Dadurch ward ein Krieg mit einem zurückgesetzten Nebenbuhler veranlaßt. Man traf zusammen, und es sollte eine große Schlacht geliefert werden am Fuße der Altaigebirge, als der Schwiegervater, erschreckt durch die drohenden Gefahren, sich eiligst zurückzog. Temudjyn bemerkte jedoch in Zeiten den Abfall und verschlangte sich sogleich zwischen Dnon und Tula, von wo aus er den karaitischen Truppen Hülf leisten konnte, welche der Rache der Feinde preisgegeben waren. Diese Handlung des Edelmuths stellte den Frieden zwischen Schwiegervater und Eidam wieder her, der aber nicht von Dauer war. 1202 bekriegten sie einander förmlich, und Dung-Khan verlor in einer Schlacht mehr als 40,000 M., und auf der Flucht das Leben. Der Sieger fand jedoch einen neuen, furchtbaren Gegner in der Person Tayankä, des Oberhauptes der naimanschen Tataren. An den Ufern des Altai traf man zusammen, Tayankä wurde schon im Anfange des Gefechts verwundet und starb auf der Flucht, nachdem er alle seine Soldaten bis auf den letzten Mann hatte niederhauen sehen. Dieses merkwürdige Gefecht sicherte dem Sieger die Oberherrschaft über einen großen Theil der Mongolei und den Besitz der Hauptstadt Kara-Korum. Im Frühling des folg. J. hielt er eine Art von Reichstag in Bloun Youldouf, s. Geburtslande, wo sich Abgeordnete von allen ihm unterworfenen Horden einfanden; diese setzten ihm die Krone auf und riefen ihn zum Khakan oder Großkhan im Angesichte des Heeres aus. Zugleich prophezeite ihm ein frommer Khaman, den die Mongolen sehr verehrten, daß er über die ganze Erde herrschen werde, und befahl ihm, sich fortan nicht mehr Temudjyn, sondern Dschingis-Khan zu nennen. In derselben Versammlung machte Dschingis-Khan auch ein bürgerliches und militairisches Gesetzbuch bekannt, das noch jetzt in Asien unter dem Namen Yza Dschingis-Khany bekannt ist. Dieses Gesetzbuch ist auf den Monotheismus gegründet, denn Dschingis bekannte sich zu keiner bestimmten Religion; er gab keinen auch nur den entferntesten Vorzug vor der andern. Alle Männer von Verdienst, ohne Unterschied des Glaubens, waren an s. Hofe willkommen. Dschingis-Khan ließ auch viele oigurische, tibetanische, persische und arabische Bücher ins Mongolische übersetzen, ein Beispiel, welches von mehren Nachfolgern nachgeahmt wurde, und wodurch die Mongolen unter den gebildeten Nationen Asiens einen nicht unbedeutenden Rang gewannen. Durch die Prophezeiung bei Dschingis-Khan's Krönung war der Geist der Truppen so angefeuert worden, daß er sie leicht zu neuen Kriegen führen konnte. Das schöne und große Land der Diguren, im Mittelpunkte der Tatarei, hatte längst seine Begierde gereizt. Dieses mehr durch literarische Bildung als kriegerische Talente sich auszeichnende Volk war leicht unterworfen, und Dschingis-Khan war nun Herr des größten Theiles der Tatarei. Kurz darauf ergaben sich seiner Herrschaft mehre tatarische Volksstämme, und 1209 überstieg er die große Mauer und sandte Truppen nach Keatong und Petscheli.

Die Eroberung von China beschäftigte die Mongolen über 3 Jahre lang; die Hauptstadt, damals Yen-king, jetzt Peking genannt, wurde 1215 mit Sturm genommen und geplündert. Der Brand dauerte einen Monat. Die Ermordung von Gesandten, die Dschingis-Khan an den König von Khazime gesandt hatte, veranlaßte 1218 den Angriff auf Turkestan mit einem Heere von 700,000 M. Das erste Zusammentreffen der feindlichen Heere war furchtbar, doch unentschieden. Dschingis-Khan's Söhne zeigten sich durch Unerfrorenheit des Vaters würdig. Die Khazimer verloren 160,000 M. 1219 drangen die Mongolen immer weiter. Den meisten Widerstand leisteten die beiden großen Städte Bokhara und Samarkand. Sie wurden erstürmt, geplündert, verbrannt, und mehr als 200,000 Menschen kamen dabei um. Zu bedauern ist hier die Zerstörung der köstlichen Bibliotheken von Bokhara, einer Stadt, welche in ganz Asien durch ihre gelehrten Anstalten berühmt war. Sieben Jahre hinter einander war Dschingis-Khan nur mit Morden, Plündern, Unterjochen beschäftigt, und dehnte seine Herrschaft bis an die Ufer des Borysthenes aus, wo auch der Großherzog von Kiew und der Herzog von Tchernikoff gefangen wurden. In China hatte er einstmal alle Landbewohner wollen umbringen lassen, um die bestellten Furen in Viehweiden zu verwenden, und weniger Menschen ernähren zu müssen, die nicht zum Kriege taugten. Allein einer seiner Räthe, Eletschufay, widerstande sich muthig dieser Maßregel. Dieses bestimmte den Eroberer, einige Zeit nach Kara Korom, seiner Hauptstadt, zurückzukehren. Hier kam ihm seine Familie bis an die Ufer des Flusses Tula entgegen und empfing ihn mit ausgezeichneten Freundsbezeugungen. Er zeigte sich nicht ohne Gefühl dafür. Von seinen zahlreichen Enkeln ließ er 2 nach einem von ihm selbst entworfenen Plane erziehen. 1225, wo er bereits älter als 60 J. war, zog er noch in Person, an der Spitze aller seiner Heere, gegen den König von Tangut, der 2 Feinden der Mongolen eine Zuflucht bei sich gestattet hatte und sie nicht ausliefern wollte. Die Mongolen zogen durch die Wüste von Kobi im Winter und drangen ins Herz der feindlichen Staaten ein, wo sich ihnen ein Heer von 500,000 M. entgegenwarf. Auf einem von dem Karamoran gebildeten gefrorenen See lieferte Dschingis-Khan dem Feinde eine große Schlacht, worin dieser gänzlich geschlagen wurde und über 300,000 M. verlor. Einige Zeit verweilte der Sieger in den neueroberten Provinzen, von wo aus er 2 seiner Söhne abschickte, um die Eroberung des nördl. China zu vollenden. Indessen wurde die Belagerung der Hauptstadt von Tangut, Ninghin (Nanking), mit Eifer fortgesetzt. Die Stadt erlag endlich, und hatte mit andern gleiches Schicksal. Alles wurde mit Feuer und Schwert verheert. Allein die Gründung einer mongolischen Dynastie in China war dem Enkel Dschingis-Khan's erst aufbehalten. Bei diesem Unternehmen fühlte Dschingis-Khan die Annäherung seines Todes. Er berief seine Kinder zusammen, empfahl ihnen Eintracht und gab ihnen die weisesten Rathschläge zur Regierung der weitläufigen Staaten, die er ihnen hinterließ (ein Gebiet von mehr als 1500 Stunden in der Länge). Er starb, umgeben von den Seinigen, den 24. Aug. 1227 im 66. J. s. Alters und dem 52. s. Regierung. Das Dasein dieses Eroberers hatte dem Menschengeschlechte wenigstens 5 — 6 Mill. Individuen jedes Alters und Geschlechts gekostet. Dabei hatte er eine ungeheure Menge von Denkmälern der Kunst, kostbaren Handschriften, die sich in den Städten Balk, Bokhara, Samarkand, Peking u. a. befanden, vernichtet. Er wurde mit vielem Pomp zu Tangut, nicht weit von dem Orte, wo er gestorben war, unter einem Baume begraben, der sich durch seine ungeheuern Äste auszeichnete. Er hatte sich diesen Ort selbst zum Begräbnisplatze gewählt. Ehe er starb, theilte er seine Staaten unter die 4 Prinzen, die er von der ersten seiner 4 rechtmäßigen Frauen hatte. Ein großer Theil seiner Staaten ging aber auf Kublai über, den man als den Stifter der mongolischen Dynastie in China zu betrachten pflegt. Ein Abkömmling des Dschingis-

Rhan, Abulgasi, Beherrscher von Khoresm (1644 — 1664), schrieb die Geschichte s. Volkes u. d. T. „Türkischer Baum“ um 1660, die seine Söhne vollendeten. Sie ist übers. aus d. Tatar. ins Russ., aus diesem ins Deutsche, aus diesem ins Französ. (Leyden 1726), dann ins Engl. (Lond. 1730), und a. d. Engl. ins Russ. zurück (Petersb. 1770). Endlich ließ Graf Rumjanzoff den tatar. Originaltext drucken (Kasan 1825, Fol.).

Dualismus, die philosophische Ansicht, welche das Wesen der Dinge auf die Annahme zweier ungleichartigen, als ursprünglichen und nicht von einander abzuleitenden Principien aller Dinge, z. B. des Idealen und Realen (oder des Wissens und Seins), oder der materiellen und der denkenden Substanz, gründet und zurückführt. Er kann dogmatisch, kritisch oder skeptisch sein. Im engeren Sinne beschränkt man den Dualismus a) auf die Annahme zweier Grundwesen, eines bösen und guten, wie in den orient. Religionen, b) auf die Annahme zweier verschiedenen Principien im Menschen, nämlich eines geistigen und eines körperlichen Principis; dieses ist der (metaphysisch-) psychologische Dualismus. Wer dieser Ansicht zugethan ist, heißt **Dualist**. Wer insbesondere die Verschiedenheit und den Gegensatz beider Principien (auch selbst Dualismus genannt) nur annimmt, insofern er dem Bewußtsein erscheint, heißt empirischer, wer diesem Gegensatz objective Wahrheit beilegt, transcendentaler Dualist. Dem Dualismus steht entgegen der Monismus, welcher Idealismus oder Realismus, Spiritualismus oder Materialismus ist. — In der Theologie heißt **Dualismus** die Lehre Derer, welche nur einigen Auserwählten die Seligkeit, allen Übrigen aber die ewige Verdammniß zusprechen.

Dublin, Hauptst. des Königreichs Irland, in der Nähe einer Bai, vom Liffey in 2 Theile getrennt, welche 7 Brücken verbinden (darunter die Essey-, die Königin- und die Carlislebrücke die vorzüglichsten), hat 15,600 H. und gegen 190,000 E. Eine schöne Allee (Circular Road) umgibt die fast cirkelförmig gebaute Stadt. D. hat großentheils breite, regelmäßige, vortrefflich gepflasterte und des Nachts erleuchtete Straßen, hohe, zierlich gebaute Häuser und schöne Plätze. Unter den letztern zeichnet sich Stephens-Grün (St.-Stephens-Green) aus, ein viereckiger Platz, davon jede Seite 1000 Fuß lang, und der mit der bronzenen Bildsäule Georgs II. geziert ist. Nur die Liberty, der kleinere Theil der Stadt, worin die Hefe des Volks wohnt, hat hüttenähnliche Häuser und gewährt einen unangenehmen Anblick. Die schönsten Gebäude sind: das Schloß, worin der Vicekönig wohnt; der Palast des Herzogs v. Leinster; das (Dreifaltigkeits-) Trinity-College (s. d.), das einzige Collegium der dasigen Universität, ein schönes Gebäude von großem Umfange, worin 300 Studenten wohnen, und eine Bibliothek, Museum, anatomisches Theater u. sich befinden; das vormalige Parlamentshaus, jetzt die Bank, ein großes, mit prächtigen Säulen umgebenes Gebäude; das Zollhaus; die prächtige Börse und die von Quadersteinen erbauten großen Casernen, welche 6000 M. fassen können. Noch hat D. eine Akademie der Wissensch., eine Gesellschaft zur Verbesserung des Ackerbaues, eine Malerakademie und a. wissenschaftl. Anstalten. Zahlreich sind die milden Stiftungen. Unter vielen Manufacturen treiben wenige ihr Geschäft ins Große. Die vornehmsten bestehen in Seide, Baumwolle und Leinwand; auch gibt es viele Branntwein- (Whisky-) Brennereien. D. ist der Mittelpunkt des irländischen Handels. Der Hafen wird durch einen mit großen Kosten aus Granitsteinen aufgeführten, 30 Fuß breiten Damm, der über 1 engl. Meile ins Meer hinausläuft, gebildet. Am Ende dieses Steindammes befindet sich ein Leuchtturm. Auch fängt bei D. der große Canal an, der durch die Provinz Leinster geführt ist und sich mit dem Shannon vereinigt. Der Phoenixpark bei der Stadt ist eine Anlage von großem Umfange.

Dubois (Guillaume), Cardinal, erster und unumschränkt herrschender Minister des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, war der Sohn eines

Apothekers, geb. 1656 in einem kleinen Städtchen der Provinz Limousin. 12 J. alt kam er nach Paris, und erhielt, nachdem er im Collegium St.-Michel studirt hatte, die Stelle eines Hauslehrers. Er wurde mit dem Unterhofmeister des Herzogs von Chartres, dem Herrn v. St.-Laurent, bekannt, der sich, als er schwach zu werden anfing, von D. unterstützen ließ. D. wußte sich bald die ganze Zuneigung seines Zöglings zu erwerben und wurde nach St.-Laurent's Tode an dessen Stelle gewählt. Von nun an spielte er zwei Rollen, die eines Erziehers und die eines Gelegenheitsmachers für die Ausschweifungen des jungen Herzogs. Ludwig XIV. wünschte diesen s. Neffen mit s. legitimirten Tochter, dem Fr. de Blois, zu vermählen. Monsieur, Ludwigs Bruder, war nicht abgeneigt, aber dessen Gemahlin zu stolz für diese Ehe. D. sollte sie und den jungen Prinzen dafür gewinnen. Es gelang seiner Schlaueit, und sein Lohn war die Abtei St.-Just in der Picardie. Ludwig, der seine Talente kennen gelernt hatte, erlaubte ihm, sich nach London zum franz. Gesandten zu begeben. Hier wußte sich der Chevalier D. durch Saint-Evremond wichtige Bekanntschaften zu verschaffen. Besonders schloß er sich an den Lord Stanhope an, dessen Freundschaft die Quelle seines fernern Glücks wurde. D. kehrte nach Frankreich zurück und wurde, unter dem bescheidenen Titel eines Secretairs, der geheime Rath des Herzogs von Orleans und Vorfeser des herzogl. Hauses. Er kämpfte hier glücklich mit vielen Hindernissen und Feinden. 1715 übernahm der Herzog die Regentschaft, und jetzt wagte der ebenso ehrfürchtige als schlaue D. die ausschweifendsten Hoffnungen zu nähren. Aller Gegenwirkungen der einflussreichsten Personen ungeachtet erhielt er vom Herzoge die Ernennung zum Staatsrath. Da die Ränke des spanischen Hofes, den damals der Cardinal Alberoni leitete, den Herzog beunruhigten, und dieser auf mächtige Verbündete bedacht war, richtete D. seine Blicke auf England und erbot sich zu geheimen Unterhandlungen. Hier half ihm seine Bekanntschaft mit Lord Stanhope. Er wußte Georgs I. Abneigung gegen die Person des Regenten zu überwinden und brachte die dreifache Allianz von 1718 zwischen Frankreich, England und Holland zu Stande. Man hat behauptet, D. habe sich an England verkauft; es ist aber unerwiesen. Er mußte sogar selbst erkaufen, um zum Ziele zu kommen. Als Lohn erhielt D. die Stelle eines Ministers der auswärt. Angelegenh. Nun strebte er auch nach den höchsten Würden der Kirche. Das Erzbisthum von Cambray wurde erledigt, und D. wagte es, den Regenten darum zu bitten, obgleich er noch nicht einmal Priester war. Der Regent erstaunte über diese Kühnheit; allein als der König von England sich selbst für D. verwandte, erhielt dieser an einem Morgen alle Weihen der Kirche und nach wenigen Tagen das Erzstift. Auch den Cardinalshut wußte er durch die schlauesten Mittel zu erlangen, und ließ sich nun 1722 zum Premierminister erklären. Seine Macht hatte keine Grenzen mehr; aber grenzenlose Ausschweifungen brachten ihn früh an den Rand des Grabes. Er konnte kaum noch gehen und in den Wagen steigen, und doch setzte er sich ein, um der militairischen Ehrenbeziehung zu genießen, bei einer Musterung zu Pferde; allein er zog sich einen innern Schaden zu, woran er den 10. Aug. 1723 starb. Der Herzog von St.-Simon hat folgendes treue Bild von ihm entworfen: „Dubois war ein kleiner, magerer, schmaler Mann mit einer Luchsmiene. Alle Laster: Treulosigkeit, Geiz, Wollust, Ehrsucht, die niedrigste Schmeichelei, stritten sich in ihm um die Oberherrschaft. Er log so, daß er selbst noch leugnete, wenn man ihn auf der That ertappt hatte. Trotz eines erkünstelten Stotterns, woran er sich gewöhnt hatte, um Zeit zu haben, Andre zu durchschauen, würde seine belehrende, geschmückte, angenehme Unterhaltung ihn sehr beliebt gemacht haben, wenn nicht ein Dunst von Falschheit seiner Heiterkeit das Erfreunde benommen hätte. Übrigens arbeitete er, seines großen Hanges zu Ausschweifungen ungeachtet, außerordentlich. Sein Vermögen war ungeheuer, und seine Einkünfte beliefen sich in die

Millionen. Sein Andenken war verhaßt und verspottet. Seine Grabchrift selbst ist eine Satyre, denn nach Aufzählung aller Ämter und Würden heißt es: *Solidiora et stabiliora bona, viator, mortuo precare!*"

Dubos, Du Bos (Jean Baptiste), einer der ersten franz. Ästhetiker, welcher die Theorie der Künste auf einen allgemeinen Grundsatz zu bauen versuchte und die Kunsttheorie durch seine Vergleichung der Poesie, der Malerei und Musik („*Réflexions sur la poésie, la peinture et la musique*", Paris 1719, 6. A. 1755 in 3 Bdn., übers. von Junf 1759 und mehrmals; der 3., welcher eine Abschweifung über die theatralischen Vorstellungen der Alten enthält, von Lessing übers. in f. „*Theatr. Bibliothek*", 3. St.) bereicherte. Als Grundlage seiner Theorie stellt er das Bedürfnis auf, welches jeder Mensch fühlt, seine Gemüthskräfte zu beschäftigen und seine Empfindungen in Wirksamkeit zu setzen. Geb. zu Beauvais 1670, studirte er daselbst und zu Paris, wurde 1695 in dem Bureau der auswärt. Angelegenheiten unter dem Minister Torcy angestellt, welcher ihm die Besorgung wichtiger Geschäfte in Deutschland, Italien, England und Holland übertrug. Auf diesen Reisen sammelte er seine Erfahrungen über die Künste, welche er in jenem Werke aufstellte. Nach seiner Zurückkunft erhielt er ein Kanonicat, eine Pension und 1722 die Stelle eines beständ. Secretairs der franz. Akademie. Als Geschichtschreiber hat er sich durch seine „*Histoire de la ligue de Cambrai*" (Paris 1721, 2 Bde., 12.) und f. „*Histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules*" (Amst. 1743, 2 Bde., 4. und 12.) ausgezeichnet. Voltaire rechnet ihn unter die Schriftsteller, welche das Jahrh. Ludwigs XIV. verherrlicht haben. Er starb zu Paris den 23. März 1742.

Ducange, s. Dufresne.

Ducaten, s. Dukaten.

Ducaton, 1) eine holländ. Goldmünze (auch Ruyder genannt), ungefähr 6 Thlr., und eine Silbermünze, ungefähr 1 Thlr. 17 Gr.; die erste ist eine Nationalmünze, die nur im Lande circulirt, die Silberducations aber werden vorzüglich im Handel mit Ostindien gebraucht; 2) eine franz. Silbermünze (einen halben Dukaten oder 1 Thlr. 12 Gr. werth), so viel als ein Laubthaler; 3) eine maländische Münze von ungefähr 1 Thlr. 13 Gr.

Duchesne oder Du Chesne (André), latin. Chesnius, Duchenius, Quercetanus, Geschichtsforscher und Sammler, welchen man den Vater der Geschichte Frankreichs genannt hat. Geb. 1584 zu Isle Boucharb in Touraine, studirte er zu London und Paris, wurde zum königl. Geographen und Historiographen ernannt, und starb am 30. Mai 1640. Wichtig sind: seine Sammlung franz. Geschichtschreiber („*Historiae Francorum scriptores*", 3 Bde., denen sein Sohn, François Duchesne, den 4. und 5. aus f. Vaters Nachlaß hinzufügte), zu deren Fortsetzung die franz. Regierungen in den neuern Zeiten mehrmals aufgefordert haben; f. „*Scriptores rerum Normannicorum ab a. 838 — 1220*", und f. genealogischen Werke, durch welche er die Geschichte Frankreichs erläuterte. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß; einige gab f. Sohn nach f. Tode heraus. Mehr als hundert Folianten soll er noch in Handschrift hinterlassen haben.

Duchesnois (eigentlich Josephine Rasin), geb. den 25. Dec. 1786 zu St.-Sauloe bei Valenciennes, in unserer Zeit die erste tragische Schauspielerinn der Franzosen. Sie verrieth von ihrer Kindheit an einen entschiedenen Beruf zur Schauspielkunst. In Valenciennes betrat sie 1797 zuerst mit Beifall die Bühne. Mit ihren Leistungen aber selbst nicht zufrieden, widmete sie 5 Jahre der ernstlichen Ausbildung ihrer Anlagen und ließ sich dabei von dem Dichter Legouvé (f. d.) leiten. Diese unglückliche Bildung aber machte der unbekanntenen Fremden die Fürsten der Bühne abgeneigt. Erst 1802 erhielt sie, auf Napoleons Befehl, Zutritt auf dem Théâtre français und gewann gleich bei ihrer ersten Erscheinung in der Rolle der

Phäbea allgemeinen Beifall. Was ihren Zügen an Regelmäßigkeit abgeht, ersetzen ein edler Wuchs, eine reine, anmuthige Sprache, Einfachheit und Wahrheit des Spiels, tiefes Gefühl für Poesie, und besonders die Wärme ihres Vortrags. Ebenso sehr entzückte sie als Hermione, Semiramis, Dido, und in der Rolle der Roxane ward sie bekränzt. Nach diesen glänzenden Erfolgen zog sie sich auf einige Monate zurück, um einer neuen Schauspielerin, der reizenden Georges (s. Pariser Theater), freies Feld zu lassen. 1803 trat sie wieder als Amenaïde auf; vielleicht würde sie sich noch länger zurückgesetzt gesehen haben, wenn nicht die Kaiserin Josephine die förmliche Anstellung der Künstlerin 1804 veranlaßt hätte. Es entstand nun ein heftiger Kampf zwischen den Anhängern der beiden Nebenbuhlerinnen. Besonders war Geoffroy (s. d.) einer ihrer heftigsten Gegner. Aber bald lauterte sich, trotz des Parteigeschreis, die öffentliche Meinung. Ward ihrer jüngeren Nebenbuhlerin in Rollen, die Kraft und Tiefe fordern, der Preis zuerkannt, so behauptete doch die ältere Künstlerin in gefühlvollen den Vorzug. Seit 1808 wurde sie durch Kränklichkeit oft lange Zeit von der Bühne entfernt, ist aber 1822 von neuem aufgetreten.

Duchoborzy, s. Griechische Kirche.

Ducis (Jean François), dramatischer Dichter, bekannt durch seine Bearbeitungen mehrer Stücke von Shakspeare, geb. um 1732 zu Versailles, trat spät als Schriftsteller für die Bühne auf. Sein erstes Stück, „Amelise“, machte so wenig Glück als viele folgende. Deslo mehr Aufmerksamkeit erweckte sein „Hamlet“, das erste Shakspeare'sche Stück, welches auf die franz. Bühne kam. Diese Nachbildung aber sowohl als die nächstfolgende: „Romeo und Julie“, und die spätern, wurden dem franz. Volksgeschmacke so ganz angepaßt, und der Gang der Handlung in einigen so ganz verändert, daß zuweilen nur der Titel an das Urbild erinnert; allein eben deswegen fanden diese Bearbeitungen in Frankreich desto größern Beifall. Später versuchte er in seinem „Oïpus bei Admet“ die Griechen nachzuahmen, kehrte aber bald zu Shakspeare zurück und bearbeitete nach und nach „Lear“, „Macbeth“, „Djello“ u. a. Stücke. Unter seinen eignen Arbeiten zeichnet sich „Abufar oder die arabische Familie“ aus. Sein Styl ist zuweilen hart, aber edel und voll tragischer Würde. 1778 ward er an Voltaire's Stelle in die Akademie gerufen. Dann ward er als Secretair bei Ludwig XVIII. angestellt. Er blieb diesem unter allen Verhältnissen treu und lehnte unter Napoleon die 40,000 Fr. jährl. eintragende Stelle eines franz. Senators und das Kreuz der Ehrenlegion ab, zu einer Zeit, wo er fast darben mußte. Die Rückkehr Ludwigs XVIII. versüßte sein Alter. Höchst entzückt war er, als der König ihm bei der ersten Audienz einige seiner Verse recitirte. „Ich bin glücklicher“, sagte er, „als Boileau und Racine; sie recitirten ihre Verse Ludwig XIV., mir recitirt der König die meinigen“. Er starb den 31. März 1816 zu Versailles. Seine „Oeuvres“ erschienen 1819 zu Paris in 3 Bdn. Campenon gab 1824 zu Paris „Lettres sur la vie, le caract. et les écrits de J. F. Ducis“ heraus. D. vereinigte das Schreckliche von Dante und Shakspeare mit dem Lieblichen von Horaz und Gessner. In seinem Wesen war er einfach, gutmüthig, kindlich, ein Lamm; aber ein Löwe, wenn man ihm Etwas zumuthete, was gegen seine Rechtslichkeit war.

Duclos (Charles Pineau), bekannt als Romandichter, Charakteristiker, Memoirenschreiber und Grammatiker, geb. 1705 zu Dinant, erhielt zu Paris eine gute Erziehung, machte frühzeitig seine Kenntnisse geltend, wurde 1739 Mitglied der Akad. der Inschriften, 1748 Mitgl. und bald darauf beständ. Secretair der franz. Akademie. Obgleich er sich in Paris niedergelassen hatte, so wählte ihn doch seine Vaterstadt 1744 zu ihrem Maire. Als die Stände von Bretagne, zur Belohnung ihres Eifers für das Wohl des Königreichs, Diejenigen aus ihrer Mitte nennen sollten, die sich der königl. Gnade am würdigsten gemacht hätten, wurde D. einstimmig unter diese Zahl gerechnet, und in den Abestand erhoben. Nicht lange

vor seinem Tode ward er an Voltaire's Stelle zum Historiographen von Frankreich ernannt. Er starb zu Paris den 26. März 1772. Zu seinen besten Romanen gehören die „Confessions du Comte de B.“ (1741, 12.), und zu den besten Memoiren s. „Mémoires sur les moeurs du XVIII^{me} siècle“ (1751, 12.): beide reich an feinen und treffenden Bemerkungen, besonders über das weibliche Geschlecht und über die Liebe. Seine „Considérations sur les moeurs de ce siècle“ (1749, 12.) in Bruyère's Manier, sind voll geistreicher, treffender Charakterzeichnungen und tiefer Menschenkenntniß. Seine „Histoire de Louis XI.“ wird geschätzt, doch erkennt man darin den Romanenschrreiber. Größern historischen Werth haben s. „Mémoires secrets sur les régnes de Louis XIV. et XV.“ Diese arbeitete D. als Historiographe de France aus. Sie erschienen erst 1791 (2 Bde., deutsch von F. J. Huber, Berlin 1791). Auch hat er sich in s. „Remarques sur la grammaire générale de Portroyal“ (1764, 12.) als Sprachforscher ausgezeichnet. D'effant gab die „Oeuvres complètes de Duclos“ (Paris 1809, 10 Bde.) heraus. Der letzte Bd. enthält ein Bruchstück einer Selbstbiographie. In den anziehenden „Mémoires de Madame d'Epinay“ (1818) lernt man Duclos's Charakter von einer nicht günstigen Seite kennen.

Du-Deffand (Marie de Vichy Samrond, Marquise), geb. 1697 aus einer edeln Familie in Bourgogne und erzogen in einem Kloster zu Paris, entwickelte schon in zarter Jugend liebenswürdige und glänzende Eigenschaften. Ihre Ältern verheiratheten sie 1718 an den Marquis Du-Deffand; als aber der Tod ihrer Großmutter ihr eine Rente von 4000 Livres verschaffte, ließ sie sich von ihrem Gatten scheiden. Man beschuldigte sie, eine Zeit lang der Gegenstand der Leidenschaft des Regenten, Herzogs von Orleans, gewesen zu sein. In dem glänzenden Hofe der geistreichen Herzogin von Maine zu Sceaux kam sie mit Voltaire, Polignac, Fontenelle, La Motte, Madame de Lambert, Mademoiselle Delaunay, in nahe Berührung. Doch mehr noch von den Reizen der Hauptstadt angezogen, suchte sie hier den Umgang der größten und ausgezeichnetsten Schriftsteller des In- und Auslandes, die sie in ihrem Hause versammelte. Diderot, Madame Duchatelet, die Herzogin von Boufflers, Henault (mit dem sie bis an s. Tod, 1770, in engem Verhältniß lebte), die Herzoginnen von Grammont und Chaulnes, der Herzog von Choiseul, David Hume, Horace Walpole, Montesquieu und A. m. bildeten den Circle, in dessen Mitte die Marquise Du-Deffand durch Anmuth und Verstand entzückte. Sie ward blind, aber dies Unglück zerstörte den Liebreiz ihrer schönen Züge nicht; der Kreis ihrer Freunde erweiterte sich, und sie war schon alt, als man sie noch liebenswürdig und voll Grazie fand. Es kann nichts Reizenderes geben als ihre Briefe an Horace Walpole, die Ergüsse ihrer stilleidenden Seele gegen die gleich gefeierte Lespinasse und gegen Alembert. Mit der Lespinasse schloß sie einen schönen Bund der Freundschaft; sie machte ihr den Antrag, obwol sie an Jahren ihr sehr ungleich war, als Gesellschafterin bei ihr zu leben; allein nach zehnjährigem Zusammensein (1764) trennten sie sich aus einer Art geistiger Eifersucht. Unter den anziehendsten Verhältnissen, in steter Verbindung mit den merkwürdigsten Menschen ihrer Zeit, und in ununterbrochenem Briefwechsel mit den Entfernten, verfloßen ihr vom Tage ihrer Blindheit an noch 50 J., bis im 84. ihres Lebens ein sanfter Tod sie der Erde entrückte (1780). Sie würde noch glücklicher gewesen sein, wenn sie religiöser Gefühle fähig gewesen wäre. Ihre Briefe, Gedichte, Epigramme und a. Kleinigkeiten sind in verschied. Ausg. gesammelt. Ihre Briefe an Horace Walpole erschienen 1812 in 4 Bdn. zu Paris.

Dudley, s. Leicester (Graf).

Duell, s. Zweikampf.

Duett, ein Tonstück (eigentlich ein kleines), welches zwei verschiedene Hauptstimmen hat. Es kann entweder gar keine, oder eine, ja selbst mehre begleit-

tende Bass- und Mittelstimmen haben. Im erstern Falle ist zugleich der Satz ein zweistimmiger Satz. Ist das Tonstück ein Instrumentalstück, so nennt man dasselbe insbesondere ein Duo, es mag ein oder mehre Stimmen zur Begleitung haben, oder nicht. Duett im engern Sinne nennt man in Opern, Cantaten u. s. w. ein Tonstück mit 2 Hauptpartien. Das Duett ist concertirend, wenn der Hauptgesang in den Stimmen abwechselt, sodas die Melodie bald in die höhere, bald in die tiefere Stimme verlegt wird, wozu eine gründliche Kenntniß der Harmonie, und insbesondere des zweistimmigen Satzes, sowie der Regeln des doppelten Contrapunktes um so unentbehrlicher ist, da bei 2 Stimmen jede falsche Gegeneinandersetzung der Intervallen weit mehr auffällt, als wenn dieselbe durch den Zutritt mehrerer Stimmen gedeckt werden kann. Der Vortrag eines Duetts ist nicht minder schwierig und setzt voraus, das sich die Sänger in ihren Manieren genau kennen, sich gegenseitig nach einander richten, damit die vollkommenste Einheit harmonisch versinnlicht werde.

Dufresne oder Du Fresne (Charles), Herr von Sange, daher oft Ducange genannt, ein Literator, der sich um die Geschichte des Mittelalters, namentlich seines Vaterlandes, sowie um die byzantinische Geschichte, sehr verdient gemacht hat. Geb. 1610 auf einem Landgute bei Amiens, aus vornehmer Familie, studierte er in dem Jesuitencollegium daselbst, nachmals zu Orleans und zu Paris. Am letztern Orte wurde er 1631 Parlamentsadvocat, 1645 königl. Schatzmeister zu Amiens, von wo ihn eine Pest 1668 nach Paris vertrieb. Hier widmete er sich ganz der Literatur und gab seine großen Werke, namentlich seine Glossarien für die mittlere und neuere Gräcität und Latinität, s. „Historia byzantina“ (Paris 1680, Fol.), die Annalen des Zonaras, seine Numismatik des Mittelalters und andre bedeutende Werke heraus. Er starb 1688.

Dufresny (Charles Rivière), geb. zu Paris 1648, Großenkel der unter dem Namen la belle Jardinière bekannten Bäuerin, welche die Neigung Heinrichs IV. auf sich gezogen hatte, wußte sich unter nuzunfünftigen Umständen seinen Weg zu bahnen. Musik und Zeichenkunst, Architektur und Gartenkunst, besonders aber Poesie waren seine Lieblingsunterhaltungen; in allen diesen Künsten war er, ohne gerade eine gebildete Erziehung erhalten zu haben, und ohne besondern Fleiß, mehr als mittelmäßig. Sein Familienverhältniß brachte ihn an den Hof Ludwigs XIV.; seiner Gewandtheit verdankte er die Anstellung als königl. Kammerdiener, und späterhin die Stelle als Aufseher der königl. Gärten und das Privilegium einer Spiegelglasmanufactur. Aber der lockere und verschwenderische D. trat Weibes für eine mittelmäßige Summe an einen Andern ab und verkaufte in der Folge auch leichtsinnigerweise eine von Ludwig XIV. ihm ausgesetzte Leibrente von 3000 Livres. Bald darauf verkaufte er, um dem Hofzwange zu entgehen, auch seine Kammerdienerstelle und zog nach Paris, wo er im Verein mit Regnard für das Theater arbeitete. Man kann ihm große Menschen- und Sittenkenntniß, Feinheit und Anstand nicht absprechen; nur erreichte er nicht die Lebendigkeit des Vortrags und die Stärke im Komischen, wie Andre seiner Zeit; die Entwicklungen seiner Stücke sind gewöhnlich schwach. Doch gehören seine Lustspiele zu den vorzüglichen Conversationsstücken der Franzosen und zeichnen sich durch die Kunst aus, das Lächerliche der Charaktere, auch wo es im Leben nicht auffällt, hervorzuheben. 1710 erhielt D., durch eine neue Gnade des Königs, das Privilegium über den „Mercur galant“, welches er 1713 gegen eine Leibrente wieder abtrat. Seine Werke sind in 6 Bdn. zu Paris (1731 und 1747 in 4 Thn.) erschienen und gewähren eine aufheiternde Lecture. D. hatte ein ausgezeichnetes Glück in allen Verlegenheiten. Als er zuletzt ohne Hülfsmittel war, überreichte er dem Regenten eine Bittschrift, und dieser ließ ihm 200,000 Livres zahlen. Hiervon baute er das niedliche Gebäude, bekannt unter dem Namen: „das Haus des Plinius“. Er starb zu Paris 1724.

Duguay-Trouin (René), einer der berühmtesten Seemänner seines Zeitalters, geb. 1675 zu St.-Malo, Sohn eines reichen Kaufmanns und geschickten Seemanns, machte auf einem Fahrzeuge von 18 Kanonen, das seine Familie in dem Kriege gegen England und Holland ausrüfete, 1689 seinen ersten Seezug. Sein Muth bewog seine Familie, ihm 1691 ein Fahrzeug von 14 Kanonen anzuvertrauen. An die Küsten von Irland verschlagen, benügte er diesen Zufall, nahm ein Schloß ein und verbrannte, ungeachtet einer bedeutenden Anzahl feindlicher Truppen, 2 Schiffe. Einst ward er gefangen und nach Plymouth gebracht. Dort gewann er die Liebe einer Engländerin; sie verschaffte ihm die Freiheit. Nun machte er abermals einen Kreuzzug nach den engl. Küsten und nahm 2 Kriegsschiffe. Jetzt, in seinem 21. J., erregte er die Aufmerksamkeit der Regierung. Ludwig XIV. sandte ihm einen Degen. Er nahm fortwährend engl. und holländ. Schiffe an den irländischen und spanischen Küsten; 1696 eroberte er einen großen Theil der unter Wafsenauer ausgelaufenen holländ. Flotte. 1697 kam er als Capitain in die königl. Marine. Im spanischen Kriege zeichnete er sich so aus, daß ihn der König in den Adelsstand erhob; denn er habe (so hieß es in dem Patente) mehr als 300 Kauffahrtsschiffe und 20 Kriegsschiffe erobert. Durch die Wegnahme von Rio-de-Janeiro, 1711, brachte er der Krone über 25 Millionen ein. Unter Ludwig XV. leistete er seinem Vaterlande wichtige Dienste in der Levante und im mittelländischen Meere. Er starb zu Paris 1736. Seine Memoiren erschienen daselbst 1740 in 4 Bänden. Thomas schrieb sein Eloge.

Dujardin (Karl), Maler, geb. 1640 zu Amsterdam, ein Schüler von Berghem, war unübertrefflich in Landschaften, Thierstücken und Bambocciaden. Früh ging er nach Italien und ward Mitglied der Schilder Bande zu Rom, in welcher er den Namen Bocksbart erhielt. Seine Arbeiten fanden großen Beifall. Auf der Rückreise in sein Vaterland machte er zu Lyon bedeutende Schulden, denen er sich dadurch entzog, daß er seine reiche, aber schon bejahrte Wirthin heirathete. Er ging mit ihr nach Amsterdam, wo ihm seine Gemälde sehr theuer bezahlt wurden. Dennoch verließ er, wahrscheinlich aus Abneigung gegen seine Frau, auch diese Stadt heimlich wieder und ging nach Rom, wo er seine alten Freunde und Bewunderer fand, und mit großem Aufwande lebte. Von da ging er nach Venedig und starb hier 1678 in der Blüthe des Lebens. Seine Landschaften haben Geist, Harmonie, seine Figuren Charakter und sein Colorit den kräftigen Ton seines Lehrers. Seine Stücke sind selten und werden theuer bezahlt. Auch gibt es von ihm eine Sammlung von etwa 52 Bl., die er mit ebenso viel Geist als Leichtigkeit geätzt hat.

Duisburg, $\frac{1}{4}$ Meile vom Einfluß der Ruhr in den Rhein, im ehemal. Herzogthum Kleve, nachher zum Großherzogthum Berg, jetzt zu der preuß. Provinz Kleve-Berg gehörig (mit 676 H. und 4600 E.), trieb vor dem Eintritte der neuern Handelsperren Zwischenhandel mit Colonialwaaren und zählte gegen 30 ansehnliche Großhandlungshäuser. Auch die Expedition zwischen Frankreich und Holland war beträchtlich, und D. hielt damals 4 Beurt- oder Wechselfschiffe, die wöchentlich nach Holland abgingen oder von dort ankamen. Außerdem hat die Stadt Tuch-, Seiden-, Taback- u. a. Fabriken. Die Universität ist aufgehoben. Das Gymnasium ist blühend. In dem benachbarten duisburger Walde gibt es an 500 wilde Pferde, welche, zugeritten, sehr geschätzt werden; auch liegen in der Nähe zwei Eisenschmelzhütten.

Dukaten, eine Gold- und Silbermünze. In Deutschland eine Goldmünze, welche zu $2\frac{1}{2}$ Thaler im Conventionsgelde ausgemünzt wird. In Italien und Spanien gibt es silberne Dukaten an Werth von 1 Thlr. 1 — 10 Gr. In der Schweiz werden die Dukaten Schildfranken genannt. Die holländischen Dukaten, die in großer Menge ausgeprägt werden, sind die üblichsten im Handel und fast in allen Theilen der Welt bekannt. Im Norden, besonders in Rußland,

pflegten sonst alle Waaren- und Geldgeschäfte in holländ. Dukaten abgeschlossen zu werden. Die Ausfuhr von holländ. Dukaten ist daher für Holland ein wichtiger Handelszweig. Ursprung und Namen leitet man von Longino, einem ravennatischen Duca (Fürsten) im 6. Jahrh. ab, auch schreibt man die ersten dem heil. Roger II. von Apulien zu, der 1140 Goldmünzen mit dem Bilde Christi und der Inschrift: *Sit tibi Christe, datus, quem tu regis, iste ducatus*, prägen ließ. Ihren Typus nahmen 1280 die Venetianer an; im Handel gaben sie ein bequemes Ausgleichungsmittel, daher auch Genua sie nachahmte, und so kamen sie in allgemeinen Umlauf. Auch in Ungarn wurde dieser Münzfuß eingeführt, und lange Zeit hießen daher in Italien, wo damals der Welthandel seinen Markt aufgeschlagen hatte, alle ausländische Goldmünzen ohne Unterschied *ongri*. Sie waren für viele Geschäfte der beliebteste Zahlwerth. In Deutschland wurden sie später erst allgemein. Zwar gab die goldene Bulle Karls IV. jedem Reichsstande das Recht, Goldmünzen mit beliebigen Zeichen zu prägen, doch waren dies nur Goldgulden, der deutsche Ersatz für die so beliebten Florenen. Eigne Verordnungen um die Mitte des 16. Jahrh. gestanden das Recht, Dukaten zu prägen, den Reichsständen zu, welche eigne Goldminen hatten. Von der Zeit war es ein Ehrenpunkt, und fast Jeder hat in der Folge welche mit seinem eignen Wappen gegeben. Nach der frühesten Festsetzung von 1559 sollte das Gold 23 Karat 8 Grän fein sein, und 67 Stück auf die rauhe böhmische Mark gehen; später hat sich aber ihr Werth sehr geändert. Am verbreitetsten sind die holländischen mit dem bekannten Typus des ganz Gewappneten, der nur kurze Zeit dem Bilde des Königs Ludwig von Holland hatte weichen müssen. Sie galten beinahe als Waare, wurden aber sehr häufig von Falschmünzern nachgemacht, am täuschendsten an Gewicht und Klang, in Blei in Graubünden. Köhler, der Verf. der „Münzbelustigungen“, hatte sich eine vorzüglich reiche Dukatenammlung erworben, die er belehrend beschrieben hat. Durch eine lange Reihe von falschen, die er absichtlich darin mit aufnahm, ist sie für das Studium besonders wichtig geworden. P. Baumgarten hatte die Goldmünzen der sächsisch-Albertinischen Linie gesammelt, und sein sehr genaues Verzeichniß enthält für die Geschichte dieser Münzsorten die sorgfältigst zusammengetragenen kritisch-genauesten Beiträge. Unter den sächsischen Dukaten sind die sogenannten Sophien-, auch Kinder- und Dreifaltigkeit dukaten, welche die fromme Kurfürstin Sophia, Christians I. Gemahlin, 1616 zum Geburtstage ihres ältesten Sohnes, Johann Georg I., prägen ließ, die bekanntesten. Wegen der Umschrift: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt“, auf der Reversseite, wurden sie häufig auch außer Landes als Pathengeschenke oder bei ähnlichem Anlasse gesucht, und daher fortwährend nach dem sehr selten gewordenen Originale ausgeprägt. Gesucht waren lange Zeit die unter König Matthias Hunniades (1457—85) in Ungarn sogenannten *Rabendukaten*. Sie zeigen auf der Hauptseite den heil. Ladislaus, in der rechten eine Streitart, in der linken meist einen Reichsapfel, mit der Umschrift: *S. Ladislaus Rex*; auf der Rückseite: ein quadrirtes Wappen, in dessen einem Felde das Geschlechtszeichen der Corvinen, ein Rabe mit einem Ringe im Schnabel, umher: *Matthias D. G. Rex Hungariae*. Der Rabe, der auch auf denen sich findet, wo das Wappen durch die Mutter Gottes ersetzt ist, wurde durch eine Sage erklärt, welche der Geschichte mit der diebischen Elster sehr ähnlich klang. Diese Dukaten theilten aber in der Meinung unserer Vorfahren den Ruf der Rosenobel und ähnlicher Münzen. Man traute ihnen Amuletkräfte zu und glaubte sie wirksam bei mancherlei Krankheiten, besonders der Wöchnerinnen und Kinder. — Die Hirschdukaten, die man zuweilen erwähnt findet, waren hessen-darmstädtische Jagdprämien von 1740, auf denen ein jagdrechtlicher Hirsch, sowie auf den Schweinsdukaten ein wildes Schwein dargestellt ist. Der Landgraf Ludwig III. ließ beide Arten zu demselben Jagdfeste schlagen. 19.

Duker (Karl Andreas), Philolog, geb. 1670 zu Unna, in der Grafschaft Mark, genoss den ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Hamm, besuchte die Universität Franeker, wo Perizonius sein Lehrer war, ward 30 J. alt Lehrer der Geschichte und Beredtsamkeit an dem Gymnasium zu Herborn, und 1704 oder 5 Subrektor an der Schule im Haag. Er machte sich zuerst bekannt durch einen Brief über den Fluß Dares, der auszugswise 1711 in dem Vibius Sequester von Hesselius erschien. In demselben J. gab er seine „Opuscula varia de latinitate jurisconsultorum veterum“ heraus“ (2. verm. Aufl. 1761). Als Burmann an Perizonius's Stelle nach Leyden ging, theilte man dessen Lehrstuhl der Geschichte und Beredtsamkeit zwischen D. und Drakenborch. D. eröffnete seine Vorlesungen mit einer Rede über die Schwierigkeiten der grammatischen Auslegung der griech. und lat. Schriftsteller, welche man in Kapp's „Samml. ausgewählter Reden“ findet. Nach 18 J. legte D. seiner Gesundheit wegen sein Amt nieder, begab sich nach Meyberich und starb dort 1752. Sein Ruf als Philolog beruht vornehmlich auf seinen Ausgaben des Florus und Thucydides. Außerdem findet man Anmerk. von ihm in Drakenborch's Livius, Dubendorp's Suxton, Burmann's Servius ic.

Dulon (Ludwig), der blinde Flötenspieler, geb. zu Dranienburg an der Havel 1769 d. 14. Aug., verlor in der ersten Woche seines Lebens durch einen ungeschickten Augenarzt sein Gesicht; dennoch entwickelte er sein musikalisches Talent so schnell, daß er schon im 13. J., unter Begleitung seines Vaters, sich in den vorzüglichsten Orten Deutschlands mit außerordentlichem Beifall auf der Flöte hören ließ. Auch auf dem Claviere trug er Seb. Bach's Fugen rein und ohne Anstoß vor; ja er compinirte selbst, indem er, ohne ein Instrument zu gebrauchen, Alles mit außerordentlicher Genauigkeit in die Feder dictirte. Hofrath Wolke lehrte zu Anfange 1796 den blinden Künstler ein ihm ganz fremdes Alphabet und Zifferzeichen, sodaß derselbe die tastbaren Lettern lesen, sie componiren, sogar von Andern gesetzte Zahlen angeben und Rechenerempel machen konnte. Seine von ihm selbst verfaßte anziehende Lebensbeschreibung in 2 Bdn. gab Wieland (Zürich 1807 und 1808) heraus. In den letzten Jahren seines Lebens stellte er seine Kunststreifen ein, lebte still in Würzburg und starb daselbst den 7. Juli 1826.

Dumarsais (Cesar Chesneau), Sprachforscher, geb. 1676 zu Marseills, verlor früh seinen Vater, dann sein Vermögen durch eine verschwenderische Mutter; eine ererbte Bücherammlung wurde verkauft, und der 7jährige Knabe war so untröstlich, daß er alle Bücher, deren er sich bemächtigen konnte, auf die Seite schaffte. Er trat in die Gesellschaft der Väter des Dratoriums, verließ sie aber im 25. Jahre, verheirathete sich in Paris und ward Advocat. Trügliche Aussichten verleiteten ihn, diese Laufbahn bald zu verlassen. Überreich an Kindern, von seiner Frau gequält, überließ er ihr s. geringe Habe, widmete sich dem Hofmeisterleben und eröffnete endlich eine Erziehungsanstalt, die ihm kaum s. Lebensunterhalt gab, sah zuletzt noch die Erwartung, einen reichen, auf St.-Domingo verstorbenen Sohn zu beerben, vereitelt, und starb, von Armuth und Leiden gebeugt, 1756. Seine Verdienste wurden von seinen Zeitgenossen übersehen, und sein bestes Werk blieb lange unbekannt. Scharfsinn und seine Beurtheilungskraft, ein reines Gemüth, einfache Sitten und Standhaftigkeit im Unglück erwarben ihm die Achtung Aller, die ihn kannten. D'Alembert nannte ihn treffend den La Fontaine der Philosophen. Degerando hat 1805, in einer vom franz. Institut gekrönten Preisschrift, die Verdienste des gründlichen Forschers gut gewürdigt. Seine Werke wurden 1797 zu Paris in 7 Bdn. herausgegeben. Die bedeutendsten sind: die Darstellung einer neuen Lehrart der lat. Sprache; eine Abhandl. über die Tropen, die Grundsätze der (allgemeinen) Sprachlehre, und seine Beiträge zur Encyclopädie.

Dumas (Matthieu, Graf), ein berühmter franz. General, geb. d. 23. Dec. 1758 zu Montpellier, diente als Oberster im amerikan. Freiheitskriege. 1789 kam

er unter Lafayette zur pariser Nationalgarde. 1792 wandte er alle Kräfte an, die Kriegserklärung gegen Osterreich zu verhindern. Während der Schreckenregierung verschwand er. Im Sept. 1795 kam er in den Rath der Alten. 1797 sprach er nachdrücklich gegen die Annäherung der Truppen, welche das Directorium in die Gegend der Hauptstadt berief, und wurde von dem siegenden Triumvirat zur Deportation verurtheilt. Er flüchtete nach Deutschland und gab zu Hamburg s. „Précis des événemens milit. — Campagne de 1799“ (2 Bde., mit Atlas, neue A. 1817) heraus, der seine tiefen Kenntnisse in der Kriegskunst bestätigte. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück. 1800 ward er Chef des Generalstabs der zweiten Reservearmee und wohnte dem Feldzuge in der Schweiz von 1801 bei. Im Aug. 1802 legte er den Plan zur Bildung einer Ehrenlegion vor, 1805 wurde er Divisionsgeneral, dann Chef des Generalstabes bei der großen Armee in Deutschland, 1806 Kriegsminister des Königs Joseph von Neapel, und folgte 1809 der italienischen Armee nach Deutschland, wo er wieder im Generalstabe diente. 1812 begleitete er Napoleon in dem Feldzuge gegen Rußland und wurde zuletzt, als Generalintendant der franz. Armee, bei der Übergabe von Dresden Kriegsgefangen. Ludwig XVIII. stellte ihn 1814 bei der Heerverwaltung an. Während der 100 Tage diente er Napoleon; daher wurde er am 4. Sept. 1815 verabschiedet. Seitdem hat er s. „Précis des événemens“ fortgesetzt, wovon 19 Bde. bis 1825, mit 8 Atlas Fol. (240 Fr.) erschienen sind. Der 19. Band endigt den Krieg von 1807.

Dumouriez (Charles François), geb. zu Cambrai 1739, stammt aus einer Parlamentsfamilie der Provence, kam 1757 zur Armee in Deutschland, unter dem Marschall Estrees, und wurde dabei zum Kriegscommissair ernannt. Nachher diente er als Cornet bei dem Regiment d'Éscar. Den Tag vor der Schlacht von Rossbach verwundet, gerieth er in Gefangenschaft, erhielt 1761 eine Hauptmannsstelle, wurde 1763 verabschiedet und empfing das Ludwigskreuz. Sein unruhiger Geist verstattete ihm nicht, in Ruhe zu bleiben; er bot den Genuesern, darauf Paoli seine Dienste an, und begab sich, da beide Theile sein Anerbieten ablehnten, auf eigne Rechnung nach Corsica, kam dann nach Frankreich zurück und legte Pläne vor, wie man sich dieser Insel bemächtigen sollte, fand aber kein Gehör. Er ging hierauf nach Spanien, besuchte die portugiesischen Grenzen und schrieb 1766 den „Versuch über Portugal“ (1768). Als man sich zur Eroberung von Corsica entschlossen hatte, ward er als Generalquartiermeister bei der kleinen Armee, welche man dahin schickte, angestellt, und hierauf Oberst. Er veruneinigte sich mehre Male mit allen Generalen, namentlich mit Marboeuf. 1770 gab ihm die Regierung den Auftrag, bei der Conföderation von Bar gegen den russ. Hof zu wirken. Er wohnte dem Feldzuge 1771 gegen die Russen bei. 1773 schickte man ihn in einer Angelegenheit mit Schweden nach Hamburg, weil er aber die erhaltenen Vorschriften überschritten hatte, wurde er in die Bastille gesetzt. 1776 zu einem der Commissaire ernannt, denen die Untersuchung übertragen war, ob sich auf der Küste des Canals ein Kriegshafen errichten ließe, setzte er es durch, daß ihm 1778 das Commando von Cherbourg übergeben wurde. 1788 wurde er Brigadier. 1789 erklärte er sich zu Paris in einer Flugschrift für die damals herrschenden Grundsätze, konnte es aber doch nicht dahin bringen, Mitglied der Generalstände zu werden. Er ging daher nach Cherbourg zurück, war Commandant der Nationalmiliz dieser Stadt und Gouverneur der Niedernormandie. Zu Ende des J. begab er sich nochmals nach der Hauptstadt und ließ sich in den Jakobinerclubb aufnehmen. Später suchte er mit Mirabeau, den er anfangs befehdet hatte, in Verbindung zu treten. Um diese Zeit ward er als Marschal-de-Camp in der zwölften Armeedivision angestellt; aber wenig mit einem Plaze zufrieden, der ihm keine Mittel, sich bemerkbar zu machen, darbot, blieb er in der Hauptstadt und schmeichelte mehr als je den Jakobinern. Er trat, nachdem er das Ministerium,

in welchem er einige Zeit angestellt gewesen war, verlassen hatte, als Generalleutnant in die Armee Luckner's an der Nordgrenze und erhielt, als Lasayette ausgewandert war (19. Aug.), den Oberbefehl über dessen Heer. Die Preußen, Östreicher und vereinigten Emigrierten hatten sich damals schon der Festungen Longwy und Verdun bemächtigt und rückten gegen die Champagne vor. Er nahm seine Stellung bei Grandpré und ließ die 5 Pässe des argonner Waldgebirges besetzen, da aber der Paß von Croix-aux-Bois von den Östreichern mit Gewalt durchbrochen worden war, zog er sich gegen St.-Menehould zurück, während Kellermann die Stellung bei Walmy (20. Sept. 1792) behauptete, und eröffnete hierauf Unterhandlungen mit dem König von Preußen. Im Oct. begab er sich nach Paris und arbeitete mit dem Völkerziehungsrathe einen Plan für den Winterfeldzug aus. Bei seiner Rückkehr zum Heer forderte er die Belgier den 24. Oct. durch eine Proclamation zum Aufstande gegen ihren Souverain auf, und griff den 6. Nov. die Östreicher in ihrem Lager bei Jemappe an. Trotz ihrer geringen Anzahl überließen ihm die Kaiserlichen nur nach einem langen und blutigen Gefechte den Sieg, worauf er an der Maas und Roer die Winterquartiere bezog. Jetzt brach sein Verdruß gegen den Minister Pache aus, mit dem er während des ganzen Feldzugs in offener Fehde gestanden hatte, weil dieser sein Heer an allen Bedürfnissen Mangel leiden ließ. Darauf begab er sich nach der Hauptstadt, um, wenn man seinen Memoiren glauben will, einen Versuch zur Rettung Ludwigs XVI. zu machen, dessen Proceß damals seinen Anfang nahm. Bei einer zweiten Reise dahin sah er weit mehr Deputirte auf der Seite der Gironde; allein er errang wenig Einfluß und wurde selbst bei dem Convente angeklagt. Den 15. Febr. ließ er den Feldzug mit dem Bombardement von Maastricht eröffnen und machte selbst von Breda und Klundert aus, welche beide Plätze er genommen hatte, einen Angriff auf Holland. Der größte Theil seiner Truppen aber, die er in den Winterquartieren unter dem General Valence zerstreut hatte, konnte dem Prinzen von Koburg keinen Widerstand leisten. Dieser griff den 1. März die franz. Vorposten an der Roer an, warf sie und entsetzte Maastricht. D. zog jetzt seine Truppen in der Ebene von Tielemont zusammen und lieferte den Östreichern die Schlacht bei Neerwinden, die er, seiner Angabe nach, durch Miranda's Schuld, der den linken Flügel befehligte, verlor. Einen neuen Verlust erlitt er bei Löwen, und sah sich zum Rückzuge genöthigt. Diese Unfälle gaben das Zeichen zu seinem Falle. Alle, die seinen Sturz gewünscht, brachen gegen ihn los. Bei seiner Ankunft auf der franz. Grenze lieferte er 4 Commissaire und den Minister Beurnonville, die ihn zu verhaften gekommen waren, den Östreichern in die Hände, erließ eine Proclamation, in welcher er die Wiederherstellung des constitutionellen Königthums in Person des Kronprinzen versprach, wurde aber von versailer Freiwilligen mit geladenen Gewehren angefallen, gezwungen durch die Schelbe zu setzen und zu dem Prinzen von Koburg zu flüchten (4. April 1793). Der Convent hatte 300,000 Livres auf seinen Kopf gesetzt. Anfangs zog er sich nach Brüssel zurück, sodann nach Köln. Als der Kurfürst ihm den Aufenthalt zu Mergentheim verweigerte, begab er sich in die Schweiz, ging im Juli nach England, sah sich aber, auf Lord Grenville's Befehl, genöthigt, das Land zu verlassen; lebte unsät einige Zeit in der Schweiz und in Deutschland, und ließ sich endlich auf dänischem Gebiete bei Hamburg nieder. Hier gab er seine Lebensbeschreibung heraus. Es gibt keine Partei, ausgenommen die des Berges, für die er sich nicht, als ein polit. Proteus, nach und nach in seinen verschiedenen, während seiner Verbannung erschienenen Fugschriften erklärt hätte. 1805 befand er sich, zur Zeit der Schlacht bei Austerlitz, in Teschen. Gewiß ist es, daß er gegen Ende 1803 dem Herzog von York als Kriegsrath an die Seite gegeben war; doch behielt er die Stelle nicht lange. Kurz nach der Schlacht bei Eylau schrieb er s. „Jugement sur Bonaparte, adressé à la nation française et à l'Europe“. Während des spanischen und portugiesischen Krieges war er sehr

thätig, um der englischen Regierung und den spanischen und portugiesischen Behörden Plane mitzuthellen. Auch bei der neapolitanischen Revolution 1821 theilte er dem Parlamente Vertheidigungsplane mit. Das britische Ministerium bewilligte ihm ein Jahrgeld von 1200 Pf. St. Er starb den 14. März 1823 in der Nähe von London, 84 J. alt. Von s. Memoiren (Hamburg bei Hoffmann) erschien eine erweiterte Ausg. von 4 Bdn. in der pariser Memoirensamml. bei Baudouin.

Dumpler, Dunker, eine christliche Schwärmersekte in den nordamerikanischen Freistaaten, eine Art Wiedertäufer, so genannt von dem bei der Taufe eingeführten Untertauchen, Dunker. Sie feiern den siebenten Tag, versammeln sich 2 Mal des Tags und 2 Mal des Nachts zur Erbauung, genießen nur bei ihren Liebesmahlen Fleisch, und führen eine strenge klostertliche Lebensart. Die sich verheirathen, bleiben zwar Verwandte der Gemeinde, müssen aber von den Unverheiratheten getrennt wohnen. Ihr Hauptort ist Ephrata, in Pennsylvanien.

Dunciade, s. Duns, Pope und Palissot.

Düngung, das Verfahren, die Acker auf eine künstliche Weise fruchtbar zu machen. Sie nimmt entweder durch Beimischung gewisser Zusätze Hindernisse des Wachstums von dem Boden weg, oder sie wendet solche Substanzen an, die unmittelbar dem Wachsthum förderlich sind. Diejenige Mischung des Bodens ist die beste, die aus etwas Sand, etwas mehr Kalkerde, noch mehr Stauberde, größtentheils aber aus Thonerde besteht. Durch den Sand und die Stauberde hat er die nöthige Lockerheit, daß sich die Wurzel gut ausbreiten, und die Nahrungstheilchen aus der Luft besser einbringen können. Die Thonerde hält dagegen die Feuchtigkeit länger an und gibt der Pflanze einen festen Stand. Die Kalkerde bringt die nöthige Austrocknung zuwege, und zieht noch mehr als die übrigen Erden die Luft-, Wasser- und Dithelchen an sich. Hieraus sieht man, daß durch Beimischung eines oder des andern dieser Theile ein Boden, dem er fehlt, fruchtbar gemacht werden kann. Die zweite Art der Düngung ist die, welche eigentlichen Nahrungssafft in den Boden bringt, der, wie die Pflanzen selbst, ein Gemisch wässeriger, salziger, öliger und erdiger Theile ist. Diese finden sich nur in der organisirten Schöpfung, denn alle ihre Erzeugnisse sind der Fäulniß unterworfen, wodurch sich ihre Bestandtheile zersetzen. Der Auswurf von Thieren (der gewöhnliche Mist) ist das gemeinste Düngungsmittel. Außerdem kann man alle in Fäulniß übergegangene thierische Theile oder mit thierischen Stoffen durchdrungene Dinge und alle verrottete Pflanzenstoffe zur Düngung gebrauchen. Die Düngung durch die Brache beruht zum Theil darauf, daß man die wild aufgegangenen Gewächse unterpflügt und zum Verfaulen bringt. Die Chemiker unserer Zeit haben sich bemüht, einen künstlichen Dünger zu bereiten, der von dem gewöhnlichen verschieden ist.

Dunkel, s. Licht.

Dünkirchen (franz. Dunkerque), eigentlich die Kirche an den Dünen oder Sandbänken, 6 Meilen von Calais, eine feste See- und Handelsstadt mit 24,200 Einw. im ehemal. franz. Flandern (Départ. du Nord), war in ältern Zeiten der beständige Gegenstand der Eifersucht zwischen Frankreich und England. Ludwig XIV., der es 1662 um 5 Mill. Livres von Karl II. zurückkaufte (dieser spanische Seeplatz war 1658, in Folge der Allianz Frankreichs mit Cromwell, von den Engländern erobert worden), bot Alles auf, um diesen Platz unbezwinglich, und den Hafen, der so geräumig ist, daß 200 große Schiffe darin vor Anker liegen können, zu einem der bequemsten in ganz Europa zu machen. In den Kriegen zwischen England und Frankreich hatten die Freibeuter von Dünkirchen der englischen und holländischen Handlung großen Schaden zugefügt; dieses und der wachsende Flor dieser Stadt bewogen England, es zu einer Hauptbedingung des utrechter Friedens (1713) zu machen, daß Frankreich auf eigne Kosten die Festungswerke wieder abtragen und dieses Meisterwerk der Kriegsbaukunst vernichten solle. Man sucht

sich von franz. Seite durch Grabung eines neuen Canals zu Moerbyk, eine gute Stunde von Dünkirchen, zu entschädigen; auch bemühten sich die Einwohner von Dünkirchen, den Hafen in der Stille wiederherzustellen; allein die Engländer drangen von Zeit zu Zeit auf die Vernichtung dieser Arbeiten. Der pariser Friede 1763, den England vorschrieb, wiederholte in Rücksicht auf Dünkirchen die Bedingung des Friedens zu Utrecht. Lord Chatam erwiderte dem franz. Unterhändler, Grafen Bussy, der sich vergebens bemühte, in Rücksicht Dünkirchens andre Bestimmungen festgesetzt zu erhalten: „Das englische Volk betrachtet die Schließung Dünkirchens als ein ewiges Denkmal der Unterjochung Frankreichs, und der Minister würde seinen Kopf wagen, der es sich erlauben wollte, darin andre Bestimmungen zu machen“. Es wurde sogar ein englischer Commissair daselbst angestellt, der über die Erfüllung dieses Punktes wachen, und von Frankreich unterhalten werden mußte. Allein im pariser Frieden 1783 wurden jene Artikel aufgehoben. Seitdem ward an der Wiederherstellung dieser Stadt gearbeitet, so weit es die damalige Lage Frankreichs erlaubte. Die Wichtigkeit der Stadt riß den Herzog von York hin, im August 1793, gegen Koburg's Rath, mit einem eignen Corps über 10 Meilen von der Hauptmasse des östr. Heers vor Dünkirchen zu rücken und die eifrigsten Anstalten zur Belagerung zu treffen. Man erwartete täglich die Übergabe, als General Houchard sich so unvermuthet und überlegen näherte, und zugleich die Belagerten einen so wüthenden Ausfall thaten, daß der Herzog genöthigt wurde, sich eiligst mit Feldmarschall Freitag, unter dessen Leitung er commandirte, zurückzuziehen und die Belagerung aufzuheben. In Friedenszeiten hat D., als Freihafen, einen ausgebreiteten Handel. Auch seine Tabacksfabriken sind bedeutend.

D u n o i s (Jean von Orleans, Graf v., und von Longueville), geb. 1407, gest. 1468, ein natürl. Sohn Ludwigs, Herzogs von Orleans, der vom Herzog von Burgund ermordet wurde, und der Frau von Canny-Dunois. D. wollte den Namen „Bastard von Orleans“ durch Kriegsthaten berühmt machen. Er begann s. Laufbahn mit der Niederlage Warwick's u. Suffolks, die er bis Paris verfolgte. Von den Engländern belagert, vertheidigte er Orleans mit dem größten Muth, bis die Jungfrau von Orleans ihm Entsatz zuführte. Dem Grafen D. gehört fast einzig und allein die Ehre, die Feinde aus der Normandie und Guienne verjagt zu haben. 1441 brachte er ihnen den tödtlichen Schlag bei Châtillon bei, und man kann wol sagen, daß Karl VII. seinen Thron D.'s Degen verdankte. D. erhielt von ihm den Titel „Wiederhersteller des Landes“, die Grafschaft Longueville und die Würde eines Oberkammerherrn von Frankreich. Ludwig XI. schätzte ihn nicht weniger. Dessenungeachtet war D. die Seele der Partei, welche sich gegen Ludwig erhob und sich den Bund der öffentlichen Wohlfahrt nannte.

D u n s (John), ein Scholastiker vom Franciscanerorden zu Ende des 13. Jahrh., aus Dunston in Northumberland, oder der Stadt Duns in Süßschottland, daher auch **S c o t u s** genannt, sowie s. Anhänger **S c o t i s t e n**. Als einer der feinsten und scharfsinnigsten Denker s. Zeit erhielt er den Beinamen Doctor subtilis. Von seinem Gegner, Thomas von Aquino, wich er hauptsächlich durch die Behauptung ab, das Allgemeine sei nicht bloß der Möglichkeit, sondern auch der Wirklichkeit nach (actu) in den Objecten gegründet, und es werde als Realität dem Verstande gegeben. Auch suchte er die Nothwendigkeit und Wahrheit der göttlichen Offenbarung zu erweisen und den kosmologischen Beweis für das Dasein Gottes bündiger zu machen. Er war um 1275 geb., studirte zu Oxford Philosophie, Mathematik, Rechtswissenschaft und Theologie, und trat daselbst als Lehrer mit dem größten Beifall auf. Die Obern s. Ordens sandten ihn 1304 nach Paris, wo er ebenfalls lehrte, und nach Köln, wo er 1308 starb. Er commentirte in s. Werken den Aristoteles und den Lombardus. Alle seine Werke, über deren Dunkelheit man von jeher geklagt hat, sind (Lyon 1639, 12 Bde., Fol.) von Wadding

mit f. Leben herausgegeben worden. (Vgl. Scholastiker.) — Duns, ein aus dem Englischen zu uns verpflanztes Wort (dunce), womit man einen Dummkopf, besonders einen schwachköpfigen Gelehrten, bezeichnet. Daher führt ein satyrisches Heibengebicht von Pope, auf die schlechten Dichter seiner Zeit, den Titel „Dunciade“. Auch gibt es eine franz. „Dunciade“ von Palissot, und eine deutsche, herausgeg. von Schirach (1773). Letztere (in Prosa) unterscheidet sich von den erstern durch Vermeidung aller persönlichen Satyre, indem sie Niemanden nennt, und das Gewürm des Parnasses nur unter erdichteten Namen züchtigt; weshalb sie weniger Glück gemacht hat als die beiden andern.

Dünste. Wenn flüssige oder feste Körper mit einer ihrer Natur entsprechenden Menge Wärmestoff verbunden werden, so verwandeln sie sich in unsichtbare elastische Flüssigkeiten, welche man Dunst nennt. Wird diesem Dunst wieder ebenso viel Wärmestoff entzogen, daß sichtbare Nebel entstehen, so enthält der so verdichtete Dunst den Namen Dampf (s. d.), doch macht nur ein sorgfältigerer Sprachgebrauch diesen, im gemeinen Leben oft vernachlässigten Unterschied. Von den Gasen (s. d.) endlich unterscheiden sich die Dünste dadurch, daß jene permanent-elastisch sind, diesen aber ihre Expansibilität durch Compression und Abkühlung wieder geraubt werden kann. Dies sind die drei Formen der Verbindung des Wärmestoffs mit einer wägbaren Basis zu expansiblen Flüssigkeiten. — Wegen meteorologischer Anwendung der Lehre von den Dünsten und wegen der Literatur vgl. Ausdünstung und Dampf. — Dunstkreis heißt jeder mit Dünsten angefüllte Kreis, welcher einen Körper umgibt, besonders derjenige Theil der Atmosphäre (s. d.), welcher so weit reicht, als die aus der Erde entbundenen Dünste aufsteigen, auch die Atmosphäre selbst. — Dunstmesser, s. Hygrometer.

Duodecimalmaß. Nach demselben werden die Einheiten in 12 gleiche Theile getheilt, z. B. die Ruthe in 12 Fuß, der Fuß in 12 Zoll u. s. w. Wegen der Bequemlichkeit dieser Eintheilung findet das Duodecimalmaß gewöhnlich beim Feldmessen, vorzüglich bei verschiedenen Handwerksleuten seine Anwendung. — Duodecimalrechnung wird die Rechnung nach dem erwähnten Maße genannt. — Duodecimalsystem, s. Zahlensystem.

Duodecime, in der Tonkunst ein Intervall, dessen beide Töne um 12 diatonische Stufen von einander abstehen, oder die Quinte der Octave des Grundtons. — **Duodecimole,** eine Figur von 12 Noten, gilt 8 von gleicher Zeichnung.

Dupaty (Jean Baptiste Mercier), geboren 1746 zu Rochelle, seit 1767 Generaladvocat beim Parlament zu Bordeaux, nachher Präsident à mortier desselben, zog sich durch s. strenge Gerechtigkeitsliebe Verfolgungen von Seiten des Ministerialdespotismus zu, der in den letzten Jahren Ludwigs XV. Frankreich drückte. Da er im Namen des Parlaments von Bordeaux gegen den Herzog von Aiguillon geschrieben hatte, so ward er, als dieser Minister wurde, 1770 auf Pierre Encise (ein Fort bei Lyon und ehemaliges Staatsgefängniß) gesetzt, und nachher verwiesen, bis zum Regierungsantritt Ludwigs XVI. Bekannt mit den großen Mängeln der ehemaligen Justizverfassung Frankreichs, machte sich D. ein Geschäft daraus, dieselben bei aller Gelegenheit aufzudecken. Vorzüglich merkwürdig ist eine Denkschrift, woburd er drei unschuldig zum Tode verurtheilte Bürger von Chaumont rettete. Außerdem hat man von ihm „Réflexions historiques sur les loix criminelles“, ein geschätztes Werk, verschiedene „Discours académiques“ und „Lettres sur l'Italie en 1785“, welche 1788 in 2 Th. erschienen. (Deutsch von Forster und Huber, Mainz 1789.) In diesen Briefen findet man unter vielen einseitigen Ansichten einige treffende Kunsturtheile und anziehende Naturschilderungen; nur wird sein Styl oft durch gezierte Ausdrücke und Wendungen verunstaltet. Er starb zu Paris den 17. Sept. 1788. Sein Sohn (Charles Mercier), geb. zu Bordeaux den 29. Sept. 1771, gest. zu Paris den 12. Nov. 1825, der Wie-

berthelsteller der Bildhauerkunst in Frankreich, Mitglied des Instituts und Prof. an der Ecole des beaux arts, war anfangs Avocat, diente in der Revolution als Dragoner, dann als Dessinateur géographe, studirte endlich unter Lemoine's Leitung die Sculptur und ging nach Rom, wo er 8 Jahre lang durch mehre Werke sich bekanntmachte. Seine Hauptwerke sind: Ajax poursuivi par la fureur de Neptune; dann die Reiterstatue Ludwigs XIII. (1816), und s. Oreste poursuivi par les furies. Cortot, sein Nachfolger in der Akademie, hat einige von D.'s Werken vollendet.

Dupetit-Thouars (Aristides), Schiffshauptmann und Reisender, geb. 1760 zu Boumois bei Saumur. Ihn ergriff beim Lesen des Robinson der Wunsch, Seereisen zu machen, mit solcher Lebhaftigkeit, daß er mit einem Gespielen aus der Kriegsschule zu La Fleche entwich, um in Nantes als Schiffsjunge zur See zu gehen. Man holte die Flüchtlinge ein, und der berühmte Dolomieu, der zu jener Zeit zu La Fleche in Befahrung lag, verschaffte ihm Verzeihung. In der Kriegsschule zu Paris war er fleißiger als früher, mußte aber, als sich keine Aussicht zur Beförderung im Seebienste zeigte, unter der Landmacht Dienste nehmen. Beim Ausbruche des Kriegs mit England (1778) fand er endlich Gelegenheit, sich in vielen Seegefechten auszuzeichnen. Nach dem Frieden erweiterte er auf verschiedenen Seezügen seine Kenntnisse. Als das Gerücht sich verbreitete, daß La Peyrouse auf einer wüsten Insel gescheitert wäre, sammelte Dupetit-Thouars Unterzeichnungen zur Ausrüstung eines Schiffes, das La Peyrouse aufsuchen und zugleich den Pelzhandel auf der Nordwestküste von Amerika treiben sollte. Sein Bruder, ein ausgezeichnete Botaniker, wollte ihn begleiten; konnte aber, von einem Revolutionsgericht eingekerkert, erst später nachfolgen. Er traf s. Bruder auf Sète de France. Dupetit-Thouars wurde auf seiner Fahrt von Unfällen aller Art verfolgt. Die Portugiesen, aus Mißtrauen gegen die Franzosen, bemächtigten sich s. Schiffes und führten ihn als Gefangenen nach Lissabon, wo er lange im Kerker saß. Nach s. Befreiung vertheilte er unter seine Mannschaft, was ihm die portugiesische Regierung als den Ertrag des verkauften Wracks seines Schiffes gegeben hatte, und ging nach Nordamerika. Hier machte er zwei Versuche, die Nordwestküste zu Lande zu erreichen, und besuchte mit de la Rochefoucault Liancourt den Niagarafall. Als in seinem Vaterlande der Revolutionssturm sich gelegt hatte, kehrte er heim und nahm wieder Seebienste. Auf dem Zuge gegen Agypten befehligte er ein altes Schiff von 80 Kanonen, wo Dolomieu, der Beschützer seiner Jugend, an seiner Seite war. Er sah voraus, was zu befürchten war, wenn man Nelson's Ankunft in der genommenen falschen Stellung auf der Rhede von Abukir erwarten wollte, und rieth, sogleich unter Segel zu gehen. Unererschrocken focht er gegen die siegreichen feindlichen Schiffe und fiel (1798) in dem Kampfe.

Dupin. I. Andreas Maria, einer der berühmtesten pariser Rechtsgelehrten und Advocaten unserer Zeit, geb. d. 1. Febr. 1783 zu Barzy, war 10 J. alt, als s. Vater 1793 geächtet und verhaftet wurde. Der nächtliche Überfall des väterlichen Hauses, die Durchsuchung der Schriften und alle Auftritte, welche die Aufhebung eines Hausvaters begleiten, prägten sich seinem Gemüthe so tief ein, daß dem Eindrucke, den er davon behielt, wahrscheinlich der Haß zuzuschreiben ist, den er seitdem stets gegen alle Willkür gezeigt hat. Während der Gefangenschaft des Vaters beschäftigte sich die Mutter mit dem Unterrichte ihrer beiden ältesten Söhne. Die römische Geschichte gab ihr Gelegenheit, die Knaben für Freiheit und Ruhm zu begeistern. Nach seiner Freilassung war der Vater selbst der Lehrer seiner Söhne. In seinem 23. J. betrat D. die Laufbahn eines praktischen Rechtsgelehrten, und als er um dieselbe Zeit, nach Wiederherstellung der, in den ersten Jahren der Revolution aufgehobenen Rechtsschulen, zuerst eine Streitschrift unter Treilhard's Vorsitz vertheidigt hatte, wurde der junge Mann der älteste aller Doctoren der Rechte aus den neuen Schulen. Auch machte er sich als Schriftsteller durch s. „Principia

juris“ bekannt. 1815 kam er in die Deputirtenkammer, wo er sich durch edeln Freisinn auszeichnete. Er widersetzte sich dem Antrage, Napoleon den Retter des Vaterlandes zu nennen, er stimmte für des Kaisers Abdankung, verlangte, die Deputirtenkammer solle sich zur Nationalversammlung erklären, und sprach gegen den Vorschlag, Napoleon II. zum Thronfolger auszurufen. Nach der Rückkehr des Königs beschäftigte sich D. ausschließlich mit der Rechtsgelehrsamkeit, und wurde, nebst Berryer, Ney's Bertheidiger. Er schrieb in dieser Angelegenheit einige kräftige Denkschriften, worunter diejenige, welche die Übereinkunft vom 3. Juli 1815 zu Gunsten des angeklagten Marschalls anzuwenden suchte, großen Beifall erhielt. blieb ihm in dieser Rechtsache Nichts als die Ehre der Bertheidigung, so war der Erfolg s. Beredsamkeit um so belohnender, als er im folg. J. die Engländer Wilson, Bruce und Hutchinson vertheidigte, die wegen der Theilnahme an Lavalette's Entweichung angeklagt waren. Nie versagte er einem der vielen Angeklagten, die in jener Zeit von dem Parteihasse verfolgt wurden, s. Beistand. Durch freimüthige Schriften und kräftige Reden vertheidigte er die Freiheit der Presse; immer bereit, die Ränke einer mächtigen Partei und ihre Rachsucht zu entlarven. Mit ausgezeichneten Geistesgaben verbindet D. die edelsten Gesinnungen, und die Uneigennützigkeit, womit er s. Beruf erfüllt, ist laut anerkannt worden. Außer dem genannten Werke hat er mehre Schriften über das römische und franz. Recht herausgegeben, und eine gute Ausgabe des Natur- und Völkerrechts von Burlamaqui in 5 Bdn. befragt. S. „Mémoires, plaidoyers et consultations“ sind in 12 Bdn. 4. gesammelt. — II. Charles D., s. Bruder, ausgezeichnet als Geometer, Ingenieur, Wasserbaumeister und Statistiker, geb. den 6. Oct. 1784, ist ein Zögling der polytechnischen Schule zu Paris (1801 fg.); daher sein Eifer, mit welchem er fortwährend die mathematischen Wissenschaften für den Staatsdienst fruchtbar anzuwenden sich bemüht. Während der Kriege Napoleons diente er auf der Flotte, und war 1805 sehr thätig bei der Anlegung des Hafens von Antwerpen. 1808 war er als Freiwilliger auf dem Geschwader unter dem Admiral Gantheaume, und ging mit ihm nach Corfu. D. blieb auf den ionischen Inseln als Secrétaire der damals errichteten ionischen Akademie. Er veranlaßte die Stiftung von Olympiadenpreisen für Schriften in der alt- und neugriechischen Sprache, wozu man alle in Europa und Asien lebende Griechen einlud. In Korcyra übersezte er die olympischen Reden des Demosthenes und schrieb eine Abhandlung über diesen Redner. 1811 ging er nach Italien, wo er 1812 fg. seine tiefsinnigen geomet. Untersuchungen herausgab. In Toulon rettete er 1813 die schönen Bildwerke, die Puget für Ludwigs XIV. Galereen gemacht hatte, und diese Erinnerungen an den Ruhm der franz. Seehelden wurden eine Zierde des von D. gestifteten Museums der Marine zu Toulon. Er begann hier s. Darstellung der Schiffbaukunst im 18. und 19. Jahrh., die er bis 1815 fortsetzte. Nach dem zweiten pacifischen Frieden machte er eine Reise nach England, das er während eines Aufenthalts von 20 Monaten in verschiedenen Richtungen durchkreuzte. Eine bedeutende Frucht dieser Reisen waren s. Denkschriften über das Seewesen, die Brücken und Straßen in Frankreich und England. Nach s. Rückkehr 1818 wurde er Mitglied der Akademie und las in den Sitzungen derselben mehre gehaltvolle Abhandlungen vor, u. A. über die Vortheile der Gewerbsamkeit und der Maschinen. Bei der Stiftung des Conservatoriums der Künste und Handwerke ward er zum Lehrer der angewandten Mechanik ernannt. Seit 1820 erschien sein Hauptwerk: „Voyages dans la Grande-Bretagne en 1816—19“ (6 Bde., 4., mit 3 Atl.; übersf. Stuttgart 1825 fg.), eine umfassende Darstellung der Vorzüge und Mängel der britischen Verwaltung in Beziehung auf Landmacht, Seewesen, Artillerie, Straßenbau, Gemeindefwesen, Bergwerke, Gewerbsamkeit und Handel. 1825 erschien s. „Géométrie et mécanique des arts et metiers et des beaux arts“ (3 Bde. mit Kupf.), und 1827 sein interes-

santes Werk: „Des forces productives et commerciales de la France“ (2 Bde., 4.) D. ist Baron, und als Mitglied der Deputirtenkammer ein thätiger Beförderer gemeinnütziger Zwecke.

Duplicität, Doppelheit, bedeutet in der Philosophie das Zerfallen in Gegensätze oder auch den Gegensatz zweier Kräfte (z. B. das Entgegenwirken der zurückstoßenden und anziehenden Kraft), oft im gemeinen Leben die Außerung eines Dinges auf zweifache Weise, daher auch die Zweideutigkeit oder Zweizüngigkeit. — Duplik (duplica), in der Rechtssprache, die zweite Antwort des Beklagten, oder die Antwort auf die Replik. (S. Proceß.) Man wendet diese Benennung auch auf literarische Streitschriften an.

Dupont de l'Étang, s. Baylen, Capitulation von.

Dupont de Nemours (Pierre Samuel), geb. zu Paris im Dec. 1739, gehört sowohl in Hinsicht s. Kenntnisse und Talente als s. milden, liebevollen Charakters, s. trefflichen Grundsätze und s. tabellosen Lebens zu den vorzüglichsten Menschen der neuesten Zeit. Er hatte in Paris als Privatgelehrter ziemlich ungekannt gelebt, bis er 1773 s. Grundsätze über Philosophie und politische Oekonomie in „Les éphémérides du citoyen“, entwickelte, wodurch er sich das Mißfallen des Ministers Choiseul zuzog und Frankreich zu verlassen genöthigt wurde. Mehre auswärtige Regenten boten ihm eine Zuflucht an; der Markgraf von Baden ernannte ihn zum Geh.-Legationsrath; der Großherzog von Toscana und Joseph II. traten mit ihm in Briefwechsel; Gustav III. von Schweden beehrte ihn mit dem Wasaorden, und der König von Polen, Stanislaus August, wollte ihn zum Director der Nationalerziehung ernennen. Doch zog er es vor, mit einer kleinen, von dem Finanzminister Turgot ihm gegebenen Anstellung in sein Vaterland zurückzukehren. 1782 und 1783 legte er mit D. Hutton, dem Agenten des englischen Cabinets, den Grund zu dem Frieden, wodurch die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt wurde. Dann trug er als Generalinspector des Handels und der Manufacturen und Staatsrath viel zur Belebung des franz. Gewerbflusses bei. 1787 und 1788 von Ludwig XVI. zum Secretair der Notabelnversammlung ernannt, ward er 1789 Mitglied der ersten Nationalversammlung, in der er sich durch edle Grundsätze, Muth und Talente auszeichnete. Kühn stellte er sich den Ränken der Parteien entgegen. Zwei Mal war er Präsident der Nationalversammlung, und immer bemüht, s. gemäßigten Grundsätze geltend zu machen. Unter Robespierre ward er eingekerkert, und nur der Fall dieses Ungeheuers rettete ihn. Späterhin ward er Mitglied des Rathes der Alten. Als 1798 das Directorium gestürzt wurde, ging er nach Amerika. 1802 kehrte er nach Frankreich zurück, ohne jedoch, aller ihm von Napoleon gemachten Anerbietungen ungeachtet, ein öffentliches Amt anzunehmen. Allein das Vertrauen s. Mitbürger folgte ihm auch ins Privatleben, und er erhielt Beweise davon durch die Ernennung zum Präsidenten der Territorialbank der Handelskammer, sowie zur Leitung mehrer wohlthätigen Anstalten. 1814 wurde D. zum Secretair der provisorischen Regierung ernannt, welche dem Hause Bourbon die Rückkehr auf den angestammten Thron bereitete. Nach Napoleons Rückkunft von Elba wanderte er zum zweiten Male nach Amerika aus, wo bereits s. 2 Söhne das Bürgerrecht erhalten hatten. Hier beschloß er sein gemeinnütziges Leben den 6. Aug. 1817, in dem Alter von 78 J.

Dupuis (Charles François), Mitglied des Nationalinstituts, geb. zu Trèves-Chateau bei Gisors d. 16. Oct. 1742, erhielt von s. Vater in der Mathematik und im Landmessen Unterricht. Der Herzog de la Rochefoucault ließ ihn im Collège d'Harcourt studiren, und schon im 24. J. s. Alters wurde D. Prof. der Rhetorik in Liffey. Lalande's Freundschaft und eigne Neigung machten die mathemat. Wissenschaften zu s. Lieblingsbeschäftigung; die Kenntnisse und die Vorurtheile jenes Gelehrten hatten großen Einfluß auf s. Thätigkeit. Er ersann 1778 die Telegraphen-

kunst, die Chappe nachher verbesserte. Voll Gelehrsamkeit und Originalität ist f. „Mémoire sur l'origine des constellations et sur l'explication de la fable par l'astronomie“ (1781). Nachdem er 1788 einen Sitz in der Académie des inscriptions et belles lettres erhalten hatte, begab er sich nach Paris, wo er zu einem der 4 Commissarien ernannt wurde, um das Vermögen aller pariser Stiftungen für Unterricht und Gelehrsamkeit auszumitteln. Als Mitglied des Nationalconvents hielt er sich stets zu den Gemäßigten. Dies brachte ihn auch in den Rath der Fünfhundert, und die allgemeine Achtung, die der thätige und gelehrte Geschäftsmann genoß, öffnete ihm das Nationalinstitut. Das Tribunal und der gesetzgebende Körper schlugen ihn zum Senator vor. S. Werk: „Origine de tous les cultes, ou la religion universelle“ (1794, 3 Bde., 4., mit einem Atlas) fand in Deutschland, Holland, Frankreich und Italien bitteren Tadel, bleibt jedoch immer ein bewundernswürdiges Denkmal der Gelehrsamkeit. Er wollte darin nicht nur alle Mysterien des Alterthums, sondern auch den Ursprung aller religiösen Überlieferung erklären. Es folgte darauf noch ein Auszug von einem Bande. Viel Aufsehen machten seine beiden Denkschriften über die Pelasger, über ihren Ursprung aus Äthiopien, und wie sie über Libyen, Cyrenaica und Nordafrika sich nach Spanien, Griechenland und Italien verbreitet hätten; dann eine andre Denkschrift über den Thierkreis von Denderah (s. d.) und über den Phönix. In s. letzten Werke: „Mémoire explicatif du zodiaque chronologique et mythologique“ (1806, 4., m. Kpfen.), bewies er, daß die astronomischen und Religionsmeinungen der Griechen, Ägypter, Chinesen, Perser und Araber einen gemeinschaftlichen Ursprung hätten. Er starb auf s. Landgute bei Dijon den 29. Sept. 1809, 67 J. alt, und hinterließ im Manuscript ein Werk über die Kosmogonien und Theogonien, womit er s. „Origine de tous les cultes“ noch mehr begründen wollte. Auch versuchte er darin, die Hieroglyphen zu erklären.

Dupuytren (Guillaume), der berühmteste franz. Wundarzt unserer Zeit, Lehrer der Klinik bei der medicinischen Facultät zu Paris und Oberwundarzt im Hôtel-Dieu; geb. den 5. Oct. 1778 zu Pierre Buffière. Er machte so schnelle Fortschritte in s. Studien, daß er schon im 17. Jahre Professor an der Ecole de santé zu Paris wurde, und bald Vorlesungen über Wundarzneikunst und Anatomie hielt, die viele Zuhörer fanden. Seit 1802 war er zweiter Wundarzt im Hôtel-Dieu, bis er 1815 an die Spitze dieses großen Spitals kam. Als praktischer Wundarzt hat er sich durch viele, mehr oder minder glückliche Neuerungen, und besonders durch s. Kühnheit und Geschicklichkeit Ruf erworben. Er hat verschiedene Werkzeuge theils erfunden, theils verbessert, dahin gehören u. A. sein Speculum zur Wegschaffung der Mutterpolypen durch Brennen (Kauterisiren) und s. Staarnadel. Man verdankt ihm einige schätzbare Entdeckungen in der pathologischen Anatomie. Er hat z. B. gegen Wichat's Behauptung, daß jedes Gewebe organischen Verletzungen, die demselben eigen sind, ausgesetzt sei, fast unwidersprechlich gezeigt, daß alle Gewebe gleichmäßigen Veränderungen unterworfen sind. Er schrieb seit 1803 einige chirurgische Abhandlungen, die theils einzeln gedruckt wurden, theils in Sammlungen sehen.

Duquesne (Abraham), franz. Admiral unter Ludwig XIV., geb. zu Dieppe 1610, lernte den Seekrieg unter s. Vater, einem geschickten Schiffscapitain. In s. 17. J. wohnte er dem Treffen bei la Rochelle bei. Im Kriege gegen Spanien von 1637 that er sich hervor. 1644 diente er in Schweden, erst als Major, dann als Viceadmiral. 1647 nach Frankreich zurückberufen, befehligte er die Unternehmung gegen Neapel. Bordeaux zwang er zur Unterwürfigkeit, als es sich empört hatte, trotz des Widerstandes der Spanier. Im sicilischen Kriege schlug er 3 Mal die vereinigten holländ. und spanischen Flotten unter Ruyster. Als er Algier und Genua gezwungen hatte, Ludwigs XIV. Gnade anzusehen, er-

theilte ihm dieser eins der schönsten Landgüter, Bouchet, und erhob es zum Marquisat mit dem Beinamen Duquesne, um s. Namen zu verewigen. Mehr konnte er nicht thun, da Duquesne Calvinist war. Doch war er der Einzige, der von der durch Aufhebung des Edicts von Nantes verfügten Verweisung s. Glaubensgenossen ausgenommen ward. Er starb zu Paris 1688. Milde und Bescheidenheit zierten s. Heldentugenden. Ruyter war sein Muster. Er hinterließ 4 Söhne, von denen der berühmteste, Henri, Marquis v. D., sich ebenfalls als Krieger und Seemann auszeichnete.

Dur (von durus, hart) nennt man diejenigen Tonarten, welchen der harte oder vollkommene Dreiklang (s. d.) zum Grunde liegt; daher auch harte Tonarten. Man bezeichnet sie oft durch den italienischen Ausdruck maggiore.

Durante (Francesco), einer der größten Kirchencomponisten, war 1693 in Neapel geb. und verdankte s. erste Bildung dem berühmten Aless. Scarlatti. Der Ruf Pasquini's und Pittoni's zog ihn nach Rom. Hier arbeitete er unter der Leitung dieser Künstler, und erlernte von dem einen die Kunst des Gesanges und der Melodie, von dem andern alle Hülfsmittel des Contrapunktes. Dann ging er als Capellmeister nach Neapel zurück, componirte aber fast ausschließlich für die Kirche. In der kirchlichen Vocalmusik erklimmte er eine hohe Stufe des Ruhms. Auch bildete er die berühmtesten Tonkünstler des 18. Jahrh. in Neapel: Pergolesi, Sacchini, Piccini, Guglielmi, Traetta, Tomelli u., und starb zu Neapel 1755, 62 J. alt.

Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie, eine See-Evolution, die oft mit Vortheil angewendet wird. In dieser Absicht wenden sich eine bestimmte Anzahl Schiffe auf ein gegebenes Signal schnell aus der Linie und gehen mit vollen Segeln quer durch die feindliche Linie, um den Feind schnell auf der andern Seite zu beschießen, wo er oft 2 bis 3 volle Geschüßladungen erhalten hat, ehe er darauf zu antworten vermag. Fast alle Seetreffen zwischen den Holländern und Engländern, und zwischen diesen und den Franzosen, geben uns Beispiele des Durchbrechens der feindlichen Linie. Der niederländische Admiral Ruyter scheint der Erfinder dieses Manoeuvres zu sein; er führte es vorzüglich gut 1666 bei Dünkirchen aus, wo er mehre Male durch die Flotte des Admirals Montbrach und sein schon abgeschnittenes Bordertreffen rettete. Dieses Manoeuvre wurde indeß, wenigstens bei den Engländern, so ungewöhnlich, daß selbst die Instruktionen für Seegefechte auf ganz entgegengesetzten Grundsätzen beruhten. Ein englischer Gutsbesitzer, John Clerk, wurde durch Nachdenken über die Nachtheile, welche die englische Seemacht in den letzten Kriegen mit Frankreich erlitten hatte, auf die Unzweckmäßigkeit der gewöhnlichen Angriffsweise aufmerksam und theilte s. Ansichten schon 1780 dem Flaggencapitain des Admirals Rodney mit, und dieser erklärte späterhin selber, daß er in der siegreichen Schlacht gegen La Grasse am 12. April 1782 die ihm bekanntgewordenen Grundsätze Clerk's befolgt, und nur der glücklich vollbrachten Durchbrechung der feindlichen Linie den Sieg zu danken gehabt habe. Clerk setzte s. System in dem zuerst 1782 erschienenen und 1804 neu aufgelegten „Essay on naval tactics“ auseinander. — Einen ähnlichen Zweck hat gewöhnlich das Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie oder das Sprengen des Mittelpunktes in Feldschlachten.

Durchdringlichkeit, Penetrabilität, ist die Eigenschaft der Körper, vermöge welcher sie im Stande sind, andre Materien durch ihre Zwischenräume hindurchzulassen. Es gibt Stoffe, die alle uns bekannte Körper durchdringen; dahin gehört die Wärme. Andre Stoffe, z. B. der magnetische und elektrische, bringen nur in gewisse Körper ein. Feste Körper sind gewöhnlich für solche flüssige Materien durchdringlich, welche sich an sie anhängen, oder doch von ihnen stark angezogen werden. Salze, Löschpapier, Schwamm und andre Körper lassen sich

z. B. vom Wasser durchbringen, und dieses hängt sich auch an sie an. (Vgl. Poren, Porosität.)

Durchfuhr- (Transito-) Handel ist derjenige, durch welchen fremde Waaren durch ein Land in ein andres geführt werden. Er bringt 1) den Kaufleuten Gewinn, welche die Förderung der Waaren durchs Land übernehmen; denn gewöhnlich werden die Waaren an einen Speditour gesandt, welcher dafür sorgt, daß bei der Durchfuhr die Landesgesetze beobachtet werden, und dahin sieht, daß sichere Fuhrleute angenommen, die Colli unbeschädigt erhalten, und die gesetzlichen Formen beobachtet werden, so lange sie in seinem Lande bleiben, sowie auch, daß sie, wo es nöthig ist, an der Grenze einem andern Speditour zu gleicher Beforgung überliefert werden; 2) den Personen, welche im Lande mit der Durchfuhr beschäftigt sind, als Fuhrleuten, Schiffern, Wirthen u. c.; 3) den Landwirthen oder andern Producenten, deren Producte dabei verzehret oder sonst gebraucht werden. Einen je weitern Raum die Waaren durchgehen, desto mehr Vortheil gewährt der Durchfuhrhandel dem Lande. Auch zieht ein solcher Handel leicht eine Vergrößerung des Absatzes herbei, indem die Durchfahrenden Gelegenheit eröffnen, innere Landesproducte bequem und wohlfeil weiter zu schaffen, und in der Fremde dadurch Bekanntheit mit den Landesproducten erhalten, und erfahren, welche von denselben in andre Länder mit Nutzen verführt werden können.

Durchgang, in der Tonkunst, die Verbindung zweier von einander entfernten Haupttöne durch mittlere. Es heißen daher die Töne, und, wenn sie in Noten verzeichnet werden, die Noten, durchgehende: 1) die nur den Übergang machen zu einer andern, dem Accorde wesentlichen Note (Haupttöne), folglich als melodische Nebentöne betrachtet werden. Der Durchgang heißt regelmäßig, wenn die durchgehende Note auf den schlechten Takttheil fällt. Dissonanzen sind durchgehend, wenn sie nicht unmittelbar aufgelöst werden. 2) Töne oder Accorde überhaupt, die auf einen schlechten Takttheil fallen (schlechte Noten). — In der Astronomie versteht man unter Durchgang durch die Sonnenscheibe diejenigen Himmelsbegebenheiten, da Venus oder Mercur bei ihrem Umlauf um die Sonne zwischen dieselbe und das Auge des Beobachters auf der Erde treten, und sich also als dunkle, jetzt nur auf der Rückseite erleuchtete, Kugeln, in Gestalt schwarzer Flecke, durch die Sonnenscheibe zu bewegen scheinen. Wenn diese Erscheinungen von verschiedenen, weit von einander entfernten Punkten der Erde beobachtet werden, so haben sie nicht für alle Beobachter die nämliche Zeitdauer; und da diese Zeitverschiedenheit von der Parallaxe (s. d.) des Planeten sowol als der Sonne abhängig ist, so läßt sich aus der erstern auf die letztere schließen. Namentlich schicken sich zu dieser Bestimmung die Durchgänge der Venus. Ein solcher, von sehr günstigen Umständen begleiteter Durchgang der Venus durch die Sonne ereignete sich zuletzt am 3. Juni 1769 (die nächst zu erwartenden fallen 1874 und 1882 ein), und hat in der Geschichte der Astronomie Epoche gemacht. Die londner königl. Societät ließ denselben in der Hudsonsbai und auf der Insel Staheiti, der franz. Hof durch Chappe (s. d.) in Californien, der dänische durch Hell zu Wardhus in Lappland, der schwedische durch Planmann zu Kajaneborg in Finnland beobachten; und durch diese 5 Beobachtungen ward die Sonnenparallaxe, welche eins der wichtigsten Elemente der ganzen Astronomie ist, sehr genau bestimmt. — Vgl. das IX. Buch von Lalande's „Astronomie“; das „Mémoire sur le passage de Venus“ (Par. 1772, 4.); Bode's „Abhandl. vom Durchgange der Venus“ (Hamb. 1769). — Eine gute allgemeine Ansicht gibt Lalande's „Abrégé d'astronomie“ (Paris 1795, S. 264 fg.).

D. N.

Durchlaucht, latein.: *Serenus* (hell, klar, rein, durchleuchtend). König Athalrich nannte sich selbst *Serenitas nostra*. Das Prädicat Durchlauchtig findet man in Urkunden seit dem 14. Jahrh. Karl IV. gab diesen Titel 1376 den welt-

lichen Kurfürsten zuerst. Unter Karl V. war er schon gewöhnlich. Später erhielten ihn auch die Fürsten, welche auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatten. Die älteste Urkunde über das einem Fürsten ertheilte Prädicat Durchlauchtig ist eine württembergische von 1664.

Durchmesser, s. Diameter.

Durchschnitt, s. Riß und Profil.

Durchsichtigkeit, die Eigenschaft der Körper, dem Licht einen Durchgang zu verstaten. Sie hängt indeß nicht allein davon ab, daß sie Licht in gehöriger Menge, sondern daß sie es auch in merklich geraden Linien durchlassen. So können 2 an und für sich sehr durchsichtige Substanzen, z. B. Wasser und Öl, wenn man sie vermengt, undurchsichtig werden, weil sie die Lichtstrahlen auf verschiedene Art brechen. Dagegen wird Papier, welches an und für sich undurchsichtig ist, vermittelt des Befeuhtens mit Wasser oder Öl durchsichtig. Es kommt ferner bei der Durchsichtigkeit nicht auf die Härte oder Weiche der Körper oder ihre Porosität an, wie man auf den ersten Blick glauben sollte; der harte Diamant ist durchsichtig, die weichsten Holzarten sind es dagegen nicht, weil die geradlinige Richtung der Lichtstrahlen in der Masse nicht an jene Eigenschaften der Körper gebunden ist. Man muß also vielmehr die Unveränderlichkeit dieser geradlinigen Richtung der Lichtstrahlen als den eigentlichen Grund der Durchsichtigkeit betrachten. — Scharfsinnige Untersuchungen und Vermuthungen über Durchsichtigkeit und Undurchsichtigkeit der Körper in dem hier angegebenen Sinne trägt vor Newton in s. „Optice“ (Lond. 1706, 4.) im 2. Buche; und über die Schwächung, welche das Licht bei diesem Durchgange durch die verschiedenen Körper erleide, hat Versuche angestellt Bouguer: „Traité d'optique“ (Paris 1760, 4.). Auf dieser Schwächung des Lichts vermittelt durchscheinender Körper beruht endlich auch der neuerlich von Lampadius angegebene Photometer, welcher in einer Röhre besteht, in die so viel Scheiben durchscheinender Körper eingeschoben werden, bis das dadurch betrachtete Licht ganz unsichtbar wird. S. „Praktische Abhandl. über das Gaslicht“, von Accum, deutsch durch Lampadius (Weimar 1816).

Durchzeichnen, s. Calquiren.

Durchziehen der Treffen, ein Manoeuvre, vermittelt dessen die vorderste, dem Feinde zunächst gegenüberstehende Linie rückwärts, durch das vorrückende zweite und dritte Treffen, die zweite, dritte und folgende Linie, züge- oder divisionsweise, im Flankenmarsch mit links- und rechtsum, und im Geschwindigkeit durchmarschirt, sodas die zweite Linie die erste, und, wenn auch diese sich ab- oder hindurchzieht, die dritte die erste wird. Überhaupt bedeutet Durchziehen jede Bewegung rückwärts oder vorwärts, wo Truppen durch andre hindurchgehen. In der Schlacht bei Wittstock, 1636, wo der schwedische Feldmarschall Banner den 30,000 M. starken vereinigten Sachsen und Kaiserlichen nur 20,000 M. entgegenstellen konnte, findet man zuerst des Durchziehens der Infanterie durch die zweite Linie gedacht; es ward von den Schweden angewendet, um die Regimenter aus dem Treffen zu bringen, die zu sehr gelitten hatten. Etwas Ähnliches damit hatte die Stellung des Feldmarschalls Torstenson im Treffen bei Janckowiz, wo er die kaiserl. Armee in ihrer linken Flanke umging, und hauptsächlich dadurch den Sieg erhielt, daß der Feind gezwungen war, eine ungünstige Stellung zu nehmen. Der große Condé wandte im Gefechte bei Lenz das Durchziehen der Treffen auch bei der Reiterei an, und späterhin ward es etwas Gewöhnliches.

Dürer (Albrecht), geb. zu Nürnberg den 20. Mai 1471. Sein Vater war ein geschickter Goldschmied aus Ungarn, der seinen wegen s. Fleißes sehr geliebten Sohn selbst unterrichtete. Früh entwickelte sich D.'s Talent, und obgleich er schon im 15. J. große Fortschritte in der väterlichen Kunst gemacht hatte, so entschied sich s. Neigung doch für die Malerkunst. Michael Wohlgenuth, damals der beste Maler

in Nürnberg, bekam ihn 1486 in die Lehre. Nachdem er ausgelernt, ging er auf die Wanderschaft und reiste 1490 durch Deutschland und Elsaß; 1492 ging er über Kolmar, Basel, und kam 1494 wieder in die Heimath zurück. Hier machte er sein Meisterstück, eine Zeichnung, die den Orpheus darstellte. Seinem Vater zu Liebe heirathete er des berühmten Mechanikers Hans Fris zu Nürnberg Tochter; doch dies unfreundliche Wesen verbitterte in der Folge sein Leben und mag ihm wol ein frühes Grab bereitet haben. Von s. frühern Arbeiten kennen wir s. eignes Bild ohne Bart, von 1500, Johannes den Täufer, St.: Dnuphrius, die 3 Weisen aus dem Morgenlande, von 1504, und eine Maria; außerdem einige Kupferstiche. 1505 ging er nach Venedig, um sich in s. Kunst zu vervollkommen, wozu ihm B. Pirckheimer ein Capital vorschob. Seine Geschicklichkeit erregte Neid und Bewunderung. Er malte hier die Marter des h. Bartholomäus für die St.: Marcuskirche, welches Gemälde Kaiser Rudolf kaufte und nach Prag bringen ließ. Auch reiste er nach Bologna, um die Perspective genauer zu studiren. Auf s. Styl hatte diese Reise keinen Einfluß. Mit seiner Rückkehr, 1507, beginnt die eigentliche Zeit s. Meisterschaft. 1520 besuchte D. noch ein Mal, wahrscheinlich zur Erholung, die Niederlande. Sein Ruhm erfüllte die Lande weit und breit. Maximilian I. ernannte ihn zu seinem Hofmaler; Karl V. bestätigte ihn in dieser Würde und verlieh ihm zugleich das Wappen für die Maler, nämlich in einem lasurblauen Felde 3 silberne oder weiße Schindeln. D. genoß die Achtung der Höchsten und Niedern; alle Gelehrte und Künstler s. Zeit ehrten und liebten ihn. Um so mehr ward sein Tod in der Kraft seiner Jahre (den 6. April 1528) betrauert. Gründlicher Fleiß und Fertigkeit in allem Mechanischen und ein vorherrschendes Talent, das Gegebene und Wirkliche nachzubilden, wodurch er die Richtung der deutschen Kunst bestimmte, zeichnen D. aus. Er war der Erste, welcher in Deutschland die Regeln der Perspective und der Proportionen des menschlichen Körpers nach den Gesetzen der Mathematik lehrte. Zu der Schrift über die Proportion sollen ihn s. Studien, die er zum Behufe der Darstellung von Adam und Eva machte, veranlaßt haben. Er bediente sich nicht nur wie s. Vorgänger des Grabstichels, sondern war der Erste, welcher dabei das Ägen und die Radirnadel anwandte, und die Kupferstecherkunst dadurch bedeutend förderte. Er erfand das Mittel, die Holzschnitte mit zweierlei Farben zu drucken, und die gläserne Copirischeibe. Vermittelst seiner großen mathem. Kenntnisse war es ihm möglich, für die Zeichen- und Malerkunst ein förmliches System zu entwerfen. Er schrieb das erste Buch vom Festungsbau in Deutschland, und zeigte, wie man mit Hülfe der Geometrie die Buchstaben, besonders die Versalien, nach bestimmtem Verhältniß entwerfen müsse. Groß war er vorzüglich als Portraitmaler; täuschende Ähnlichkeit und alle Leidenschaften waren in der Gewalt seines Pinsels; jede Gemüthsbewegung, von ihm dargestellt, war unverkennbar. Auch s. Landschaften verdienen Bewunderung. Zu s. vorzüglichsten Kupferstichen gehören: seine Fortuna; die Melancholie; Adam und Eva im Paradiese; Ritter Tod und Teufel; die Maßigung; der h. Hubertus; der h. Hieronymus und die kleine Passion in 16 Bl.; zu den vorzüglichsten Holzschnitten, welche ihm beigelegt werden: die große Passion in 13 Bl.; die kleine Passion, mit dem Titel 37 Stücke; die Offenbarung Johannis, mit dem Titel 15 Bl.; das Leben der Maria, mit dem Titel 2 Bl. Doch hat Bartsch mehr als wahrscheinlich gemacht, daß D. nicht selbst in Holz geschnitten habe. Er machte bloß Zeichnungen auf Holztafeln, die dann von Formschneidern, deren es in jener Zeit viele tüchtige gab, geschnitten wurden. Dieser echt deutsche Künstler war zugleich ein frommer Mensch. Als Schriftsteller arbeitete er auf Beredlung und Reinigung der deutschen Sprache hin, worin s. Freund, Willibald Pirckheimer, ihm beistand. Seine Schriften, welche später ins Lateinische, Französische u. überfetzt wurden, sind in einer Sammlung herausgekommen zu Arnheim bei J. Jansen 1603 in Fol. S. sein Leben von J. F. Roth (Lpz. 1791), von Heller (2 Thle., 1827), und „Reliquien

von Dürer", von Campe (Nürnb. 1828). Bei der Säcularfeier s. Todes in Nürnberg (7. April 1828) ward der Grundstein zu s. Standbilde gelegt, das Rauch verfertigt und der nürnb. Bildhauer Burgschmidt in Erz ausführt. Auch in Dresden u. a. Städten ward jener Tag würdig gefeiert.

Dürrenberg, 1) der berühmte Salzberg im Herzogth. Salzburg, 1 Stunde von Hallein, 1067 Fuß über der Stadt, aus dem jährl. 300,000 Ctnr. Salz bereitet werden. 300 Menschen arbeiten täglich; die Ausbeute binnen 600 J. (das Werk ward 1123 entdeckt) grenzt ans Ungeheure. 2) Ein Salzwerk, 3 St. von Merseburg an der Saale, das jüngste in Sachsen, durch den Bergrath Borlach angelegt und seit 1763 gangbar; der Kurf. von Sachsen erkaufte 1764 das dazu gehörige Rittergut Dürrenberg. Es hat 5 Gräbichäuser und treffliche Maschinen, auch wird viel Salz von Artern und Köfen hierher gebracht, wo sich gute Anstalten zur Aufbewahrung der gradirten Soole befinden. Man brennt größtentheils Braunkohlen, die in der Nähe gegraben werden. Auch wird hier Düngesalz verfertigt. Nach der in Folge des wiener Friedens vom 18. Mai 1815 mit Preußen am 28. Aug. 1819 geschlossenen Hauptconvention (erneuert 1828) werden jährl. 170,000 Ctnr. Salz aus den Werken von Dürrenberg und Köfen für das Königreich Sachsen geliefert.

Durst, der Reiz, den das Verlangen nach Flüssigkeit in Thieren und Menschen erregt. Durch die Lebensprocesse im thierischen Körper werden unaufhörlich eine Menge von Feuchtigkeiten verbraucht, deren Ersatz zur Erhaltung des Lebens unbedingt nöthig ist. Der Durst und die mit demselben verbundene unangenehme Empfindung und Erschlaffung in allen Theilen ist die Stimme der Natur, wodurch sie das Geschöpf auffodert, den Abgang und Verbrauch der Feuchtigkeiten durch das Trinken zu ersetzen. Dieses Bedürfnis ist aber nicht immer gleich stark, sondern es kommt dabei sowol auf die genossenen Speisen als auf die Temperatur an, worin dasselbe sich aufhält. Im Sommer, wo die Ausdünstung, und also der Abgang der Feuchtigkeiten am stärksten ist, trinken alle Thiere, und auch der Mensch, mehr als im Winter. Kaltblütige und träge Geschöpfe ertragen den Durst weit länger als warmblütige und thätige. Die Wuth und die nachherige Ermattung sind ebenso schreckliche Folgen des Durstes wie des Hungers. Auch Gewächse leiden Durst, erschlaffen und welken in allen ihren Theilen, und das Begießen zeigt sichtbare und schnelle Wirkung. Bei thierischen Körpern soll schon eine äußere Anfeuchtung den Durst vermindern, und Seefahrer haben durch bloßes Baden in der See ihr Leben erhalten.

Dusch (Johann Jakob), dän. Justizrath und Prof. der Philosophie und Mathematik zu Altona, geb. zu Celle 1725, studirte zu Göttingen Theologie, noch mehr aber schöne Wissenschaften und engl. Literatur, ward dann Hauslehrer, 1766 Rector des akadem. Gymnasiums zu Altona, wo er seit 1756 privatisirte. Er starb 1787. Als Dichter hat er sich vornehmlich in der didaktischen Gattung versucht. Mit Wahrheit der Gedanken verband er einen gefälligen Vortrag, aber es mangelte ihm eine lebendige Phantasie, und s. Darstellung ist bald zu blühend und geziert, bald matt und schleppend, und der Lehrzweck durchaus sichtbar. „Sämmtl. poetische Werke“ (Altona 1765—67, 3 Bde.). Seine Prosa ist in manchen seiner früheren Schriften, z. B. in den „Moral. Briefen zur Bildung des Herzens“, geziert und schwülftig, und streift in das Gebiet der Poesie. Seine Romane (z. B. die viel gelese „Geschichte Karl Ferdiner's“, „Die Pupille“) zeichnen sich durch Vermeidung des Unnatürlichen, Unsittlichen und Schwächlichemphindensamen in Charakteren und Sprache zu ihrem Vortheil aus. Unter seinen Schriften fanden die „Briefe zur Bildung des Geschmacks“ (6 Thle., Lpz. 1764, 2. Aufl. 1773 fg.) Beifall. Die jetzige Kritik urtheilt ungünstiger über D. als seine Zeitgenossen; doch traf ihn schon Lessing's Spott in den „Literaturbriefen“.

Duffel (Johann Ludwig), geb. zu Czaslau in Böhmen um 1760, einer der bedeutendsten Pianofortespielder und Componisten für dies Instrument, zeichnete sich anfangs als Künstler auf der Harmonica aus, ging 1786 nach Paris, von da nach London, wo er 1796 eine Musikhandlung und Notenstecherei in Verbindung mit Correi anlegte. 1800 kam er nach Hamburg, wo er sich längere Zeit aufhielt, ging in der Folge nach Berlin und ward der nähere Bekannte, Vertraute und Begleiter des durch seinen rühmlichen Tod, wie schon früher durch seine großen Talente, namentlich für Musik, bekanntgewordenen Prinzen Louis von Preußen, auf dessen Tod er auch eine seine Gefühle ausdrückende Sonate u. d. T. „Elegie“ schrieb. Er wurde nachher beim Fürsten von Sfenburg angestellt, trat aber bald in die Dienste des Fürsten von Benevent, mit dem er nach Paris ging, wo er 1812 starb. Als Componist zeigt er viel Eigenthümlichkeit, reiche Erfindung und ein Feuer des Gefühls, welches auch in seinem trefflichen, sichern und eigentlich großen Spiele unverkennbar war. Ein Verzeichniß seiner Compositionen gibt Serber.

Düsseldorf (2200 H., 26,600 E., darunter 3500 Protestanten), Sitz der Regierung des düffeldorfschen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Jülich-Kleve-Berg, sonst die Hauptst. des Herzogthums Berg, breitet sich auf einer schönen Ebene am Rhein aus und wird an der Südseite von der Düffel bespült, die unter dem Schlosse sich mit dem Rheine vereinigt. Durch das franzöf. Bombardement 1794 wurde das Schloß und ein großer Theil der ansehnlichsten Gebäude in einen Schutthaufen verwandelt. Die Stadt ist eine der schönsten am Rhein; die Straßen sind zum Theil regelmäßig angelegt, und die Häuser durchaus von gebrannten Steinen erbaut. Sie theilt sich in die Altstadt, Neustadt und Karlsstadt. Die Neustadt wurde vom Kurfürsten Johann Wilhelm erbaut. Die Gebäude sind Palästen ähnlich, und die breite Straße ist mit Linden besetzt. Die Karlsstadt verdankt ihre Entstehung und ihren Namen dem Kurfürsten Karl Theodor. In der neuesten Zeit ist sie vergrößert worden. Sie besteht aus mehren Vierecken, die einen großen Platz einschließen. Sehenswürdig sind: die Collegiat- und Hauptpfarrkirche mit den Grabmälern der alten Herzoge von Jülich und Berg, unter welchen sich das marmorne Mausoleum des Herzogs Johann auszeichnet; die Jesuitenkirche, welche jedoch mit Verzierungen überladen ist; die bronzene Reiterstatue des kunstliebenden Kurf. Johann Wilhelm, welchem Düsseldorf sein Emporkommen verdankt (sie steht auf dem Markt und ist von Crepello gegossen); die zweite marmorne Statue desselben Kurfürsten, gleichfalls von Crepello, in der Mitte des Schloßhofes (von dem schönen Schlosse sind nur noch die Ruinen vorhanden); die Sternwarte im ehemaligen Jesuitencollegium, und die schöne Sammlung physikalischer Instrumente. Die 1690 gestiftete Gemäldegalerie, die reichste an Werken von Rubens u. a. großen Meistern der niederländ. und flamändischen Schule, sonst die vorzüglichste Zierde Düsseldorf's, wurde 1805 nach München gebracht; nur die kostbare Sammlung von (14,241) Originalhandzeichnungen, 23,445 Kupferstichen und Gypsabdrücken ist zum Gebrauche der düffeld. Kunstakademie noch vorhanden. Hier wurde 1828 ein preuß.-rheinl. Kunstverein gestiftet. D. hat eine Kunst- und Bauschule, ein Gymnasium u. a. Anstalten. Bedeutend ist die Seiden- und Baumwollenspinnerei, die Essig- und Seifensiederei, die Zuckerraffinerie &c.; bekannt ist der düffeld. Senf. Noch wichtiger sind der Expeditions- und Zwischenhandel, besonders die Rheinschiffahrt; D.'s Hafen ist einer der besuchtesten am Flusse. D. hat eine sogen. Beurt oder Rangfahrt nach Holland und dem Kleve'schen, welche ausschließlich von 9 Schiffen betrieben wird, sodas 5 davon die Transporte nach Amsterdam, und die 4 andern die Transporte nach Dortrecht und zurück besorgen. Bei dem Schlosse Jägerhof ist der Hofgarten mit geschmackvollen Anlagen und der botanische Garten.

Dutens (Louis) stammte von protest. Ältern aus Tours, geb. den 15. Jan. 1730 daselbst, starb in London den 23. Mai 1812. Glücksumstände begünstigten s. wissenschaftliche Ausbildung so auffallend, daß er in hohem Alter seine Tage als brit. Historiograph und als Mitgl. der Akad. der Wissensch. in London und der Inschriften in Paris beschloß. Mit Mühe fand er eine Hofmeisterstelle, als ihn einige mißlungene Versuche im Trauerspiel überzeugt hatten, daß er zum Dichter keine Anlage habe. Betty Pitt, des großen Chatam Schwester, empfahl ihn an ihren Bruder. Ein Lord, dessen Sohn er unterrichten sollte, bemerkte, daß D. an gründlichen Kenntnissen nicht reich war, und wurde selbst dessen Lehrer, damit sein Sohn Vortheil davon habe. Viele lebende und todt Sprachen erlernte er schnell nach einander. Der Zögling starb, und D. übernahm den Unterricht der taubstummen Schwester desselben. Als aber das Mädchen sich in ihn verliebte, verließ er aus Pflichtgefühl das Haus ihres Vaters. Seitdem bereicherten die Lords Mackenzie, George Pitt, Northumberland, Algernon u. A. ihn mit Pensionen, geistlichen Freunden und Legaten. Er ging 3 Mal als brit. Geschäftsträger nach Turin, durchreiste mehrmals ganz Europa und knüpfte mit den meisten europ. Gelehrten persönliche Bekanntschaft an. Die Liste seiner oft aufgelegten Werke beweist die Vielseitigkeit dieses Gelehrten, der, durch den Umgang mit den höhern Ständen gebildet, in s. Schriften auch die Geschliffenheit eines Weltmanns darlegt. In 6 Bdn. gab er Leibniz's sämmtl. Werke in Genf heraus; sie sind aber nicht ganz vollständig; übrigens schäzen Mathematiker des Herausgebers Vorwort zu der mathemat. Abtheilung. Durch die beiden Sammlungen: „Le caprice poétique“ und „Poésies“ machte sich D. als Dichter bekannt. Seine „Recherches sur l'origine des découvertes attribuées aux modernes“ beweisen des Verf. große Belesenheit, zugleich aber auch, daß D. das Wissen und Erfinden der Alten ein wenig zu hoch stellt. Sein „Toesin, ou appel au bon sens“, den er mehre Male umdrucken ließ, enthält scharfe Ausfälle auf Voltaire und Rousseau; überhaupt war D. ein Gegner der reformirenden Philosophie und geißelte ihre Helden bei jeder Gelegenheit. Drei s. Schriften über alte Münzen und Denkmünzen änderte er bei jeder neuen Aufl., sowie seine Kenntnisse sich erweiterten, oder s. Hypothesen, an denen er reich war, sich beschränkten, in vielen Punkten um. In s. „Oeuvres mêlées“ (Lond., 4 Bde.) findet man auch s. „Logique, ou l'art de raisonner“. Sein oft von ihm verbessert, „Itinéraire des routes les plus fréquentées“ war zu seiner Zeit schätzbar; weniger Verdienst haben s. Denkwürdigkeiten über kostbare Steine. Historisches Interesse hat s. „Histoire de ce qui s'est passé pour le rétablissement d'une régence en Angleterre“ (1789). Seine „Considérations théologiques sur les moyens de réunir toutes les églises chrétiennes“ (ein früher so oft versuchter Entwurf!) wurden mehrmals aufgelegt, weil die Idee dies Mal von einem Diplomaten und Weltmann ausging. Nach des Vf. Grille sollte ein Concilium eine allgemeine Concordienformel nach den Beschlüssen der Kirchenversammlungen der ersten 6 Jahrhunderte aussprechen, und dieser die gesammte Christenheit als Glaubensformel ihre Zustimmung ertheilen. Auch in die Genealogie der Romanhelden verirrte sich D., den sein Amt niemals viel beschäftigte, in der „Table généalogique des héros de roman“. Allgemeinen Beifall fanden 3 Bde. „Mémoires d'un voyageur qui se repose“ (Par. 1806, deutsch in 2 Bdn., 1808). Der 3. Th. unt. d. bes. Tit.: „Dutensiana“, enthält Anekdoten und Beobachtungen. Ein früheres ähnliches Werk war interessanter für die scanalöse Chronik bedeutender Männer seiner Zeit; er fand aber für gut, die ganze Aufl., ehe sie sich verbreitete, vernichten zu lassen, und, was selten der Fall ist, erreichte seinen Zweck.

Duval (Valentin Jameray), Bibliothekar des Kaisers Franz I., geb. 1695, Sohn eines armen Bauers in dem Dorfe Artonay in Champagne. Im 10. Jahre wurde D. Waise; im 14. J. aus s. Geburtsorte durch Dienstlosigkeit

getrieben, hungernd, bald auch von den Blättern befallen, irrte er in dem schrecklichen Winter 1709 auf offenem Felde umher; doch die Vorsehung führte ihn in eine Einsiedelei, wo ihn Palemon, der gute Eremit, aufnahm; er theilte seine Lebensweise, seine Geschäfte mit ihm und lernte von ihm lesen. Hier ward D. fromm, ohne abergläubisch zu sein. Dann vertauschte er diesen Ruheplatz mit dem zu St.-Anne bei Luneville. Vier unwissende Eremiten und 6 ihm zur Hut übergebene Kühe waren s. Gesellschaft, einige Bände von der „Blauen Bibliothek“ s. Bildungsmittel; es gelang ihm endlich, allein schreiben zu lernen. Ein Abriss der Arithmetik, der in s. Hände fiel, zog s. Geist sehr an. In der Stille eines Waldes erhielt er die ersten Ideen von Astronomie und Geographie; einige Charten, ein Stück Rohr als Tubus, auf einer Eiche befestigt, war das ganze Lehrgeräth des wissbegierigen Knaben. Um sich Geld zum Unterrichte zu verschaffen, machte er Jagd auf die Thiere des Waldes; der Verkauf s. Beute verschaffte ihm nach einigen Monaten ein kleines Vermögen von 40 Thalern. Dann fand er ein goldenes gestochenes Petschaft, und ließ es durch den Prediger bekanntmachen. Ein Engländer, Namens Forster, meldete sich als Eigenthümer, doch erhielt er es nur unter der Bedingung zurück, daß er dem Finder das Wappen genau erklärte. Erstaunt belohnte ihn Forster so reichlich, daß s. nach und nach aus s. Jagdfonds angeschaffte Bibliothek bis auf 200 Bände sich vermehrte, dagegen er auf sein Äußeres auch nicht das Mindeste verwendete. Während s. Studien bekümmerte sich D. freilich nicht viel um s. Heerde, und die Eremiten wurden darüber unwillig. In einer derselben drohte ihm sogar mit dem Verbrennen s. Bücher. Das empörte D.'s Gemüth. Er ergriff eine Feuerschaufel, trieb damit den Bruder aus s. eignen Wohnung und schloß sich in dieselbe ein. Die andern Brüder und der Superior kamen, aber D. öffnete nicht eher die Thür, als bis sie mit ihm eine förmliche Capitulation gerichtlich abgeschlossen hatten, worin s. Herren ihm völliges Vergessen alles Vorgefallenen geloben, und täglich 2 Stunden zum Studiren zugestehen mußten, dagegen er ihnen für Kleidung und Kost noch 10 Jahre zu dienen versprach. Nun war D. gesichert; eifriger als je setzte er s. Selbstunterricht in dem Schatten des Waldes fort, wo s. Kühe weideten. So umgeben von s. Landcharten, fanden ihn einst die jungen Prinzen von Lothringen. Man machte ihm auf der Stelle den Vorschlag, s. Studien bei den Jesuiten zu Pont-à-Mousson fortzusetzen; aber er nahm das Gebieten nur unter der Bedingung an, daß s. Freiheit dadurch nicht beschränkt würde. Er machte bald so reißende Fortschritte, daß der Herzog Leopold 1718 ihn mit sich nach Paris nahm, um den Eindruck zu beobachten, den diese neue Welt auf ihn machen würde. Doch D. äußerte mit vieler Freimüthigkeit, daß alle Pracht der Hauptstadt und ihre Opfern weit hinter der Majestät des Auf- und Untergangs der Sonne zurückblieben. Nach s. Rückkehr ernannte ihn Leopold zu s. Bibliothekar und zum Professor der Geschichte auf der Akademie zu Luneville. Diese Stelle, und der Unterricht, den er den dort studirenden jungen Engländern, unter welchen sich auch der berühmte Lord Chatam befand, ertheilte, verschafften ihm die Mittel, s. alte Einsiedelei von St.-Anne neu aufbauen zu lassen. Als Lothringen an Frankreich abgetreten worden war, ging er mit der ihm anvertrauten Bibliothek nach Florenz, wo er 10 J. lang wohnte. Kaiser Franz rief ihn nach Wien, um eine Medaillensammlung zu ordnen. Hier starb er 1775. Bei aller Gelehrsamkeit war D. äußerst bescheiden. Bekannt sind s. „Oeuvres, précédées de mém. sur sa vie“ (Petersb. und Straßb. 1784, 2 Bde., 4.). Sein Leben beschrieb A. B. Kaiser (Nürnberg 1788, 2. Ausg.).

Duval (Alexandre), Mitglied der Académie franç., einer der beliebtesten theatralischen Dichter unserer Zeit, geb. den 6. April 1767 in Rennes, widmete sich dem Seebienste und machte unter dem Admiral Grasse den amerikanischen Krieg mit. Dann ward er als Secretair bei der Deputation der Stände von Bretagne, die sich in Paris befand, angestellt. Verhältnisse bewogen ihn, s. Abschied zu nehmen, und

er wurde als Ingenieurgeograph bei dem Canalbau von Dieppe gebraucht. Aus Leidenschaft fürs Theater trat er 1791 als Schauspieler im Théâtre français auf. Bald aber riefen ihn die Gefahren des Vaterlandes wieder unter die Waffen, und er machte die ersten Feldzüge des Revolutionskrieges als Freiwilliger mit. Eine Zeitlang zum Théâtre français zurückgekehrt, traf ihn das Schicksal aller Schauspieler dieses Theaters, ins Gefängniß geworfen zu werden, und er entging, nebst s. Kameraden, dem Blutgerüste nur durch den Muth eines Schreibers im Comité der allgemeinen Sicherheit, der es wagte, die Anklagedocumente bei Seite zu schaffen. Durch den 9. Thermidor befreit, verließ er das Theater, widmete sich ganz der Literatur und galt in Kurzem für einen der glücklichsten Lustspiel- und Operndichter. Von s. 50 Stücken haben sich viele auf dem franz. Repertoire erhalten. Deutsche Bearbeitungen sind erschienen, von s. „Eduard in Schottland“ durch Rogebue, vom „Haustyrannen“, einem trefflichen Charaktergemälde, durch Iffland, und von a. m. Seine kleinen Opern, z. B. „Maison à vendre“, „Le prisonnier“, „Ein Tag aus dem Jugendleben Heinrichs V.“ u. a. gehören zu den Lieblingsdarstellungen der franz. und der deutschen Bühne. S. „Oeuvres complètes“ (Paris 1822 fg., 9 Bde.). S. Brüder, A m a u r y D. (s. d.), ein gründlicher Kenner der alten und neuen Literatur, hat durch kritisches Urtheil auf s. Bildung vortheilhaft eingewirkt.

D u v a l (Amury), einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs, geb. den 28. Jan. 1760 zu Rennes, bildete sich zum praktischen Rechtsgelehrten und trat schon im 20. Jahre mit Auszeichnung als Redner im Parlamente von Bretagne auf, wo er unter Anderm durch die Vertheidigung eines jungen Mannes, welcher in einem Anfall von Eifersucht seinen Nebenbuhler erschossen hatte, großen Ruf erwarb. Er verließ jedoch bald diese Laufbahn, um sich dem diplomatischen Fache zu widmen, und wurde 1785 Gesandtschaftssecretair in Neapel. In Italien besuchte er alle Denkmäler des Alterthums, und sammelte während seines mehrjährigen Aufenthalts in Neapel reichen Stoff zu s. Werke über die Alterthumskunde. Er blieb auch nach der Entlassung des Gesandten, unter welchem er stand, noch einige Zeit in Italien, um seine Forschungen fortzusetzen. Als er 1792 in Rom war, erhielt er durch Basseville, damaligen Gesandten der franz. Republik, die Stelle eines Secretairs, und gerieth bei dem Pöbelaufstande im Jan. 1793, der dem Gesandten das Leben kostete, selber in die größte Gefahr. Ein Soldat rettete ihn aus den Händen des Volks und führte ihn ins Gefängniß. Nach einigen Tagen erhielt er seine Freiheit und wurde, auf seinen Wunsch, nach Neapel gebracht. Bald nachher verließ er eine Laufbahn, die zu einer Zeit, wo alle europäische Höfe den Gesandten der franz. Republik verschlossen waren, keine Aussichten darbot. Er widmete sich nun gelehrten Arbeiten und begann in Verbindung mit Champfort, Ginguéné, Say und Andern die „Décade philosophique“, woran er fortdauernd den thätigsten Antheil nahm, bis diese Zeitschrift im J. 1808, wo sie den Namen „Revue“ angenommen hatte, mit dem „Mercure de France“ vereinigt ward, den D. bis 1814 herausgab. Er gewann während dieser Zeit 3 Mal den von dem franz. Institut ausgesetzten Preis auf Fragen über Gegenstände der Staatswirthschaft, Moral und Alterthumskunde. Schon unter der Regierung des Directoriums erhielt er die Stelle eines Vorstehers der Abtheilung für Wissenschaften und Künste im Ministerium des Innern, und behielt sie bis 1815, wo er das Schicksal fast aller alten Beamten theilte, die durch neue Emporkömmlinge aus der alten Zeit verdrängt wurden. Seit 1811 war er Mitglied des Instituts in der Classe für Geschichte und Literatur, der man 1816 wieder den wunderlichen alten Namen der Akademie der Inschriften und schönen Künste gegeben hat. D. gehört zu dem Ausschusse, der die Fortsetzung der von den Benedictinern angefangenen Geschichte der franz. Literatur bearbeitet. Unter seinen übrigen Schriften sind auszuzeichnen: seine gekrönte Preisschrift „Des sépultures chez les anciens et les modernes“;

sein Werk: „Paris et ses monumens“, (3 Bde., Fol.); die in Verbindung mit seinem Bruder, dem fruchtbaren Theaterdichter, Alexandre Duval, herausgegebenen „Notes et additions zu dem Théâtre complet des Latins, traduit, avec le texte en regard, par Levée et Lemonnier“ (Paris, 15 Bde.). Auch gab er des Grafen Drloff „Mém. hist. sur le roy. de Naples“, mit Anmerk., heraus (5 Bde., 2. Aufl., 1825). 26.

Dyer (Sohn), Lehrdichter, geb. zu Uberglasney 1700, studirte auf der Westminster'schule, ward Maler, lebte in sehr beschränkten Umständen, kam von einer Reise nach Italien kränklich zurück, legte den Pinsel nieder, widmete sich dem geistlichen Stande (1740), erhielt einige kleine Pfründen und wandte in den letzten Jahren seines Lebens seinen Fleiß vorzüglich auf das Lehrgedicht über die Wolle („The fleece“, London 1754), worin er diesen widersirebenden Stoff dichterisch zu behandeln suchte. Am meisten schätzt man s. poetische Beschreibung des Grongarhügels („Grongar-Hill“), welche Denham's „Copers-Hill“ durch ungesuchte Gedanken, Wärme des Gefühls, reizende Naturalerei und sanfte Anmuth des Styls weit übertrifft. Dieses lyrische Landschaftsgemälde erreichten bei weitem nicht seine „Ruins of Rome“ (1740).

Dyf (Anton van), ein niederländ. Meister und der berühmteste aller Portraitmaler, geb. zu Antwerpen 1598 oder 1599. Sein Vater war geschickt in der Glasmalerei, und s. Mutter berühmt als die kunstvollste Stickerin von Landschaften und Figuren. Heinrich van Palen wurde s. erster Lehrer; da dieser lange in Italien studirt hatte und gute Zeichnung mit blühendem Colorit verband, so erhielt der Jüngling gleich anfangs eine treffliche Methode; er übertraf bald s. Mitschüler. Rubens nahm ihn nun in s. Schule auf und vertraute ihm die Ausführung mehrerer großen Zeichnungen an, zu denen er ihm nur flüchtige Entwürfe gab. Eine Amazonsenschlacht und die Cartons für die Tapeten, welche die Geschichte des Decius Mus darstellten, erwarben ihm das volle Vertrauen und die Achtung des Meisters; er war bald mehr sein Gehülfe als sein Schüler. Eigene Neigung sowol als die Eifersucht des Rubens bestimmten van Dyk, sich fast ausschließlich der Portraitmalerei zu widmen. Viele behaupten, Rubens habe auch aus Neid gewünscht, den mit ihm wetteifernden Schüler zu entfernen und nach Italien zu schicken; doch sprach sich hierin wol mehr die sorgsame Liebe des Lehrers für den vielversprechenden Jüngling aus. Dieser malte erst noch 3 Gemälde: ein Ecce Homo, einen Christus am Ölberge und die Gemahlin des Rubens für s. Lehrer, wofür ihm dieser ein herrliches weißes Ross schenkte und ihn mit vielen Empfehlungsschreiben nach Italien sendete. Doch wenig Meilen von Brüssel, in dem Dorfe Savelthem, fesselte die Liebe für ein Bauer mädchen den jungen Künstler so, daß er geraume Zeit dort verweilte und 2 Altargemälde für die Dorfkirche ausführte, auf deren einem s. Geliebte als Madonna dargestellt ist, und auf dem andern er selber als heil. Martin auf dem Ross des Rubens. Sein Zögern wurde bekannt, und Rubens bot Alles auf, um durch einen kunstfernen Italiener, den Ritter Nanni, Ruhmsucht und Kunst-eifer wieder in des Jünglings Seele zu entflammen. Es gelang; van Dyk riß sich schmerzlich los und eilte, von Nanni begleitet, nach Italien, und zuerst nach Venedig. Hier bildete er sich besonders nach Titian und Paul Veronese, und eignete sich die Glut und den Schmelz ihres Colorits an. Als aber sein Reisegeld verthan war, ging er nach Genua, wo er viele Portraits zu malen bekam und sich große Summen erwarb. Er unternahm nun die Reise nach Rom, wo der Cardinal Guido Bentivoglio sein Beschützer wurde, dessen Portrait er ausgezeichnet schön malte. Dies und die Portraits des dort lebenden Engländers Robert Sherley und s. Gattin machten so großes Aufsehen, daß der andern Künstler Neid ihn bewog, nach Genua zurückzukehren, wo er viele Portraits sowol als historische Gemälde ausführte und sich Titian's großen Styl immer mehr

aneignete. Er besuchte Florenz, Turin und Sicilien, wo er viel arbeitete. Die Pest verjagte ihn aber bald aus Sicilien, und er beendete in Genua das berühmte Altarblatt für Palermo. Nachdem so sein Ruf durch ganz Italien verbreitet war, kehrte er wieder in sein Vaterland zurück. Hier führte er viele große historische Gemälde und Altarblätter aus. Von letztern sind besonders der heil. Augustin in Antwerpen und die Kreuzigung in Courtray berühmt. Man erzählt, daß Rubens ihm s. älteste Tochter zur Gattin angeboten habe, daß aber van D. sie ausschlug, weil seine frühere Liebe für ihre Mutter (Rubens zweite Gemahlin, Helena) noch nicht ganz erloschen war. Um s. Neidern zu entgehen, folgte er den Einladungen des Prinzen von Dranien, Friedrichs von Nassau, an s. Hof nach Haag zu kommen. Er malte diesen Fürsten, s. Gemahlin und Kinder, und diese Bildnisse wurden so bewundert, daß fast alle Fürsten und Reichen von ihm gemalt sein wollten. Er reiste nach London und Paris, kehrte aber bald nach Antwerpen zurück. Ein Crucifix und eine Geburt Christi, die er für Dendermonde malte, gehören zu s. schönsten Werken. Van Dyk's Ruhm wuchs so sehr, daß man in England bereute, ihn nicht mit mehr Achtung aufgenommen zu haben. König Karl I. ließ ihn einladen; doch er würde nie dahin zurückgekehrt sein, wenn nicht sein Freund, der Ritter Digby, ihn dazu überredet hätte. Dieser stellte ihn bei s. Ankunft dem König vor, der ihm eine goldene Kette nebst s. reich mit Diamanten eingefassten Bild umhing, ihm den Bathorden, ein ansehnliches Jahrgeloh, eine Sommer- und eine Winterwohnung ertheilte. Van Dyk vergalt diese Großmuth durch rastlosen Fleiß; er bereicherte England mit s. Meisterwerken und führte außer einer Menge Portraits viele mythologische und historische Gemälde aus. Seine Prachtliebe zeigte sich in dem überaus glänzenden Hause, welches er machte; s. Feste, an denen Fürsten und Damen des ersten Ranges Theil nahmen, übertrafen alle andre an Glanz und Sinnigkeit, die ersten Tonkünstler und Mimen wetteiferten, sie durch ihre Talente zu verschönern. Er hielt sich überdies einen Harem von schönen Mädchen, die er bei seinen historischen Gemälden benutzte. So verschwendete er sein Vermögen, s. Kräfte und s. Gesundheit; doch würde sein reicher Kunsterverb ihm das erstere ersetzt haben, wenn er sich nicht in das Studium der Alchymie vertieft hätte. Der Herzog von Buckingham suchte ihn auf andre Wege zu bringen und ihm neuen Lebensmuth zu geben, indem er ihn mit der wunderschönen Maria Ruthven, Tochter des schottischen Grafen von Goree, vermählte. Van Dyk besuchte mit ihr s. Vaterstadt und ging von da nach Paris, wo er wünschte, die Galerie des Louvre zu malen. Da aber Voussin diesen Auftrag schon hatte, kehrte er sofort nach England zurück. Bereits krank und erschöpft schlug er dem König den Plan zu einer Tapetenmalerei vor, wo die merkwürdigsten englischen Feste und Prachtaufzüge abgebildet werden sollten, und erbot sich, die Cartons dazu zu erfinden. Doch ehe dies ausgeführt werden konnte, übereilte ihn im 42. Lebensjahre 1641 der Tod. Er wurde feierlich in der St.-Paulskirche begraben; der englische Dichter Cowley verfaßte s. Grabchrift. Die vorzüglichsten Galerien besitzen Gemälde von ihm; seine Portraits zeichnen sich durch ungemaine Wahrheit und Natur, leichte treffliche Behandlung und Farbengebung aus; Alles ist mit breitem Pinsel gleichsam nur hingeschrieben, flüchtig und kühn, und doch sind die Dinten herrlich und weich verschmolzen; s. halben Töne scheinen in der Nähe ins Graue zu spielen, doch sind sie, in gehöriger Entfernung betrachtet, vom wärmsten Lebensodem durchhaucht, Alles ist klar, Nichts weder bunt noch kalt, Alles ruhig, ungesucht; die Stellungen sind der Natur abgelauscht, stets der Individualität eines Jeden am angemessensten. Nie wählt er vorübergehende leidenschaftliche Momente, still und unverdreht steht jedes s. Portraits vor uns und läßt uns klar in die Tiefe s. Wesens schauen. Meisternhaft leicht wußte er die Haare zu behandeln; er liebte schwarze Kleidung und einfache, grünlichgraue Hintergründe; die Stoffe der Kleidungen wußte er täuschend

darzustellen. Seine spätern Arbeiten kommen den frühern an Zartheit der Ausführung und Vollendung nicht gleich. Seine andern Gemälde haben unstreitig auch in technischer Hinsicht ausgezeichnete Verdienste, doch blieb ihm wahrer Idealstyl immer etwas fremd; s. Madonnen sind mehr Erden- als Himmelsköniginnen. Seine vorzüglichsten Schüler waren David Beck, Bertrand Fouchier und Johann von Meyn.

Dynameter, Vergrößerungsmesser, Augométre, ein Werkzeug, um die Vergrößerung der Fernröhre durch Versuche zu messen. Es besteht aus einer kleinen Röhre, mit einer aufs Genaueste getheilten durchsichtigen Scheibe, die man auf die Augentröhre eines Fernrohrs steckt, um so den Durchmesser des hellen Bildes des Augenglases ganz genau zu messen.

Dynamik, Lehre von den Kräften, wurde sonst als höhere Mechanik oder derjenige Theil der mechanischen Wissenschaften genommen, welcher die Natur der Bewegungen fester Körper nach ihren Kraftverhältnissen betrachtet. (S. *Mechanik*.) In der Kant'schen Philosophie wird das Dynamische dem Mathematischen entgegengesetzt, und man versteht darunter, was sich bloß mit dem Dasein eines Dinges und den Ursachen desselben, ohne Rücksicht auf seine Größe (in der Anschauung) beschäftigt; oder wobei bloß auf den Grund s. Daseins als qualitative Kraft gesehen wird, z. B. dynamische Verknüpfung (*Synthesis*), welche nicht durch die Anschauung einer gleichartigen Größe, sondern durch ein dynamisches Verhältniß, d. i. ein in den Dingen beruhendes Verhältniß der Inhärenz, Causalität oder Wechselwirkung bestimmt wird; dynamische Gemeinschaft, d. i. Wechselwirkung der Kräfte eines Dinges und gegenseitiger Einfluß, besonders eine Gemeinschaft durch Wirkung in die Ferne. In der Naturwissenschaft setzte Kant die dynamische Ansicht der Natur der atomistischen oder mechanischen entgegen. (S. *Atomen*.) Letztere erklärt Alles aus der Masse, und selbst die Bewegung aus der Undurchdringlichkeit absolut-harter und starrer Grundkörperchen. Dagegen wurde die Kant'sche Lehre von der Causalität aller Bewegung durch ursprüngliche und ausdehnende Kräfte der Materie dynamische Naturlehre genannt. Die dynamische Ansicht vieler neuern Philosophen hat die Masse größtentheils übersehen, und Alles aus bloßen Kräften zusammenstellen wollen. Die wahrhaft dynamische Ansicht, oder ein dynamisches System der Natur verbindet Beides, ungeachtet sie eine Einheit der Kraft und Materie in den Wirkungen der Natur, oder in den Naturerscheinungen anerkennt, als Folge einer bildenden Kraft der Natur, welche in Beziehung auf den thierischen Körper das Lebensprincip heißt. — **Dynamisten** heißen Diejenigen, welche die Erscheinungen aus einem solchen Princip herleiten. Endlich wird in der Naturwissenschaft selbst die dynamische Wirkungsart der Natur, z. B. in Licht und Schall, der mechanischen (durch Berührung) und der chemischen (durch Verbindung und Trennung der Bestandtheile eines Körpers) entgegengesetzt.

Dynast, 1) ein Fürst überhaupt, bei den Alten auch *Despot*; 2) ein Freiherr, Reichsbaron des Mittelalters. Sie stammten zum Theil aus fürstlichen Häusern ab. (S. *Freiherr*.) — **Dynastie**, eine Herrscherfamilie, eine Reihe von Herrschern von einem und demselben Geschlecht, auch die Herrschaft selbst.

G.

G, der 5. Buchstabe des deutschen Abc, unter den Selbstlautern der dritte, bezeichnet in der Musik die dritte diatonische Klangstufe unserer heutigen Tonleiter und macht von C die große Terze aus. In der Solmisation heißt sie *mi* oder *e la mi*. (Vgl. *Ton*, *Tonart*.)